**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
053
TU
V.22 2

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Der Türmer

## Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: J. E. Freiherr von Grotthuß

Zweiundzwanzigster Jahrgang · Band II

(April bis September 1920)

Stuttgart

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer

Digitized by Google

Druck von Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

055
T
Y. 22 P.

# Inhalts-Verzeichnis

## Gedichte


| | Seite |
|---|---|
| Bäte: Theodor Storm | 209 |
| Bergener: Der Kuckuck ruft | 382 |
| Brauer: Aus der Ferne | 125 |
| — Ewiger Frühling | 220 |
| Kiefer-Steffe: Gautama Buddha | 5 |
| v. Münchhausen, Börries: Narben | 24 |
| — Mozartphantasie | 127 |
| — Ein Ziel | 298 |
| Schellenberg: Dereinst | 395 |
| Schulze: Reife | 400 |
| Schulze: Erinnerung | 467 |
| Schwarz: Wir kommen aus dem Dunkel her | 12 |
| — Nun macht das Herze weit | 214 |
| Sturm: Ströme | 105 |
| Tiszmann: Ein zweites | 478 |
| Wolf: Der junge Ritter | 306 |
| Wüstner: Germania | 391 |
| Zimmer: Herbst | 481 |


## Novellen und Skizzen


| | |
|---|---|
| v. Egidy: Das Opfer | 285 |
| Eichberg: Unſ' Flock | 472 |
| v. Engelhardt: Ägyptiſche Bilder | 31 |
| Fleures: Schlüſſelblumenbach | 126 |
| Harms: Such' nur, Jochen Steinfatt | 215 |
| Jungnickel: Ein neues Kirchengebet | 30 |
| Knab: Abend | 307 |
| Lehmann: Goldene Scherben | 460 |
| Reuting: Splitter | 7 |
| Riehl, W. H.: Zeitgemäße Worte | 4 |
| Schmitt: Traum des Herrn Nepomuk Eiſenkraut von der parlamentariſchen Weltregierung | 123 |
| Schwarz: Der Landsknecht . 13. 106. | 197 |
| Stamm: Wagenfahrt | 396 |
| Svenſon-Graner: Das kleine Rad | 383 |


## Aufſätze


| | |
|---|---|
| Badt: Dickens | 246 |
| Bahr: Großdeutſch | 210 |
| Bencke: Der Kampf mit dem Drachen | 405 |
| Bergmann: Die Indiſierung Europas | 8 |
| Bismarck und berufsſtändiſches Parlament | 241 |
| Bley: Kolonialpolitik einſt und jetzt | 128 |
| Blüthgen: Zurück zur Schamhaftigkeit | 118 |
| Böhme: Parodiſtiſcher Unfug | 417 |
| Bruchmüller: Von innen heraus! | 399 |
| Diers: Novellen und Romane | 59 |
| Eſch: Max Klinger | 424 |
| Eſcherich: Kunſt, Kritik und Publikum | 510 |
| Fehſe: Wilhelm Raabe und E. T. A. Hoffmann | 502 |
| Göhler: Muſikverſtändnis als Gemeingut | 256 |
| Gr.: Erſtarrte Gemeinſchaft | 48 |
| — Maßſtäbe literariſcher Kritik | 65 |
| — Die Illuſion von der gebeſſerten Menſchheit | 318 |
| — Deutſche Literatur | 338 |
| v. Grotthuß: Karl Storck † | 245 |
| Grunewald: Paul Gerhardt als Dichter | 146 |
| — Germaniſcher Stil, Gotik, Barock | 339 |
| Hart: Kunſt ohne Ideale | 150 |
| — Vom Ideendrama unſerer Jüngſten | 333 |
| Heyck: Die deutſche Geſchichtskriſe und die Geſundung | 373 |
| Kemp: Der Bilderbühnenbund deutſcher Städte | 232 |


Digitized by Google

| | Seite |
|---|---|
| Klein: Die größte Täuschung | 401 |
| — Die Zwangsvorstellung von der Übervölkerung | 496 |
| Kleinpaul: Gleiche Brüder, gleiche Kappen | 230 |
| Knatz: Hindenburg, der Mensch | 315 |
| Knauer: Lebensdauer, Lebensverjüngung und Tod! | 310 |
| Knötel: Die Piasten — deutschen Geblütes | 240 |
| Kotzde: Einspruch | 156 |
| Kühner: Kultur und Einheitsschule | 25 |
| Küster: Der Kampf mit dem Drachen | 242 |
| L.: Unsere jüngste Dichtung | 418 |
| Lienhard: Karl Storck | 330 |
| — Heiliger Frühling | 468 |
| Ludwig: Was will das werden? | 506 |
| Martell: Goethes Wetzlarer Zeit | 250 |
| Müller: Die Kunst der Griechen | 161 |
| — Griechische Tongefäße | 255 |
| — Paris nach dem Sturze Robespierres | 36 |
| Neumann: Vererbung und Entartung | 40 |
| Pander: Kinokritik | 45 |
| v. Petersdorff: Zwei Weltgeschichten und zwei deutsche Geschichten | 321 |
| Ritter: Tirpitz, Czernin und ihre Monarchen | 42 |
| v. Rosen: Pazifismus und Naturgesetz | 299 |
| S.: „Literarische Feigheit“ | 337 |
| Sannes: Von gesprochener und geschriebener Rede | 55 |
| Sch.: Edelmensch und Triebmensch | 140 |
| — Kinderaussagen | 236 |
| — Exkaiserin Charlotte von Mexiko | 325 |
| — Aus den Tagen der russischen Selbstherrschaft | 407 |
| Schaal: Menschliches und Göttliches | 308 |
| Schäfer: Musikverständnis als Gemeingut | 257 |
| Schellenberg: „Die Brüder Karamasoff“ | 253 |
| — Eine unbekannte Oper | 345 |
| — Schubert, der Melodiker | 426 |
| — Die religiöse Erneuerung | 482 |
| Schröder: Die Geheimnisse der Offenbarung Johannis | 132 |
| Schubert: Reifsein ist alles | 281 |
| Schultheis: Nationale Disziplin | 199 |
| Schütz: Hegel und unsere Zeit | 319 |
| — Eine neue Philosophie der „schöpferischen Vernunft“ | 493 |
| Schwers: Richard Strauß' „Frau ohne Schatten“ | 342 |
| — Das Weimarer 50. Tonkünstlerf. st des Allgem. Deutschen Musikvereins | 515 |
| Seeliger: Aus alten Papieren | 72 |
| Sickel: Vom Erleben | 1 |
| Sorgenfrei: Der selbstgeschriebene Lebenslauf | 148 |
| v. Staël-Holstein: Bei Bismarck | 46 |
| Stein: Was will die Relativitätslehre? | 225 |
| Stolzing: Münchener Kunstausstellung | 421 |
| — Albert von Keller † | 511 |
| Storck: Die weißen Götter | 158 |
| — Nach dem Zusammenbruch | 135 |
| — Raffael | 66 |
| — „Die Göttin der Vernunft“ | 332 |
| Strantz: Nationale volkstümliche Bildung | 499 |
| Stutzer: Ist der unorganische Stoff tot? | 479 |
| v. Wachter: Du sollst nicht töten | 392 |
| Weweler: Kontrapunkt | 166 |
| Widenbauer: Ein gefährlicher Nachbar | 453 |
| Witte: Deutsche Irredenta | 97 |
| Wohlfarth: Tolstoi und Dostojewski | 411 |
| v. Wolzogen: Gedanken über das christliche Glaubensbekenntnis | 221 |
| — Zur Wiederbelebung der „Undine“ Hoffmanns | 420 |
| Wugk: Ketteler | 489 |


## Besprochene Schriften


| | |
|---|---|
| Babillotte: Irrfahrten des Lebens und der Liebe | 59 |
| Bartels: Geschichte der deutschen Literatur | 338 |
| Bergmann: Fichte | 487 |
| Bernhart: Bernhartische und Eckhartische Mystik | 485 |
| v. Brockdorff: Rahel Delbanco | 61 |
| Bussson: „F. A. E.“ | 508 |
| Cartelieri: Grundzüge der Weltgeschichte | 324 |
| Claß: Deutsche Geschichte | 322 |
| Colerus: Antarktis | 509 |
| Czernin: Im Weltkrieg | 42 |
| Delitzsch: Die große Täuschung | 401 |


Digitized by Google

| | Seite |
|---|---|
| Dostojewski: Die Brüder Karamasoff | 252 |
| El Corrêi: Das Haus Moletti-Haupt | 61 |
| Francé: München, die Lebensgesetze einer Stadt | 140 |
| Glass: Die entfesselte Menschheit | 508 |
| Got: L'Allemagne après la débâcle | 135 |
| Göhre: Der unbekannte Gott | 482 |
| Grabmayr: Südtirol | 212 |
| Gunkel: Das Alte Testament im Lichte der modernen Forschung | 402 |
| Grisebach: Wahrheit und Wirklichkeiten | 494 |
| Haas: Michel Blank und seine Liesel | 62 |
| v. Harbou: Legenden | 63 |
| Hasse: Nikolaus von Kues | 486 |
| Havemann: Die Göttin der Vernunft | 332 |
| Heiler: Die Bedeutung der Mystik für die Weltreligionen | 484 |
| Hindenburg: Aus meinem Leben | 315 |
| Huch: Der Sinn der heiligen Schrift | 483 |
| Koepp: Johann Arndt | 486 |
| Komaroff-Kurloff: Das Ende des russischen Kaisertums | 407 |
| Lehmann: Deutsche Frömmigkeit | 486 |
| v. Lettow-Vorbeck: Stockprügel und Savotten | 62 |
| — Heia Safari | 131 |
| — Meine Erinnerungen aus Ostafrika | 131 |
| Lietzmann: Byzantinische Legenden | 484 |
| Lodgman: Deutschböhmen | 212 |
| Lootse: Vom Sinn und Leben | 483 |
| Mulert: Klassiker der Religion | 488 |
| v. Nathusius: Eros | 63 |
| Prilipp: Wahrheitsucher | 59 |
| Rade: Luther | 486 |
| Röttger: Die Flamme | 484 |
| v. Salis: Die Kunst der Griechen | 161 |
| Schauwecker: Der Dolch des Condottiere | 64 |
| — Im Todesrachen | 65 |
| Scheffler: Die Melodie | 483 |
| Schellenberg: Die deutsche Mystik | 484 |
| Schleiermacher: Über die Religion | 487 |
| Schnee: Deutsch-Ostafrika im Weltkriege | 128 |
| Schulze-Smidt: In Marsch und Moor | 63 |
| — Eiserne Zeit | 63 |
| — Bürgermeister Johann Smidt | 64 |
| Spengler: Preußentum und Sozialismus | 318 |
| Stehr: Der Heiligenhof | 60 |
| Stucken: Die weißen Götter | 158 |
| Tirpitz: Erinnerungen | 42 |
| Viebig: Das rote Meer | 507 |
| Vorländer: Unserer Kinder deutsche Geschichte | 323 |
| Weinel: Die Klassiker der Religion | 484 |
| Wirth: Weltgeschichte der Gegenwart | 322 |


## Offene Halle


| | |
|---|---|
| Das Sonnenflecken-Phänomen | 327 |
| Es ist eine Lust zu leben | 243 |
| Gerechtigkeit und Gnade | 49 |
| Nationale volkstümliche Bildung | 499 |
| Physik und Logik | 143 |
| Widerspruch | 409 |


## Literatur


| | |
|---|---|
| Berliner Theaterrundschau: Kunst ohne Ideale | 150 |
| — Vom Ideendrama unserer Jüngsten | 333 |
| Der Bilderbühnenbund deutscher Städte | 232 |
| Der selbstgeschriebene Lebenslauf | 148 |
| Deutsche Literatur | 338 |
| Dickens | 246 |
| Die Brüder Karamasoff | 253 |
| Die Göttin der Vernunft | 332 |
| Die weißen Götter | 158 |
| Einspruch (Änderung der Rechtschreibung) | 156 |
| Goethes Wetzlarer Zeit | 250 |
| Hegel und unsere Zeit | 319 |
| Hindenburg, der Mensch | 315 |
| Kinokritik | 45 |
| Kunst, Kritik und Publikum | 510 |
| „Literarische Feigheit" | 337 |
| Maßstäbe literarischer Kritik | 65 |
| Novellen und Romane | 59 |
| Parodistischer Unfug | 417 |
| Paul Gerhardt als Dichter | 146 |
| Storck, Karl | 330 |
| Tolstoi und Dostojewski | 411 |
| Unsere jüngste Dichtung | 418 |


Digitized by Google

| | Seite |
|---|---|
| Von gesprochener und geschriebener Rede | 55 |
| Was will das werden? | 506 |
| Wilhelm Raabe und E. T. A. Hoffmann | 502 |
| Zwei Weltgeschichten und zwei deutsche Geschichten | 321 |


## Bildende Kunst


| | |
|---|---|
| Albert von Keller † | 511 |
| Der Bilderbühnenbund deutscher Städte | 232 |
| Die Kunst der Griechen | 161 |
| Germanischer Stil, Gotik und Barock | 339 |
| Griechische Tongefäße | 255 |
| Max Klinger † | 424 |
| Münchener Kunstausstellung | 421 |
| Raffael | 66 |


## Musik


| | |
|---|---|
| Aus alten Papieren | 72 |
| Das Weimarer 50. Tonkünstlerfest des Allgemeinen Deutschen Musikvereins | 502 |
| Eine unbekannte Oper (Hoffmanns „Undine") | 345 |
| Kontrapunkt | 166 |
| Musikverständnis als Gemeingut | 256 |
| Richard Strauß' „Frau ohne Schatten" | 342 |
| Schubert, der Melodiker | 426 |
| Storck, Karl | 330 |
| Zur Wiederbelebung der „Undine" Hoffmanns | 420 |


## Türmers Tagebuch


| | |
|---|---|
| Der Putsch — Wie er zusammenbrach — Diktatur des Proletariats — Wie der Türmer es sieht | 75 |
| Sumpfblüte — Die Kapp-Lüge — Das Schreckbild der Berliner Knute — Der Zusammenbruch des Parlamentarismus in Deutschland — Heraus aus dem Sumpf | 175 |
| Monarchie und Monarchisten — Der parlamentarische Parteistaat — Gegen den „inneren Feind" — Sozialdemokratie im demokratischen Spiegel — Prahlerische Bettler! — „Auf den Boden der Tatsachen stellen?" | 261 |
| Die Demokratie der Zahl — Reifes Volk und Zuchthausrepublik — Industrieproletariat und Absonderungsbestrebungen — Demokratische Diktatur im Bildungswesen | 349 |
| Spa – „eine fürchterliche Lebensgefahr" — Irrealer Verständigungswille — Ekel vor dem eigenen Volke — Lenin vor den Toren — Was der Bolschewismus in Wirklichkeit bedeutet — Lichtlein in der Finsternis — Wiedergutmachung auch uns! | 429 |
| Eine Idiotenanstalt — Die Revolution der Niedrigen — Der Baalstaumel der breiten Schichten — Der Großschieber und der Verzweifelte — Die Verwechslung von Rußland und Bolschewismus, Bela Khun Diktator Deutschlands, Pax britannica | 519 |


## Auf der Warte


| | |
|---|---|
| Amtliche Schieber | 531 |
| Antisemitisches Saltomortale | 447 |
| Arbeiten ist strafbar | 191 |
| Auch Deutsche! | 280 |
| Ausbeutung | 367 |
| Aus der Denkmaschine eines Engländers | 532 |


Digitized by Google

| | Seite |
|---|---|
| Aus der Luderwirtschaft der „freien Volksregierung“ | 278 |
| Aus Feigheit geopfert! | 273 |
| Auslandfilms made in Germany | 371 |
| Bevorzugte Schundliteratur, Die | 372 |
| Das Ergebnis des englisch-französischen „Konflikts“ | 189 |
| Das Verbrechen | 369 |
| Das Zusammenschrumpfen der Erde | 371 |
| Demokratie ohne geistige Grundlage | 187 |
| Den englischen Genossen zu hündisch! | 444 |
| Den Hals selbst auf den Block gelegt! | 358 |
| Der besteuerte Mieter | 191 |
| Der Dank | 189 |
| Der deutsche Gedanke? | 278 |
| Der Fall Hänisch | 274 |
| Der gereinigte Shakespeare | 534 |
| Der Graf im Bart | 365 |
| Der Kampf gegen die Natur | 358 |
| Der wahre Sozialismus | 359 |
| Deutschen-Ekel, nicht Deutschen-Haß | 362 |
| Deutschland wie Irland | 445 |
| Diebstahl ist erlaubt | 95 |
| Die Dummheit der Mehrheitssozialisten | 357 |
| Die Flucht in das besetzte Gebiet | 188 |
| Die guten Proletariergroschen | 280 |
| Die Hundepeitsche — das Mittel, mit den Deutschen zu verkehren | 279 |
| Die Parias der demokratischen Republik | 370 |
| Die Schande | 530 |
| Die Synode unter jüdischer Kontrolle? | 190 |
| Die verbotenen „Großen“ | 447 |
| „Diktatur des Proletariats“ | 361 |
| 1300 Mark Monatslohn für Müllkutscher | 191 |
| Ein Prophet | 533 |
| Erzberger und der Friede | 275 |
| Fälscherblatt, Das | 93 |
| Fernsprecher als Luxusgegenstand, Der | 192 |
| Freie Bahn dem Tüchtigen | 368 |
| Geistige und körperliche Arbeit | 449 |
| Glückwünsche | 87 |
| Goethe und Frankreich | 278 |
| Götzen des souveränen Volkes, Die | 446 |
| Harden-Bildnis, Ein | 95 |
| Heil dir im Siegerkranz! | 86 |
| Juden im Heere, Die | 93 |
| Kannibalenwirtschaft | 360 |
| Kindliche politische Einstellung | 276 |
| Kein Vertrauen mehr zum deutschen Arbeiter! | 364 |
| Komische byzantinische Narren | 444 |
| Kopfkultur | 94 |
| Kopp, Cohn & Co. | 277 |
| Lache, Bajazzo! | 529 |
| Märztage in Stuttgart, Die | 88 |
| Morgenwitterung | 89 |
| Musjöh Poincaree und Schiller | 363 |
| Nachtsitzung, Eine | 87 |
| Neues Vaterland | 367 |
| Niedergang des Parlamentarismus | 276 |
| Ostjuden-Einfuhr | 446 |
| Prag in Berlin | 531 |
| Proletarierführer als Kapitalisten | 90 |
| Proletariergefühl | 366 |
| R. F. | 187 |
| Regieren gegen die Gebildeten | 273 |
| Reichsschulkonferenz, Die | 450 |
| Reinhardt | 534 |
| Romain Rolland und die Deutschen | 370 |
| Rote Arme, Die | 88 |
| Rote Reaktion, Die | 185 |
| Schablonen, Dogmen und Attrappen | 364 |
| Schande | 451 |
| Schleswig | 86 |
| Schnapphähne | 191 |
| Selbstverachtung | 369 |
| Senegalneger im Goethehause | 188 |
| Siebzigste Geburtstag des Präsidenten Masaryk und Deutsch-Österreichs Staatskanzler, Der | 89 |
| Solche Dinge machen wir nicht! | 275 |
| Steuerabzug und Arbeiterschaft | 532 |
| Technische Nothilfe | 92 |
| Theorie und Praxis | 92 |
| Trotz — | 96 |
| Unabhängige Stiefellecker | 368 |
| Unterstützt die deutsche Auslandspresse | 360 |
| Von Ems nach Spaa | 363 |
| Von Heine auf Kuttner | 279 |
| Vorspanndienste für die eigene Versklavung | 448 |
| Wahl-Irrtum | 452 |
| Wegen Papiermangels | 368 |
| Wenn —! | 365 |
| Wie Gesetze entstehen | 190 |
| Woran liegt es? | 91 |
| Zweierlei Maß | 361 |


Digitized by Google

## Kunstbeilagen und Illustrationen


| | Heft | | Heft |
|---|---|---|---|
| Gärtner: Müde Frauen . . . . . | 10 | König: Abendstimmung . . . . . | 12 |
| — Die große Garbe . . . . . | 11 | Raffael: Selbstbildnis . . . . . | 7 |
| Hildenbrand: Schreitender Frühling . | 8 | — Die heilige Cäcilie . . . . . | 7 |
| — Madonna auf der Brücke . . . . | 8 | Storck, Dr. Karl . . . . . | 10 |
| Klinger: Beethoven . . . . . | 11 | Volborth: Bei Altdamm . . . . . | 9 |


## Eingesandte neue Schriftwerke

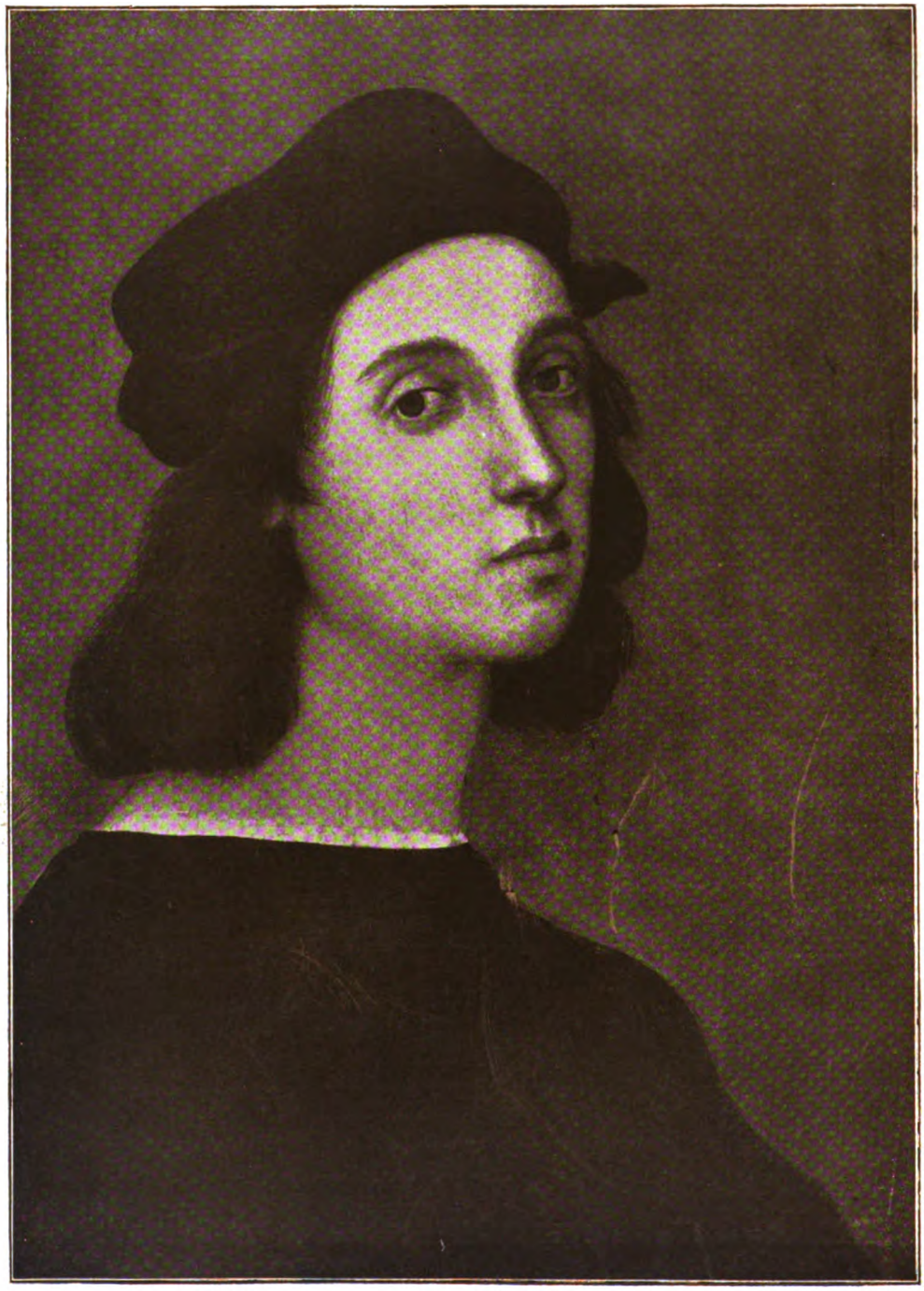
Auf den Beilagen.

## Briefe

Auf den Beilagen.

Digitized by Google

Digitized by Google



Selbſtbildnis

Raffael

Beilage zum Türmer

Digitized by Google

# Der Türmer

Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss

22. Jahrg. April 1920 Heft 7


## Vom Erleben

### Von Paul Sickel

In wissenschaftlichen wie in unterhaltenden Schriften begegnet man neuerdings immer häufiger dem Worte „Erlebnis". Ja es scheint, daß der Begriff des Erlebens zu einem Modewort unserer Zeit geworden ist. Man spricht vom Erleben der Natur und der Kunst, vom Erleben Gottes und fordert sogar statt der bisherigen Lernschule eine Schule des Erlebens. Wie alle Schlagwörter ist auch dieses vieldeutig und unbestimmt, darum aber nicht weniger wirkungsvoll. Mögen nun auch viele, die solche Modeausdrücke im Munde oder in der Feder führen, sich über ihre tiefere Bedeutung kaum Rechenschaft geben, so liegt ihnen doch immer ein wenigstens dunkel geahntes Bedürfnis, ein Sehnen der Zeit zugrunde. Als vor etwa 150 Jahren alle Welt begeistert in Rousseaus Ruf „Zurück zur Natur" einstimmte, waren sich die meisten Menschen, ja selbst der Urheber des Wortes, durchaus nicht klar darüber, was denn die „Natur" sei, zu der man zurück wollte. Wohl aber lebte in allen das Bewußtsein eines Druckes, von dem man loszukommen suchte, nämlich das Gefühl der „Unnatur", die im Gefolge der überfeinerten, verschnörkelten Rokokokultur alles ursprüngliche Leben übersponnen hatte. Sollte nicht auch hinter dem Worte vom Erleben ein solches Sehnen nach einer Erneuerung und Umwandlung unseres gegenwärtigen Daseins stecken?

Wenn wir Leben und Erlebnis in einer anderen Form erstreben, als unser Alltag es jetzt gewährt, so muß es wohl etwas Lebensfeindliches, etwas das wahre,



Digitized by Google

echte Leben Schädigendes sein, unter dem die Menschheit leidet, und was sie überwinden möchte. Wer den leisen Pulsschlag der Zeit aus dem übertönenden Lärm des Weltgeschehens herauszuhören vermag, wird nicht zweifelhaft sein, was dieses Lebensfremde ist.

Es scheint eine notwendige Folge alles Kulturstrebens zu sein, daß es jeweils immer wieder über die bewußt erstrebten Ziele hinausgedrängt wird und unabsichtliche Nebenwirkungen zeitigt, die das Innerste und Wertvollste im Menschen zu verkümmern drohen. Die volkstümliche Weisheit, daß jedes Ding seine zwei Seiten habe, findet ihre Bestätigung bei allen großen Errungenschaften menschlicher Arbeit. Alle Kultur führt zu Über- und Unkultur. Der Mensch des 20. Jahrhunderts leidet unter den Fortschritten, auf die das vergangene Jahrhundert so stolz war. Welches waren diese Fortschritte? Man kann sie wohl unter zwei Hauptbegriffe bringen: die zunehmende Beherrschung aller Lebensgebiete durch die Wissenschaft und die ungeheure Vermehrung der Arbeitsleistung, besonders auf technischem Gebiete. Bei aller Bewunderung für die beispiellose äußere Entwicklung gerade unseres Vaterlandes hat es auf die Dauer nicht verborgen bleiben können, daß wertvolle Triebe unseres Seelenlebens dabei zu kurz kamen; und dieses Gefühl, das dumpf in den Massen brütete, klarer nur in Einzelnen und Einsamen heraufdämmerte, ist es, das sich in jenem Verlangen nach echtem, tiefem Leben und Erleben ausdrückt.

Daß einseitiger Erkenntnisdrang um die Früchte des Daseins betrügt, ist ein uralte Erfahrung der Menschheit, liegt sie doch schon der Erzählung vom Paradiesesbaume zugrunde. Unsere Zeit empfindet es besonders schmerzlich, daß unter allem Denken, unter aller verstandesmäßigen Regelung das natürliche Leben erstickt. Man hat das Gefühl, als ob die Gedanken mit ihrer kalten Blässe und nüchternen Verständigkeit sich zwischen uns und die Dinge drängten: Wir denken mehr als daß wir erleben. — Und ähnlich steht es mit dem Fortschritt der Technik. Wie wenn der Mensch einen Wettbewerb mit den Kräften des Dampfes und der Elektrizität aufgenommen habe, so hat er seine Arbeitsenergie gegen früher gesteigert. Und das nicht nur auf den Gebieten der Technik und Industrie. Eine fieberhafte Eile treibt unser Schaffen rastlos, ohne Ruhepunkt weiter. Höchstleistung ist Trumpf. Und der „Leistungsmensch" ist eigentlich erst dann zufrieden, wenn er sich überanstrengt hat. Ein erhöhtes Lebenstempo reißt uns blindlings mit fort. Rechnete der frühere Mensch — und heute noch der Bewohner des stadtfernen Landes — nach Tageszeiten und höchstens Stunden, so peitschen den Großstädter, den Industrie- und Handelsmenschen die Minuten vorwärts zu sinnlosem Laufe. Aber bei aller Befriedigung, die geleistete Arbeit und Überwindung von Schwierigkeiten für den Augenblick gewähren kann, erwachte auch hier das Gefühl, daß diese Arbeit unsere Seelen knechtet, daß wir in Gefahr kommen zu Maschinen zu werden. Gewiß ist Leben Tätigkeit, aber doch nur so lange, als das Lebendige d. h. der Geist die Arbeit beherrscht und nicht von ihr erdrückt wird.

Wenn wir so deutlich genug erkennen, was wir in unserem gegenwärtigen Dasein vermissen, sollte es dann nicht auch möglich sein, das wahre Erleben, nach dem unsere Seele verlangt, näher zu deuten? Offenbar ist es ein Leben, das nicht

Digitized by Google

ganz der Herrschaft der Ideen und Begriffe und der verstandesmäßigen Regelung ausgeliefert ist, ein Leben, das sich nicht an die Hast unpersönlicher Arbeit verliert. Was wir im Innersten ersehnen, ist die unmittelbare, ruhevolle Hingabe an die Wirklichkeit. Aber doch nicht nur solche passive Hingabe, sondern darüber hinaus ein geistiges Verarbeiten, in dem sich unser ganz persönliches Seelenleben mit dem Gegenstande des Erlebnisses durchdringt. Wahres Erleben ist ebenso unmöglich, wo die Seele sich — in bloßer Zerstreuung — an die Außendinge verliert, wie dort, wo sie in starrer Selbstbegrenzung sich dem Eindruck nicht hingeben kann. Es gilt hier das Goethewort: „Wo Objekt und Subjekt sich berühren, da ist Leben." Echtes Erleben beglückt durch das schöne Gleichmaß des Empfangens und des eigenen Schaffens. Es ist eine lebhafte und doch nicht unruhige, rhythmische Schwingung unseres inneren Menschen. Am reinsten genießt es der künstlerisch begabte Mensch. Wen der Beruf an eine Tätigkeit fesselt, die vorwiegend auf praktische Ziele gerichtet ist und den Geist in enge schematische Bahnen zwängt, der wird leicht die Fähigkeit ursprünglichen Erlebens verlieren. Aber auch er kann, wenn ein bedeutender Eindruck ihn im Augenblick seelischer Bewegtheit trifft, ein Erlebnis haben, das ihn über die Plattheit der Alltagsgedanken weit emporhebt. Auch ihm vermag ein einziger Blick in die strahlende Winternacht zum ahnenden Schauen der Unendlichkeit zu werden. Oder er erfährt vielleicht beim Tode eines geliebten Menschen Stimmungen, aus denen ihm eine ganz neue Lebensanschauung emporquillt, wie es so wirkungsvoll Gerhart Hauptmann im Michael Kramer geschildert hat, wo der Vater an der Bahre seines sittlich mißratenen Sohnes innerlich vollkommen umgewandelt wird.

Eine eigenartige Fügung des Geschickes hat es gewollt, daß die heutige Menschheit, die nach tieferen Erlebnissen geradezu dürstete, Zeuge weltgeschichtlicher Ereignisse von unerhörter Wucht werden sollte. Zwar weist der frühere Verlauf der „Weltgeschichte" (wie wir mit einer gewissen Überhebung sagen) Begebenheiten auf, deren umwälzende Wirkung vielleicht noch größer war. Aber niemals war doch die Menschheit als Ganzes und wiederum auch jeder einzelne so sehr in Mitleidenschaft gezogen wie heute, wo die düsteren Schatten feindseligen Hasses und grauser Vernichtung in die einsame Hütte des Urwaldes wie in den üppigen Palast der Weltstadt fallen. Begreifen und verstehen können wir das Geschehen der Gegenwart nicht; dazu sind wir zu sehr als Handelnde und Leidende mit ihm verwoben. Einem kommenden Geschlechte ist es vorbehalten, Ursachen und Gang der Ereignisse objektiv historisch zu deuten. Uns bleibt nur das Erleben mit seinen wehevollen Erschütterungen und seiner läuternden Seelenerhebung. Aber wer in stiller Stunde dem nachsinnt, was alles seit jenen Sommertagen von 1914 über uns gekommen ist, der mag selbst daran zweifeln, ob jenes eindringende Erleben, wie es eben gekennzeichnet wurde, hier möglich sei, ein Erleben, das der überwältigenden Größe und Furchtbarkeit des Geschehenen einigermaßen gerecht wird. Vielleicht daß auch das Erleben des übermenschlich Großen sich allmählich in dem Seelenleben der Menschheit entwickeln muß und es erst der Zukunft gelingen wird, das in seiner ganzen Fülle und Schwere zu empfinden und auszusprechen, was uns wie ein unentwirrbares Gewebe von Sinn und Widersinn anmutet. Und so wäre es

Digitized by Google

wohl auch unbillig, von der jetzigen Kunst Werke zu erwarten, wo das Unbegreifliche zum künstlerischen Ereignis geworden wäre.

Wer an die großen Deutschen des vorigen Jahrhunderts zurückdenkt, dem muß es auffallen, wie viele von ihnen das Licht der Welt gerade in der Zeit erblickt haben, als der politische Niedergang und Aufschwung unseres Volkes vor hundert Jahren eine hohe Welle nationaler Kraftentfaltung und Begeisterung emportrieb. Sollte dies reiner Zufall sein? Und könnte nicht auch aus der seelischen Hochspannung unserer Tage der Genius geboren werden, der dereinst die Summe der Erfahrungen aus diesem Weltenschicksal ziehen wird? Der das, was uns zum Teil noch ein Äußeres, weil weder wissenschaftlich Begriffenes noch voll Erlebtes, bleiben muß, zu inneren Seelenwerten umbildet? Vielleicht erscheint dann neben dem künstlerischen Genius auch der soziale Erlöser, nach dem die Menschheit schreit!

# Zeitgemäße Worte · Von W. H. Riehl

(1861)

Unsere Gesellschaft ist ein Neubau mit vielen Überresten eines alten Baues, die man nicht beliebig herausbrechen kann, ohne das Ganze umzustürzen. Die Wissenschaft kann reinen Tisch machen, das Leben tut dies niemals. Es läßt das Neue aus dem Alten erwachsen, und bis alles Alte überwunden ist, beginnt das Neue selbst schon wieder zu veralten, um einem Neueren ebenso allmählich und in langsam und stückweise sich lösender Verbindung Platz zu machen. Das ist das große und notwendige historische Gesetz vom steten Ineinandergreifen der Vergangenheit und Gegenwart, dem auch der radikalste Neuerer sich beugen muß.

* * *

Wenn man unseren Proletariern in aufgeregten Tagen von der Ehre jeglicher Arbeit predigte, dann wollten sie allemal diese Ehre gleich für sich mit Händen greifen und meinten, daß man Geistesarbeit höher lohne als Handarbeit, das sei auch eine Arbeitsehre, die man ihnen entrissen, und daß die Genüsse des Lebens ungleich ausgeteilt sind in der Gesellschaft, das sei ein Betrug, den man an ihnen und ihren Rechten als Arbeitern begänge.

* * *

Die reine Geistesarbeit unterliegt eigentümlichen Gesetzen. Vom gemeinen Manne unverstanden, vom sozialistischen Theoretiker mißverstanden, vom positiven Wirtschaftslehrer nicht beiseite geschoben, ist diese reine Geistesarbeit dennoch der Sauerteig, welcher unsere moderne Gesellschaft am kräftigsten in Gärung setzt.

* * *

Alle neueren Revolutionen förderten während der ganzen Dauer der Unruhen eine merkwürdige Begriffsverwirrung über die einfachsten wirtschaftlichen Tatsachen und Gesetze.

Digitized by Google

# Gautama Buddha

## Von Margarete Kiefer-Steffe

Er wachte auf, als ihn der Mondschein traf.
Vom elfenbeinverzierten Ebenholz
Des Lagers glitten rieselnd Seidendecken,
Als er mit einem Schwunge aufrecht saß.
Was willst du? rief er laut, noch aus dem Traum,
Und schrak vor seiner Stimme jäh zusammen
Und sah sich um im hohen Schlafgemach
Fremd und erstaunt! Da lagen auf den Stufen
Von Marmor, die zum goldnen Gitter führten,
Entblößten Leibes junge Tänzerinnen,
Auch Sängerinnen neben ihren Lauten.

Der Mond warf einen unbarmherzigen Schein,
Ein totes Licht über erschlaffte Wangen,
Verwirrte Haare und verbogene Glieder.
Was wollen, zürnt er, all die fremden Menschen?
Da fiel's ihm ein: sein junges Weib lag krank,
Doch schon genesend, seinen Sohn im Arme,
Im fernen Zimmer. Und nach alter Sitte
Kamen die schönen, leichtbeschwingten Kinder,
Die Zeit ihm kürzend jener langen Nächte,
Da ihm die Liebste nicht im Arme schlief,
Und waren, wie er selbst, endlich entschlafen,
Nicht schön mehr, ach, und nicht mehr leichtbeschwingt.

Noch immer starrt er auf die fahlen Leiber,
Die sich, als ob der Mondschein zu Gespenstern
Sie hexte, wie in bösen Träumen wanden,
Mit Zähneknirschen, Seufzen, dumpfem Stöhnen.

Wer seid denn ihr? Mein Gott — wer bin denn ich?
Und wie ein Schmerz, der uns im Schlummer läßt
Und im Erwachen heftiger wieder einsetzt,
Das tiefste Mark, die feinsten Nerven treffend,
Sticht ihm ins Hirn das, was er gestern sah —
Aufstöhnend birgt er in der Hand die Stirne:
Der Totenzug! Das gelbe Wachsgesicht,
Das flink die Träger unter Decken bargen,
Als sie den Herrn am Gartenzaun gewahrten,
Dem man verschwieg, daß Tod und Siechtum sei!

Digitized by Google

Im Paradiese war er aufgewachsen,
In Blütenheiterkeit, in Tanz und Lachen!
Und wenn ein quälend Ahnen aus ihm fragte,
So kosten erst der Mutter leichte Hände,
Dann der Geliebten rosenfeine Finger
Die Wolkenschatten von der jungen Stirn:
Wir leben und wir blühn! Du lebst und blühst!
Die Erde ist ein bunter Garten Gottes,
Du, unser Kleinod, Gottes liebstes Kind!
Und nun — ein Blitzschlag war's, er wußte alles!
Mit einer Wucht, die jede Wand durchschlug,
Fuhr er vom Paradiese in die Hölle!
Der Tote dort bist du — du, wie dein Weib!
Du stirbst! Du stirbst! Wenn heute nicht, dann morgen!
Verkrampft in sich, wehrt er dem giftigen Dolche,
Der immer wieder ihm zu Herzen zielt:
Du stirbst, du stirbst! Du bist so gut als tot!
Blind, taub und fühllos wird man deinen Leib
Aus deines Schlosses schönen Hallen tragen!
Aus deines Schlosses! Bittrer Hohn und Spott!
Nichts ist dein eigen! Nicht die Perlenkette
Am Halse, nicht dein Weib, dein junges Knäblein,
Laß los! Auf deine Finger schlägt der Tod!

So saß er lange, stundenlang im Mondlicht. —
Dann stand er auf, kaum wissend, wacht er, träumt er —
Doch wissend, daß er tun muß, was er tut.
Er hob die bräunlichen, mit Perlenketten
Geschmückten Füße, schlich sich durch die Halle,
Stieg über Marmortreppen, schritt durch Gänge,
In die der Mondschein Muster dunkler Spitzen,
Des edlen Marmorzierats Schatten, warf,
Und stand im Schlafgemache der Prinzessin.

Die lag, das winzige Geschöpf am Busen,
Zartfarbnen Angesichtes in den Kissen,
In weißer Seide, eine dunkle Flechte
Hold um das schlanke Hälschen vorgebauscht.
Er sah sie an und weinte. Liebste! Süße!
Ach, ihr seid sterblich! Unter Blut und Qualen
Geboren, andern Blut und Qual zu schenken
Und immer weiter die Gespensterlast
Des Seins zu schleppen, die ich nicht mehr trage,
Weil ich sie weiß! Der Wissende verschmäht.

Digitized by Google

Schlaft, ſchlaft und träumt! Vergeßt! Es iſt euch gut
Und iſt's Euch nicht gut — könnt ihr nicht vergeſſen,
So werdet ihr die Wege ſuchen müſſen,
Die ich ſeit dieſer Stunde wandern muß!
Ganz leiſe beugt er ſich und küßt die Decke,
Die ihrer kleinen Füße Form verrät.

Als er zur ſchöngeſchnitzten Türe ſtrebte,
Geſchmeidig wie ein Tiger, jung und herrlich,
Greinte das Kind ein wenig, und die Mutter
Streichelt ſein Köpfchen, flüſtert leiſe Worte.

Er aber floh. Stand unterm Sternenhimmel
Im Zaubergarten, wo die Mangobäume
Mit Silberpfeilen in die Nachtluft ſchoſſen,
Und ſtieß die Schönheit von ſich, wie die Decken
Des ſeidnen Lagers! Warf, ein nackter Schwimmer,
Die Kleider alles Wollens und Begehrens
Weit hinter ſich und ſprang geſchloßnen Auges
Ins eiſig-kalte, ewig-dunkle Meer!

## Splitter · Von F. Reuting

Das Kind ſtößt ſich an der Tiſchkante. Gleich verzieht ſich ſein Geſicht zum Weinen. Aber ſchnell ſpringt die Mutter herzu: „Ei," ſagt ſie, „war das der Kopf oder der Tiſch? Natürlich der Tiſch, Schläge muß er haben!"

Das Kind ſchlägt den Tiſch und ſagt unter Lachen: „Au, meine Hand!"

* * *

Daß wir ſchließlich unſere Läden ſchließen, verzeihen uns die am ſchwerſten, die gewohnt waren, uns Steine ins Fenſter zu werfen.

* * *

„Wenn ich einmal tot bin" — das ſagt jeder mit einer Selbſtverſtändlichkeit, als ob er — ſterben müſſe? nein, als ob er ſeinen Tod erlebe.

Digitized by Google

# Die Indisierung Europas

## Von Prof. Ernst Bergmann

Immer näher kommt die indische Seele zu uns. Durch den Mund Schopenhauers und der Romantik hat das Abendland die erste schüchterne Zwiesprache mit ihr gehalten. Im unromantischen 19. Jahrhundert unterbrach der Positivismus und Materialismus des naturwissenschaftlich orientierten Denkens eine Zeitlang das Interesse an der Weisheit der Inder. Gerade die Wissenschaft aber wandte sich dann der Erforschung des indischen Schrifttums zu. Die heiligen Bücher des Ostens begannen zu reden. Paul Deussen interpretierte uns ihre Philosophie. Immer deutlicher verspürt heute die abendländische Seele den Duft der Blume Indiens. Immer größer wird die Zahl derer, die hinhorchen. Buddhismus und Theosophie dringen bei uns ein und blühen mächtig. Indische Dichter werden preisgekrönt, die indischen Erlösungslehren studiert. Gierig greift das Deutschland von 1920 nach dem „Reisetagebuch" des Philosophen Keyserling und wandert mit ihm im Geist durch die Tempelhallen von Madura und Benares, durch dieses ungeheure, bis zum Himalaja hin von Glocken klingende Land, das ein Deutscher so bald nicht in Wirklichkeit wieder betreten wird. Und nicht nur Deutschland, das ganze Abendland, angeblich im Begriff unterzugehen, lauscht den Schritten der östlichen Heilande. Wollen wir wieder romantisch werden? Sind wir müde der Spencer und Haeckel? So viel ist sicher: unsere Seele hungert nach Speise.

Und von drüben gesehen? Jahrhundertelang ging der Strom der christlichen Missionare nach Indien, das Neue Testament zu verkünden. Der Erfolg war erschütternd gering. Nach der letzten Volkszählung im Jahre 1911 gab es in Indien von 315 Millionen Einwohnern 3,57 Millionen eingeborene Christen. Welch ein Strom von Kraft, der sich in die indischen Urwälder ergoß, um dort anscheinend spurlos zu verschwinden! Christus wollte Buddha besiegen, Europa den Himalaja. Liegt das Ziel der Christianisierung Indiens überhaupt im Bereich des Möglichen? Heute werden wir von Indien aus entdeckt. Es ist nicht unwesentlich für den indischen Geist, auch zu wissen, was Plato, Christus und Kant gelehrt haben. Spielerei? Doch nicht ganz. Der Ceylonese Ramanadhan veröffentlicht ein Buch: „The culture of the Soul among Western Nations". Er gibt der Christenheit darin den guten Rat, sich Lehrer aus Indien kommen zu lassen, um sich von ihnen in das Verständnis des Neuen Testaments einführen zu lassen. Der fromme Inder verehrt nämlich den Nazarener. Das Neue Testament ist ihm ein teures Buch. Ja, er ist von seiner Wahrheit überzeugt. Aber Europa versteht es falsch. Es hat das Evangelium dogmatisiert. Es hat den ewigen Christus mit dem Buchstaben totgeschlagen. Daher starb Christus kurz nach dem Mittelalter aus. Darum haben wir Heutigen kein lebendiges Christentum mehr. Ramanadhan möchte Christus wieder auferwecken, wie schon Novalis wollte. Es gilt dort anzuknüpfen, wo die Gnostiker stehen geblieben waren. Er will das Neue Testament auslegen,

Digitized by Google

d. h. bei ihm indisieren. Er kann das, denn er ist undogmatisch, freiphilosophisch wie alle Inder, ein wenig Synkretist. So deutet er den Karmagedanken, die Seelenwanderungslehre hinein, die es im Neuen Testament nicht gibt. Mir scheint diese Umdeutung unstatthaft, weil sie das Neue Testament um seine Eigenart bringt; ebenso unstatthaft wie der Versuch, dem Volk der Inder eine fertige Religion aufzuzwingen, die nicht bei ihm gewachsen ist und die niemals dort gedeihen kann. Als hätten die Religionen kein Klima! Paßt denn der Buddhismus nach Europa? So wenig wie das Neue Testament nach Indien. Oder die Eigenart beider wird preisgegeben. Gehen wir der Sache auf den Grund.

Das Wesen des Indertums ist Kultur der Seele. Die Seele ist das All des Inders, das einzige wirkliche Sein, das er kennt. Alles indische Denken ist Denken über die Seele und ihr Schicksal. Die Seele ist Indiens Gott. Die Seele ist auch Indiens Welt. Der Inder ist Monist der Seele. Vor der Gottseele verblaßt alles. Zunächst die Welt. Sie ist verachtet, verflucht. Ist sie doch ein Hindernis der Vollendung. Sodann und noch mehr der Körper, dasjenige Stück Welt, das der Seele am nächsten steht. Könnte sie doch von ihm los, seine Fesseln zerreißen, sich freimachen für alle Zeiten von diesem finsteren, unheimlichen Begleiter ihrer Weltwanderschaft! Ein Sprung von diesem Felsen macht dich frei! O nein! Die Seele würde wieder erscheinen, auf einem Körper segelnd, gebunden an ihn. Nur ein philosophischer Akt kann Erlösung bringen.

So wird alle indische Lehre Erlösungslehre, Lehre von den Mitteln und Wegen endgültiger Befreiung der Seele vom Leib. So am deutlichsten im achtgliedrigen Yogaweg, den Buddha übernimmt. Durch körperliche Übungen soll die Macht des Körpers über die Seele gebrochen werden. Gehe in die Einsamkeit und setze dich unter den heiligen Baum, damit die Welt nicht mehr an deiner Seele vorüberwandern kann. Setze dich nach den Regeln des Systems, damit der Körper ruht und die Seele frei wird. Atme nach den Regeln des Systems ein und aus, ziehe die Sinnesorgane ein, wende sie gleichsam nach innen, weg von der Welt. Blende die Welt ab durch Beseitigung der Sinneswahrnehmung. Beginne dich zu versenken, indem du sprichst: „Om bhuh; om bhuvah; om svah; om mahah; om janah; om tapah; om satyam“ usw. Eine ausgebildete Technik zur Stillegung des Leibes, zur Herbeiführung der Kontemplation. Ergebnis: die Seele ist frei, sie schwebt, atmet. Die Welt stört nicht mehr in sie hinein. Zuletzt erfolgt der Samadhi, die Erleuchtung, Verzückung, mystische Schauung, süßestes seelisches Kosten, berauschtes Schwelgen der Gottseele in sich. Vedantaphilosophie ist Lehre vom erlösenden Wissen. Plötzlich bricht es hervor, intuitiv. Die Vedantalehre gibt Ratschläge zur Beschleunigung des Hervorbrechens des erlösenden Wissens. „Wie lange werde ich lernen müssen, Meister, bis der Samadhi kommt?“ — „Ziehe in mein Haus und lebe dort dreißig Jahre!“ Zeit spielt keine Rolle. Der Inder braucht keine Uhr. Das Erdenleben ist ja nur eine Sekunde seines ewigen Seins. Er wird ja wiedergeboren. Gebet, Andacht, Kontemplation, seelisches Erlebnis ist der Sinn seines Seins. Und der Buddhismus eine natürliche Weiterbildung des Brahmanismus. Höchstes seelisches Sein ist das Erlebnis seelischen Erlöschens, eines Nichtmehrseins (im niederen Sinne).

Digitized by Google

Die Folge einer solchen ungeheuer gesteigerten Kultur der Seele ist Vernachlässigung des Körpers. Mag er doch verwesen, er ist ja nur eine Hemmung, ein Hindernis meines Glücks. Körperpflege ist dem echten Inder unbekannt. Den Körper bekleiden, wozu? Brandmarke ihn lieber, damit ein jeder seinen Unwert erkenne. Im 7. Jahrhundert sah ein chinesischer Reisender in Benares 10 000 von der sivaitischen Sekte, die nackt gingen, das Haar in Knoten gebunden, mit heiliger Asche beschmiert. Nichtstuend lagen sie in den Tempeln umher.

Paßt eine solche Kultur für den Abendländer? Der Europäer pflegt seinen Körper, der Amerikaner noch mehr. Je weiter nach Westen, desto wertvoller wird der Körper. Er ist ein unentbehrliches Instrument zur Erreichung unserer Zwecke der Erdbewältigung. Wir Abendländer glauben nicht an die Seelenwanderung. Wir leben nur einmal. Und wir wollen möglichst lange leben, möglichst viel Welt ergreifen, materiell und geistig. Ein Blumendasein können wir nicht führen. Wir sind keine Vegetabilien wie der Inder. Unser Klima ist rauh. Es bedarf einer Behausung zum Schutz gegen die Witterung. Sie zu errichten kostet Mühe und Arbeit. Das Klima erzieht den Nordländer zur Arbeit. Die Kargheit des Bodens formte seine Weltanschauung. Wir haben eine Religion der Arbeit.

Die Indisierung Europas ist ein Unding. Sie wird niemals gelingen, so wenig wie die Christianisierung Indiens. Von indischer Weisheit können wir lernen. Kultur der Seele brauchen wir, dringend. Sie fehlt uns, denn wir sind einseitig Intellekt. Die indische Seele kann uns in vielem vorbildlich sein, in ihrer Tiefe, ihrem Ernst, ihrem Adel und in ihrer Toleranz. Aber nicht in ihrer Passivität, ihrer Willenlosigkeit, ihrem Sich-treiben-lassen. Im Buddhismus ist diese Passivität am schlimmsten. Unter dem Tropengürtel, in Ceylon, Birma, wo der Buddhismus blüht — denn Indien selbst ist brahmanisch geblieben — wird der Mensch ganz Pflanze, Träumen, mitwachsende Welt. Entschluß ist dort Verhängnis, Zwecktätigkeit tötet. Kultur konnte nur in gemäßigten Breiten entstehen. Ihr Ursprung ist der Wille. Was also kann uns der Buddha frommen? Nur umgeformt wäre er bei uns möglich. Dann aber bleibt er nicht, was er ist. Er ist Feind der Kultur, Untergehenwollen, verblassende Abendsonne, Glück der letzten, feiernden Stunde. Wir aber sind das Morgenrot.

Wir glauben an die Welt und ihren Wert. Der Inder betrachtet die Weltschöpfung als ein kosmisches Unglück, als eine Art Fehl- oder Frühgeburt. Es hat einer herumdilettiert. Was er wollte, war gut. Die Idee der Welt ist vielleicht großartig. Aber zu früh öffnete sich der Schoß der Ewigen Mutter. Die Welt ist eine Entgleisung. Welch ein Abgrund von Pessimismus! Und Brahman-Atman ist an die Materie gefesselt, zu der er so wenig paßt wie Feuer zum Wasser. Was für eine Verrücktheit! Was für ein Haß gegen die Welt in der indischen Seele! Welt ist Leiden, Unwert, Fluch. Tat ist Verbrechen. Los vom Karma, der Tat! Aber wir sind machtlos, gefesselt! Unser Wollen ist Weltwollen, kein eigenes, freies, eben Karma. Wo ist da Erlösung? Und die Welt hat kein Aufwärts, nicht einmal ein Abwärts, ein Sausen in den Untergang. Es gibt keine Geschichte für den indischen Denker. Was ist das für eine Welt, in der es keine Geschichte gibt,

Digitized by Google

keine Entwicklung! Was sich nicht entwickelt, ist Sumpf. Immer brennt sie noch wie vor undenklichen Zeiten mit sich gleichbleibender schmerzender Flamme. Eine Welt ohne Untergang! Wie wohltuend erscheint daneben der Gedanke des Abendländers von der Dissolution, die notwendig mit aller Evolution verknüpft ist. Der Inder kennt nichts derartiges. Seine Welt ist finster, schreckhaft, furchtbar und drohend wie seine Tempel und Götzen. Vielleicht ist es gerade das Schauerliche der indischen Welt, was die Seele des Abendländers reizt.

Ein so gänzlich negatives Urteil über die Welt konnte das Abendland niemals fällen. Das Christentum als die große geschichtliche Religion des Abendlandes ist gewiß nicht weltselig, wie etwa die Renaissance. Von Weltliebe kann man beim Christentum gewiß nicht reden. Aber auch nicht von Welthaß. Die Welt ist nicht an sich etwas Arges, das Leben in ihr nicht als solches verhängnisvoll, das Sein nicht schlechthin ein Unglück wie bei den Indern. An der Welt vollzieht sich der göttliche Heilsplan. Sie ist wert und würdig, Gegenstand einer gewaltigen göttlichen Zurüstung zu sein. Und auch der Leib ist im Christentum keineswegs verachtet. Wird doch die Auferstehung auch ihm zuteil. Nur erscheint er dann verklärt. Im Indertum versinken beide, Welt und Leib, im Nichts. Das Christentum bejaht Welt und Leib. Jesus konnte fröhlich sein mit den Fröhlichen. Das Fleisch ist wohl Sitz des Bösen, und darum soll es gegeißelt werden. Aber es herrscht kein Nihilismus. Es herrscht nur ein moralischer, kein metaphysischer Pessimismus. Von der Sünde will das Christentum erlösen, nicht vom Sein überhaupt. „Sondern erlöse uns von dem Übel", betet der Christ. Gemeint ist die Erbsünde, das sittliche Übel. Manche Denker, wie Schopenhauer und Deussen, verallgemeinern zu Unrecht diesen deutlich abgegrenzten moralischen Pessimismus des Christentums zu einem kosmischen. Nur die Sklaverei der Seele unter Welt und Leib bekämpft das Christentum. Stoisches Denken liegt zugrunde, nicht buddhistisches. Das Sein verharrt als Wert. Nach dem Tod geht es weiter, verklärt sich im Himmel, ja erblüht erst voll im Paradies. Also das gerade Gegenteil des großen „Erlöschens", ein gesteigertes Sein in Gott ersehnt sich der Christ. Die Geistesverwandtschaft von Christentum und Indertum, die manche konstruieren wollen, um den Buddhismus als für uns möglich nachzuweisen, besteht also nicht. Fehlt doch dem Neuen Testament auch der indische Illusionismus und die Seelenwanderungslehre. Kurz, alle Versuche, Christentum und Indertum gleichzumachen, scheitern. Die indische Erlösungslehre paßt nicht zu einer Menschheit, die im Geist des Christentums emporwuchs. Der Abendländer glaubt an die Welt, schon als orthodoxer Christ. Um wieviel mehr als moderner Mensch mit seiner freieren, sittlichen Religiosität, die sich, wie das Beispiel Kants zeigt, am Christentum gebildet hat. Die Kantische Ethik unterscheidet sich von der christlichen dadurch, daß sie nicht auf den Erlöser von außen wartet, sondern vom Menschen selbst den sittlichen Akt der Erlösung verlangt. Aber dieser gewaltige Glaube Kants an den Menschen, seinen Wert und seine Kraft, ist Erbgut edelsten christlichen Geistes. Und dieser Glaube Kants ist modern. Es ist auch unser Glaube. Denn sonst würden wir aufhören, Kultur zu schaffen, und wie der müde Inder uns unter den heiligen Bodhibaum setzen, um selig zu verglühen.

Digitized by Google

Indien war Stillstand. Das christliche Mittelalter war Stillstand. Der stillstehende Mensch ist vielleicht glücklich. Vielleicht auch nicht. Wir sind Entwicklung, Werden, Umformung, Neugeburt, Loslösung vom Langgewohnten, oft unter schweren Krämpfen. Aber wir müssen hindurch. Ein Zurück gibt es nicht. Vom Naturmenschen, wie er noch im Inder lebt, steigen wir durch den Kulturmenschen zur Ferne des Ewigkeitsmenschen empor. Wird er dereinst auf Erden leben, wenn die Kulturarbeit der Menschheit verrichtet ist? Wir wissen es nicht. Aber wir wissen, daß unser Glück in dem Goethischen „Stirb und Werde" besteht. Schon spüren wir neue „fremde Fühlung", Morgenluft, veränderten Tag. Darum hinweg über das alte Europa! Und: Okzidentierung, nicht Orientierung. Die Kultur geht mit der Sonne.

# Wir kommen aus dem Dunkel her

## Von Hans Schwarz

Wir kommen aus dem Dunkel her
Und gehen in die Nacht,
Wir sind von tausend Tränen schwer,
So selten, daß wer lacht.

Wir schauen und wir schauen nur:
Und werden uns wie Schein —
Wir bauen und wir bauen nur:
Und alles stürzt uns ein.

Wir sehen wie durch leisen Flor,
Wir glauben, was man greift,
Und schauern, wenn an unser Ohr
Ein Namenloses streift.

Die Dinge sind wie leichter Wind,
Sie kommen und sie gehn —
Wer weiß, wenn sie vorüber sind,
Ob sie noch fortbestehn!

Und Bilder steigen aus der Zeit —
Wer hat sie so gemacht? —
Wir kommen aus der Dunkelheit
Und gehen in die Nacht.

Digitized by Google

# Der Landsknecht

## Von Otto Schwarz

Die Kompagnie war weggetreten. Unteroffizier Wolfmüller stand allein auf dem von hohen Häusern umgebenen Hinterplatz, der als Kasernenhof benützt wurde. Der Unteroffizier war ein Bild von Kraft und Gesundheit. Er trug zwischen den Knöpfen des prall sitzenden Waffenrockes ein Notizbuch auf der Brust und am Arme das gelbe Abzeichen des Fahnenträgers. Als er nach einem Augenblick der Überlegung zum Hoftor hinausging, mit großen, wuchtigen Tritten, sahen ihm ein paar Rekruten nach, die Drillichzeug wuschen, und der eine sagte anerkennend zu seinen Kameraden: „So, das ist doch ein richtiger Fahnenträger!“

Wolfmüller überlegte auf seinem Weg zum Dienstzimmer. Der Feldwebel war heute morgen aus seiner Schreibstube heraus in Untersuchung abgeführt worden. Niemand wußte weshalb. Der Oberstleutnant war auf das Dienstzimmer der dritten Kompagnie gekommen und hatte gefragt: „Klein, können Sie einen Haftbefehl schreiben?“ — „Jawohl, Herr Oberstleutnant!“ — „So, das ist recht!“ hatte der Alte gesagt, „dann schreiben Sie einen für den Feldwebel Klein von der dritten Kompagnie!“ Alles war sprachlos und toderschrocken. Der Alte ging langsam zur Tür hinaus. Draußen stand schon mit Helm und Degen der Vize, welcher Klein abführte. — So hatte es der Kompagnieschreiber Holzer erzählt. Dann sei der Oberstleutnant nocheinmal mit dem Hauptmann gekommen und habe gesagt: „Er ist ein strammer Kerl, der wird's schon machen.“ Der Hauptmann griff an die Mütze. Dann ließ er Wolfmüller holen. Was dann gekommen war, das hatte er ja selbst erlebt.

Noch klang ihm in den Ohren, wie der Hauptmann ihn anredete: „Sie übernehmen die Feldwebelgeschäfte! Ich bitte mir aus, daß alles tadellos klappt und daß keine Schweinereien passieren. Der Herr Oberstleutnant hat ein besonderes Auge auf die Kompagnie und ich will so etwas wie heute nicht wieder erleben!“

Wolfmüller hatte die Feldwebelgeschäfte übernommen. Jawohl! Feldwebel! Das war eine Macht. Soviel war ihm klar, obwohl er nicht deutlich wußte, was alles er mit dieser neuen Kraft ausrichten könne. Er war zwar noch nicht Feldwebel, aber er konnte es werden. „Warum ist der Oberstleutnant gerade auf mich verfallen?“ fragte sich Wolfmüller. Als erste Antwort fiel ihm ein: „Weil ich auch von Neustadt bin!“ Wenn er wieder und wieder überlegte, fand er keinen besseren Grund. Wer war denn außer ihm noch da? Unteroffiziere gab es genug, aber wie sahen sie denn aus! Das waren blöde Kerle, die nichts konnten, als ihren Dienst machen, Bauern, Hammel! Dann waren zwei Vizefeldwebel da. Der eine war ein alter Aktiver, der aus jedem kleinen Umstand eine furchtbare Wichtigkeit machte und den der Oberstleutnant nicht ausstehen konnte. Erst vor ein paar Tagen war es doch gewesen, daß dieser steife Stockfisch dem Alten eine Meldung bringen mußte. Der Oberstleutnant schaute wütend den dicken, schnauzbärtigen

Digitized by Google

Schutzmann an und brüllte: „Was machen denn Sie den ganzen Tag? Herumlungern und faulenzen?“ Nein, der wurde nicht etatsmäßiger Feldwebel. Und der andere Vize? Wolfmüller lachte bei dem Gedanken verächtlich. Der war ein ehemaliger Einjähriger und trug eine Brille!

Die Sache ist sicher! Der Oberstleutnant ist für mich! Der Hauptmann ist zufrieden, wenn er seine Ruhe hat, und auf dem Dienstzimmer, das dumme Zeug, das macht Holzer, der Kompagnieschreiber, wie früher auch! Es ist doch schöner, Feldwebel spielen, als Kammerunteroffizier! Wolfmüller atmete tief auf und nahm den großen Schädel hoch.

Er trat in das Haus, in dem die Kompagnie lag. Im ersten Stock lag die Schreibstube. Es roch nach Stiefelwichse und alles sah traurig und kahl aus. Schon unten an der Haustür hörte Wolfmüller oben Lärm. Mit heiserer Stimme fluchte einer auf den Kommiß und die ganze Welt. Daneben hörte Wolfmüller die laute Stimme des Kompagnieschreibers: „Du bist ja doch der Dumme! Halt dein Maul und geh mit!“ Der Heisere brüllte weder: „Du bist gerade so ein Tropf, du scheinheiliger Herrgottslump, du!“ Da riß Wolfmüller die Türe auf und rief mit heller, durchdringender Stimme: „Ruhe! Was ist das für eine Sauerei im Dienstzimmer!“ — „Was willst denn du?“ schrie ihn der mit heiserer Stimme an, ein langer, dürrer Unteroffizier mit bärtigem, verbranntem Gesicht. Er maß mit wütenden Augen Wolfmüllers Gestalt. „Was? Ruhe? Du Lausbub, du kannst mich —“ — „Ruhe, sag' ich! Unverschämter Kerl!“ brüllte jetzt Wolfmüller mit einer Löwenstimme. „Ich befehle Ihnen, sich anständig zu verhalten!“

„Was? Du Lump willst befehlen, wann ich vom Feld heimkomme?!“ Damit fuhr der Braune gegen Wolfmüller mächtig ausholend los. Auf die Brust gestoßen, taumelte Wolfmüller gegen die Wand. Die Schreiber regten sich nicht und sahen mit gierigen Augen zu, was jetzt kommen werde. Hinter dem Ofen wurde der alte behelmte Vize sichtbar. Mit des Schreibers Holzer Hilfe, dem er erst stark winken mußte, hängte sich der Vize an den Wütenden: „Kommen Sie mit! Sie machen sich ja nur unglücklich!“ Sie zerrten den langen Menschen auf den Gang hinaus. Dort schien es besser zu gehen, denn alsbald kehrte der Gefreite Holzer zurück und wurde von Wolfmüller, der schnaufend im Zimmer stand, empfangen: „Was ist denn das für ein Unteroffizier? Augenblicklich machen Sie eine Meldung an das Bataillon fertig, daß er sich an einem Vorgesetzten vor versammelter Mannschaft vergriffen hat.“ Holzer hängte den Kopf auf die Seite und sagte bedächtig: „Ja, Herr Unteroffizier, da kommt der Mann ja ins Gefängnis.“

„Warum nicht? Da gehört er auch hin!“ Damit drehte sich Wolfmüller um. Holzer hängte sein schwammiges Gesicht noch tiefer auf die Seite: „Ja, wäre es nicht am besten, wenn der Herr Unteroffizier die Meldung selber aufsetzen würde?“

„Nein, das machen Sie! Ich weiß ja von dem Kaffern nicht einmal den Namen.“

Holzer sah den barschen Wolfmüller von der Seite an und sagte sehr langsam: „Das ist es ja. Der andere weiß auch nichts davon, daß der Herr Unteroffizier heut Feldwebeldienstthuer ist.“

Digitized by Google

„Das hat er zu wissen!“ betonte Wolfmüller scharf. Dann klopfte er, wie umgewandelt, dem Schreiber auf die Schulter: „Du, Holzer, erzähl' einmal, was ist denn eigentlich los?“ Der Gefreite lachte breit und meinte: „Immer das gleiche! Der Löffelholz ist aus dem Feld gekommen, und wie er aus der Bahn aussteigt, packt ihn sofort eine Straßenpatrouille am Kragen, weil er eine Feldmütze mit einem schwarzen Lederriemen aufhat. Sie haben ihn gemeldet, und jetzt hat er drei Tage Mittel. Wenn er hätte gleich ins Loch kommen können, wär' alles glatt gegangen, aber der Arrest steckt so voll, daß man warten muß, bis die Reihe an einen kommt. So wartet der Löffelholz seit drei Tagen, bis er ein Obdach bekommt, und heute war er wieder da; inzwischen hat er was zum Trinken erwischt und schimpft wie ein Rohrspatz auf Gott und Welt. Da sind Sie gerade dazwischen gekommen. Soll ich die Meldung machen? Ins Loch kommt er sowieso, und so arg ist es ja nicht.“

„Selbstverständlich machen Sie die Meldung, versteht sich!“ sprach kalt Wolfmüller und stand auf. „Morgen früh bekommt sie der Hauptmann zur Unterschrift!“

Er schnallte um und ging weg. Holzer sah ihm schiefen Blickes nach und brummte vor sich hin: „Kaffer! Einem bösen Hund gibt man ein Stück Wurst!“ Dann schrieb er die Meldung.

* * *

Es verbreitete sich rasch beim Ersatzbataillon die Kunde, wie kräftig Wolfmüller die Zügel bei der dritten Kompagnie in die Hand genommen hatte. Löffelholz kam nach den drei Tagen Mittelarrest nicht wieder zum Vorschein, sondern blieb wegen des Angriffes auf Wolfmüller in Untersuchungshaft. Die Unteroffiziere schimpften hinter Wolfmüller her, daß es eine Schmach und eine Schande sei, so mit einem verheirateten Mann umzuspringen. Der Hauptmann war ängstlich: „Schon wieder eine Gerichtssache! Das fängt ja gut an mit Ihnen!“ Jedoch Wolfmüller stand in tadelloser Haltung da und bat den Hauptmann, ihn zu entschuldigen. Es tue ihm leid um den Kameraden, aber im Interesse des Dienstes habe er sich das nicht bieten lassen können. „Freilich!“ seufzte der Hauptmann. Dann hatte er die Meldung unterschrieben.

Bei allen Gelegenheiten führte Wolfmüller ein scharfes Kommando; seine Reden klangen gesetzt und bestimmt. Das schüchterte die Leute ein und hob das Ansehen des Unteroffiziers.

Zum Gefreiten Holzer aber stellte sich Wolfmüller ganz anders. Holzer war ein beleibter Mensch in den mittleren Dreißigern und lächelte stets ein wenig. Das konnte unterwürfig oder boshaft sein, wie es die Gelegenheit mit sich brachte. Wenn ein Vorgesetzter etwas von Holzer wollte, konnte er seinen dicken Kopf wehmütig auf die Seite hängen und mit einer weinerlichen Stimme Bescheid geben, so daß seine lauernden Blicke durch eine demütige Haltung gedeckt waren. Merkwürdigerweise ermahnte ihn nie jemand zu einer geraden Haltung. Er gefiel.

Der Gefreite Holzer war Grundstückhändler auf dem Land und Mitbesitzer einer Sägmühle, ein wohlhabender und auf seine Art welterfahrener Geschäftsmann, gewohnt, mit hartschlägigen und protzigen Bauern umzugehen. Bei der

Digitized by Google

dritten Kompagnie hatte er schon mehrere Kompagnieführer überdauert als unentbehrlicher, zu jeder Auskunft fähiger Schreiber. Den Kameraden gegenüber bewies er eine bockbeinige Verschwiegenheit über Dinge aus seinem Dienstzimmer, gab sich stets den Schein des eingeweihten Mannes und zeigte seinen Wohlstand in nicht mißzuverstehender Weise. Auch auf Wolfmüller verfehlte der sichere Holzer seinen Eindruck nicht. Der Unteroffizier hatte ein paarmal obenhin gefragt: „Sind auch die Schreibereien tadellos in Ordnung? Daß mir nicht das Geringste fehlt!“ Dann grinste Holzer breit: „Alles wird glatt besorgt!“ und sah sehr unverschämt aus. Eines Mittags sagte dann Wolfmüller: „Was ist's? Gehst du mit in den Reichsho'?“ Darauf hatte Holzer gewartet. Er bat sich aus, ein kleines Geschäft feiern zu dürfen, das er gemacht habe, „und“, setzte er hinzu, „unsere Brüderschaft müssen wir auch miteinander begießen.“ Als Wolfmüller sich nach dem gemachten Geschäft erkundigte, log er ihn auf eine handgreifliche Art an, und die beiden betranken sich an diesem Nachmittage bis tief in die Nacht hinein. Noch oft gingen sie miteinander aus, ohne daß Wolfmüller mehr fragte, warum Holzer so gern die Zeche bezahle. Bei jeder solchen Unterhaltung brachte Holzer das Gespräch darauf, weshalb Wolfmüller noch nicht Feldwebel sei. Dann kamen die Kompagnieereignisse an die Reihe; Holzer gab zu verstehen, wie er dies und jenes machen würde, wenn er es zu verantworten hätte. Dabei legte er eine solche Überlegenheit über den fast zehn Jahre jüngeren Wolfmüller an den Tag, daß dieser mit jedem Schluck Wein, den Holzer bezahlte, auch dessen Willen in seine laut redende Kehle einsog. „Es ist doch ein schönes Gefühl, andere Leute in der Hand zu haben!“ lachte manchmal Holzer. Wolfmüller stützte den mächtigen Kopf in die Hand und sprach: „Ja, darauf kommt es an!“ Er wußte nicht, weshalb Holzer lachte. Die zwei wurden immer vertrauter.

Täglich kamen Zugänge zur dritten Kompagnie. Die eigentliche Arbeit hatte Holzer längst auf Kommandierte abgewälzt, die froh waren, daß sie nicht ausrücken mußten. Er selbst war trotzdem sehr beschäftigt. Er mußte die Zugänge ausfragen, sich eine Meinung über sie bilden. Dabei kam ihm sein Handel mit den Bauern und was er dabei gelernt hatte, trefflich zu statten. Auf Grund der von Holzer erlangten Eindrücke gestaltete sich dann das Schicksal der Leute in der Kompagnie. Eines Tages standen vier Mann vor dem Dienstzimmer. Zugänge vom Lazarett. Holzer kam heraus, beschaute sich die Leute und ließ sie hereinkommen. Wolfmüller saß rittlings auf einem Stuhl. Ein Schreiber säbelte an einer Wurst, der andere schrieb sehr langsam vermittelst einer Maschine. Holzer hängte den Kopf, grinste und fing an: „Das sind wieder vier Halblebendige. Es wäre, bei Gott, besser gewesen, man hätte euch zum Teufel gejagt, als daher gebracht. Es ist ja doch nichts los mit euch. Krüppel und Krumme gibt's schon mehr als genug da. Aber es muß alles hin sein! Was bist du?“

„Bauer.“

„Und du?“

„Auch Bauer!“

„Und du?“

„Kaufmann.“

Digitized by Google

„Und der da?“

„Maurer.“

Beim dritten Mann, dem Kaufmann, schaute Wolfmüller auf, und seine Blicke trafen sich mit denen Holzers. „Ja. Das wäre wenigstens eine Aushilfe für mich,“ meinte Holzer, „ich habe so viel zu tun, daß ich noch kaput gehe, wenn ich mich weiter so anstrengen muß.“

„Marsch auf die Kammer der Maurer und die Bauern, wenn sie in der Stammrolle aufgenommen sind. Der andere bleibt hier!“ befahl Wolfmüller. „Holzer, du kannst den Mann zu deiner Vertretung heranziehen, wenn er anstellig ist.“ Er schnallte um und ging.

Der neue Schreiber war mager und blaß. Er hatte eine schlechte Haltung, hustete, und aus seinen Papieren ergab sich, daß er lange an der Ruhr behandelt worden war. Holzer sprach lange mit Renner, wie der Mann hieß, und glaubte zu merken, daß dieser froh war an einem leichten Dienst. Sie standen gerade an dem Punkt, daß Renner in Amerika gewesen und mit knapper Not herübergekommen war, da ging die Türe auf und Wolfmüller erschien. „Herein!“ schrie er, „Sie Trauerwedel!“ Ihm nach kam ein ganz alter Gefreiter mit einem dichten Schnurrbart. „Das ist jetzt aus mit Ihnen!“ schrie Wolfmüller weiter. „Diesmal kostet's die Knöpfe! Ein alter Mann wie Sie sollte sich überhaupt schämen, daß so etwas vorkommt!“ Der Gefreite sah auf den Boden, dann blickte er Wolfmüller gerade in das Gesicht und sagte mit gleichgültigem, trockenem Ton: „Das ist jetzt die dritte Strafe. Aber warum haben sie mir das erstemal im Lazarett keinen Urlaub gegeben, und beim zweiten Mal — da hab' ich schon gewußt, wie ich dran bin und gar nicht erst gefragt. Und jetzt — erst recht nicht! Denn wenn sie meiner Schwiegermutter das Haus wegnehmen und den ganzen Dreck verkaufen, da muß ich doch wohl dabei sein. Mein Weib wohnt drin.“ Dann sah der Mann wieder zu Boden. Wolfmüller fragte: „Warum haben Sie keinen Urlaub eingegeben?“ Der Gefreite lachte hart. „Da wäre ich bei Ihnen gerade recht gekommen!“ — „Machen Sie, daß Sie hinauskommen. Ich melde Sie dem Bataillon zur Bestrafung; der Oberstleutnant nimmt jedem Gefreiten nach der dritten Urlaubsüberschreitung die Knöpfe!“ Der Mann ging.

Holzer fing an: „Alles was recht ist! So hättest du es nicht zu machen gebraucht! Was hat denn das für einen Wert! Der arme Simpel ist verwundet, daß er jetzt noch einen steifen Arm hat, dann hat er zu Hause Pech und jetzt wird er degradiert! Pfui Teufel!“ Wolfmüller war wütend und merkte plötzlich, daß er hier einen Mann vor sich hatte, dem er nicht kommen konnte wie einem andern. Nie zuvor war ihm das so deutlich geworden. „Der Kerl soll sich anständig führen!“ stieß er hervor, fuhr zur Türe hinaus und warf sie zu.

Der neue Schreiber sah Holzer an. Der hängte den Kopf mitleidig und sagte: „Da siehst du es. Es ist nicht recht, wie man mit den Leuten umgeht. Kein Teufel kümmert sich drum!“ Holzer sah den Neuen mit einem ungewissen Blick an. Dieser fragte: „Ist er denn immer so? Er ist ja nicht einmal Feldwebel!“ — „Ja,“ sprach Holzer und sah sehr wehleidig aus, „bei ihm muß ich immer bremsen. Auch jetzt. Vielleicht bringe ich ihn heute abend herum.“ Er zündete sich eine Zigarre



Digitized by Google

an, so umständlich, daß der andere das gute Kraut sehen mußte. Dieser hustete. Holzer fuhr fort: „Heute abend kommt Wolfmüller auf meine Bude. Da kannst du ja mitgehen.“ Renner dankte für die Einladung und erkundigte sich nach dem Hauptmann. „Ach, das ist ein guter Mann! Wenn er nur ausrücken kann auf seinem Braunen und der Oberstleutnant ihn ungeschoren läßt, will er von keinem Menschen etwas. — Aber jetzt ist es Zeit, daß du für heute verschwindest. Du wohnst doch nicht in der Kaserne?“ — „Nein!“ — Renner war froh, daß er weg kam. Die zwei andern Schreiber verließen das Zimmer auch, nur Holzer blieb zurück, trommelte mit den Fingern auf der Fensterscheibe und wartete, bis Wolfmüller zurückkam, dessen Leibriemen noch dahing. Endlich kam er.

Holzer nahm die angefangene Unterredung wieder auf, aber in einem rechthaberischen Ton. „Das ist doch nichts, wie du mit der Kompagnie umgehst! Warum machst du die ganze Zeit Spektakel und bringst die Leute ins Loch? Dir sagt keiner was, aber ich darf den ganzen Tag hören, wie sie mir die Ohren vol.schimpfen. Was kommt bei der ganzen Komödie heraus? Krach und Händel. Einmal geht der Krieg doch aus, und was ist dann, wenn du ein paar Leuten von der dritten Kompagnie begegnest. Wer bist du dann?“ Wolfmüller reckte sich in seiner ganzen Länge, sagte aber keinen Laut. Holzer lachte höhnisch: „Dann kannst du froh sein, wenn du einen von ihnen in deine Lebensversicherung aufnehmen kannst.“

Wolfmüller war kleinlaut. Was Holzer da sagte, stimmte. Das sah der ehemalige Schmiedegeselle, der Lebensversicherungen abschloß und sich gerne Bankbeamter nannte, klar ein.

Holzer fuhr fort: „Wenn du etwas bist, mußt du es auch recht sein. Und wenn du eine Macht hast, muß sie dir einen Vorteil bringen. Sieh dir deine Leute an nicht wie ein Feldwebel und Rindvieh, ob ihnen kein Knopf fehlt, sondern als Geschäftsmann, ob du etwas von ihnen herausschlagen kannst. Aber jetzt ist es Zeit! Auf!“ Und er ging, Wolfmüller den Vortritt lassend, zur Tür hinaus.

Der Nachmittag verging. Der Gefreite Heinz wurde dem Bataillon wegen Urlaubsüberschreitung gemeldet, bekam sieben Tage Mittelarrest und wurde vom Dienstgrad eines Gefreiten entfernt.

Um sieben Uhr sagte Holzer: „Wie wär's, wenn wir die ekelhafte Bude ließen wie sie ist und zu mir gingen?“ Wolfmüller zog seinen enganliegenden Waffenrock mit hohem Stehkragen an, Renner schlüpfte in einen uralten schwarzen Waffenrock mit großen Kupferknöpfen und folgte dem elegant in eigenes Feldgrau gekleideten Holzer. Nach wenigen Minuten standen sie vor einem älteren Hause einer einstmals vornehmen Straße. Holzer wohnte im ersten Stock.

Ein Mädchen von sechzehn Jahren öffnete, ward von Holzer und Wolfmüller lachend als Fräulein Paula begrüßt und sehr vertraut behandelt. Holzer stellte mit näselnder Stimme Renner vor als neuen Kameraden. Das Mädchen lachte mit weißen Zähnen. Sie war schlank und kräftig gewachsen und, wie man jetzt sehen konnte, nachdem das Licht eingeschaltet war, von brauner Gesichtsfarbe. Die Züge waren frisch und keck. „Man sieht ihr an,“ rief grinsend Holzer, „daß sie schwimmen und tauchen kann wie eine Ente. Los, Paula! Die Mutter soll uns etwas Gutes bringen!“ Renner sagte nichts. Das Mädchen gehorchte dem

Digitized by Google

Gebot Holzers, drehte sich in der Türe um und lachte voll Wolfmüller an, der in einem bequemen Sessel zurückgelehnt saß und die fesche Gestalt mit den Augen verschlang. Bald kam Paula zurück mit einem um etwa drei Jahre jüngeren Mädchen, ohne Zweifel ihre Schwester.

Das Zimmer war bequem eingerichtet. „Es stehen zwei Betten da!“ erklärte Holzer, „aber das braucht ein verheirateter Mann!“ Wolfmüller schaute gierig nach Paula. Die Mädchen lachten, wie es Renner schien, sehr unbekümmert. „Das ist kein Spaß!“ versicherte Holzer und glaubte, einen Witz zu machen. „Hier habe ich mir eigens ein Telephon legen lassen, daß ich immer etwas von meiner Frau habe!“ Sprach's und läutete an. Bis die Verbindung mit seinem Heimatort hergestellt war, vergnügte er sich, dem am Arm herangezogenen jüngeren Mädchen eine Anzahl unsäglich alberner Fragen zu stellen. Eben fragte er Rosa nach dem Ursprung ihrer dicken Waden, und das Mädchen antwortete stillhaltend: „O Sie Wüster!“ Da klingelte der Apparat. Holzer nahm den Hörer und sprach so weinerlich wie vor seinem Hauptmann: „Ja, Mutter!“ Rosa lachte. Die Mutter mußte etwas Böses aus dem Geschäft berichtet haben, denn mit auffälliger Härte schrie Holzer in den Trichter: „Und wenn er auf den Knien kommt und hat beide Füße abgeschossen, so wird nicht gewartet! Verkauft wird!“ Die Mutter schien Einwendungen zu haben. „Dummes Geschwätz! Verkauft wird! Ich hab' das Geld auch nicht gestohlen! Das kannst du dem Lumpen sagen!“ Die Mutter mußte sich fügen. Holzer sprach wieder weinerlich: „Was macht die Frida?“ Die Auskunft schien befriedigend. Holzer jammerte: „Ich muß heute nacht durcharbeiten, es ist ein Kreuz, wieviel ich zu schaffen habe. Ich bin todmüde, Mutter! Gutnacht, Mutter!“ Er läutete ab, kniff Rosa scharf ins Bein, daß sie aufschrie und sah sehr vergnügt Renner an. Wolfmüller lehnte weit zurück und sah Paula ins Gesicht, die lachend rief: „Die Mutter ist auch dumm genug!“ — „Welche Mutter?“ fragte Holzer. Wolfmüller riß das Mädchen auf seinen Schoß und versuchte sie zu küssen. Paula bog aus und lachte hell auf. Im selben Augenblick kam ihre Mutter und trug eine Mahlzeit auf einem Brett. Eine Magd mit einem Korb voll Flaschen folgte. Die Mädchen waren der Mutter aus dem Gesicht geschnitten.

Wolfmüller trat zum Tisch. Die andern folgten. Die blauen Augen des Unteroffiziers blitzten, als er der braunen Paula zurief: „Hexe, komm her und iß, damit dir die Bosheit vergeht!“ Paula zierte sich lachend und wies auf die Mutter. „Das alte Weib soll zum Teufel gehen!“ rief Wolfmüller. Holzer schielte zu der neben ihrer Mutter stehenden Rosa und näselte: „Das ist ein Scharfer, der Herr Wolfmüller!“ — „Heraus mit euch Kröten! Das ginge gerade noch, so eine Komödie in meinem Haus!“ rief die Alte lachend und schaute die Soldaten nicht allzu unfreundlich an. Indessen verschwand sie doch mit ihren Kindern.

Renner war wortlos geblieben. Als Holzer ihn nach Abgang der Frauenzimmer fragte: „Wie gefällt dir die Bude?“ sagte er nur trocken: „Nicht übel“, und war entschlossen, je bälder, desto lieber zu gehen. Wolfmüller brach in ein Gelächter aus: „Sie sind Einjähriger gewesen, Renner?“

„Jawohl“, versetzte dieser.

„Ich muß lachen, wenn ich Sie nur anschaue!“

Digitized by Google

Renner begnügte sich, zu sagen: „Der eine hat mehr Glück, der andere weniger!“ Holzer wollte den Karren wieder ins Geleis bringen und fragte nach Amerika. Aber die Antworten blieben einsilbig, und endlich entschuldigte sich Renner, er müsse nach Hause.

„Gott sei Dank!“ rief Wolfmüller, als er draußen war.

„Der ist schon recht“, sagte Holzer bedächtig. „Der hat heute mittag die ganzen Meldungen zusammengestellt, die ich seit acht Tagen herumliegen habe. Es ist doch etwas Schönes um eine Bildung. Wenn ich schreibe, so kommt es immer anders heraus, als ich denke.“

„Ach was! Nicht einmal Unteroffizier ist der Kerl!“ spottete Wolfmüller. „Das kann er werden, aber erst kommen wir,“ rechnete Holzer, „und daß du den Degen kriegst, ist jetzt fällig.“ — „Nächste Woche“, sagte gedehnt Wolfmüller. „Ich weiß es vom Bataillon.“ — „Auf das!“ stieß Holzer an. Dann schaute er gesenkten Hauptes vorsichtig zur Tür hinaus. Ein leiser Pfiff ließ sich hören. Eine Türe kreischte ein wenig, dann erschien die braune Paula mit großen Augen. Holzer zog sie mit vielsagendem Lächeln in das Zimmer, und verschwand — — —

* * *

Jetzt war Wolfmüller Vizefeldwebel. Stolz schnallte er den Degen um und war selbstbewußter denn je in seinem Auftreten. Es tat ihm wohl, den schönen Mann zu spielen, sich auf den Degen zu stützen oder ihn vor sich hinzustellen, wenn er seine Reden an die Kompagnie hielt.

Den einzelnen Leuten trat er anders entgegen, als er es in den ersten Wochen seiner Macht getan hatte. Es gab keine Auftritte mehr wie mit Löffelholz. Holzer färbte auf Wolfmüller ab. Er hielt es für überlegen, mit guten Worten — wie er es nannte — etwas durchzusetzen. Er begann, lautem Unwesen auszuweichen. Weshalb er es tat, wußte er nicht ganz genau. Aber ein Teil der Selbstsicherheit der ersten Tage als Feldwebel war von ihm gewichen.

Der Dienstbetrieb lief zur Zufriedenheit des Hauptmanns, der von den inneren Angelegenheiten seiner Kompagnie nichts wissen wollte. Die einzelnen Gesichter zu kennen war ein Ding der Unmöglichkeit, denn täglich kamen und gingen Leute. Die Kompagnie zählte weit über ein halbes Tausend Namen.

Renner tat auf dem Dienstzimmer den größten Teil der Arbeit. Wolfmüller und Holzer gaben sich Mühe, ihn an sich zu ziehen, begegneten aber stets einer trockenen, verbissenen Einsilbigkeit. Der Mann wahrte seinen Menschen in sich.

Die neuen Zugänge wurden von den Mächtigen der Kompagnie nach wie vor mit Genauigkeit geprüft. Zu Renners Verwunderung teilte ihm Wolfmüller eines Tages mit: „Sie können einen Helfer brauchen. Der Landsturmrekrut Bär kommt auf das Dienstzimmer und besorgt die Sachen für den Zug in Sundhausen!“ Dort lag ein Zug, der draußen gelöhnt wurde. Also hatte Bär stets Aufträge für diese abgelegene Abteilung zu besorgen. Bald war es am Tage, daß der freundliche und bescheidene Jude die Zeit in Sundhausen in Wirklichkeit dem Betrieb seiner Alteisen- und Metallhandlung weihte. Er lud ohne weiteres Renner ein, sein Geschäft anzusehen, und machte kein Hehl daraus, daß er viel Zeit zur Ausnützung der Lage brauchen könne. Als Renner nebenbei fragte, wie es denn sei, wenn

Digitized by Google

für die besten Artikel die Preise vorgeschrieben sind, antwortete Bär mit Ruhe: „Es hat doch nicht jeder Artikel einen Höchstpreis, und wenn das eine billiger ist, so ist eben das andere teurer.“ Obwohl Bär kein Freund des Spiels war und lieber sichere Gewinne reifen sah, ging er doch mit Wolfmüller und Holzer oft ins Kaffee. Sie spielten dann halbe Tage lang Spiele, die der gewandte Holzer vorschlug. Bär nahm es nicht übel, wenn man seine Verluste noch verhöhnte.

Wolfmüller ging nur noch zum Dienst, wenn der Hauptmann da war. Er hatte viel Zeit, sein Äußeres zu pflegen, nnd er legte sich eine Uniform zu, so elegant, als es mit dem Vize noch anging. Ziviltragen war streng verboten, was Wolfmüller nicht hinderte, seine bürgerliche Kleidung immer mehr in den Feierstunden zu tragen. Renner, der ihn manchmal sah, stellte fest, daß sein Feldwebel mehr und mehr den Ehrgeiz hatte, vornehm auszusehen.

Das Dienstzimmer in seiner Äußerlichkeit auch auf eine Höhe zu bringen, die sich mit der Macht des Feldwebels vertrug, gelang Wolfmüller, als die Kompagnie verlegt wurde. Neben der neuen Unterkunft befand sich ein Lager von abgängigen Möbelstücken zur Ausstattung von Kriegererholungsheimen. Der stramme, schöne Wolfmüller gefiel der Geheimrätin, die diesen Urväterhausrat verwaltete, so gut, daß sie seiner Bitte um ein paar Sachen lächelnd willfahrte. Er hatte sie „Frau Exzellenz“ genannt. Ein Wagen voll Gerümpel wurde bei der dritten Kompagnie abgeladen, und bald standen greisenhafte Lehnsessel im innern Raume des Dienstzimmers, den Wolfmüller für sich und den Hauptmann vorbehalten hatte. Teppiche und halbschäbige Felle lagen auf dem Boden. Unter Wolfmüllers Arbeitsplatz lag eine Leopardenhaut.

Im Vorderraum, wo Holzer und Renner ihren Sitz hatten, lagen zerschlissene Strohmatten. Im Hintergrund war hier durch ein Stück verblaßten Brokat mit großen Fettflecken ein Verschlag geschaffen, wo Wolfmüller ein Kasernenbett aufstellen ließ. Seit einiger Zeit hatte er viel Lust, sich hinzulegen und ein Schläfchen zu machen.

Das schöne Dienstzimmer war Wolfmüllers Stolz, und er kam sich den anderen Feldwebeln gegenüber vor wie ein Herr! Es war herrlich, hier schalten und befehlen zu können, im Lehnstuhl zu sitzen und gelangweilt in dem riesengroßen Tagesbefehl zu lesen und ihn gähnend unter den Tisch fallen zu lassen.

Der Landwehrhauptmann wunderte sich in seinem Innern über die kuriose Einrichtung, sagte aber nichts und unterschrieb, was Wolfmüller ihm hinlegte.

Ein Kassenschrank fehlte noch. Das erklärte Wolfmüller wiederholt. Er hatte eine Vorliebe dafür gefaßt. Es sah gut aus, Geld aus einem Kassenschrank zu nehmen, die Schlüssel herauszuziehen, darunter zu suchen und endlich wichtig aufzuschließen. Ging die schwere Türe auf, so seufzte der Kasten, und dieses Geldschrankseufzen liebte Wolfmüller. Wenn Wolfmüller vom Kassenschrank sprach, machte Holzer ein Ohrfeigengesicht, zuckte die Achseln, als hätte er Läuse und bedauerte: „Ich könnte ja meinen Feuerfesten kommen lassen, aber —“. Dann lachte er sehr breit und freute sich, daß er etwas hatte. Einmal bei einer solchen Gelegenheit stand ein alter Unteroffizier dabei und sagte: „Wenn es weiter nichts ist, meinen Kassenschrank könnet ihr haben!“ Wolfmüller nahm den Mann beim

Digitized by Google

Wort. „Es gilt!“ sagte der. „Aber — eine Hand wäscht die andere!“ — „Und?“ fragte Holzer. — „Ist es nicht eine Schande, daß ein so alter Kerl als überzähliger Unteroffizier für Gefreitenlöhnung Rekruten ausbilden soll!“ „So gibt man dich ein für eine Stelle!“ schlug Holzer vor. Aber der Maurermeister wollte davon nichts wissen. „Dann krieg' ich graue Haare, wenn ich nicht schon zehnmal hin bin!“ Wolfmüller hörte schon das Geldschrankseufzen und sprach großmütig zu dem Unteroffizier: „Komm, Schleicher! Das wird alles gemacht! Heute mittag holen wir den Schrank, und du, Holzer, zahlst ihm die Unteroffizierslöhnung aus!“ — „Dem Soldaten steht der Weg zu den höchsten Ehrenstellen offen! Heißt's nicht so?“ grinste Holzer zu Renner hinüber. — „So wird's gemacht und damit basta!“ befahl der Feldwebel. Holzer stand grinsend stramm und wendete sich dann an Schleicher: „Du kannst's eben wieder herauszahlen!“ — „Jawohl!“ lachte der Maurer und ging hinter Wolfmüller hinaus.

„Herrgottsakrament!“ fuhr Renner auf, als die beiden draußen waren, „das ist doch ein Schweinestall!“ — „Ja!“ jammerte Holzer und hing den Kopf erbärmlich, „das mit dem Schleicher kann ich nicht verantworten! Der Wolfmüller gefällt mir gar nicht mehr. Ja, ja!“ Dann fuhr er frisch weiter: „Aber weißt du was, Renner! Übermorgen ist Löhnung, da habe ich Urlaub, dann machst du es!“ — „So? Ich? Fällt mir nicht im Schlaf ein. Erstens, was du sagst, geht mich nichts an, und zweitens will ich von euren Stinkereien nichts wissen.“

Holzer war wütend. Er war so sehr an Dankbarkeit gewöhnt, auch wo er nichts gab, daß er an diese Weigerung nie als an etwas Mögliches gedacht hätte. „Mit dir bin ich fertig!“ fauchte er Renner an. Der stand auf, schnallte um und sagte: „Ich gehe zum Essen! Ich weiß nicht, bist du wahnsinnig oder was ist denn los? Ich habe keinen Ehrgeiz unter euch, aber vormachen kannst du mir mit der zusammengelogenen Herrlichkeit auch nichts. Laßt mich in Ruhe, du und der Spieß! Ich weiß Gott sei Dank wenig genug, aber mir genügt es. Ich kann mich gerne auf Felddienstfähigkeit untersuchen lassen!“ Holzer hörte entsetzt den schweigsamen Renner so reden. Des Widerspruches in dieser Art ungewohnt, weil er beim Ackerverkaufen als abgefeimter Gauner mit Vorsicht behandelt wurde, traute er sich doch nicht heraus mit dem Ärger, denn er war zu feig der Drohung gegenüber. Also lenkte er ein. Sofort fing er an, über den dummen, frechen, eingebildeten, hochnäsigen, liederlichen Wolfmüller loszuziehen. „Und wer macht die ganze Arbeit? Ich! Und was hab' ich davon? Einen Dreck! Nein! Ich kann es nicht mehr ansehen, wie der Kerl von einem Quartier ins andere zieht und die Weibsbilder herumbringt, wo doch seine Alte zu Hause sitzt und nichts zu nagen und zu beißen hat! So ein Lump! Und mit der Spielerei gibt's auch noch einen Krach!“ Seine Stimme wurde immer weinerlicher, als er schloß: „Ich melde mich ins Feld, freiwillig! Ich habe immer hinausgewollt, aber sie haben mich ja nicht fort gelassen!“ Renner lachte: „Da kann man doch keinen zurückhalten, wenn er so gern hinaus will!“ und sah den Mann von der Seite an. „Ich weiß, wie es draußen ist!“ Dann fing Holzer sein Gejammer wieder an, bis es nicht mehr zum Anhören war. Renner machte dem Ding ein Ende: „Macht, was ihr wollt. Aber laßt mich aus dem Spiel! Ich habe Hunger wie ein Rabe!“

Digitized by Google

An diesem Nachmittag fuhr Holzer nach Hause. Diese Unterredung hatte ihn in der Ruhe gestört. Er traute dem Frieden nicht mehr. Renner wußte ja sehr wenig, aber das genügte, um tüchtig hereinzufallen.

Holzer beschloß, bei der nächsten guten Gelegenheit sich von der Kompagnie wegzumachen, wo es dem Ende mit Schrecken zugehen konnte. Zumal von seiner Gemeinde schon ein paar Anzeigen gegen ihn an das Bataillon gekommen waren, weshalb er nie hinauskomme. Nur noch Unteroffizier wollte er vorher werden, denn an einem andern Platz ging das nicht so leicht. Daß er Soldat zweiter Klasse war, wußte wohl niemand. Geld genug hatte es gekostet, die Überweisungsnationale in die Hand zu bekommen. Im Krieg kann so was verloren gehen, und der Paß war ja in Ordnung. Also: „Hier noch die Tressen, und dann auf den ersten guten Druckposten!“ Wolfmüller war ihm schon lang verhaßt. Ihm konnte es gehen wie es wollte.

Solches erwog der Güterhändler und Mühlenbesitzer Holzer am Sonntag nachmittag. Seine Frau lachte hart auf, als er ihr seinen Entschluß kund tat, ins Feld zu ziehen. „Du wärst der Rechte!“ Dann setzte sie hinzu: „Tu's doch!“ Sie hatte eine verzweifelte Hoffnung bei den Worten, denn sie haßte ihren Mann, der sie um ihres Geldes willen genommen hatte.

* * *

Auch zum „Etatsmäßigen“ war Wolfmüller befördert. Man feierte das Ereignis durch eine Kneiperei bei dem Wirt, in dessen Tanzsaal ein Teil der Kompagnie im Massenquartier lag. Alle Unteroffiziere und die Schreiber waren die Gäste des Feldwebels an diesem Abend, der mit blödem Trinken vorging. Am nächsten Vormittag war es, daß Wolfmüller zu Holzer sagte: „Ach! Da fällt mir eben ein, daß der Wirt sich beklagt hat, daß die Leute zum Teil zweimal und öfter bei ihm Essen fassen. Man muß ihm ein paar Portionen mehr aufschreiben, damit er zu seinem Geld kommt. Die Mannschaft muß doch satt werden!“ Dann ging er.

Holzer stieß Renner an. „Jetzt kommt's. Wir müssen ihm die Geschichte zusammenmogeln!“ — „Müssen? Ich muß gar nicht. Du kennst die Verabredung. Tu du mir nichts, ich tu' dir auch nichts. Im andern Fall raucht's.“ Holzer hängte den Kopf. „Dann macht es der heilige Lehmann!“ sagte er und wandte sich an einen rothaarigen Rekruten, der nach Ablösung der andern Aushilfen in der letzten Zeit manchmal auf das Dienstzimmer kommandiert worden war. Der Mann gehörte einer Sekte an, war ängstlich, schüchtern und gewissenhaft. Er gab sich die äußerste Mühe, zu leisten, was er irgendwie leisten konnte.

„Komm her, Sohn Gottes!“ winkte ihm Holzer, „du machst den Rapport über die Verpflegung im ‚Grünen Baum‘. Damit der Wirt nicht zu kurz kommt, schreibst du für die Sonntage die gleiche Zahl Essen auf, wie für die Werktage.“ Lehmann begriff nicht sogleich, wo es hinaus wollte und fing an, den Rapport zusammenzustellen. Aber bald merkte er, daß an den Sonntagen, wo die Mannschaften meistens beurlaubt waren, nur ein paar Leute bei dem Wirt ihr Essen bekamen. „Wie sagten Sie doch, Herr Holzer? Ich habe es jedenfalls mißverstanden. Es kann Sonntags nicht die gleiche Zahl sein wie an den Werktagen!“ — Holzer sah den Rekruten an: „Was hat der Feldwebel befohlen? Sonntage und Wertage

Digitized by Google

gleich!" — „Aber dann bekommt der Wirt doch zuviel Geld!" — „Bezahlst du es?" — „Aber das ist doch nicht recht!" — „Warte! Dir geb' ich recht! Warte bis der Feldwebel kommt, der wird's dir zergliedern! Morgen früh ist er wieder da! Überlege es dir bis dahin!" Holzer ging. Renner war weggelaufen.

Der Rekrut blieb allein im Dienstzimmer. Er fürchtete Wolfmüller, er fürchtete das Militär überhaupt, er fürchtete sich vor dem Feld, er fürchtete sich noch mehr vor dem Betrug, den er da vollführen sollte. Wie hieß es? Und führe uns nicht in Versuchung! Jetzt war er mitten drin. Und wußte keinen Ausweg. Früher hatte er noch einen Halt gehabt an seiner Mutter. Aber hier in dieser Kaserne, ganz allein! Er wußte nicht mehr wo aus und ein. Hier war die Sünde, dort die feindliche Umgebung, die ihn quälen würde, bis aufs Blut, wenn er nicht tat, was man von ihm wollte. Es gab kein Licht in diesem Dunkel. Gestern hatte einer gesagt: „Es ist einerlei. Hin bist du doch!" Hin! Hin! Die Silbe füllte den schwachen Kopf des Rekruten wie mit Blei. Halb bewußtlos nahm er ein Stück Konzeptpapier zwischen den tränenbeschmierten Rapportbogen heraus und schrieb:

„Liebe Mutter!

Ich nehme Abschied von Dir und bitte Dich um Verzeihung, aber ich kann nicht anders. Ich kann nicht leisten, was man von mir verlangt. Ich kann nicht mehr. Ach, es ist schlimm, wenn man so jung sterben muß! Lebe wohl! Im Himmel sehe ich Dich wieder. Es ist schwer, aber es muß sein. Ich bitte Dich vielmals um Verzeihung, aber es muß sein! Es muß sein. Ich muß hin! Lebe wohl!

Emil."

Als morgens um vier Uhr ein Mann der dritten Kompagnie austreten wollte, spürte er an der Aborttüre einen Widerstand. Er drückte gewaltsam. Da hing, vor der Türe, der Landsturmrekrut Lehmann. (Fortsetzung folgt)

# Narben

## Von Börries, Freiherrn von Münchhausen

**Wunden wachsen im Zweikampf und in der Schlacht,**
**Tiefere Wunden hat oft das Leben gebracht,**
**Ach, und ich hab auch gefunden:**
**Selber das Glück kann Wunden schlagen, — Wunden!**

**Narben tragen wir rot an Stirn und Brust,**
**Und in jeder ist uns ein Kampf bewußt,**
**Aber, die wir heimlich erwarben:**
**Wer von uns zählt seiner Seele Narben!**

**Zähl die Tränen der glücklichsten Kinderschar,**
**Zähl die weißen Fäden im Frauenhaar,**
**Zähl die Lieder, die diese Blätter tragen, —**
**Narben von Wunden, die das Leben geschlagen!**

Digitized by Google

# Kultur und Einheitsschule

## Von Prof. Dr. Fritz Kühner

Auch Revolutionen haben ihre Flitterwochen. Das ist die Zeit, wo die klangreiche Vokabel Gläubige um sich versammelt, wo die Beteiligten ideell erheblich alkoholisiert sind und im Ausbau ihrer Vorstellungswelt Rosenfeste feiern. Man gibt vorbehaltlos der ganzen Welt den bekannten Schillerschen Kuß, jenen Schmolliskuß, der gar sehr an akademische Verbrüderungslyrika in den ersten Semestern gemahnt.

Alkohol allein tut's nicht. Heutzutage, wo das Bier eine Konkursmasse ist und gediegenere Substanzen fehlen, muß der Ideenwelt allein die berauschende Wirkung entnommen werden, ohne welche Revolutionen binnen kurzem vom Katzenjammer bedroht sind; und den sucht man instinktiv hinauszuschieben.

Weltverbrüderung, Sozialisierung, Volkshochschule, Einheitsschule, Achtstundentag, Arbeiterräte. Das Grammophon der Revolutionsseele hat für jede dieser Melodien eine neue Platte. Die Melodien sind nicht dumm, auch nicht schlecht. Aber sie haben den Einschlag des Affekts im Motiv stecken; und Affekte vergehen und verwelken, und wo sie waren, zeigen sich der platten Vernunft fatale Lücken, so daß die Melodie klingt wie eine alte Drehorgel mit teilweise ausgefallenen Pfeifen.

Zunächst fehlt dem Revolutionsgeist das, was der politische Geist überhaupt noch entbehrt: das naturwissenschaftliche Denken, der Positivismus, welcher die Dinge unter die Kontrolle des Experimentes stellt. Auch hier wachsen Dogmen, doch sind sie selten von langer Dauer, und wenn man ihnen scharf auf den Leib rückt, sind es gar keine naturwissenschaftlichen Dogmen, sondern fremde Eindringlinge und Schmarotzer.

Ich entnehme dem Revolutions-Grammophon eine seiner sonorsten Platten, um einige biologische Denkformen daran zu üben: Aufstieg der Begabten — Einheitsschule — Hebung der Volksbildung.

Im Hintergrund dieses Vorstellungsbezirkes lagert das Bild einer in sich gleichartigen Masse von Einzelwesen. Sie sind geschichtslos, Zufallsgebilde, alle mit gleichen Voraussetzungen, alle unbeschriebene Blätter, gleichwertige Samenkörner = die Schüler. Sie kommen in die Hände einer wesentlich kleineren, aber ebenfalls prinzipiell gleichartigen Herde von Menschen, die sie ausstreuen und pflegen werden = die Lehrer. Aus dieser Tätigkeit der einen an den anderen entsteht dann eine weitere gleichartige und allen zugängliche Blume = die Kultur.

Man könnte sich mit dieser Bescheidenheit der Beweismittel und Denknormen abfinden, handelte es sich nicht leider um die Jugend. Ein medizinisch verpfuschtes Bein läßt sich aber weit leichter durch das Leben schleppen als eine verpfuschte Jugend mit dem Haß ihrer Enttäuschungen. Deshalb sollte man den Inhalt der genannten Einfachheiten doch etwas kritischer prüfen, als es bisher beliebt wurde.

Digitized by Google

Die homogene Masse voraussetzungsloser Schüler gibt es nicht. Geschichtslose Menschen gibt es nicht, als Schüler nicht und als Lehrer nicht. Und eine Angelegenheit „Kultur" mit dem bestimmten Artikel davor, die sich oberhalb der letzten Sprosse der Leiter befindet und eine gewisse Ähnlichkeit mit der Bratwurst am Jahrmarktskletterbaum zu haben scheint, — die gibt es ebenfalls nicht. Und damit scheint, für meine Denkmittel wenigstens, das ganze System zusammenzupurzeln.

Unzählige Möglichkeiten der Entwicklung stehen den unzähligen Abarten der organischen Erbmasse offen. Ein kleiner Teil davon wird durch die Schule im allgemeinen, die höhere Schule im besonderen gefördert, die Masse aber entwickelt sich den geschichtlichen Gesetzen ihrer Erbanlage gemäß *ohne* höhere Schule oder *trotz* der höheren Schule. Die Masse, auch die der sogenannten „besseren Leute", läuft nicht mit dem Zwangssystem Gymnasium oder Realgymnasium einfach parallel; sie wird vielmehr von dieser Maschinerie geknetet, gebrochen, abgeschliffen, mindestens gestört. Denn die deutsche höhere Schule ist der veredelte Militarismus des Geistes, der Gehorsam des Verstandes; eine wundervoll arbeitende, meisterhaft durchdachte, *aber von außen her wirkende Maschine*; kein passives Milieu, das dem jungen wachsenden Keim beliebige Möglichkeiten bietet, sich nach *seinen* Gesetzen zu entwickeln. Und diese uniforme Schule soll nun unter Erhaltung aller ihrer Eigenschaften des Gehorsams des Geistes, des Gefühls, des Wollens, des Denkens eine solche Umgestaltung erhalten, daß eine neue Uniformität darauf gepfropft wird: die des grundsätzlich gleichartigen Lehrers.

Dem naturwissenschaftlichen Denken muß es augenblicklich einleuchten, daß in der Entstehung des deutschen Heeres, des deutschen Beamtentums, der deutschen Schule, der deutschen Kirchen — alles seit dem Jahre 1648 — das gleiche Entwicklungsgesetz obwaltet: die am Ende des Dreißigjährigen Krieges völlig zerrüttete, entartete, krankgewordene Erbanlage der deutschen Völker brauchte auf jedem Gebiet Kräfte, die mit brutaler Gewalt *von außen her* eingriffen, den irren und kranken Entwicklungstendenzen eisernen Zwang entgegensetzten, um sie wieder zu leistungsfähigen Volksgebilden heranzuziehen. Diese großen deutschen Mechanismen sind und waren vorzüglich; *bloß zu entwickeln vermochten sie nicht*.

Nun ist es klar, daß die dreifach uniformierte Einheitsschule von der alten höheren Schule nur das mechanische Zwangselement übernehmen kann, nicht aber jene Kulturkräfte, die nun einmal für *wenige* geschaffen sind. Denn die haben sich nicht *durch* die alte höhere Schule entwickelt; sondern diese bildete nur einen *Auslesеapparat* für die rein rezeptiven und feiner organisierten Varianten der Keimesanlage. Der Künstler, der Erfinder, Entdecker, Organisator, Politiker, Kaufmann, der Willens- und Tatmensch in jeder Form, General oder Gewerkschaftsführer, Theaterdirektor oder Großbankdirektor, verdankt der höheren Schule wenig von dem, was ihn emporführte, auch wenn er dreißig Jahre später den Tendenzschriften eifriger Direktoren noch so liebenswürdige Anerkennungsschreiben zur Verfügung stellt. Er verdankt ihr wenig, sage ich, denn die höhere Schule kann nur *Qualitäten* fördern, aber keine *Quantitäten* geben; und Quantitäten des Willens, der Schnelligkeit des Entschlusses, der Einseitigkeit, der

Digitized by Google

Nervenkraft, der Rücksichtslosigkeit, der Phantasie, der sinnlichen Differenzierung, der Gefühlstiefe sind es, die jene Menschen zu dem machten, was sie wurden. Und gerade das, was die alte höhere Schule leistete: ein Gärtlein zu sein, in dem feinere Blumen gediehen als im Getriebe der Außenwelt, in dem rein aufnehmende Seelen sehr viel von dem erhielten, was sie brauchten, — kann die dreimal grobknochige Massenmaschine der uniformierten Einheitsschule nie leisten. Heute weniger als je! Denn längst — mindestens seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts — ist die höhere Schule geistig verpöbelt. Sie hat immer mehr Einräumungen gemacht, ist immer „praktischer" geworden, wurde immer mehr zur Zeugnisfabrik und damit immer mehr Volksschule; denn die Auslesesschicht der höheren Schule als Masseneinrichtung ist schon längst der bescheidenste Mittelstand, und alles Gegreine und Getue von der „Standesschule", die nur dem Wohlhabenden offen stehe, ist die übelste Verkennung nachprüfbarer Tatsachen. Die meisten höheren Schulen befinden sich Jahr für Jahr in peinlicher Verlegenheit, an wen sie ihre Freistellen vergeben sollen, weil einfach nicht genug Schüler da sind, die sie verdienen! Will man nichts weiter, als den sogenannten „Aufstieg der Befähigten", dann wäre eine Verdoppelung der Freistellen an höheren Schulen wahrlich mehr als genug für diesen Zweck.

Auf drei Fragen soll eine Antwort gegeben werden: 1. Woher stammt, naturwissenschaftlich, der „höhere Schüler"? 2. Woher stammt der Lehrer? 3. Woher stammt die Kultur? Die erste Frage ist reif zur Beantwortung: Der „höhere" Schüler ist die günstige Variante der Masse, sei sein Vater Straßenkehrer, Werkmeister, Unteroffizier oder Minister; günstig nur im strengen Sinne reingeistiger Aufnahmefähigkeit, denn andere Eigenschaften können von der höheren Schule keine Förderung erfahren, die nicht auch anderswo und anderswie zu erlangen wäre. Um das Aufnahmebedürfnis dieser günstigen Varianten zu befriedigen, ist keine Einheitsschule nötig, — eher schon eine Vielheitsschule.

Woher stammt der Lehrer? Um diese Frage scheint man ängstlich herumzugehen! Entstammen Volksschullehrer und Oberlehrer der gleichen Kulturschicht und sind sie gleich günstige Varianten? Die erste Frage ist zu einem Viertel zu bejahen, die letzte zu verneinen. Die Herkunft der Oberlehrer ist zweifellos ebenfalls, als Masse, die Schicht des bescheideneren Mittelstandes (sehr zum Nachteil des Oberlehrers!); um aber vier Jahre studieren zu können, studieren zu wollen, muß man auf rein rezeptivem Gebiet eine günstigere Variante sein, als der Volksschullehrer. Es besteht eben in jener Öffentlichkeit, die solche Fragen erörtert, immer noch die unausrottbare Wahnvorstellung, als sei der Studierte der an sich, d. h. absolut, Höherwertige. Gerade diese Zwangsidee ist es, die die dritte Art glatter Uniformierung in die Einheitsschulfrage brachte: die uniforme Studiererei aller! Der Studierte ist nicht höherwertig als der Nichtstudierte; herzlich oft sogar minderwertig; aber er hat kraft einer gewissen unbestreitbaren Mehrleistung auf begrenztem Gebiet — vielleicht erkauft durch Minderleistung auf vielen anderen — einen höheren Marktpreis, wie alle Spezialartikel. Ist das ein Unrecht? Ist das unsozial? Wenn ja, dann ist sofort der Unterschied zwischen gelerntem (1), angelerntem (2) und ungelerntem (3) Arbeiter ebenfalls als unsozial zu beseitigen.

Digitized by Google

Das wollen wir doch einmal den Führern der englischen Trade-Unions vorschlagen! Noch näherliegend und ganz und gar von handgreiflichster Gerechtigkeit muß es dann sein, die Gleichsetzung von Volksschullehrer und Oberlehrer auch auf die Universitätslehrer auszudehnen.

Denn identifiziert muß werden. Der Volksschullehrer soll sich gewaltsam hinauf-identifizieren. Hierzu dient eine wundervolle Sache: das Studium der Pädagogik. Auch hier ist es wieder mein Schicksal, Entrüstung zu erregen. Diese Pädagogik kann gar kein Vollstudium bilden, und zwar einfach deshalb, weil sie dazu viel zu mager und dürftig ist. Man kann nebenbei während des übrigen Studiums auch Pädagogik hören, ein oder zwei Semester; aber ein ganzes volles Studium mit gar nichts wie Pädagogik ausfüllen zu wollen, das ist ungeheuerlich. Es gibt keine Wissenschaft, die so aus Hilfswissenschaften besteht, aus ihrer eigenen Geschichte, aus Meinungen, keine, die so gänzlich der axiomatischen Grundlagen entbehrt, wie die Pädagogik. Aber dieses geistige Mauerblümchen hat einen Vorzug: es ist jedem zugänglich, auch dem Harmlosen, für den andere und zwar autonome Wissenschaften in unerreichbarer Höhe stehen. Und darum muß die Pädagogik dazu dienen, dem Volksschullehrer die Vorstellung zu verschaffen, daß auch er „studiert" hat und nunmehr dem ihm unangenehmen Oberlehrer gleich ist. Hierin liegt eine peinliche Streberei und eine Art von geistigem Bolschewismus: Einziehung des Privateigentums anderer. Der Marktwert des Spezialisten, d. h. des Oberlehrers, ruht auf einer absolut anderen, wirtschaftlich und geistig anderen Grundlage, als auf den braven Allgemeinheiten der Pädagogik. Der tüchtige, in seiner Leistung abgegrenzte Volksschullehrer ist kein Spezialist, hat deshalb notwendigerweise einen geringeren Marktwert; deshalb aber hat er gerade in der größeren Allgemeinheit des Denkens und Könnens einen höheren Gesamtwert. Er füllt im Volksganzen dadurch, und nur dadurch, eine weit wichtigere Stellung aus als der Oberlehrer, der viel leichter theoretisch versimpelt und weltfremd wird, der sich gerne in irgend einer wissenschaftlichen Sackgasse verliert, die großen Zusammenhänge des Lebens nicht mehr sieht oder gelegentlich sich dünkelhaft absondert. Dieser Oberlehrer, so oft eine gute Vorstufe für den Universitätslehrer, ist der geborene Eigenbrödler, das organisationsloseste Geschöpf in der deutschen Menschheit. Um ihm gewaltsam gleichzukommen, muß er heruntergezerrt und der Volksschullehrer heraufgeschraubt werden. Sollte nicht die verlangte Gleichheit des Einkommens mit eine Triebkraft in aller Begeisterung der Interessierten für die Einheitsschule sein? Homo sum usw.

Wäre nur das Mittel, Pädagogik genannt, nicht so höchst dürftig! Wen hat je die Pädagogik das Disziplinhalten gelehrt, wem hat sie den inneren Zusammenhang mit der Jugend gegeben, wem die Frische des Entschlusses, den Sinn für das Ewig-Menschliche im Kind, wem die Lehrfreudigkeit, die geistige Freiheit? Wen, frage ich, hat je die pädagogische Wisserei zur Persönlichkeit in seiner Arbeit gemacht? Wir brauchen keine Antwort zu geben. So wie die eigenen Kinder des Pädagogen keine Linie besser erzogen sind, als die des Steuereinnehmers, Handwerkers oder Regimentsobersten, versagt die pädagogische Methodik immer und absolut, wenn nicht die lebensvolle, frische, warmherzige

Digitized by Google

Gesamtpersönlichkeit dahinter steht. Der Bürgerschullehrer in seinem Nicht-spezialistentum war es, der den besonderen Wert besaß; der Bienenzucht, Gartenpflege, Bodenreform, Gemeinderat, Naturheilverein, Musikverein und tausend andere Dinge meisterte und so oft der Öffentlichkeit einen Stempel aufdrückte, zu dem der dreimal bebrillte Herr Professor meistens unfähig war.

Und nun „die" Kultur, — wollte sagen „die" Volkskultur!

Zweierlei ist ewig wahr: zum Volk im höchsten und erstrebenswertesten Sinne führt nur das Nebeneinander, der unmittelbare Blutumlauf durch alle in sich gleichwertigen Adern, die Bejahung jeden Strebens, jeder Arbeit. Aber zur Kultur führt nur das Übereinander, die harte Differenzierung, die lange geschichtliche Reihe, die Hochzucht der Geschlechter, die Absonderung vom Ewig-Niedrigen, Irdisch-Gemeinen. Nur irgendwie hochstehende Menschen, streng geschieden von der Masse, nur Träger unbedingter geistiger Überordnung, erzielen die seltene Orchidee der Kultur. Wer Welt und Dinge mit hundert feinsten Nervenendigungen wahrnimmt, wo die Masse nur eine zur Verfügung hat, wer den Maßstab der Verfeinerung an Gefühl und Erkenntnis, an äußerem und innerem Schauen angeboren in der grauen Gehirnrinde trägt, der ist Kulturträger. Versucht's, diesen edelsten und ältesten Wein, an goldene Gefäße gewöhnt, durch die Bleiröhren der gemeinen Wasserleitung in alle Tröge der Herdentiere zu gießen! Nicht Platon, sondern Kleon der Gerber steht an diesem Trog, saufend statt zu trinken, berauscht statt gehoben, dünkelhaft statt demütig. Nichts lehrt den Wahn eines Universalfuttermittels „Volkskultur" plastischer sehen, als die höhere Schule und ihre Entartung. Ja, Entartung! Einst war sie eine hohe Stätte für die Seltenen und Wenigen, einst pflegte sie das Hohe, weil es nicht nützte, nicht „praktisch" war, nicht dem Geschäftsleben, den Wünschen der Handelskammern diente, nicht Großbetrieb für Bescheinigungen war, die man ordinär und zäh ersaß. Heute besteht das Publikum der höheren Schulen aus 80% Kulturarmen, aus 50% unrettbar Kulturlosen.

Wir alle wissen es: der Sohn des Tagelöhners kann als Glückszufall der Vererbung hoher Kulturträger werden. In seinem Keimplasma können wertvolle Erbteile der Ahnen sich günstig nebeneinander lagern und einen fertigen Kulturmenschen ergeben. Einmal unter hundert Fällen. Aber dieser eine Fall schaltet das Gesetz nicht aus, wonach höchste Werte nur geschichtlich entstehen, durch lange Anhäufung und Vererbung erworbener Eigenschaften, durch Rassezucht und Eheauswahl, unerbittliche Beseitigung des Untauglichen, härteste Anforderung an sich selbst. Hier liegt das innere und ewige Daseinsrecht des Adels, jeden Adels, nur nicht des funktionslosen toten Namensadels, der statt mit Kegelkugeln mit Wappen spielt. Drei, vier, fünf Generationen, je nach Arbeitsleistung und Selbstzucht, führen zur Kultur; die wenigen sind's, die sie erringen, die vielen sind's, die sie wieder zerstören.

Es gibt, außerhalb der Kultur, hohe und höchste und edelste Werte, der Masse zugänglich: Sittlichkeit, Religion, körperliche Selbstachtung, Vaterlandsliebe, oder wem diese zu eng erscheint, wahre Menschlichkeit. Es gibt, außerhalb der Kultur, höchste und ernsteste Wirklichkeitsaufgaben: soziale Arbeit am Säugling, am

Digitized by Google

Kranken, am Armen (soweit es Arme als Sondererscheinung noch gibt), Hygiene, Gerechtigkeit in Spruchrecht und Steuerrecht, und den ewigen Kampf zwischen Mensch und Ding, Intellekt und Natur. Der unverbildete Mensch, der Nichtspezialist, wird diese großen Dinge besser meistern, als der enge Fachmann; praktisch gesagt, der Volksschullehrer wird tausendmal Führer des Volkes sein, wo der Herr Professor brütend im Schneckenhaus eines weltentlegenen Teilgebietchens steckt, dieser Professor, der notwendigerweise Witzblattfigur werden mußte, was der deutsche Volksschullehrer nie erreicht hat.

Die Vielheitsschule, das wäre eine Art Ideal! Die Einheitsschule ist Kgl. Preuß. Militärdespotismus des Geistes, ist Verzicht auf die grenzenlose Variabilität der gegebenen organischen Voraussetzungen, ist Verarmung auf dem letzten, allerletzten Gebiet, wo das leergeblutete Vaterland noch neues Gewebe bilden könnte, auf dem der Kultur. Die Einheitsschule wird kommen, sie ist schon unterwegs. Nicht sie aufzuhalten habe ich diese Deduktionsarbeit geleistet, denn sie ist nicht aufzuhalten. Ihr Kommen unterliegt den gleichen Naturgesetzen wie der Fall einer Lawine oder das Auftreten des Flagellantentums. Nein, nur einem soll das gebotene Experiment dienen: an einem Einzelfall zu zeigen, wohin es führt, wenn naturwissenschaftliches Denken durch klangreiche Vokabeln ersetzt wird, die der Affektseite der Revolutionsbegeisterung entstammen. Warten wir, bis das Rad der Entwicklung sich weiter gedreht hat. Die Wahrheit hat Zeit, sagt der unsterbliche Lamarck.

# Ein neues Kirchengebet

## Von Max Zungnickel

Gott, der du die Träume der Sterne ersinnst,
Laß dein Gesicht in unsern Herzen nicht verlöschen.
Schütte deinen Segen in unsere Arbeit
Und sitze mit uns um die Abendlampe.
Steige in die Blicke unserer Kinder und streichle uns.
Vergiß die Kranken nicht und mache sie in ihrem Schlaf zum blühenden Lindenbaum, mit Vögeln in der Krone und mit Bienensummen.
Laß über die Leidtragenden wieder das Frührot deiner Gnade aufgehen.
Laß dein Herz in unsern Feldern pochen.
Behüte das Korn.
Beschütze die Tiere.
Mache die Seelen unserer Verstorbenen zu deinem Wappenschild.
Schreibe den Namen unseres Vaterlandes mit Regenbogen-Flügeln an deinen Himmel.
Und wirf, an jedem Sonntagmorgen, für unsern Kantor, den Orgelschlüssel aus den Wolken. Amen.

Digitized by Google

# Ägyptische Bilder

## Von W. von Engelhardt

Im Esbekijegarten flutet das Leben von Kairo vorüber. Über den von der Hitze erweichten Asphalt wandern lautlos schwankend die beladenen Kamele. Bedächtig wiegen sie die langen Hälse, und ihre hängende Unterlippe spricht verächtlichen Mißmut.

Wie ein junges geschmeidiges Tier läuft der Sâis vor den Pferden eines vornehmen Gefährtes. Sein kurzer weißer Rock schlägt um die sehnigen nacktbraunen Beine, und der schwarze Schweif auf seinem Tarbûsch weht wie eine Fahne beim schnellen Laufen. Hoch schwingt er den Bambusstab in der Luft, und heiß atmend ruft er sein eintöniges „gebt Platz, gebt Platz". Ein paar Augenblicke nur und hinter ihm schließt sich die Menge.

In dichten Scharen umlagern gewinnsuchende Händler und Eseltreiber die Eingänge der großen Hotels. Ab und zu erscheinen die goldgestickten Kawassen gleich einer strafenden Gottheit und verscheuchen das zudringliche Gesindel. Eine kurze Zeit geben sie Ruhe, dann beginnt das Feilschen von neuem.

Neger aus dem Sudan lassen ihre gereihten Glasperlen spielen, als wäre es glitzerndes Geschmeide. Und die strahlende Sonne verleiht sogar dem armseligen Glas brennende Funken.

Da wo der Schatten der Bäume in den staubigen Dunst des freien Platzes fällt, hocken in langen Reihen, vor ihren niederen Tischen die Briefschreiber. Gelassen sehen sie ins Treiben der Straßen, wo Licht und Schatten sich feindlich grell bekämpfen...

Sie brauchen nicht zu betteln und zu feilschen, denn sie sind unentbehrlich!

Aus einer kleinen Nebenstraße taucht plötzlich die dunkle Gestalt einer Wasserträgerin auf.

Ihr schwarzes, schleppendes Gewand liegt in weiten Falten um ihren Körper und die silbernen Reifen an den Knöcheln geben einen leise klingenden Ton, wenn ihre Füße schreitend den Boden fassen.

Die goldene Rolle, die vom schmalen Stirnband zum dichten schwarzen Schleier reicht, teilt ihr Gesicht und gibt nur die dunkeln Augen frei.

Einen Augenblick steht sie unbeweglich — — dann gleitet sie schnell und geschmeidig über den großen Platz und steht vor dem weißbärtigen Briefschreiber.

Und nun beginnt das Spiel... Frage und Antwort.

Ihre Augen funkeln in heißer Erregung und aus dem weiten Ärmel streckt sie die geballte Faust.

Mit würdiger Ruhe nimmt er einen Bogen und beginnt zu schreiben... Sein alttestamentliches Patriarchenhaupt wirkt gütig besänftigend zu ihren zornflammenden Worten.

Einer ganzen Generation war er schon Helfer und Beichtiger... Er weiß es — — hinter allem Zorn und allem Leid steht die brennende Liebe.

Digitized by Google

Das Dunkel und das Licht — — sie kommen beide aus jener Quelle... Und er vermittelt die Worte dazu...

Aber mildgütig wie ihn das weise Alter gemacht, stellt er sie kunstvoll nebeneinander, daß sie eine Brücke bleiben, für spätere Zeiten...

Denn das Menschenherz ist wandelbar ... und bitterer als Zorn und Schmerz ist die Reue, die keinen Rückweg findet...

Mit glühenden Blicken folgt sie seinen Schriftzügen.

Drei Zeichen ihrer Hand darunter — — und tief aufatmend faßt sie den Brief.

Ein paar Silbermünzen fallen klirrend auf den Tisch — — nun ist sie erlöst!

Sie wendet sich. Ein Heben der ausgestreckten Hand — — châlas — — es ist beendet...

Den schweren Wasserkrug auf dem Haupte schreitet sie wieder zurück in die dumpfen Stadtviertel, aus denen sie gekommen...

Ganz Ruhe — — ganz Stil — — Karyatide — — Lastträgerin.

Unberührt brandet und wogt das Leben weiter in den sonnenheißen Straßen...

* * *

Ein goldenes Boot — so schwimmt der junge Mond am nächtlich schimmernden Wüstenhimmel. In starrer Stille türmt sich die Weite — endlos — horizontlos...

Unten am Nilufer klagt das Lied eines abendlichen Sängers in beängstigender Eintönigkeit. Immer die gleichen Töne, fort und fort sich wiederholend, wie die Perlen der Gebetschnur...

Die kleinen niederen Hütten liegen ausgelöscht in der lauen glitzernden Nacht. Tief in den Sand geduckt, Wand an Wand lehnend, säumen sie die breite Dorfstraße. Nur ein paar durchsichtige Fetzen beißenden Rauches, die in der stillen Luft hängen blieben, geben Zeugnis vom Leben des Tages.

Das knarrende Gekreisch der Wasserräder ist stumm geworden und die großgehörnten Büffel liegen unbeweglich neben der Sakije, die sie in unermüdlichem Kreislauf tagsüber getrieben.

Müdes Ruhen deckt das Dorf am Wüstenrande...

Nur da, wo die schattenlosen Palmen das Grau der Häuser stören, ist noch waches Leben.

Ihre Strohmatten über die steingedeckte Terrasse gebreitet, hocken die Männer beisammen, und langsam zieht noch einmal der Tag durch ihr Gespräch. Mühe und Arbeit — Verdienst und Verlust — was stritt und was sich versöhnte, es wird allabendlich zur Ruhe gebracht, und leise spinnt die Nacht die Fäden des Vergessens darüber...

Heut' aber ist in ihnen Spannung und Erregung, denn der Märchenerzähler kam ins Dorf.

Ungeduldig harrend, sitzen sie im dichten Halbkreis und erwarten ihn, der langsam vom Brunnen die Straße heraufkommt.

Sein violetter Mantel und das seidengestreifte Gewand verschimmern im Helldunkel der Nacht, und nur sein weißer Turban zeichnet sich scharf im Mondenlicht ab.

Digitized by Google

Betäubend duften die Orangenblüten, mit denen er ihn schmückte und die in dichten Büscheln herabhängen.

Gemessen und würdevoll tritt er in den Kreis und grüßt...

Sein Blick umfaßt die aufhorchende Schar zu seinen Füßen und wendet sich dann der großen Wüste zu, die in blauem Silber fernher leuchtet.

Eine lange Zeit verharrt er so schweigend...

Auf seiner Stirne kommen und gehen die Gedanken. Langsam hebt er die Hände, und gleichsam prüfend wägt er in ihnen die bunten Bälle seiner Märchen und Lieder...

Vorsichtig tastend beginnt er mit ihnen sein Spiel. Leise und abgerissen setzt er Satz um Satz nebeneinander, als ob sie ihm selber noch ein verhülltes Geheimnis.

Doch dann packt er zu — und züngelnd fliegt sein Wort hoch in die Höhe... Es steigt — glänzt — und neigt sich im Fallen.

Geschickt fängt er es auf, um es von neuem zu werfen. Immer rascher wird das Spiel und immer bunter und reicher.

Nach allen Seiten schüttet er die Fülle der Bilder, und gleich einem Feuerwerk zischen und blenden die Leuchtkugeln seiner Phantasie... Atemlos lauschen die Zuhörer...

Das sprudelt und quillt und fesselt Auge und Ohr... Das löst und spannt und reißt sie mit sich fort, daß sie alles ringsum vergessen... Sie merken es nicht, wie Stunde um Stunde verrinnt, so fest bannt sie der Zauber des Geheimnisvollen... Tief ist das Mondenboot in den Horizont gesegelt und verschwindet lautlos in dem feierlichen Dunkel, das sich jetzt ausbreitet.

Kaum kann man die kauernden Gestalten unterscheiden, und nur die brennenden Wasserpfeifen glühen wie feurige Augen zu den Reden des Märchenmannes...

Doch als ob dieser nur auf das Dunkel gewartet hätte...

In erregter Leidenschaft fliegen plötzlich seine Worte — heiß und wild.

Unheimlich glühend ist sein Blick. Und als er sich jetzt zu dem Kreis herabbeugt, flüstert in scharfer Eindringlichkeit seine heisere Stimme. Eine seltsame Unruhe ergreift die Zuhörer...

Beim Höchsten, das sind ja keine Märchen, die er erzählt — — das ist ja grausige Wirklichkeit... Maschallâh ... was sagt der Mann? Entsetzt springen sie auf und umdrängen ihn, dessen Rede wie ein verheerendes Feuer von seinen Lippen fällt...

Und da — — mitten in die Herzen der horchenden Männer — schleudert er jetzt die Brandfackel...

Zündend faßt sie, die er im Namen des großen Propheten von Dorf zu Dorf trägt...

Kampf und Haß ... Tod und Verderben ... Aufruhr — — Heiliger Krieg! Tief Atem schöpfend hält er inne...

Ein Leuchten des Triumphes zieht über sein Gesicht. Was er gewollt — er erreichte es...

Aus seinen Wundermärchen wachsen Worte, die fortglimmend der Stunde harren werden, da sie zum Brande anfachen...



Digitized by Google

Und seine Finger langsam schließend, teilt sein Arm wie ein Schwerthieb die Luft...

Befreiend streckt sich seine hohe dunkle Gestalt. Und wieder ganz ruhige Würde schreitet er an der erstarrten Schar vorbei in die Totenstille der Nacht...

Über seinem Wege, hoch im Zenit, funkelt blitzend das dolchgegürtete Sternbild des Orion...

* * *

Gigantisch wälzt sich der Zug heran...

Aus der Stadt der weißen Mauer, aus Memphis alter Königsstadt schreitet die endlose Schar — mühsam quälend durch die brennend heiße Wüste.

Über ihr düsteres Todesleid...

Die Fackeln schwelen durch den gelben Sand und ersticken die Töne der dumpfen Grabgesänge.

An der Stufenpyramide vorbei, geht der Weg ins Totenfeld von Sakkâra. Allen voran leuchtet das goldene Horn des Priesters. Schier endlos dünkt ihn heute der Weg — —, schwer und heiß, wie das Leid, das seine Brust zersprengen will.

Der Macht des fremden Eroberers müssen sie sich beugen und nun soll er sein herrliches Tier, seinen Götter-Apis zum letzten Schlafe weihen! Wie ein rasender Schmerz zuckt es in seinen erhobenen Armen, und in ohnmächtigem Zorn sprechen die Lippen das Gebet.

Aber seine Seele kennt kein Beten...

Blutrote Rache — — Fluch und Rache — — schreit sie gellend in die glutenheiße Weite...

Vor den Pforten des heiligen Serapeum halten sie...

Seine Hand greift nach der Fackel, und hoch gehoben leuchtet sie ihm in die dunkle Totengruft.

Er ist allein...

Dumpf schlägt ihm die erstickende Luft aus den finsteren Felsenkammern entgegen und raubt ihm den Atem. Doch ihm tut die Dunkelheit wohl, und mechanisch schreitet er den langen Gang hinunter, vorbei an den stillen Apisschläfern, zu seinem Lieblingstier.

Im mächtigen Sarkophag aus Rosengranit haben sie ihn gebettet... Seine Hand fährt liebkosend über die feingemeißelten Reliefs und das steingewordene Gewinde der Lotosblätter.

Immer wieder und immer wieder streicht er über den kalten Stein... Oh wenn er doch sterben könnte! ...

Wie aus weiter Ferne schlagen die Töne der singenden Menge an sein Ohr und wecken ihn aus seiner starren Verzweiflung.

Keuchend vor übermenschlicher Anstrengung antwortet sein priesterliches Wort..

Noch einmal richtet er sich auf, und seine Arme weit gebreitet, erfleht er den Segen des großen Ptah... Dann ist es vorüber... Aber auch seine Kraft hat ein Ende. Stöhnend bricht er zusammen und preßt seine Stirn an den Sarkophag. Mein Tier, mein einziges Tier! Nie wieder soll seine Hand das glänzend schwarze Fell berühren — nie wieder...

Digitized by Google

Und keiner, der ihm fortan den Orakelspruch kündet über die Gerechten und Ungerechten... Warum muß er leben? Warum kann er nicht liegen bleiben, hier, zu Füßen seines Götterlieblings?

Grausam bist du, o Gott Ptah — grausam und unbarmherzig... Was tat ich dir, du Weltenschöpfer, daß du kein Mitleid kennst mit meiner todwunden Seele...

Draußen im grellen Sonnenlicht wartet angstvoll das Volk auf ihn. Scheu wie ein Verbrecher greift er in die volle Rosenguirlande, die über der Leichenkiste liegt und nimmt eine Blüte als Abschiedsgruß von der Stätte, die er nun nicht wieder betreten wird...

Dann geht er. Geht Schritt um Schritt, schwankend und mühsam dem Ausgang zu ...

Und Schritt um Schritt fällt Freude und Leid von ihm ab und das Menschsein in seiner Brust versteinert in den schauerlichen Totengängen.

Die Rose entgleitet seiner Hand, und er tritt in das schmerzendhelle Tageslicht...

Fahl ist sein Angesicht, erloschen sein Blick und nur das goldene Horn über seiner Stirne funkelt hart in der Sonne — — grausam und hart wie der Weg der Pflicht, den er von nun an gehen muß...

Ihm folgt sein Volk — — entehrt und geknechtet... Sklaven eines fremden Herrschers...

Fein und leise weht der Wind von Sakkâra.

Weht Tag und Nacht und Nacht und Tag und füllt die Stunden zu Jahrhunderten und türmt die Jahrtausende...

Still schlafen in der Gruft die Göttertiere, still und vergessen im Wandel der Zeiten...

Nicht aber schläft der Menschengeist. Grübelnd und forschend gräbt die Wissenschaft in die Tiefen und bringt herauf, was der Vergangenheit gehört...

Aus Frankreich ist er gekommen, der große Forscher, und nun ist sein Lebenswerk vollendet.

Tief im Wüstensande arbeiten mühsam die Hebel, die die Steinplatten von dem Eingangstor des Serapeum entfernen sollen.

Ächzend geben sie nach und fallen.

Und blendend ergießt sich das goldene Licht in das unberührte Dunkel der Jahrtausende...

Ganz allein will er sein in dieser Stunde der Weihe.

Da fällt sein Blick auf eine verdorrte Rose, die auf dem Boden liegt, und deutlich wie eine Kette zieht sich die Spur eines Menschenfußes durch den feinen Sand...

Er sinkt in die Knie. In tiefer Bewegung rinnen die Tränen über das stille Forscherantlitz. Wie eine Hostie faßt er die dürre Blüte und hebt sie an seine Lippen...

An derselben Stelle wie einst der goldgehörnte Pharaonenpriester neigt sich der christliche Gelehrte in stummer Ehrfurcht vor der unvergänglichen Gottheit...

Digitized by Google

# Rundschau

## Paris nach dem Sturze Robespierres

Nach der leichtfertigen Regierung des „Roi Soleil", der entwürdigenden seines Nachfolgers und der schwachen Ludwigs XVI. übte der Konvent, um die Wiederkehr des Despotismus zu verhindern, eine Tyrannei aus, di alles, was jener an Scheußlichkeiten geleistet hatte, weit hinter sich ließ. Mittels der Guillotine wurden — wunderbarerweise der „Göttin der Freiheit"! — tagtäglich blutige Libationen dargebracht, und was das Fallbeil verschonte, verschlangen die Füsilladen, Mitra lladen, Sabraden und Noyaden. Aber schließlich füh.te sich die „große Nation" — so nannten sich die Franzosen seit der Revolutionszeit — durch das ununterbrochene Morden denn doch angewidert; wie die Guillotine vom Köpfen müde wurde, so zeigte sich auch Paris ermattet, ihr zu applaudieren, und mit der am 10. Thermidor des Jahres II — 28. Juli 1794 — erfolgten Hinrichtung Robespierres, des Regisseurs der blutigen Tragödie, fand die Schreckenszeit ihren Abschluß. Eine gemäßigtere Partei, die „Thermidorianer", an ihrer Spitze Tallien, Barras u. a., nahmen nun die Leitung des Staates in die Hand.

Diese Thermidor-Reaktion war zum großen Teile das Werk der „jeunes gens de Paris", die man späterhin auch wohl als „jeunesse dorée" bezeichnet hat; durch Faustschläge und Prügel hielten sie das terroristische Gesindel im Zaume, und vor dem „Réveil du peuple", ihrem begeisternden Kampfliede, mußte, trotz aller Glut des Ausdrucks, selbst die Marseillaise verstummen. Schon in ihrem Äußern suchten die „jungen Pariser" einen gewissen Gegensatz zum Jakobinertum hervorzukehren: statt der bisher üblichen Mützen trugen sie Hüte, unter denen das Haupthaar an den Seiten als „oreilles de chien" bis auf die Schultern herabhing; zu den Überröcken, die den Frack verdrängten, traten an Stelle der langen Beinkleider, der Pantalons, wieder kurze Hosen oder Culotten; dazu kam ein prächtiger, oft mit einer kostbaren Chemisettenadel geschmückter Brustlatz und eine meist grüne Krawatte, die den von allem, was Jakobiner hieß, bloß getragenen Hals verhüllte und bald eine solche Weite und Breite annahm, daß sie das Gesicht bis über das Kinn hinaus verdeckte und einem gewaltigen Kropfe glich. Ein kurzer Knotenstock, ein Riechfläschchen und eine Lorgnette, die weniger zum Schauen als zum Kokettieren diente, vervollständigten den wunderlichen Anzug eines solchen in eine Wolke von Ambraduft gehüllten Jünglings.

Eine üble Erbschaft der versinkenden Zeit jakobinischer Machtentfaltung mußten freilich Thermidorianer wie Pariser Jugend wohl oder übel antreten: den Mangel an Nahrungsmitteln, dem die neunmalweisen Lykurge des Konvents mit ihren 15 414 Dekreten nicht hatten abhelfen können. In unzähligen Häusern hockte der Hunger am Herde, ein lästiger Bettler, den man nicht verscheuchen konnte, und Scharen Darbender, die nach Brot schrien, durchzogen die Straßen der Stadt; war ihnen doch nun gar dasjenige genommen, was sie bislang ihr Elend hatte vergessen lassen: das Schauspiel, täglich ein paar Dutzend Köpfe fallen zu sehen. Brot war so schwer zu haben, daß man Gäste, die zu Tische geladen werden sollten, bitten mußte, ihr eigenes Tafelgebäck mitzubringen; was für Geld und gute Worte zu haben war,

Digitized by Google

reichte kaum für den eigenen Bedarf. Schließlich wurden den Notleidenden pro Kopf täglich 2 Unzen (1 Unze = 30 Gramm) Schwarzbrot aus allgemeinen Mitteln verabfolgt, eine Portion, die ab und an noch um ½ Unze zu verkürzen man sich gezwungen sah. So erklärt es sich, daß am 21. Juni 1795, als nach der Zeit des von Staats wegen verordneten Atheismus zum ersten Male wieder Gottesdienst abgehalten wurde, mancher, von Gier getrieben, mehr als eine Hostie zu erhaschen suchte. Hunderte erlagen infolge dieser traurigen Zustände dem Hungertode, Hunderte drängte der Mangel am Notwendigsten zum Selbstmorde.

Das also war der Segen der vor kurzem noch als allein selig machend gepriesenen demokratischen Verfassung! Nun klagte man: „Die Republik läßt uns Hungers sterben!“ Und der Katzenjammer, der der jakobinischen Zeit folgte, die Reue und die Gewissensbisse manches Revolutionärs erzeugten Träume wunderbarer Art. Der Gedanke an die Wiederkunft der Königsherrschaft, ja wohl gar an eine Rückkehr der Bourbonen, zwanzig Jahre seiner Verwirklichung vorauseilend, fiel, in verschwiegenem Kreise halblaut ausgesprochen, nicht immer auf unfruchtbaren Boden. Auf den Toilettentischen vornehmer Damen, zumal aus den Kreisen heimgekehrter Emigranten, fand man den „messager du Soir“, den Hauptbekämpfer des Terrorismus; Paris begann am Tage des heiligen Ludwig (25. August) seine Gärten und Blumenmärkte zu plündern wie für ein Fest seiner Hoffnungen, und verstohlen fragte man sich, ob guillotinierte Monarchien nicht ins Leben zurückgerufen werden könnten. Viele Republikaner glaubten ihr Ansehen zu heben, wenn sie in den Kreisen des „Ancien régime“ verkehrten, und junge Damen, die einen Namen trugen, der in den Ohren der extremsten Montagnards einen guten Klang gehabt hatte, suchten durch Heiraten in möglichst aristokratische Familien hinein die immer lästiger werdende Erinnerung an die einstige väterliche Popularität zu verwischen.

Doch nicht nur die politischen Anschauungen änderten sich; auch auf dem Gebiete des geselligen Lebens trat ein bemerkenswerter Umschwung zutage: man sehnte sich nach frohem Genießen, nach Zerstreuungen und Vergnügungen. Die „Terreur“ mochte eine gute Schulung auf den Tod gewesen sein, aber das Leben erschien süßer, und die gleichsam aus dem Grabe auferstandene Menschheit war ihm wiedergeschenkt. An die Schreckenszeit dachte man nur noch wie an einen bösen Traum zurück, ganz Paris — wenigstens das bessergestellte — nahm das feinere Leben der früheren Tage wieder auf, und aus den Vertretern von Talent, Geist, Reichtum und hoher amtlicher Stellung bildete sich eine Art Aristokratie, mit der die Trümmer der alten Adelskaste sich gern vereinigten. In erster Linie begannen natürlich diejenigen ein Haus zu machen, die die Mittel dazu hatten: Bankiers und andere wohlhabende Geschäftsleute; sie gaben üppige Diners, glänzende Soireen und Bälle mit Kleinodlotterien, in denen jedes Los gewann. Und auch die Empfangsräume des früheren Adels, soweit er nicht ausgewandert war, erschlossen wieder ihre Pforten, die „Salons dorés“; hier durfte der Republikaner sich seine Lebensanschauungen kaum merken lassen, wogegen die erklärten Anhänger des alten Systems mit ihren beißenden Sarkasmen wider Freiheit und Gleichheit williges Gehör, ja wohl gar lauten Beifall fanden. Die Revolutionäre aber scheuten nicht davor zurück, statt der ihnen geläufig gewordenen Anrede „Citoyen“ wieder das früher übliche feinere „Monsieur“ zu gebrauchen. Die Hochflut republikanischer Gesinnung war eben verrauscht. Vor allem aber kehrte mit zwingender Gewalt die Herrschaft der Frau zurück; eine Art Galanterie machte sich wieder bemerkbar, und die Revolution des Thermidor erwies sich als ein unbestreitbarer Sieg des schönen Geschlechts, dem die Jakobinerzeit seinen Einfluß geraubt hatte. Vor allem sah die schöne Frau Tallien, die Gattin des oben genannten Thermidorianers, in ihrem Salon bald wieder Gäste. Bei ihr begegneten sich Männer aus den Regierungskreisen, Generäle, Künstler und Größen der Finanzwelt; sie bildete gewissermaßen ein neues Versailles um ihre Person und lehrte ihre ganze Umgebung, die zur Zeit der Terreur sich wesentlich mit Todesgedanken getragen hatte, das Leben wieder genießen. In der Chaumiere, wie sie ihr mit

Digitized by Google

Stroh gedecktes, idyllisch inmitten von Zaungittern, die durch Kletterpflanzen halb überwuchert wurden, an der Allee des Veuves gelegenes Heim nannte, machte sie ein großes Haus und empfing hier, gleichsam die Dryade dieser reizenden Stätte, im Sommer 1795 unter dem Laubdach der Bäume neben anderen Freunden auch den stattlichen General Barras, der bald vor ihren Augen Gnade fand.

Und auch das Interesse für die Kunst, zumal die Musik, erwachte wieder. Ein Hauptvergnügen der eleganten Welt bestand in dem Besuche der berühmten Feydeau-Konzerte d. h. der musikalischen Aufführungen im Theater der Feydeau-Straße, wobei viele Zuhörer allerdings wesentlich andere Zwecke verfolgten als denjenigen, sich der dargebotenen künstlerischen Leistungen zu erfreuen: den Damen kam es mehr darauf an, glänzende Toiletten zur Schau zu tragen, den Herren aber, pikante Beziehungen anzubahnen, sich in Gesellschaft schöner Mätressen zu zeigen und in sonstiger herausfordernder Weise mit ihrem Mammon zu prunken. Durch Engherzigkeit keineswegs beschränkte Anschauungen auf dem Gebiete sexuellen Verkehrs sind überhaupt für die Zeit nach dem Tode Robespierres charakteristisch. Freie Sitten der Frauen erregten keinen Anstoß, und es gab genug anmutige und elegante Pariserinnen, die, verführerische Blender, der weitverzweigten Familie der Kleopatra zugezählt zu werden nicht als Makel empfanden. Ehen wurden oft für eine Woche eingegangen und dann wieder getrennt; ja die Unbeständigkeit des hymenäischen Bandes pries man als ein angeborenes Menschenrecht oder als einen erhabenen Vorzug der aufgeklärten französischen Nation. Auch in der Kleidung der Damen wagte sich die zur Sansculottenzeit völlig verpönte Eleganz immer kühner hervor. Besonders gefiel man sich in der Nachahmung des Altertums; einer Schönen, die auf der Höhe der Zeit stehen wollte, durfte der Peplos der Hellenin oder die Stola einer Tochter der Siebenhügelstadt nicht fehlen. Diese Rückkehr zur antiken Gewandung wirkte aber auch auf das Seelenleben der Pariserinnen ein und gebar den Geist wieder, der einst zu den Pythien und Sibyllen ehrfurchtsvoll aufgeschaut hatte. Die leichte Lebensauffassung trug das Ihre dazu bei, denn daß Oberflächlichkeit und Aberglaube gern Hand in Hand gehen, lehrt die Geschichte wie die Beobachtung der täglichen Ereignisse zur Genüge, und so drängte sich die Frauenwelt, die, wie immer, das Übernatürliche besonders reizte, zu dem Kartenleger Martin. Lange Reihen von Wagen hielten oft vor der Tür des Propheten, der — die Gemeinde seiner Gläubigen wagte es nicht zu bezweifeln — in einem von geflügelten Drachen gezogenen Wagen durch die Luft aus Piemont gekommen und auf dem Dache seines Hauses gelandet war. Wie konnte man den Verkündigungen eines solchen Mannes skeptisch gegenüberstehen?

Aber die große Leidenschaft der von den Ketten ja obinischer Tyrannei befreiten Pariser wurde das Tanzen. Was jung war und heißes Blut hatte, lehnte sich auf gegen das freudlose Dasein der jüngstverflossenen Jahre; das zweifelhafte Glück demokratischen Selbstbewußtseins genügte diesen Kreisen nicht: der Guillotine entronnen, wollten sie leben. Doch Privatbälle gab es wenig, weil mancher sich noch immer scheute, daheim einen allzu großen Luxus zu entfalten; und viele, denen die letzten Jahre finanzielle Verluste gebracht hatten, waren auch gar nicht in der Lage, die Kosten, die Geselligkeit im eigenen Heim verursacht, zu tragen. Und doch wollte man sich amüsieren. So traf sich die gute Gesellschaft auf öffentlichen Bällen, und die große Masse wollte natürlich nicht zurückstehen. In allen denkbaren Straßen der Stadt wie in sämtlichen Vorstädten wurde bis zur Erschlaffung getanzt; das Bein gestrafft, das Ohr auf den Takt lauschend, den Arm um die Taille irgend einer Schönen geschlungen, die ihrerseits wahllos die Linke auf die erste beste Schulter stützte — so drehte sich ganz Paris im wirbelnden Reigen; der Winter 1795/96 brachte der Stadt 644 öffentliche Bälle, auf denen man je nach Geschmack und der Leistungsfähigkeit des Geldbeutels für 5 Livres oder für 2 Sous tanzen konnte. Die auffallendste Erscheinung dieses tanzfreudigen Genießens sind die sogenannten „Bals des victimes", die „Opferbälle", zu denen niemand Zutritt hatte, der nicht das Todesurteil eines Mitgliedes seiner Familie vorweisen konnte. Während der Terreur hatte kein

Digitized by Google

Mensch gewagt, um die Verurteilten Trauer zu zeigen; jetzt hielt man sie für altfränkisch, und die Mordmaschine, dieses furchtbare Gespenst, diente, kaum verscheucht, nun dazu, den Freuden der Gegenwart einen prickelnden Beigeschmack zu verleihen. Wenn aber die lustigen Leute, die Melodie des letzten Tanzes trällernd, gegen Morgen von ihren Bällen heimkehrten, trafen sie auf frierende und hungernde Gestalten, die seit Stunden vor den Bäckerläden Queue bildeten, um ihre Brotspenden in Empfang zu nehmen.

Nirgends jedoch war man eifriger beflissen, sich dem Dienste Terpsichorens zu weihen, als im Luxembourg, dem geräumigen Schlosse, das Herbst 1795 Sitz der neu gewählten Staatsregierung, des Direktoriums, wurde. Hier gab Barras, zweifellos das für Repräsentation geeignetste Mitglied dieser Behörde, zaubrische Feste, bei denen seine Freundin, Frau Tallien, die Honneurs machte. Vom Sinken der Nacht bis zum Dämmer des Morgens brach sich, falls der ungekrönte König der französischen Republik Gäste hatte, das Licht der gewaltigen Kristallkronen in dem leuchtenden Geschmeide, das die geladenen Damen schmückte; ein berückender Hauch paradiesischer Nonchalance, eine schwüle Atmosphäre sinnlichen Genießens durchflutete die Säle, und wohin die Blicke schweiften, flimmerte und flirtete es in Samt und Seide, in Perlen und Brillanten. Übermäßig gewählt konnte man die Gesellschaft, die sich hier ein Stelldichein gab, zwar nicht nennen. Wohl fanden sich Vertreter und Vertreterinnen der alten Adelskreise ein, die, ihrer Tradition getreu, gewissenhaft auf feinen Ton hielten, darunter als bekannteste Repräsentantin dieser versunkenen Welt Frau v. Staël; aber daneben sah man auch Herren, denen der Ballsaal besseren Stiles offenbar Neuland war, die, regsam und merkantil gut veranlagt, es verstanden hatten, geschäftliche Konjunkturen auszunützen, Geld zu verdienen und dadurch eine Stellung zu gewinnen, auf feineren Schliff und die Politur, die eine gute Kinderstube verleiht, freilich so wenig Anspruch erheben durften wie ihre Gattinnen, Frauen mit Armen, deren leuchtendes Rot durch fleißig aufgetragene Poudre de riz für die Zwecke feinerer Geselligkeit notdürftig hergerichtet war, und mit stark ausgearbeiteten Händen, die in Handschuhen von solchen Dimensionen steckten, daß ihre Nummer durch eine einstellige Zahl vielleicht noch eben ausgedrückt werden konnte. Und überall machten sich stark dekolletierte Damen breit, deren herausfordernde Blicke bewiesen, daß sie mit dem Mantel auch zugleich ihr Schamgefühl in der Garderobe abgegeben hatten, stattliche, üppige Erscheinungen mit Glutaugen, die magnetisch die zahlreich erschienenen Franktireurs auf den Gefilden der Liebe anzogen und unternehmungslustigen Herzenskonquistadoren eine unbegrenzte Möglichkeit der Betätigung boten. Auch die verwitwete Frau Josephine v. Beauharnais verkehrte im Luxembourg, auf der Suche nach einem zweiten Gatten begriffen und, bis sie ihn gefunden haben würde, interimistischen Tröstungen gegenüber nicht allzu ablehnend; und endlich erblicken wir hier den „kommenden Mann", nicht nur Frau Josephinens, sondern ebensowohl ganz Frankreichs, den jugendlichen General Bonaparte.

In ihm erkennen wir den neuen Alexander, der den gordischen Knoten der inneren wie der äußeren Wirren, den die Revolution leichten Sinnes geschürzt hatte, mit seinem guten Schwerte zerhieb, um das französische Volk nach einer blutigen Vergangenheit glanzvollen Tagen entgegenzuführen.

Willi Müller

Digitized by Google

# Vererbung und Entartung

Wenn in dem Kampfe um das physische Dasein des deutschen Volkes, das bedroht ist, die Frage laut wird, ob eine Erschöpfung der Volkskraft droht, so ist das durchaus berechtigt. Hier treten die alten Fragen der Entartung und Vererbung auf und gewinnen neue Bedeutung. Wie steht es mit der Erbmasse des deutschen Volkes an seiner physischen Gesundheit? Vor dem Kriege waren wir imstande, durch die Musterungen einen tiefen Blick in die Volksgesundheit zu tun. Die Bekämpfung der Tuberkulose, der Geschlechtskrankheiten und des Alkoholismus machte Fortschritte. Mit dem Kriege nahmen Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten zu, der Alkoholismus nahm ab. Damit wächst die Gefahr der Vererbung und Entartung. Nun lassen sich nicht alle Vererbungsgesetze aus Pflanzenwelt und Tierwelt auf den Menschen übertragen. die bekannten Versuche Darwins mit der Zuchtwahl, die Gesetze Gregor Mendels lassen beim Menschen im Stich, so daß wir wohl sagen können, daß wir sehr wenig über die Vererbung wissen. Es ist tröstlich, daß bei der Tuberkulose nur die Disposition übertragen wird, also die Möglichkeit der Übertragung vorlieg , daß damit aber auch die Gelegenheit zur Überwindung der Disposition gegeben ist. Vererbung und Entartung stehen im Zusammenhang und bei den Sexualkrankheiten ist das offenbar so, daß die Erbmasse gefährdet ist, wenn sie weiter um sich greifen. Es ist bekannt, daß der Geburtenrückgang, der bei uns bis 1897 zurückgeht, eine gewollte Maßnahme war und nicht das Zeichen einer physischen Entartung. Es war ein Gebärstreik in großer Ausdehnung. Wenn er nicht so in die Erscheinung trat, so hielt ihm die herabgesetzte Sterblichkeit das Gewich .

Es wird nun immer behauptet, daß der Geburtenrückgang wegen des Rückgangs der Sterblichkeit belanglos sei. Ja wenn es sich nur um etwas Zahlenmäßiges handelte oder um Erhaltung des numerischen Status! Die Steigerung der Zahl der Tuberkulösen während des Krieges und nach dem Kriege führt zur Entartung, und die Zunahme der Sexualkrankheiten führt zum Geburtenausfall, denn jeder Geschlechtskranke ist an sich ein Hindernis für eine Geburt. Die Sexualkrankheiten tragen also zur Entartung bei, obwohl die Eheziffern steigen und die Zahl der unehelichen Kinder sich auf gleicher Höhe hält, während die Verbrechen gegen das keimende Leben zunehmen. Wenn unsere Feinde die Absicht haben, uns auch physisch zu vernichten, so frägt es sich, ob wir schon so weit sind. Die Unterernährung bedrängt uns und führt zu einer Erschöpfungspsychose, die sich in allgemeiner Ermüdung zeigt. Die Arbeitsunwilligkeit hat psychische und physische Ursachen und wird erst weichen, wenn eine bessere Ernährung Platz greift. Der Magen ist in der Tat der größte Revolutionär. Nun kann man vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus das Leben eines ganzen Volkes nicht mit dem Absterben des Einzelwesens in Vergleich setzen. Der physiologische Alterstod ist ein Naturgesetz beim einzelnen, das auf ganze Völker keine Anwendung findet. Gewiß sind auch ganze Völker verschwunden, d. h. sie sind in anderen Völkern aufgegangen. Man hat vom Untergang des Abendlandes gesprochen und hat die Frage aufgeworfen, ob die bisher führenden Nationen Mitteleuropas reif zum Untergang sind oder ob sich neue Keime einer werdenden Welt entwickelt haben, und wie diese Vererbung vor sich geht. Gibt es eine generative Unsterblichkeit auf naturwissenschaftlicher Grundlage oder gilt der Satz vom „Stirb und Werde“ auch für die Völker?

Die allgemeine Entartung ist sicher insofern vererbbar, als die Verwahrlosung um sich greift. Ein Volk geht zurück, zunächst physisch durch Mangel an Nahrung, Kleidung, Wohnung, dann psychisch und moralisch, und wir sprechen mit Recht vom Völkertod. Er ist nicht bloß bedingt durch die Abnahme der Bevölkerung infolge des Geburtenrückgangs, sondern auch durch die Verschlechterung der Beschaffenheit. Auch in einem blühenden Volke treiben, wie Grotjahn treffend sagt, fortwährend degenerative Tendenzen ihr Unwesen, um so mehr spielt Vererbung entartender Faktoren eine Rolle in einem Volke, dessen physische Existenz bedroht

Digitized by Google

ist. Der allgemeine Gesundheitszustand in der Gegenwart ist schlecht. Man schätzt die Zahl der körperlich und geistig Minderwertigen auf ein Drittel. Zu einem Optimismus ist keine Veranlassung. Die Entartungserscheinungen, wie sie uns dargeboten werden, lassen die Befürchtung aufkommen, daß sie sich zu einer allgemeinen Entartung auswachsen und daß die Beschaffenheit der Erbmasse sich verschlechtert. Die naturwissenschoftliche und biologische Betrachtung lehrt, daß es darauf ankommt, eine Fortpflanzung des Minderwertigen zu verhindern. Das ist nicht so einfach, denn Gesetze der Eugenik, einer Hygiene der Fortpflanzung, welche der durch Entartung bedingten Vererbung gewachsen sind, bestehen nicht so, daß wir darauf Eheverbote gründen können. Man kann auch solche Regeln der Eugenik nicht eher aufstellen, ehe man nicht die volle wissenschaftliche Verantwortung übernehmen kann. Wie schwer es ist, hier das Richtige zu treffen, zeigten uns die Tuberkulose, die Geschlechtskrankheiten und der Alkoholismus. Nach welchen Grundsätzen soll das Eheverbot sich richten? Mit allgemeinen Ratschlägen ist hier nichts getan, und die Frühehe als solche ist kein Allheilmittel, obwohl sie anzustreben ist.

Dazu gehört allerdings, daß der Männermangel, der durch den Weltkrieg bedingt war, erst ausgeglichen sein muß, und das wird lange Zeit dauern. Ob Baertings Voraussetzungen, daß die Paarung des jüngeren Mannes mit der älteren Frau den Knabenüberschuß gewährleistet, richtig sind, ist ungewiß. Wir haben ja an sich einen Knabenüberschuß gehabt und haben ihn noch, es sterben aber auch mehr Knaben im Säuglingsalter.

Will man einer Rassenverschlechterung vorbeugen, so muß die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit an die Spitze gestellt werden. Sie ist aber neben der allgemeinen Säuglingspflege nur durch eine einwandfreie Säuglingsernährung zu erreichen, und da die Ernährung der Säuglinge durch das Stillen der Mütter infolge der schlechten Ernährung der Mütter erschwert ist, das Recht des Kindes auf Muttermilch illusorisch ist, die künstliche Ernährung infolge Milchmangels und Milchverteuerung auf Schwierigkeiten stößt, so stehen wir hier vor katastrophalen Erscheinungen, die ihren Ausdruck im Kindertod finden. Man wird zu einer Abgabe der Milch nur an Säuglinge übergehen müssen und die Milchabgabe sozialisieren müssen.

Unsere Feinde haben gewußt, weshalb sie die Abgabe von Milchkühen von uns verlangten, und da Frankreich bereits eingesehen hat, wohin es mit seiner Beschränkung der Geburtenziffer gekommen ist, so traf es uns an der wundesten Stelle, und der Kampf um die Existenz nimmt immer schwerere Formen an. So ist das Menschenmaterial, das die Schule bekommt, schon mit krankhaften Zuständen belastet, die sich aus Vererbung und Entartung ergeben. Der Schularzt hat eine schwere Aufgabe. Die Organisation ist auch auf das Land auszudehnen, wie überhaupt ärztliche Fürsorgeämter geschaffen werden müssen, welche mit den Krankenkassen und dem gesamten sozialen Versicherungswesen Hand in Hand arbeiten müssen. Die Sozialisierung des Gesundheitswesens wird heute zu einer allgemeinen Forderung. Ohne Anstaltspflege keine Seuchenbekämpfung. Wir werden, um der Entartung Herr zu werden, die sich als Minderwert gkeit auf die Nachkommen vererbt, zu einer sozialen Hygiene gelangen müssen, die sich als Verallgemeinerung hygienischer Kultur kundzugeben hat, damit die Keimsubstanz nicht weitere Einbußen erlangt. Neben dem notwendigen Bevölkerungsauftrieb in allen Ständen und Stämmen des gesamten Volkes wird die Verallgemeinerung der Körperkultur in Zukunft eine Rolle spielen müssen, damit das Volk sich die körperliche und geistige Rüstigkeit erhält, an die alles Leben schließlich gebunden ist. Dann werden sich auf naturwissenschaftlicher Grundlage auch die Wege finden, der Entartung Herr zu werden und die Gesetze zu finden, welche die Vererbung der Krankheiten und Krankheitsanlagen verhüten. Wir arbeiten, ohne zu verzweifeln, an unserem gesundheitlichen Aufbau und wollen unsere Leistungsfähigkeit erhalten und nicht untergehen.

Generaloberarzt a. D. Dr. Neumann

Digitized by Google

# Tirpitz, Czernin und ihre Monarchen

Als um die Jahreswende das Buch des Schöpfers der deutschen Flotte und jenes des ehemaligen österreichischen Ministers des Äußern erschienen, sprach die Presse fast einhellig das Urteil aus, daß diesen zwei Veröffentlichungen in Hinsicht des geschichtlichen Quellenwertes der erste Rang unter den vielen Erinnerungs- und Verteidigungsschriften, die damals die Stimmungen und Meinungen in Bewegung setzten, zukomme. Man hat an dem Buche Czernins den oberflächlichen Zug mancher Abschnitte und verschiedenes andere bemängelt, aber in den sorgfältiger ausgearbeiteten Teilen viel Bemerkenswertes gefunden und dem Verfasser sein lebhaftes Bemühen, jede Mitschuld an dem üblen Ausgang von sich abzuwälzen, gläubig zugute gehalten. Vor den „Erinnerungen" des deutschen Großadmirals aber schien auch der Haß achtungsvoll schweigen zu wollen, die Größe und die Tragik, die sich in seinem Werke aussprachen, verschlugen der Schmähsucht die Stimme. Seit Tirpitz gesprochen hat, ist es um ihn ruhiger geworden und man mag ahnen, daß er ganz allmählich den Ruhesitz eines nicht mehr umstrittenen Großen gewinnen wird. Wenn es auch noch geraume Zeit dauern sollte; sein Sieg über die Widersacher wird einmal offenkundig werden, mit seinem Buche hat er ihn erfochten.

Es ist über den geschichtlichen Gehalt der beiden Werke schon genug geschrieben worden, viel weniger aber hat man beachtet, daß sie beide eine gleichartige Bedeutung besitzen für die Frage, welche Rolle das System der Monarchie im Kriege gespielt und welchen Einfluß auf den Gang und Ausgang der Ereignisse es genommen habe. Gerade in dieser Hinsicht aber greifen die beiden Werke merkwürdig ineinander und ergänzen sich zu einem vollständigen Bilde. Das Tirpitzsche Buch beschreibt die Zeit, in der das Berliner System allmächtig war und den Geschicken ihre Bahn wies; die Darlegungen Czernins setzen ungefähr mit jenen Tagen ein, in denen Berlin seine Macht an das Hauptquartier abgetreten hatte, auf der andern Seite aber, in Österreich, eine neue dynastische Gewalt das Szepter ergriff und alsbald die Kraft der deutschen Führung lahmlegte und zum Niederbruch drängte.

Im ersten Abschnitt des Krieges beherrschte der Wille Kaiser Wilhelms den Gang der Dinge, im zweiten Abschnitt wirkte die Politik Kaiser Karls entscheidend. Was die beiden Kaiser verfügten, entsprang ihren ganz persönlichen Ansichten und Gefühlen, das Ergebnis der vier Jahre ist zugleich ein Ergebnis des persönlichen Regiments. Zu Ende Juli 1914 waren in Berlin sich alle Männer der Regierung und der Generalstabschef über den „deplorablen Zustand der politischen Leitung" klar und hielten einen Kanzlerwechsel und den Ersatz Jagows durch Hintze für unumgänglich, aber der Kaiser entschied, daß er sich von dem Manne, der das Vertrauen Europas besitze, nicht trennen könne!

Unzähligemal hat man seit jenen Tagen sich fragen müssen, wie es denn nur möglich war, daß das größte Verbrechen, das je am deutschen Volke begangen wurde, geschehen konnte: der vollständige Umsturz der politischen Sachlage unmittelbar vor und bei dem Ausbruche des Krieges. Noch niemals in der Weltgeschichte hat das Glück einer Staatsleitung so günstige Karten in die Hände gespielt, als Berlin damals vor sich liegen hatte. Rußland vor dem Schritte, als Schirmherr der serbischen Mordpolitik dem greisen Friedenskaiser in Wien den Krieg zu erklären; Deutschland zunächst ganz unbeteiligt, aber vor der Möglichkeit, zur gerechten Verteidigung seines Bundesgenossen gegen das von der ganzen „zivilisierten" Welt verabscheute Zarentum das Schwert ziehen zu müssen; Deutschland in der Lage, gegenüber Frankreich die Haltung des wider Willen zum Kriege Genötigten, jeder eigenen Eroberungssucht völlig Abgeneigten und daher auf loyale Neutralität des Nachbarn in voller Unschuld mit Sicherheit Rechnenden zur Schau zu tragen; in der Lage, England und der ganzen übrigen Welt die unanfechtbarsten Zusicherungen zu geben — selbst, wenn es schon auf alles, was kommen konnte,

Digitized by Google

gefaßt, und zu allem entschlossen war — kurz, in jeder Hinsicht in der Lage, für Gegenwart und Zukunft sich die Rolle des Schuldlosen zu sichern: Deutschland nimmt Kriegserklärungen, Angriff und Neutralitätsbrüche auf sich und verwandelt vor den Augen der ganzen Mitwelt und Nachwelt sein heiligstes Recht in empörendes Unrecht. Um Stunden handelte es sich, daß Berlin hätte zuwarten müssen, und in diesen Stunden regierte in Deutschland der vollkommenste Wahnsinn. War denn niemand zur Stelle, so fragte man sich unzähligemal, der eingesehen hätte, welches Unheil da geschah, der imstande gewesen wäre, das Unglaubliche zu verhindern? Durch Tirpitz erhalten wir nun den ersten Einblick in die Vorgänge jener Tage, wir erfahren, daß es an den höchsten Stellen allerdings Männer gab, die zuerst die Gunst der Lage und dann das Verhängnis Bethmann, das die Rollen vertauschte, durchschauten, aber ihre Einsicht konnte nichts nützen, weil der oberste Herr den Mann des Unglücks an seiner Seite behalten wollte. Gehorsam, Byzantinismus und eigene Unzulänglichkeit anderer vom hohen Herrn als Gehilfen Berufener haben in jenen Tagen an dem Beweise mitgearbeitet, daß eine Monarchie, die dem Monarchen die entscheidenden Rechte in die Hand legt, für ein Volk das schlimmste aller Übel werden kann.

Was die Revolutionäre von 1918 dem deutschen Volke antaten, war grauenvoll, war selbstmörderischer Wahnwitz, aber, wenn auch niemals zu entschuldigen, so doch aus Gründen, die von innen und von außen kamen, zu erklären. Was aber Berlin 1914 tat, ist ebenfalls nicht zu entschuldigen, aber auch nicht aus äußeren oder inneren Gründen zu erklären, es ist schlechthin der Person des Monarchen und dem System entsprungen, und war in seinen letzten Auswirkungen schuld am Zusammenbruche und an der Revolution; denn wenn Deutschland lediglich für seinen Verbündeten, dem Rußland zuerst den Krieg hätte erklärt haben müssen, in den Kampf eintrat und dabei von Frankreich überfallen wurde, so war kein Northcliffe imstande, Amerika und die übrigen Neutralen in Empörung zu versetzen, das deutsche Volk selbst von seiner Schuld am Kriege zu überzeugen und die Defaitisten im Reiche zu Herren der Lage zu machen.

Schon am 6. September 1914 schreibt Tirpitz aus Luxemburg: „Bleibt Bethmann, so wird sicher alles verbruddelt werden", und am 1. Oktober sieht er ein: „Der Kaiser und Bethmann halten nicht durch". Dann aber folgt die endgültige Zusammenballung aller das Unheil bewirkenden Kräfte um den Kaiser, die Tirpitz fortan die „Hydra" nennt und in aufreibendem zweijährigem Kampfe zu überwinden bemüht ist, wobei ihm Prinz Heinrich, der Kronprinz, die Kaiserin zu Hilfe kommen — alle gleich vergeblich! Im ersten Herbst erscheint eines Tages Hintze und erweist in seinen Worten zur Lage, daß er sie vollkommen richtig beurteilt und imstande wäre, sie zu meistern. Von der inneren Politik meinte er, daß ganz allein ein großes Entgegenkommen — Sozialdemokraten auf hohen Posten, Wahlrechtsreform in Preußen — „den ungeheuern Schwung der Nation in einigermaßen gnädige Kanäle leiten könnte". Der „Hydra" glückt es, den „gefährlichen Mann" nach wenigen Tagen abzuschieben. Am 20. Oktober berichtet Tirpitz: „Gestern abend beim Kaiser, mit dem sich gar nicht ernstlich reden läßt, obwohl ich es versuchte" usw.

Durch zwei Jahre setzt sich dieses Trauerspiel krankhaft verworrenen Autokratengeistes, der zwischen Größenwahn und Kleinmut herumpendelt, und weibisch schwachen und weibisch reizbaren Klüngeltums hinter dem Rücken einer schlagbereiten und auf den Kampf brennenden Flotte und eines zur Bezwingung der Welt befähigten Heeres und unter den Augen richtig denkender und richtig wollender Männer fort.

Wenn eine Schiffsbesatzung sieht, daß der Steuermann, weil er seiner Aufgabe nicht mächtig ist, weil Trunkenheit oder Verwirrung seinen Geist umnachtet, das Schiff auf Klippen und in den Untergang führt, so wird sie ihm nötigenfalls mit äußerster Gewaltsanwendung von seinem Rade wegreißen oder ihn völlig unschädlich machen. Immer wieder muß man diesen Gedanken denken, während man in bebender Erregung den starken Schöpfer der deutschen

Digitized by Google

Flotte bei seinem vergeblichen Kampfe gegen die Schwäche begleitet. Eine Revolution im Hauptquartier hätte uns die Revolution im Reiche erspart, und kein Blut wäre im Kriege nutzbringender geflossen, als das wenige, das an dieser Stelle sich vielleicht hätte opfern müssen. Es wäre bei der Art der zu Entfernenden aber so gut wie gewiß ohne Blut und Wunden abgegangen.

Tirpitz erlag der Hydra und räumte seinen Posten. Er beschließt die Darstellung seines Rücktrittes mit dem Satze: Hätte ich vorausgesehen, daß die Schlacht am Skagerrak (nach welcher einer aus der Hydra sagte: schade, wir waren gerade daran, uns mit den Engländern zu verständigen) meine Stellung wieder stärken und daß Hindenburg und Ludendorff an die Spitze kommen sollten, so würde ich wohl allen Demütigungen zum Trotz versucht haben, auszuharren, und dann würde bei Bethmanns im Herbste 16 so erschütterter Stellung möglicherweise die Polenproklamation unterblieben, der Friede mit dem Zaren kräftig angestrebt und der U-Bootkrieg noch rechtzeitig begonnen worden sein. Aber wer will der Vorsehung in die Karten blicken?"

Wir erkennen: der berserkerhafte Wille, der in einem Bismarck dereinst gegen seinen König und alle Mattherzigen oder Romantiker stritt und siegte, war in der Umgebung Wilhelms des Zweiten auch in den Besten nicht vorhanden, wenigstens in den Jahren nicht, in denen er das Geschick hätte wenden können — erst Ludendorff brachte diese Art mit, aber als er fest an seiner Stelle stand, war die Schmiede des Schicksals von Czernin bereits in Wien aufgeschlagen worden. Was die deutsche Monarchie in Blindheit und Schwäche begonnen hatte, die Zerstörung der deutschen Kraft, das setzte nun die habsburgische durch Verrat und Tücke fort.

Man hat Czernin trotz aller französischen Enthüllungen in Deutschland immer wieder von der Teilhaberschaft an der Politik der Parmas freisprechen wollen. Ein Geständnis aber, das er unvorsichtigerweise auf Seite 34 seines Buches sich entschlüpfen läßt, dürfte zu seiner richtigen Kennzeichnung ausreichen. Da erzählt er, der Führer der österreichischen Sozialdemokratie, Dr. Viktor Adler, habe ihm, als er Andeutungen über einen Sonderfrieden machte, zugerufen: „Um Gottes willen, stürzen Sie uns nicht in einen Krieg mit Deutschland!" Herr Czernin hatte also geglaubt, den Dr. Adler und seine Partei für den Plan gewinnen zu können, und ist erst durch ihn auf die Befürchtung gebracht worden, die er dann so oft und oft als den Grund anführt, der ihn stets zum Gegner des Sonderfriedens gemacht habe. In Wirklichkeit war es so, daß der Kaiser und sein Minister einander nur zu gut verstanden, beide handelten im Sinne des „Testamentes Franz Ferdinands", wie es ja auch gleich beim Thronwechsel verlautete, nur daß niemand recht wußte, was damit gesagt sein sollte. Das Vermächtnis hatte aber einen ganz einfachen Sinn: Österreich müsse Deutschland benützen, um mit seiner Hilfe die slawische Gefahr, vor allem die russische abzuwälzen, und wenn dies gelungen sei, rechtzeitig zusehen, daß es sich dem deutschen Einflusse entziehe und seine Unabhängigkeit nicht verliere. Im Sinne dieser Politik war schon Karls Vermählung mit einer Welschen gelegen gewesen und ebenso erklärt sich aus ihr Franz Ferdinands Friedensliebe bei Lebzeiten des Oheims, den er soweit kannte, daß er ihm einen Abfall von Deutschland nicht zutrauen konnte. Aber Karl und sein Czernin, der schon von Franz Ferdinand als Außenminister designiert war, übernahmen dieses dynastische Vermächtnis, sie täuschten sich aber hinsichtlich des Zeitpunktes, in dem sie die deutsche Hilfe für bereits überflüssig geworden und die Stunde des Verrates für günstig ansahen. Die beiden führenden Völker der Monarchie, Deutsche und Madjaren, scheinen keine Ahnung von diesen Plänen gehabt zu haben, die Deutschen zumindest waren weit entfernt von jedem Verdachte und verbaten sich jede Anzweifelung Czernins. So ist es wiederum das System gewesen, das in entscheidender Stunde den Gang der Dinge bestimmte. Wenn Franz Josef zwei Jahre länger regierte, dann kam die Monarchie vollständig unter Deutschlands Führung, und auch das hätte den Sieg sichern können. Der Knabe Karl war lediglich töricht, er wollte seinem großen Vorbilde, dem Manne von Konopischt, den er abgöttisch verehrte, gehorchen

Digitized by Google

und verließ sich auf die Kunst Czernins, der allerdings wohl klüger vorgegangen wäre, wenn nicht die weibliche Neben- oder Hauptregierung allzu ungestüm den Erfolg hätte erzwingen wollen.

Die deutsche Öffentlichkeit behandelt, wie schon eingangs dieser Ausführungen bemerkt wurde, den Herrn Czernin immer noch mit einer merkwürdigen Sympathie und bringt seinen Ausreden und Anklagen ein unerschütterliches Vertrauen entgegen. Nur wenige Blätter haben ihn von Anbeginn an richtig beurteilt und ihn als eines der großen Verhängnisse der Mittelmächte angesehen; je länger er im Lichte der Geschichte stehen wird, desto einheitlicher wird das Urteil über ihn werden, wie über Tirpitz, nur im umgekehrten Sinne. In Tirpitz scheiterte ein großer Charakter, der nur zu bescheiden war, um sich auf den Platz vorzudrängen, für den er berufen gewesen wäre, in Czernin verunglückte ein moralischer Schwächling, der sich zum großen Gestalter berufen glaubte.

Dr. Albert Ritter

# Kinokritik

Kinokritik ist geboten, soweit sie am Kino Kritik übt, seine schädlichen Seiten kennzeichnet, seine ersprießlichen Möglichkeiten klärt und dadurch fördert. Kinokritik ist von Übel, wenn sie stillschweigend das heutige Lichtspielhaus dem Schauspielhaus gleichstellt und unter diesem eingeschmuggelten Zugeständnis sich der Möglichkeit wirklicher Kritik von vorneherein beraubt. Kritik ist geistige Wertung, setzt geistige Berufung voraus. Kunstkritik und wissenschaftliche Kritik setzen einen ästhetischen oder wissenschaftlichen Gegenstand voraus. Wie steht es in beiden Punkten mit der Kinokritik? Und zunächst: was verstehen wir heute unter Kinokritik? Leider nicht die Kritik des Kinos, sondern die regelmäßigen Kritiken oder Rezensionen, deren in letzter Zeit führende Zeitungen und jüngst auch viele Zeitschriften die „Uraufführungen" der Lichtspielhäuser würdigen. Dabei sehen wir von der Filmpresse ab, jenen Zeitschriften, die nach Aufmachung, Inhalt und geistigem Tiefstand sich dem kritischen Leser alsbald als verkappte Reklameunternehmung der Filmindustrie enthüllen. Kennzeichnend allerdings und beispiellos, daß ein Industriezweig eine eigene, reich dotierte Reklamepresse in aller Öffentlichkeit unterhält. Kennzeichnend die meist schon im Titel auffällige Bestrebung einer Gleichstellung von Bühne und Film. Und kennzeichnend, daß die Filmpresse sich schon lange kritisch gebärdete, ehe die Filmindustrie es glücklich durchsetzte, daß auch die wirkliche Presse Kinorezensionen brachte. Das tut sie nämlich auf den nachdrücklichen Wunsch der Lichtspielhäuser. Deren Anzeigen (Inserate) spielen im Wirtschaftsplan der Tageszeitung eine so wichtige Rolle, daß Verlag und Schriftleitung jenem Wunsche nachzugeben gezwungen sind. Die Kinokritik geschieht also nicht aus kulturellen Erwägungen, sondern aus eigennützig-wirtschaftlichen. Trotzdem könnte geistige Berufung der Kritik vorhanden sein. Trotzdem könnten ästhetische Maßstäbe angelegt werden. Erste Theaterkritiker schreiben umfangreiche Feuilletons über einen neuen Film. Sollten hier ihr geschärftes Urteil, ihre Sachlichkeit und Unbefangenheit versagen? Sie müssen es allerdings, denn die Kritik ist schlechthin außerstande, hier kritisch zu verfahren. Wäre sie kritisch, so hätte sie von Fall zu Fall zu prüfen: Ist ein Kinodrama, das das gesprochene Wort durch bewegte Schattenlippen und erklärende Inschriften ersetzt, ästhetisch möglich? Und sie würde von Fall zu Fall mit einem glatten: Nein! antworten. Wird von volkserzieherisch oder künstlerisch beteiligter Seite einer Tageszeitung eine grundsätzliche Erörterung der Kinofrage angeboten, ein Aufsatz, der dem Wesen der Sache nach einen Angriff auf die heutige Filmindustrie in sich schließen muß, so zuckt der Redakteur die Achseln. Er möchte wohl, aber er darf nicht. Die Zeitung würde boykottiert; ihr würden die Inserate entzogen. Unter dieser Zwangsvorstellung schreibt der erste Theater-

Digitized by Google

kritiker seine Filmkritiken. Freilich verdrängt er diese Zwangsvorstellung, geht dem Wesentlichen aus dem Wege, lobt oder tadelt die Schauspieler des Films, das Bildmäßige, die Regie, den Vorwurf der „Filmdichtung" und gibt den Rat, das ihm Anstößige wegzuschneiden. Gegenstand und Behandlung schließen die Gleichstellung mit der Theaterkritik aus. Aber die Spalte Theater und Film ist da, der Theaterkritiker gibt sich zur Filmkritik her. Der unkritische Teil der Leserschaft vollzieht unbewußt die Gleichwertung von Bühne und Film, und die filmindustriellen Interessen sind gewahrt. Gefährdet aber sind die geistigen und kulturellen Volksinteressen, gefährdet ist die geistige Zeugungskraft der Presse, ist letzten Endes der Zeitungsverlag selber. Denn wer wird einem Theaterkritiker, der als Filmkritiker den Kernfragen ausweichen muß, noch Gründlichkeit und durchgreifende Sachlichkeit in der Theaterkritik glauben können? Leser und Kritiker müssen den Maßstab ganz verlieren, wenn, noch dazu verhohlen, mit zweierlei Maß gemessen wird. Außerdem ist vermutlich der nächste Schritt der unternehmungslustigen Filmunternehmer, daß sie unmittelbaren Einfluß auf die Theater-, Kunst- und Literaturkritik suchen werden, denn die ernsthafte Kunst ist ja ihr immerhin nicht ungefährlicher Nebenbuhler. Gerade auf die gebildeten Kreise sehen sie es ja bei der versuchten Gleichbewertung von Theater und Kino ab. Der Zeitungsverlag hat sich auf eine schiefe Ebene begeben. Sein Selbsterhaltungstrieb übersieht, daß er sich der Selbstvernichtung ausliefert. Noch wäre es Zeit, durch geschlossene Abwehr, wenn auch unter vorläufigen Opfern, das Ansehen und die Unabhängigkeit der Presse zu wahren, die sonst zu einem bloßen Anhängsel der Kinoindustrie schließlich hinabzusinken droht.

**Oswald Pander**

# Bei Bismarck

Im Mai 1892 war es, daß ich, auf der Fahrt von Deutschland nach meiner baltischen Heimat Hamburg passierend, eine Einladung nach Friedrichsruh erhielt.

Nach fast zwei Jahrzehnten sollte ich ihn wiedersehen, — jetzt, wo sein eherner Griff das Steuer nicht mehr führte, das Staatsschiff nach großen, sicheren Zielen zu lenken. Welchen Eindruck würde ich empfangen?

Von der Fürstin begrüßt, hatte ich mit ihr wohl eine halbe Stunde in lebhaftem Gespräch verbracht, ehe er erschien. Dem Zuge ihres starken Temperaments und übervollen Herzens folgend, hatte sie mehrmals, von verschiedenen Gegenständen abspringend, den neuen Kurs erwähnt, als die Bahn unaufhaltsamen politischen Niedergangs, den Inbegriff vermessenen Undanks; dann brach sie plötzlich ab.

Er trat ein. Am Fuß gefolgt von seinen beiden Doggen. Aufrecht, kraftvoll, die Züge ehern. In den klarblickenden Augen aber ein Ausdruck von Güte, fast Milde, der überraschte, wie sein langer, warmer Händedruck. Meine Gegenwart mochte ihm das Ostseeland auf einmal gegenständlich gemacht haben. Er achtete und liebte dort Menschen, die in vielhundertjährigem Ringen mit feindlichen Gewalten ihres Stammlands Sitte, Kultur und Eigenart gewahrt hatten, und jetzt noch ohne Wanken standhielten gegen den Wogengang panslawistischen Vernichtungswillens, der ihr gesamtes Vätererbe zu überfluten und fortzuschwemmen drohte. Er wußte, daß sie nichts wollten als deutsch bleiben, und dabei ihres Zaren treueste Untertanen waren. Er kannte die Reinheit und die Tragik dieses Standpunkts, den ein Slawe unmöglich verstehen konnte.

Und er hatte Freunde dort. Vor allem den Grafen Alexander Keyserling, den Vertrauten in allen Phasen seines machtvollen Wollens und Erringens zu Deutschlands Ehr' und Frommen, mit dem er ein Menschenalter hindurch auch sein reiches, gemütstiefes Innenleben

Digitized by Google

geteilt hatte. In rascher Folge fragte er nach Personen und Zuständen — ein reges Interesse und erstaunliches Gedächtnis bekundend.

Man schritt zur Tafel. Der Fürst nahm am oberen Ende im hochlehnigen Armsessel Platz. Zu beiden Seiten postierten sich Cäsar und Rebekka in der erwartungsvollen Auslage der kapitolinischen Hunde. Und sie kamen auf ihre Rechnung: bald flogen vom Teller des Gebieters Fleischhappen und Wursthäute in die fanggeübten Rachen.

Bekanntlich war der große Mann auch ein starker Esser; dabei aber floß ungehemmt, voll und tief, hier und da in urwüchsigem Humor aufblitzend, der Redestrom, so ganz natürlich und doch völlig eigenartig die Darstellungsweise. Bis zum äußersten fesselnd, auch wo es sich um eine sogenannte ganz unbedeutende Erscheinung handelte, an der man gewiß schon selbst achtlos vorbeigegangen war oder gehen würde, wie z. B. an der brütenden Fasanenhenne, die er eben beobachtet hatte. Mit wenigen Worten zwang er einen förmlich, das Tier zu sehen, wie es im strömenden Regen dasaß, die Flügel nach Möglichkeit ausgebreitet, den Hals ausgestreckt gegen den das Nest umkreisenden Hund, nur den einen Gedanken, und gälte es das Leben: „Die Eier, die Eier!“ Ganz Selbsthingabe, ganz Mutter!

Ihm zuhörend, gewann man den Eindruck, daß es für ihn nichts Geringfügiges gab im unauflöslichen Zusammenhange der physischen und psychischen Erscheinungen allen Naturseins — das Völkerleben mit inbegriffen. Und wundernehmen sollte einen das nicht: Für den Schöpfer aller Dinge kann nichts in seinem festen Weltgefüge bedeutungslos sein, von diesem schöpferischen Geiste aber trägt jeder Schaffende etwas in sich, — wieviel mehr einer der wenigen ganz großen Schöpfer aller Zeiten.

Ja, der Morgengang war anregend gewesen, nicht allein durch die brütende Fasanenhenne. Hinterm Parkgitter hatte das Publikum wieder trotz Regenwetter dicht gedrängt gestanden, ehrerbietig, erwartungsvoll. Da war er denn herangetreten, die schon lange geduldig Harrenden mit einigen gütigen Worten befriedigt heimzuschicken. Es freute ihn allemal, Leute zu sehen, die ihm die deutsche Treue hielten. Was bei den Reichsgenossen selbstverständlich sein sollte, war's leider nicht in einer Welt, „die liebt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehn“. Es schien heute besonders lebhaft zugegangen zu sein hinterm Gitter. Ein Hüte- und Tücherschwenken, Hochrufen und „auf Wiedersehen in Berlin!“ So erzählte mir später ein begeisterter Augenzeuge. Der Fürst erwähnte dessen nicht, aber wohl lächelnd eines jungen Skandinaviers, der sich auf die Knie geworfen, durchs Gitter gegriffen und eine Handvoll Erde, auf der er gestanden, in seinem Taschentuch geborgen hatte. Dann aufsprang und, den Anwesenden seinen Raub entgegenhaltend, triumphierend ausrief: „Das bringe ich meiner Braut nach Schweden.“

Der eiserne Kanzler war sicher kein Förderer von Sentimentalitäten; allein dieser spontane Ausbruch jugendlicher Begeisterung hatte den alten Mann sichtlich gefreut. Mit gutem Humor gab er ihn zum besten. Es war prächtig, ihn so gut gelaunt zu sehen zu einer Zeit, wo der große Führer als Zuschauer oft an so starken Depressionen litt, daß ihm der Tag des Aufstehens nicht wert schien, „es sich nicht lohnte, so und so viele Knöpfe zuzuknöpfen“. Er hatte sie gezählt, die langweiligen Knöpfe.

Was wurde an der Tafel nicht alles verhandelt, auch auf die Schlaflosigkeit kam er zu sprechen, die ihn zeitlebens gequält hatte. Er beklagte die vielen verlorenen Stunden, denn er habe nie ein in der Nacht aufgesetztes Schriftstück, bei Tage besehen, brauchen können, wenigstens nicht in dieser meist zu scharfen Form.

Nach beendetem Mahl blieb man am Tisch sitzen. Der Fürst ließ sich seine Pfeife reichen und setzte die Unterhaltung nun erst recht lebhaft fort. Maler Allers, der ihn bereits in jeder möglichen und unmöglichen Situation, z. B. auch ein Ei schlürfend, verewigt hatte, machte sich ans Werk. Aber nach einigen vergeblichen Versuchen sprang er auf und erklärte, es ginge absolut nicht, so lebendig sei der Herr schon lange nicht gewesen — keine zwei Minuten halte

Digitized by Google

er ſtill. Dann verſuchte er es von rückwärts, und es entſtand jenes bekannte Bild des Allers-Albums, das die hohe Stuhllehne zeigt, mit dem Halbmond des Hauptes darüber, und daneben das Mundſtück der Pfeife, die im Eifer des Geſprächs häufig hochſchnellte.

Zum Schluß wandte er ſich wieder den Oſtſeeprovinzen zu. Eine Reihe froher Tage zog an ſeinem Geiſt vorüber. Jagdbilder tauchten vor ihm auf. Unſer herrlicher Winterwald und ſeine Großen — Elch und Bär, die er zur Strecke gebracht hatte. Wieder empfand ich es: er liebte das Land und es tat ihm weh, daß alles gekommen war, wie es kommen mußte.

Bismarck, der Freund der treuen Hüter des Deutſchtums auf ferner Wacht, konnte tief mitfühlend bedauern, — — Bismarck, der Lenker der Weltpolitik, konnte in ruſſiſche Angelegenheiten nicht eingreifen. Nicht einmal durch energiſche Vorſtellungen eine Freundſchaft gefährden, in der für ihn das Geſchick beider Reiche und der Weltfriede beſchloſſen lagen.

Bevor er die Tafel aufhob, befahl der Fürſt, eine Flaſche Schaumwein zu bringen, und als er im Kelchglaſe perlte, erhob er das ſeine und trank mir zu, es auf einen Zug leerend und feierlich ſprach er: „Auf das Wohl Ihrer unglücklichen, ſchönen Heimat. Kein Menſch kann ihr helfen. Nur der aus böſem Wetter gutes macht — der kann es.“ —

Er, der Mächtige, hatte in ſeinem erfahrungsreichen Leben gelernt an den Allmächtigen glauben, der über Nationen verheerende Winterſtürme losbrechen läßt, und andern einen herrlichen Völkerfrühling ſendet — je nachdem die Volksſeele reif iſt für das eine oder für das andere.

Lucie Freifrau von Staël-Holſtein

# Erſtarrte Gemeinſchaft

Sehr nachdenklich iſt, was H. von Lübke unter dieſem Titel in der „Dorfkirche“ ſchreibt: „Wie ſehr eine natürliche Gemeinſchaft eine vollendete Unnatur ſein kann und alſo die Natur ſich ſozuſagen in ſich ſelbſt verfilzt und keineswegs immer vorwärts entwickelt, dafür iſt der berühmte Bienenſtaat ein ſchlagendes Beiſpiel. Was ſind die ſchönſten verkrüppelten Chineſenfüße und Europäertaillen gegen die gewaltſame Einzwängung der Arbeitsbiene zur völligen Verkrüppelung der ganzen Geſtalt! Was die härteſte Lohnſklaverei gegen die Verſklavung der Arbeitsbiene, die ſich in ſechs Wochen zu Tode arbeitet, während ſie zwei Jahre leben könnte! Kein Menſchenſtaat hat je ſo ſyſtematiſch ſein Volk gedrillt, daß ihm dieſer Zuſtand zur willenloſen Natur geworden iſt. Und die einzige, die ſich frei entwickeln darf, die Königin? Iſt je ein Prinzeßchen durch höfiſche Bedienung ſo aller Fähigkeit, ſelbſt ihren Weg zu finden, ja auch nur eigenhändig zu eſſen und zu trinken, verloren gegangen? Und der Zweck der ganzen wunderbaren Organiſation? Nichts als eine derartige Warenaufſpeicherung, daß das Mittel zum Zweck des Lebens wird und ſchließlich ein Dritter, der Menſch, das Ganze einſteckt. Ein furchtbar warnendes Beiſpiel dafür, wie ein urſprünglich ſinnvoll geſtaltetes Ganze der vollendeten Sinnloſigkeit verfällt und dabei formal den Schein höchſter Vollendung gewinnt. Reine Organiſation! Tritt aber eine Störung ein, ein unberechneter Zufall, ſo verfällt das Ganze ohnmächtig an einer Kleinigkeit. Verliert im Naturzuſtande das Bienenvolk ſeine Königin, ſo macht es eine Arbeitsbiene zur Königin. Die legt nur Drohnen-Eier, und der ganze, höchſtentwickelte Bienenfleiß endet in abgründiger Faulheit und Aufzehrung aller Vorräte, das Volk geht zugrunde und feindliche Völker kommen und rauben den Reſt aus. Ja, wenn der Menſch nicht wäre und eine Bienen-Königin für ſolche Fälle in Reſerve hätte! Wie hilft er aber ſich ſelber, und wer hilft ihm?“

Digitized by Google

Die heilige Cäcilie — Raffael



Digitized by Google

Digitized by Google

# Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

## Gerechtigkeit und Gnade

Mit dem nachfolgenden Schlußwort von Dr. Börries, Frhrn. v. Münchhausen beenden wir die durch ihn angeregte Aussprache über das Thema „Gerechtigkeit und Gnade". Wir haben es uns angelegen sein lassen, die verschiedenen Anschauungen zu Gehör zu bringen, soweit es die Raumverhältnisse zuließen. Die von Dr. Börries, Frhrn. v. Münchhausen aus der Debatte gezogenen nachstehenden Schlußfolgerungen berühren, wie kaum besonders betont zu werden braucht, den Standpunkt des Herausgebers in keiner Weise. Der Türmer

* * *

Mein Aufsatz in Nr. 1 des „Türmers" hat außerordentlich starken Widerhall gefunden. Die Schriftleitung erhielt etwa 30 meist längere Aufsätze zur Erwiderung, ich selber habe ungezählte Briefe bekommen und sogar zu Predigten über die Frage haben meine Ausführungen angeregt. (Vgl. die Aufsätze in Nr. 1, 3, 4 und 5.)

Wer hat geantwortet und — in diesem Falle auffallender: — wer hat nicht geantwortet? Mein Aufsatz stellte eine der wichtigsten Kirchenlehren in die Scheinwerferbeleuchtung greller Logik. Aber nur ein einziger der Männer, die wir für die wissenschaftliche Durchdringung des Glaubens an unseren Hochschulen besolden, hat es für nötig gehalten mir zu antworten, und das war ein Katholik. Die protestantischen Gelehrten, deren wissenschaftliches Rüstzeug sie doch zu Gliedern der ecclesia militans macht, sind dem Kampfplatz ferngeblieben, — Soldaten, die nicht kämpften. Ich weiß nicht, ob sie den „Türmer" oder mich für allzu unbeträchtlich hielten und will gern das zweite hoffen. Aber um der vielen Tausende willen, die diese Zweifel lasen und mitzweifelten, hätte ich doch eine Entgegnung aus wissenschaftlicher Feder gewünscht. — An den Erwiderungen ist eines, im Querschnitt gesehen, das bemerkenswerteste: Eine einheitliche Widerlegung ist nicht gegeben. Ein Viertelhundert Geistliche denken über diese Frage jeder anders als der andere. Niemals ist mir die subjektivistische, ganz auf die Einzel-Verantwortung gestellte Art der protestantischen Kirche so deutlich geworden als hier.

Ich habe im folgenden die wesentlichen Gedanken der Antworten in Gruppen zusammengefaßt, um kurz berichtend und entgegnend darauf einzugehen. Darf ich an die Spitze meiner Antwort den ganz gehorsamsten Dank stellen an alle die, welche mir in Zustimmung und Ablehnung Mitarbeiter an der Wahrheit waren!

1. Am häufigsten tritt die Ablehnung a limine auf, gewiß nicht, weil sie freilich die bequemste, sondern weil sie die beruhigendste und allgemeinstgültige ist. Es ist die Ablehnung der Vernunft in Glaubensdingen überhaupt. Am klarsten spricht ein leider unleserlicher geistlicher Türmerfreund in Mülheim es aus: „Wie wenn man in sonntägliche Feierstunden



Digitized by Google

das Geräusch und die handwerksmäßige Arbeit des Alltags hineinträgt, so wirkt es, wenn Dinge der religiösen Erfahrung und des inneren Erlebens dem Ansturm juristischer Klügeleien und profaner mathematischer Untersuchungsmethoden ausgesetzt werden. Religiöse Gemüter ziehen sich dann unangenehm berührt und verletzt zurück. Man hat ein tiefes Gefühl dafür, daß diese Dinge ... nicht mit den Werkzeugen der äußeren Welt behandelt, mit ihren Maßen und Gewichten umgrenzt werden können." — Ja, Pfarrer H. in R. sagt geradezu: „Es liegt auch nicht soviel daran (ob die Vernunft Glaubensdinge verneint), da es ja bekanntlich manches in der Welt gibt, das die Vernunft nicht begreifen kann, und das doch da ist ... z. B. die Elektrizität." Noch derber schreibt Herr S. in W.: „Meines Erachtens sollte man religiöse Themen überhaupt nicht in der Öffentlichkeit erörtern, man soll seine Perlen nicht vor die Säue werfen." — Ich weiß doch nicht, ob man den Glauben so vom lebendigen Leben ausschalten darf, wenn man ihn für ein Wesentliches auch dieses Lebens hält. Gott hat uns auch unsere Vernunft gegeben, auch sie ist ein Pfund, mit dem wir wuchern, ein Werkzeug, mit dem wir arbeiten sollen. Und da diese Wage von Gott gegeben ist, so wägt sie sicher richtig, — der Satz vom zureichenden Grunde, der Lehrsatz des Pythagoras gelten auch bei Gott und für Gott. Wäre dem nicht so, so hätte uns ja Gott in unserer Vernunft wie ein betrügerischer Taschenspieler eine fehlgeschliffene Brille aufgesetzt, die uns zu irrigen Begriffen, Urteilen und Schlüssen zwingt. Das ist undenkbar. Wohl kann, um im Bilde zu bleiben, die Brille nicht in alle Siriusweiten den Blick ermöglichen, aber was sie klar erkennen läßt, das ist auch klar. Die Schöpfung können wir nicht begreifen, aber sie widerstreitet nicht der Vernunft und ist deshalb mit Recht eine Glaubenslehre. Die Gnade dagegen, da sie der Vernunft widerstreitet, kann nicht von Gott als Lehre gegeben sein, sie wird, wie so manches im Lehrgebäude der Kirche, Menschenwerk sein. — Wer die Vernunft in Glaubensdingen so heftig von der Schwelle weist, der zeigt doch eigentlich eine gewisse Unsicherheit. Und er sollte bedenken, daß auch im kirchlichen Lehrgebäude im Laufe der Jahrhunderte viele Steine ausgelöst, stillschweigend verworfen und durch andere ersetzt sind. Weshalb wohl? Offenbar doch nur, weil die Vernunft die Wahrheit von Gott immer klarer herausarbeitete, immer mehr vom Schutt des Menschenwerkes, des Aberglaubens, der Vermenschlichung hinwegräumte. Sollen wir „die Ebbe dieser großen Flut" sein, die vorwärts, aufwärts drängt? Auch wir sind von jenem Geiste, von dem es in meinem Lieblings-Spruch heißt: „Der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit."

2. Ich fürchte, diese so oft geforderte Ablehnung der Vernunft dient nicht der Wahrheit und dem Gotte, der die Wahrheit ist. Allzu breit macht sich in unseren Predigten und leider auch in den Aufsätzen zu unserer Aufgabe ein gewisses süßdämmerndes Zwielicht unklarer Wort-Nebel (z. B. das in Dutzenden von Briefen als bequemer Beweisgrund für alles mögliche angeführte „Innere Erleben") bemerkbar oder, derb und deutsch gesagt: logische Schnitzer. So schreibt Pastor B. in C.: „Es handelt sich nicht um das peinlich kongruente Aufeinanderpassen von Sühne und Schuld" — aber Sühne ist doch ein Korrelatbegriff von Schuld, nur durch sie zu definieren, wie etwa Patrize und Matrize! Herr S. in M. schreibt: „Nach Münchhausen soll im Munde Jesu das Wort Gnade nicht vorkommen, das Gegenteil ist der Fall!" — Aber wenn man das behauptet, muß man doch auch den Beweis liefern und die Sprüche anführen! Büchners Konkordanz kennt keinen solchen, und auch der Schreiber dieser starken Zurückweisung meines Satzes kann nur Geschichten anführen, aus denen nach seiner Meinung Gottes gnädige Gesinnung hervorgeht. Auch Professor B. in S., ein sehr geehrter Gegner aus dem Lager der katholischen Glaubenswissenschaft, hat keine glückliche Hand gehabt, als er mir auf meinen Satz, daß in Jesu Munde das Wort Gnade nicht vorkäme, das Wort vorhielt: „Herr, sei mir Sünder gnädig". Nämlich: dies Wort sagt der Zöllner! Herr v. K. in R. schreibt: „Münchhausen nimmt seine juristischen Kenntnisse in beide Hände, tritt vor Gott und sagt: Hier, richte nach dem Corpus juris!" Mit Verlaub, das habe ich nicht getan! Nicht um juristisches, sondern um logisches Denken handelt es sich hier, und ich habe von Gott gar nichts verlangt, sondern

Digitized by Google

seinen Willen klarer herausarbeiten wollen, als es die Glaubenslehre bisher tat. Frl. B. in A. wirft mir lebhaft vor, daß ich es für selbstverständlich halte, daß Schuld und Sühne auf demselben Menschen liegen müssen, wenn von Gerechtigkeit die Rede sein soll: „Ich kann nicht einsehen, warum das so selbstverständliche Voraussetzung ist. Soll sich denn die Wirklichkeit nach unseren Voraussetzungen richten? Darf ich Sie bitten ... lieber mit Ihren eigenen Augen das Leben zu betrachten. Und was sehen da Ihre Dichteraugen, lieber B. v. M.? ... Daß tatsächlich der Schuldlose die Last der Schmach trägt, die der Schuldige angehäuft hat. Er geht unter dem Kreuz, das jener sich zu tragen weigert!" Gewiß, gnädiges Fräulein, so geht es in dieser schlimmen Welt zu, nur ist dies Leiden des Unschuldigen eine *Folge des Unrechts* des Schuldigen, aber keine *Sühne jenes Unrechts*. Ich fürchte, Sie haben den Begriff Sühne nicht logisch erfaßt. — Sehr viele meiner freundlichen Antworter sind sich über die Begriffe, Schuld, Sünde, Vergehen — Sühne, Strafe — Gnade, Vergebung usw. nicht so klar, wie es bei solchen zunächst logischen Auseinandersetzungen wünschenswert wäre. Z. B. schreibt Herr R. in S.: „Wenn ich jemand 1000 Mark schuldig bin, mein Gläubiger ... gibt mir die Quittung über die 1000 Mark, ohne daß er das Geld zurückverlangt ... dies ist Gnade von dem Gläubiger dem Schuldner gegenüber." Ähnliche Gedankenfolgen, meist aus dem Vater-Kind-Verhältnis beispielhaft belegt, habe ich immer wieder als Gegenbeweise annehmen sollen — ohne es zu können. Herrn R.s obiges Geschichtchen erzählt von einer *Schenkung*, d. h. einem sehr einfachen Vorgang des bürgerlichen Rechts, der mit *Gnade* nicht das mindeste zu tun hat! Er hat den strafrechtlichen und den zivilrechtlichen Begriff Schuld verwechselt. Schwieriger ist die Widerlegung eines Beweises, den mein verehrter Gegner Herr Kuhaupt in Heft 3 des „Türmers" gegen mich vorbringt. Er sagt: „Vielleicht hat der Mensch den Glauben an die Gnade wirklich selbst ‚gemacht'. Aber," so fährt er mit Theod. Fechner fort, „er hat den Umstand selbst nicht gemacht, daß er den Glauben daran zu seinem gedeihlichen Bestande" — (und die vielen ohne Gnade zufriedenen Buddhisten und sonstige Nichtchristen?) — „braucht. Die Erzeugung dieses Glaubens durch den Menschen muß also in derselben realen Natur der Dinge begründet sein, welche den Menschen mit seinen Bedürfnissen erzeugt hat. Es hieße aber der Natur der Dinge eine Absurdität beilegen, daß die Natur den Menschen darauf eingerichtet hätte, nur mit dem Glauben an etwas gedeihen zu können, was nicht wäre." Das ist ganz die Logik des ehedem berühmten und nun seit Kant berüchtigten ontologischen Beweises für das Dasein Gottes. Dieser „Beweis" sagte: In der menschlichen Vorstellung ist die Idee eines ganz vollkommenen Wesens, Gott, möglich. Dies Wesen wäre aber nicht vollkommen, wenn es nicht auch Existenz hätte. Also muß Gott auch wirklich sein. Aber den groben Fehler dieses Trugschlusses hat ja Kant längst nachgewiesen, und seither hat man den ontologischen Beweis stillschweigend fallen gelassen. Man kann nicht aus Denkvorgängen ohne weiteres auf die Wirklichkeit schließen, und deshalb hat auch Fechner (geb. 1801) mit dem angeführten „Beweise" *keinen* Beweis geliefert.

3. Sehr beliebt sind auch die Schlüsse und Beweise aus Bildern, die so häufig wie in Predigten angeführt werden. Meist wird der Verlorene Sohn angezogen. Dieser hat sein (ihm übrigens zu völlig freier Verfügung stehendes!) Vermögen gewiß sehr töricht vergeudet. Ob er dabei eine irdische Schuld auf sich geladen hat, wissen wir nicht, die Bibel erzählt jedenfalls nichts etwa von Gläubigerbetrug, Verführung, Trunkenheitdelikten usw. Sicher aber ist dies, daß seine Verschwendung keinesfalls eine Schuld gegen seinen Vater war. Wenn dieser ihn nun freundlich wieder aufnahm, so ist das alles andere, kann aber nie Gnade genannt werden, ja, nicht einmal Vergebung. Der Sinn des Gleichnisses liegt ganz wo anders, nämlich in dem Schlusse — *der ja ohnedem ganz unnötig wäre!* —, der Klage des daheimgebliebenen Sohnes und ihrer Unberechtigtheit. Das Gleichnis steht gedanklich unmittelbar neben dem von den Arbeitern im Weinberg. Aber ich will ausdrücklich betonen, daß ich alles dieses nur ausführe, um zu antworten, Beweiskraft im logischen Streit, im Kampf um Begriffe kann ein Bild

Digitized by Google

nie haben. Auch das so oft (z. B. von Vikar L. in H.) angeführte Gleichnis, daß Gott der Vater, die Menschen seine Kinder seien und die Folgerungen aus diesem schönen Bilde sind sämtlich keine Beweise. Und ebensowenig Kuhaupts rhetorische Frage: „Können wir mit unleugbaren Vordersätzen der Physik die Eroika-Sinfonie Beethovens widerlegen?" Ein Kunstwerk zu „widerlegen" wäre ein törichtes Unterfangen; und die Gesetze der Physik passen vortrefflich zu unserer Musiktheorie. So kommen wir nicht vom Fleck. Bilder und Gleichnisse sind nur für Kinder und Katechumenen „Beweise"!

4. Ähnlich ist es mit den Anführungen von irdischen „stellvertretenden Strafen". So sagt v. K. in R.: „Aus dem Regiment, das die Fahne im Stich gelassen hat, tritt der zehnte Mann auf den Sandhaufen, nicht weil er schuldiger ist als ein anderer, sondern weil er ein Glied des zu bestrafenden Ganzen ist." Was soll diese grausame Maßregel hier, sie ist doch nichts anderes als eines der fürchterlichen Zwangsmittel, die Mannszucht aufrecht zu erhalten! Glaubt v. K., daß der Oberst auch so handeln würde, wenn er die Schuldigen einzeln kennte? Oder daß Gott so strafen würde? — Das Allerverwunderlichste aber schreibt Herr Hofprediger O. in G.: „Ich habe es auch im Unterricht wohl so ähnlich gemacht. Wenn ein Schüler bestraft werden mußte, und ein Mitschüler für ihn um Erlaß der Strafe bat ... so fragte ich wohl: ‚Willst du die Strafe für ihn auf dich nehmen?' Es kann sich dabei nicht um eine Strafe handeln, die zugleich ein Urteil enthält (!!), wie eine Eintragung ins Klassenbuch oder ein Sittenzeugnis. Nicht immer, aber doch bisweilen fand man sich dazu bereit. Auf diese Weise wird Sühne geschaffen gegenüber dem verletzten Recht, Sühne, bei der die Gleichung Strafe = Sühne nicht zutrifft (die ich niemals behauptet oder verlangt habe!), insofern der eigentlich zu Strafende nicht gestraft und doch seine Strafwürdigkeit anzuerkennen gezwungen (??) wird, ja sie tiefer und heilsamer anerkennen muß, als wenn er selber gestraft würde, während andrerseits der Stellvertreter die Strafe nicht als gegen sich gerichtet empfindet." Ich gestehe, daß es mir sauer geworden ist, diese Sätze abzuschreiben, — da zahl' ich Reugeld, das Rennen reite ich nicht mit! Gibt es wirklich viele Jugendbildner, die so „strafen"? Wenn ich ein Kind prügele, das völlig schuldlos ist, so würde ich glauben, selber Prügel wert zu sein! Diese Prügel sind weder Strafe noch Sühne, sondern nichts als ein Leid und ein Unrecht, das ich einem Unschuldigen zufüge! Und jedes gesunde Gefühl empört sich doch dagegen, einen Menschen bloß als Mittel anzusehen, um auf andere zu wirken, selbst wenn Kant uns nicht gelehrt hätte, weshalb es unmoralisch ist. Man stelle sich die Szene vor: Die Klasse sitzt da und lernt „Gnade" begreifen, der Pastor verprügelt ein vollkommen schuldloses Kind, um „Sühne zu schaffen gegenüber dem verletzten Recht", daneben steht, doch innerlich jubelnd, der Übeltäter, der „seine Strafwürdigkeit heilsamer anerkennen muß, als wenn er selber gestraft würde", — vielleicht würde Jesus sich mit wehmütigem Lächeln abwenden (er hatte ein anderes Temperament als ich) — ich müßte mit einem Donnerwetter dazwischen fahren und würde dabei die beruhigende Gewißheit haben, daß es ein heiliges Donnerwetter wäre! —

Immerhin habe ich allen Grund, Herrn Hofprediger O. dankbar zu sein, denn ich kann mir gar keinen anschaulicheren Beweis als seine pädagogischen Erlebnisse denken für meine Sätze: Schuld und Sühne müssen auf demselben Menschen liegen, wenn von Sühne überhaupt gesprochen werden soll. Einen Unschuldigen statt des Schuldigen strafen ist eine doppelte Ungerechtigkeit. Ein Erlaß der Sühne (Gnade) an einem Schuldigen ist ebenso wider die Gerechtigkeit, wie eine Leidzufügung (die dann zu Unrecht „Strafe" heißt) gegen einen Schuldlosen.

5. Eine häufig wiederkehrende Gedankenkette finde ich in den Worten des Herrn S. in G. so ausgesprochen: „Die Millionen, die durch den Glauben an den Versöhnungstod Christi die Ruhe der Seele gefunden haben ... sind doch wohl ein Beweis dafür, daß im Erlösungsglauben eine befreiende Macht wohnt, und die Märtyrer bezeugen, daß man um dieses Glaubens willen sein Leben lassen kann." Oder in den Worten des Herrn Kuhaupt (Türmer 3): „Ein Gedanke, der den Menschen in solcher Weise erhebt und tröstet, kann nicht absolut falsch sein."

Digitized by Google

Keineswegs beweisend! Auch im Glauben an Mohammed und Buddha haben Millionen die Ruhe ihrer Seele gefunden, haben Millionen geblutet, auch der Chiliasmus hat die Menschen in solcher Weise erhoben — und doch waren diese Lehren absolut falsch.

6. Die Entgegnung in Heft 4 ist wohl die logisch am tiefsten schürfende. Herr Gymnasialprofessor Dr. Weckesser hat einen Beitrag zur Gnadenfrage gegeben, den niemand ohne aufrichtige Bewunderung gelesen haben wird, und für den ich ganz besonders dankbar bin.

Sehr interessant und für die Landeskirche, wie man denken sollte, höchst beachtenswert ist, daß er ebenso wie die zweifellos wichtigsten anderen Antworter Kuhaupt, Riehn und Lohmann, mir in einem wesentlichen Punkte recht gibt: „Auch ich halte die von Ihnen bekämpfte Genugtuungslehre für unhaltbar."

Ich könnte mir die Entgegnung leicht machen, indem ich schriebe: Ich habe mich nur gegen die allgemein übliche und allgemein gelehrte Auffassung der Gnade gewendet. Ihre Auffassung ist eine nur in Ihnen lebendige sehr feine Umdeutung und Auslegung, gegen die ich gar nicht gekämpft habe. — Aber ich muß um der Sache willen doch auf den Kernpunkt eingehen.

Herr Professor Weckesser faßt im Streben nach Verinnerlichung die Begriffe Schuld und Sühne zu weit. Zur Schuld gehört nicht der angerichtete Schaden und das zugefügte Leid, das sind doch nur Folgeerscheinungen der bösen Tat. Er sagt: Wenn mir jemand auf den Fuß tritt und mich dann um Entschuldigung bittet, so wird dadurch mein Schmerz nicht aufgehoben, „also treten Schmerz und Entschuldigung nicht in das Verhältnis der Äquivalenz". Gewiß nicht! Aber mein Schmerz ist auch kein Teil von dieses jemandes Schuld, sondern nur eine Folge seiner Tat. Für die Würdigung der Schuld ist es gleichgültig, ob ich einen wertvollen oder einen wertlosen Menschen morde, eine Hütte oder einen Palast anzünde. Weckesser sagt, bei zugefügtem Unrecht bliebe „die seelische Kränkung als unausgeglichener Rest". Gewiß, aber dieses seelische Leid, das je nach der Empfindsamkeit des Betroffenen ein höchst verschiedenes Gewicht hat, ist nicht ein Teil der Schuld des Übeltäters. Die Gerechtigkeit Gottes gleicht nur die Schuld durch eine Sühne am Täter aus. Gottes Güte kann dann das Leid des Gekränkten mildern oder tilgen, aber dieser Vorgang ist ein selbständiger, der mit seiner Gerechtigkeit nichts mehr zu schaffen hat. Irdisch gesprochen: Auf die Schuld (etwa Brandstiftung) setzt die Gerechtigkeit die Strafe (Gefängnis). Dann hört der hier allein in Betracht kommende Vorgang des öffentlichen, des Straf-Rechts auf. Und nur wenn er will, kann dann der Geschädigte im privat-rechtlichen Zivil-Prozeß eine Äquivalenz für seinen Schaden einklagen (d. h. Geld).

Es gibt also nicht, wie Weckesser will, eine „Gerechtigkeit des Richters" und eine „Gerechtigkeit des Gerichteten" (logisch käme noch die „Gerechtigkeit des Geschädigten" hinzu), sondern die Gerechtigkeit ist ein transzendentales Ideal, notwendig gleich für alle. Der Richter sucht ihr im Urteil nahezukommen, Gott allein erreicht sie immer. Dabei ist es ganz gleichgültig, ob „der Sühneheischende über das ihm Widerfahrene wegsieht, der Sünder dies Hinwegsehen annimmt".

Für Gott ist jedenfalls das Gewissensleiden des Schuldigen ein Teil der Sühne, und seine Gesinnungsumkehr ein schulderleichterndes Moment. Beide wird er berücksichtigen in seiner Zumessung der Sühne. Keineswegs fallen diese seelischen Vorgänge im Sünder aus Gottes klarem Gerechtigkeits-Bereich heraus, so daß er für sie eine besondere Gnade nötig hätte.

Sobald Weckesser auf diesen Sühnebegriff kommt, sind mir seine Sätze nicht mehr diskutabel. „Ihrem inneren Wesen nach ist die Sühne Gesinnungsumkehr" — aber nein, das ist ja Buße, wogegen die Sühne einer Schuld auch eintreten kann, wenn der Sünder verstockt ist. „Die Sühne ist so wenig ... eine Aufhebung der Schuld, daß sie vielmehr ein Geständnis der Vergehung einschließen muß", — aber nein, da wäre ja Gottes heiliger Sühne-Akt in seinem Erfolge von der Bereitwilligkeit des Verbrechers abhängig!

Digitized by Google

Zusammenfassend dies: Herr Professor Weckesser schafft begrifflich für die Gnade Raum, indem er zur Schuld die Tatfolgen und zur Sühne Gesinnungsumkehr hinzufügt. Da dann die beiden Korrelat-Begriffe aufhören, begriffliche Entsprechungen zu sein, d. h. nicht mehr gleich sein können, hat er eine Art regio nullius geschaffen, in der die Gnade logisch denkbar wird. Aber ich glaube nachgewiesen zu haben, daß zur Schuld nicht die Tatfolgen und zur Sühne nicht Reue, Buße und gute Vorsätze gehören, welch letztere sich ja überhaupt nicht auf die vergangene Tat, sondern auf künftige Taten beziehen.

Eine wertvolle Verteidigung der Gnadenlehre, eine die mir wirklich neue Gedanken in die ehrliche Arbeit zum gemeinsamen Ziel zu tragen schien, ist der in Nr. 5 abgedruckte offene Brief des Herrn Pastors Riehn in Aschersleben. Dieser sagt: Strafe ist gar nicht Sühne, sondern nur eine ziemlich belanglose Nebenerscheinung dieser. Sühne ist die innere Wiederanerkennung des Gesetzes nach der vorübergehenden Mißachtung von dessen Hoheit in der Schuld. Gott kann auf die Strafe verzichten, aber das ist gar keine Gnade, sondern eine Selbstverständlichkeit dann, wenn die Strafe zwecklos ist. Sehr fein fährt der Verfasser fort, daß der Verzicht auf Strafe, da wo diese nötig ist, eine Lieblosigkeit wäre. Das wichtigste war für mich der Satz: Auf Sühne kann Gott nicht verzichten. Ich habe dazu nur zu bemerken, daß ich ja nicht Sühne = Strafe behauptet habe, also die interessanten Darlegungen ohne weiteres als Erweiterungen in meine Auffassung der Gnaden-Lehre einfügen konnte. Der zuletzt gesperrt gedruckte Satz aber ist ja völlig der Inhalt meines Satzes, daß es Gnade nicht geben könne, weil ein wahrhaft gerechter Gott nicht auf die Sühne verzichten kann! Ob diese Sühne Strafe ist oder Wiederanerkennung des Gesetzes, das ist nicht das Wesentliche, ich halte Riehns Auffassung darin für die tiefere. Wieweit sie noch mit der Lehre der Landeskirche übereinstimmt, habe ich freilich nicht zu entscheiden.

Herr Pastor Riehn hat ganz recht, wenn er nach diesen Darlegungen den Begriff Gnade, da er ja nun begrifflich überflüssig geworden ist, soweit verflüchtigt und verallgemeinert, bis er zum Begriff der göttlichen Liebe wird. „Gnade ist also nicht ein einzelner Akt, sondern eine Wesenseigenschaft Gottes, übrigens nichts weiter als das, was wir das Wesen Gottes überhaupt nennen, nämlich Liebe ...“

Logisch sehr interessant ist auch der Aufsatz des Herrn Vikars Lohmann in Heft 6. Dieser gibt mir unbedenklich zu, daß die Gnade der Gerechtigkeit zuwiderläuft. Aber während ich daraus schließe, daß die Gnadenlehre Menschenwerk sei, leugnet er Gottes Gerechtigkeit „Unser Glaube hängt vielmehr daran, daß er sich nunmehr mit aller Kraft und Innigkeit für die andere, übrigens auch vom Verfasser angedeutete, Möglichkeit entscheidet, Gottes Gerechtigkeit in dem entwickelten Sinne zu verneinen.“ Vielleicht ist es Gefühlssache, wofür man sich in diesem Entweder—Oder entscheidet, ich für mein Teil halte Gerechtigkeit für eine so gedanklich notwendige, urtümliche, wichtigste, grundlegende Eigenschaft Gottes, daß ich überhaupt nicht an die Möglichkeit gedacht habe, sie zugunsten der Gnade zu verneinen. Aber logisch möglich ist Lohmanns Schluß. — Im weiteren freilich gerät er völlig in das Bild Vater — Kind = Gott — Mensch hinein, und Beweise aus Bildern kann ich nicht gelten lassen, so beliebt sie auch sein mögen. —

Ist nun die Frage entschieden, die ich in Heft 1 aufwarf, habe ich recht behalten oder bin ich widerlegt? Ich denke, wir wollten alle zur Wahrheit, und das Rechte wollen ist wichtiger, als recht behalten. In der wissenschaftlichen Unterhaltung wird man selten überzeugen oder überzeugt werden. Man muß zufrieden sein, wenn die Frage von allen Seiten beleuchtet und so in jeder denkbaren Weise geklärt wurde. Das letzte mögliche Ergebnis jedes wissenschaftlichen Streites ist, die strittige Frage bis dahin zu verfolgen, wo sich nicht mehr behauptete Tatsachen, sondern Weltanschauungen, Gefühlswerte, Temperamente gegenüberstehen.

Dr. Börries, Frhr. v. Münchhausen

Digitized by Google

# Literatur, Bildende Kunst, Musik

## Von gesprochener und geschriebener Rede

Ein Wort gegen eine grundstürzende Sprachreform

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die gesprochene Rede früher da gewesen ist als die geschriebene. Bei der neuhochdeutschen Sprache aber ist es anders gewesen. Zwei Menschenalter früher, als man begann, die neuhochdeutsche Sprache zu sprechen, ist sie als Schriftsprache schon vollendet gewesen. Während in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch unsere klassische Literatur Deutschland in der Schriftsprache geeint wurde, haben unsere großen Dichter und alle Gebildeten ihrer Zeit in der gesprochenen Rede sich der Einwirkung ihres Dialektes nicht entzogen, hat Goethe die thüringische Mundart, vielleicht mit Frankfurter Nachklängen, gesprochen und hat Schiller bis an sein Lebensende geschwäbelt. Daß Goethe und Schiller in ihren Reimen stark von der mundartlichen Aussprache beeinflußt sind, wissen wir alle von der Schule her. In einem Briefe an Wilhelm von Humboldt berührt Schiller am 7. September 1795 in Erwiderung auf eine Rezension seines Gedichtes „Das Ideal und das Leben" die Reimfrage: „Warum strichen Sie den Reim zwischen Sklave und Schlafe, Nerve und Unterwerfe an? Ich kenne in der Aussprache keine Verschiedenheit, und für das Auge braucht der Reim nicht zu sein. Einen wirklich unechten Reim Gott und Gebot haben Sie begnadigt." Hier hat Schiller das beste Gesetz für den Reim aufgestellt und es auch bei Gott und Gebot gegen sich selbst angewandt. Und doch finden wir in dem genannten Gedichte die Reime: fliehen und blühen, weiden und Freuden, euch und Reich, Gefühl und Ziel, schirmen und stürmen, beseelen und vermählen, Sphäre und Schwere, zurück und Blick, schweigen und zeugen, Feuer und Schleier u. a. Diese Reime können für Schiller also in der Aussprache „keine Verschiedenheit" gehabt haben. In seinem 1803 geschriebenen Aufsatze „Regeln für Schauspieler" fordert Goethe nachdrücklich, b nicht als w auszusprechen, z. B. in leben, t und d, p und b scharf zu unterscheiden, aber er sagt nichts über die Aussprache der Vokale. Aus diesem Schweigen dürfen wir schließen, daß Goethe auch für die Bühne auf die reine Aussprache der Vokale und Diphthonge und ihrer Umlaute, wie in der Dichtung beim Reimen, keinen Wert legte. Eckermann weiß zwei durch die Aussprache verursachte niedliche Geschichten aus dem Weimarer Theater zu erzählen: Ein Liebhaber sagt zu seinem Mädchen, das ihm wegen einer kleinen Untreue Vorwürfe macht, ungeduldig: „O ende!" Aber man lachte allgemein, da man „o Ente" verstanden hatte. Und ein gleiches Gelächter erregte eine junge Dame, die einem Manne, den sie nie zuvor gesehen hatte, mit den Worten folgte: „Ich kenne dich nicht, aber ich setze mein ganzes Vertrauen in den Edelmut deiner Ziege (Züge)."

Erst seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts setzt auf den deutschen Bühnen das Streben nach einer reinen, d. h. vom Dialekt freien, mustergültigen Aussprache ein. Der Bühne folgt die Schule, und die Korrektheit der Aussprache wird das erste — zugleich aber auch oberflächlichste — Merkmal des „Gebildeten". Den Maßstab aber für die Richtigkeit der gesprochenen gibt die geschriebene Sprache ab; es entsteht die Regel: Sprich, wie du

Digitized by Google

schreibst! Damit aber sind die Verhältnisse umgekehrt, denn die Schrift ist erst ein Hilfsmittel, um die gesprochene Rede dauernd festzuhalten. Der Diener gibt seinem Herrn die Vorschrift. Das wäre zu ertragen, wenn Herr und Diener stets im Einklang zueinander ständen, was aber erst möglich wäre, wenn so viele Schriftzeichen vorhanden wären, als die Sprache Laute aufzuweisen hat, und nicht fremde, in der geschichtlichen Entwicklung der Sprache begründete Umstände die Harmonie beider störten. Von diesem erwünschten Ideal ist aber unsere Sprache noch weit entfernt. Nur einige Beispiele zur Erläuterung: Wir waren und die wahren decken sich lautlich, unterscheiden sich aber in der Schrift; voll hat den gleichen Anlaut wie das von ihm abgeleitete füllen, vor wie das verwandte für. Wir müssen oft mit dem gleichen Schriftzeichen verschiedene Laute bezeichnen. In Bach und Dachs weichen die mit demselben Schriftzeichen ch bezeichneten Laute stark voneinander ab. Zugleich sehen wir an diesen Wörtern, daß wir manchmal zwei Buchstaben, c und h, gebrauchen müssen, um einen Laut schriftlich wiederzugeben. Das gleiche ist der Fall, wenn wir mit ie die Länge des i andeuten wollen. Bei sch müssen sogar drei Buchstaben verbunden werden, um einen Laut zu bezeichnen. In den Wörtern ihr, sie, wir erscheint das lange i in dreifach verschiedener Form.

Trotz allem wird aber die Vorschrift, daß die geschriebene Sprache die Richtschnur für die Aussprache abgeben soll, nicht zu entbehren sein, denn sie ist eine durch die geschichtliche Entwicklung gegebene Notwendigkeit. Die Beziehungen zwischen der gesprochenen und geschriebenen Sprache haben sich in der neuhochdeutschen Zeit, seit Luthers gewaltigem sprachschöpferischem Wirken, umgekehrt: Erst war die Schriftsprache da und dann bildete sich an ihr die gesprochene Rede. Ihren Ursprung aus dem geschriebenen Worte wird die neuhochdeutsche gesprochene Rede nie verleugnen können. Damit aber ist der deutschen Rechtschreibung eine Aufgabe von größter Verantwortlichkeit zugewiesen, denn sie ist zur entscheidenden Grundlage für die formale Richtigkeit unserer Rede geworden. Gewiß bleibt auch fernerhin, nach R. Hildebrands schönem Worte, die Rechtschreibung nur das Kleid des Wortes; aber das Kleid soll schützen und erhalten. Die historische Grammatik hat das richtige Verständnis der heutigen Sprachformen immer mehr erschlossen; ihr die Rechtschreibung anzupassen, war und bleibt auch fernerhin eine wissenschaftliche Ehrenpflicht für die Zukunft unserer deutschen Sprache. Aber der seit der Mitte des 19. Jahrhunderts von unseren großen Germanisten, J. Grimm Andresen, Vilmar, Weinhold und Wackernagel vornehmlich, unternommene Versuch, die neuhochdeutsche Schriftsprache nach dem älteren Sprachstande zu regeln, also etwa ergetzen, zwelf, siben, ligen, Waßer neben Masse, aßen neben prassen, mid — von meiden — neben schied — von scheiden —, vil = viel neben fiel von fallen zu schreiben, wirkte nicht ordnend, sondern verwirrend. Die Formen widersprachen zu sehr den gewohnten Wortbildern, und die Amme Gewohnheit besitzt eine Macht, die niemand ungestraft verletzen darf. Der historischen, auf Kenntnis der alten Sprache gegründeten und deshalb nur den Gelehrten verständlichen Richtung trat die durch die zunehmende Verbreitung der Stenographie geförderte phonetische Richtung gegenüber, die ohne Rücksicht auf alle literarische Überlieferung allen Lauten der Sprache eine richtige, überall gültige Aussprache zuweisen zu können meinte. Sie hat ihre Vertretung vor allem gefunden in dem „allgemeinen ferein für fereinfachte rehtschreibung". Beide Richtungen haben sich lange bekämpft, bis Rudolf von Raumer die Bewegung in richtige Bahnen lenkte. Indem er sich den Grundsatz, den Jakob Grimm schon richtig erkannt hatte, ohne sich aber von ihm leiten zu lassen, daß „die Veränderung üblicher Wortschreibung etwas Gewaltsames und Störendes mit sich führe", zu eigen machte, suchte er von der vorhandenen Schreibweise zu erhalten so viel wie nur irgend möglich war, und sah ihre Mängel nicht in dem Umstande, daß sie nicht rein phonetisch sei, sondern in der Unsicherheit, die in der Schreibung zahlreicher Wörter bestand und hauptsächlich auf der Ungleichmäßigkeit in der Behandlung gleichartiger Fälle beruhte. Diese Mängel auf Grund

Digitized by Google

sprachwissenschaftlicher Forschung zu beseitigen, ist fortan die Aufgabe aller Bemühungen um die Rechtschreibung gewesen.

Es hat noch viel Arbeit gekostet, bis die heute gültige deutsche Rechtschreibung geschaffen war. Viele gute Vorarbeiten sind dazu von einzelnen Staaten deutscher Zunge, vor allem Hannover, Bayern, Österreich und Preußen, geleistet worden. Eine in Berlin 1876 tagende orthographische Konferenz, deren Beratungen ein Entwurf Raumers zugrunde gelegen hat, hat kein praktisches Ergebnis zu zeitigen vermocht. Und als der preußische Kultusminister Puttkamer durch den Bonner Professor Wilmanns, den Provinzialschulrat Klix und den Gymnasialdirektor Kuhn „in möglichster materieller Übereinstimmung" mit der bayerischen Orthographie ein Büchlein für die preußischen Schulen hatte abfassen lassen, schlug Bismarck mit einer in lapidarem Stile und zum Teil barocker Orthographie gehaltenen Verfügung dazwischen: „Willkührliche (!) Abänderungen von der bisher in unserem amtlichen Verkehre allgemein üblichen und von den jetzigen Beamten auf den Schulen übereinstimmend erlernten Rechtschreibung sind dienstlich zu untersagen und nöthigenfalls durch steigende Ordnungsstrafen zu verhindern." Sein Grundsatz „Quieta non movere", dessen Bedeutung auch für die Rechtschreibung schon Jakob Grimm zu würdigen gewußt hatte, hat den großen Kanzler den Fortschritt, der mit der Puttkamerschen Rechtschreibung erreicht war, verkennen lassen. Aber trotz dieser ungünstigen Auspizien hat die neue Rechtschreibung schließlich den Sieg davongetragen. Jahrelange mühsame Klein- und Feinarbeit, die von Reinhold Köpke unter Mitwirkung von K. Erbe, K. Duden und W. Wilmanns geleistet wurde, ist dadurch belohnt worden, daß die unter dem Ministerium Studt in Berlin vom 17. bis zum 19. Juni 1901 tagende „Orthographische Konferenz", zu der neben allen deutschen Bundesstaaten auch die österreichische Regierung einen Kommissar entsandte, dem gesamten deutschen Volke eine einheitliche Rechtschreibung schuf. Und heute haben wir uns an diese Rechtschreibung schon so gewöhnt, daß wir unwillkürlich meinen, es wäre schon seit langer Zeit von unserem Volke so geschrieben worden.

Aber was in mühevoller, treuer, von der Liebe zur deutschen Sprache geförderter Arbeit von kenntnis- und einsichtsvollen Männern geschaffen ist, was in bald zwanzig Jahren einem neu herangewachsenen Geschlechte zum Segen gereicht hat, das — soll jetzt neuen Errungenschaften der Revolution weichen. Der preußische Kultusminister will uns durch einen Ausschuß eine neue Rechtschreibung bescheren, die lauttreu — fonetisch — sein, die großen Anfangsbuchstaben beseitigen und unsere eigene Schrift durch die runden Buchstaben ersetzen soll. Nicht mehr der aus der Geschichte unserer Sprache hervorgegangene Grundsatz: Sprich, wie du schreibst! soll gelten, sondern umgekehrt soll es heißen: Schreib, wie du sprichst! Geschrieben wird, soweit die deutsche Zunge klingt, seit Goethe und Schiller überall gleich, gesprochen aber, besonders wenn die geschriebene Sprache nicht mehr die Norm abgeben soll, überall verschieden. Denn erreicht ist die Einheit der Aussprache im günstigsten Falle nur auf den besten Bühnen, überall sonst, in der Schule, auf der Kanzel, im Gerichtssaale, im befreundeten und vertraulichen Umgange, wirkt mehr oder weniger der Dialekt auch heute noch immer nach. Und er wird es immer tun, denn die Rede ist ein Teil unserer natürlichen Lebensäußerungen, die nicht nur unserem Wollen, sondern vor allem auch den in ihnen selbst ruhenden Gesetzen folgen. Die menschliche Rede kommt dadurch zustande, daß Teile der Mundorgane in Schwingungen versetzt werden. Daß wir den einen oder andern Laut hervorbringen, hängt ab von der Auswahl, die wir in jedem einzelnen Falle unter unseren Mundorganen, von den Stimmbändern bis zu den Lippen, treffen, und zugleich von der Art der Bewegung, ob lang oder kurz dauernd, ob heftig oder schwach, in die wir sie setzen. Da die Natur in der Hervorbringung ihrer Organe die wunderbarste Mannigfaltigkeit zeigt, so daß kaum zwei dem gleichen Zwecke dienende sich völlig gleichen, und die hierdurch allein schon verursachte übergroße Verschiedenheit der gesprochenen Laute noch durch die so ungleiche seelische Veranlagung

Digitized by Google

der Menschen erhöht wird, so ergibt sich ein Reichtum von Gestaltungen der Lautbilder in der gesprochenen Sprache, der von der geschriebenen Sprache nur in sehr unvollkommener Weise veranschaulicht werden kann. Eine lauttreue, phonetische Rechtschreibung wird deshalb unter Gesetze gestellt werden müssen, deren naturgewolltes Ziel nicht die Einheit, sondern die wunderbarste Mannigfaltigkeit ist, wie sie sich in den dialektischen Verschiedenheiten der Aussprache auswirkt. Es ist deshalb im letzten Grunde ein Kampf gegen die Natur und das von ihr Gewollte, wenn man versucht, einen über den Mundarten stehenden Normaltypus der Aussprache zu schaffen. Und glaubt nun jemand, eine solche Kunstform der Aussprache zur Grundlage unserer Rechtschreibung machen zu können, ohne zahlreiche Wörter von ihrer Wurzel los- oder aus ihrem Entwicklungsgange herausreißen zu müssen? Freilich, was gilt die geschichtliche Entwicklung unserer Zeit? Sie steht unter der Nachwirkung der Revolution, die nur ihre Gegenwart kennt und weder etwas von Pietät gegen die Vergangenheit noch von Verantwortung für die Zukunft weiß.

Aber nicht nur die Wörter unserer Sprache, sondern auch ihre einzelnen Bestandteile, die Schriftzeichen, sind bedroht. Den großen Anfangsbuchstaben und der gebrochenen oder gotischen Schrift, der Fraktur oder Eckenschrift, ist der Kampf angesagt. Die gotische Schrift hat ihren Ursprung nicht in Deutschland und ist im späten Mittelalter auch außerhalb Deutschlands allgemein gebraucht. Aber da außer uns Deutschen und unseren nordgermanischen Verwandten, den Dänen und Skandinaviern, die anderen Völker seit dem Schlusse des Mittelalters zur lateinischen, runden Schrift zurückgekehrt sind, und da die bei uns jetzt gebräuchlichen Zeichen ihre endgültige Form von Dürer erhalten haben, so dürfen wir in dem Gebrauche der gebrochenen gotischen Schrift etwas eigentümlich Germanisches und Deutschen sehen. Die großen Anfangsbuchstaben haben seit dem 16. Jahrhundert Eingang in unsere Sprache gefunden, sie haben sich also durch jahrhundertelangen Gebrauch ebenfalls das Recht und die Liebe, die man Altgewohntem und Vertrautem nicht vorenthält, erworben. Wer sie nud die gotische Schrift bekämpfen will, kann sich freilich auf einen Helfer von hohem Ansehen, auf keinen Geringeren als Jakob Grimm, berufen. Aber der Altmeister der deutschen Grammatik blieb in seinem Kampfe gegen die großen Anfangsbuchstaben und die gotische Schrift allein, Lachmann schon folgte ihm nicht. Da dieser als Altphilologe ebenso bedeutend war wie als Germanist, wußte er vom Griechischen her, daß Schriftzeichen und Wörter in einem so engen Zusammenhange stehen, daß man sie nicht voneinander trennen darf. Wer je des hellenischen Geistes einen Hauch verspürt hat, wird schaudern, wenn er sich Homers Ilias und Odyssee oder eine attische Tragödie in runder lateinischer Schrift vorstellen sollte.

Die Werke unserer Klassiker, die Bibel, unsere Märchen, unsere Volkslieder in lauter lateinischen Kleinbuchstaben und in künstlich geschaffener lautgetreuer Rechtschreibung gedruckt — wird nicht, wem das Herz noch in Treue zu seinem Volke und dessen Geistes- und Gemütsschätzen schlägt, von dem ungewohnten Anblicke verwirrt und betrübt sich abwenden? Ist unsere Seele von allem, was wir erlebt haben und noch erleben, nicht schon erschüttert genug, daß ihr die rettende und tröstende Zuflucht zu den Werken unserer Literatur noch in unnötiger Weise erschwert werden muß? Der materielle Verlust, der den Verlegern, besonders der Schulbücher und unserer Klassiker, droht, mag durch eine lange Übergangszeit verringert werden; der Verlust an ethischen Werten aber, der dadurch entstehen würde, daß in einer Zeit, wo alle Güter, materielle wie sittliche, schweren Gefahren ausgesetzt sind, auch unser schönstes und stolzestes Gut, unsere deutsche Sprache, zweifelhaften und gefahrvollen Experimenten preisgegeben wird, muß lange verhängnisvoll nachwirken. Wer's gut meint mit unserer neuhochdeutschen Sprache, zu der Luther die Grundlege gelegt hat, schleudere den radikalen Sprachreformern unseres Sprachschöpfers glaubensstarkes Trutzwort entgegen: „Das Wort sie sollen lassen stahn!“

**Prof. A. Sannes**

Digitized by Google

# Novellen und Romane

Die Ich-Romane haben ihre Gefahren. Sie entgehen selten, auch die besseren nicht, dem Überwerten der inneren Entwicklung, dem übertriebenen Wichtignehmen von Gefühlen und Gedanken dieses Ich. Und was die äußere Form anbelangt, so verfallen gerade diejenigen, die größeren Stils sein wollen, in eine Abhängigkeit, ja in eine Nachahmung, z. B. von Gottfried Keller. So Ricarda Huch, so Hermann Hesse und so auch der sonst vortreffliche Elsässer Arthur Babillotte in seinen „Irrfahrten des Lebens und der Liebe“ (Grunow, Leipzig). Es ist oft, als wollten sich die Schriftsteller mit dieser Ichform der strengen Form der künstlerischen Objektivität entziehen und einmal so recht von Herzensgrunde drauflos reden. Das kann frisch und prächtig sein, aber nur ein Meister der künstlerischen Objektivität mit ganz eigenem Stile kann es sich leisten. Sonst kommt allerhand, was einem unbehaglich macht, und Babillotte gelangt nicht daran vorbei. Außer dem Kellerschen Stil stören uns die bekannten Unglaubwürdigkeiten, die für die Ich-Romane die Klippe sind. Eine Probe hierfür: Des Helden Schwiegervater wird vom Schlag getroffen, und dies erschreckende Ereignis wird folgendermaßen berichtet: „Das Mädchen, das die Nachricht bringt fingert aufgeregt an ihrem blauen Rock herum, der über den Hüften silbrig schimmert.“ Wer hat in solchem Augenblick Sinn für solche Wahrnehmungen, da doch gerade die Ichperson selber im Bann des schweren Erschreckens steht? Ferner: sie stoßen alle einen Schrei aus, der „zusammengeballt gegen die Wand fährt“. Sie finden den alten Herrn auf einem Sofa, aus dem „das Roßhaar stachelig hervorguckt“. Alles Beobachtungen, die wohl der Schriftsteller, nicht aber einer der Miterlebenden anstellen kann.

Im ganzen ist es, wie schon der Name zeigt, eine der zahllosen Lebens- und Entwicklungsgeschichten der letzten Jahrzehnte, die uns neben Gutem und Dauerhaftem auch einen ganzen Stapel von Wertlosem, Hergebrachtem gegeben haben. Hierunter gehört Babillotte unfraglich zu den Besseren. Es ist Kraft, Wille und ein durchaus eigenes Selbst in dem Buche, und gar reizende Stellen finden sich darin. Die Erzählung der Fahrt, bei der „ein milder Wintertag plaudernd“ neben dem Wägelchen herschreitet, ist köstlich in seiner gesunden Frische. Auch ist es eine Herzerquickung in dieser bösen Zeit, das kräftige, entschiedene Deutschtum dieses Elsässers zu erleben, wie es sich gegen das Welschtum der Priester, die Französelei der Landsleute aufsetzt. In seiner Liebesgeschichte benimmt er sich gar zu trottelhaft und muß zu umständlich aufgeklärt werden. Der Schluß, daß er am Ende Flieger wird, weil die andern Berufe zu eng sind, ist zu gewaltsam. Doch trotz dieser vielen Aussetzungen, die zu machen sind, ist es in der Flut von nichtssagendem Geplätscher ein beachtenswertes Werk, und der es schrieb, war ein Jemand.

Ein gutes Bild aus der kämpfenden Lutherzeit gibt uns Beda Prilipp in ihrem „Wahrheitsucher“, einem Dürer-Roman (Runge, Lichterfelde). Der Wert der geschichtlichen Romane, wenn sie von Deutschlands Vergangenheit erzählen und zuverlässig sind, kann heute gar nicht hoch genug geschätzt werden. Es besteht auch ein Verlangen danach. So sehr mancher Menschen Streben danach geht, sich von der harten Zeit ablenken, mit dem sehr bezeichnenden Wort: zerstreuen zu lassen durch ihren Lesestoff, so sehr steht dem auf der andern Seite der glühende Wunsch gegenüber, die Zeit nicht mit „Zweckloſem“ zu vergeuden, aus dem Buche etwas mitzunehmen, zu lernen, die eigne Zeit zu verstehen. Diesem Verlangen kommt Beda Prilipps Buch entgegen.

Es rührt an tiefe, bange Erkenntnisse in uns, wenn Dürer sagt, daß Luthers Lehre wohl für Menschen, die an sich treu und gut seien, nicht aber für die Schlimmen, die durch Zwang und sinnenfällige Anreizung gehalten werden müssen, geeignet sei. Und es mahnt uns an ewige Gesetze in allem Ringen um Licht und Fortschritt, wenn der Maler Sebald Beham,

Digitized by Google

der Mensch mit dem häßlichen Gesicht und der leidenschaftlichen Seele, an dem Evangelium irre wird, da es nicht alles bringt, was er erwartet hat und nicht alle Not lösen kann. Ja, es bringt ihn auf, daß sich die Lutherischen nicht auf die Seite der aufrührerischen Bauern stellen, „ihren Bund mit den Großen machen", und er klagt: „Was bleibt dabei uns? Die Predigt eines Evangeliums, das sich nimmermehr verwirklichen wird."

Trefflich geschildert ist die dumpfe Gärung, die Vorbereitung zu dem Kampf der Wiedertäufer, und daneben die Ewigschwachen, die am Ruder sitzen, die sich nicht trauen nach rechts und nach links, die, wie der lebensfrohe Pirkheimer klagt, mit den Rebellen paktieren und die Redlichen und Stillen unterdrücken. Da sind die Idealisten mit ihren hochfliegenden Träumen, ihren weltbewegenden Plänen. Auf den Einwand, ob solche Gedanken in der dumpfen, Masse leben könnten, in den Hirnen der „Tabernierer, Galgenschwengel und Weinbuben", kommt die Antwort: „Sie sind die Hefe, sie schaffen die Unruhe. Aber der Geist, der sie treibt und sich doch wieder von ihnen tragen läßt, ist sich seines Zieles bewußt." — Die bestgelungene Gestalt in dem Buche scheint mir nicht sowohl Dürer selbst als Thomas Münzer, dieser Liebknecht der Wiedertäuferbewegung. Wie ihn inmitten seiner wilden Rotte die große Unentschlossenheit packt, die Furcht vor dem unaufhaltsam Kommenden, und wie er ihrer nur durch künstliche Erregung bis in einen ekstatischen Zustand hinein Herr werden kann, das erhebt diese Gestalt fast in das Tragische.

Einen bekannten und guten Namen hat Hermann Stehr daranzusetzen, dessen zweibändiger Roman „Der Heiligenhof" (S. Fischer, Berlin) unsere Aufmerksamkeit fordert und dann enttäuscht. Es sei hierbei gleich eines merkwürdigen Hinweises des Verlages gedacht, den ich schon bei dem zweibändigen Machwerk von Jakob Wassermann vorfand. Dieser Verlag, Samuel Fischer, gibt eine Folge von Romanen unter dem Sammelnamen „Der große Roman" heraus und erklärt, daß dieser äußere und innere Umfang eines Buches „nicht so zufällig" sei, wie man meinen sollte. Es gäbe Zeiten, „wo" die meisten Romane kurz, und andre, „wo" sie lang wären. Heute wären die großen an der Reihe, und der Verlag S. Fischer hülfe somit der geistigen Geschichte der Zeit zum Leben. — Man kann diese Ankündigung ja nicht ohne Lächeln lesen. Es zeigt sich, wie mechanisch diese Leute die Kunst auffassen. Es wäre ihnen ganz nützlich, wenn sie sich folgendes merkten: „Der große Roman" kann zwei Ursachen haben. Entweder starke Geschehnisse, strudelgleich, ungeheuer, die sich nicht in engen Rahmen pressen lassen, deren Weite und Umfang bei Romanen wirklich großen Stils, meist auf geschichtlichem Boden wachsend, sich als notwendig erweist. Oder: Mangel an Darstellungskraft, ein Suchen und Versuchen an Gestaltungen dessen, was man sagen will, ein Herumschreiben, ein Häufen von Ballast um einen kleinen Kern. Das ergibt dann für den Augenschein auch einen „großen" Roman. Ich fürchte, wenn die Romane dieses Verlags so weitergehen, werden sie zu der zweiten Art gehören. An eine bestimmte Zeit ist diese Form nicht gebunden.

Zwar himmelhoch steht das Stehrsche Buch über der angestrengten Wichtigtuerei eines Wassermann. Aber auch hier könnte ohne den geringsten Schaden, ja nur zum Nutzen des Ganzen, der Umfang auf einen Band zurückgeführt werden.

Die Gestalt des Helden selbst, des Bauern Sintlinger, der am Anfang ein völlig hemmungsloser Durchgänger und Raufbold ist und durch sein blindes Kind zu einem sinnenden, stillen, überfeinen Menschen wird, hat einen Bruch. Gewiß! Männer, Bauern, wilde Kerle können durch ein starkes Erlebnis in ihrer ganzen Wesensart verändert werden, aber der Künstler, der dies vorführt, muß es darstellen können, und zwar so, daß wir unbedingt daran glauben. (Ich erinnere hier an Selma Lagerlöf und Auguste Supper.) Mit dem einfachen Hinerzählen ist es nicht getan. Der Bauer schreibt sogar ein Tagebuch, in dem u. a. diese Worte stehen: „Denn es gibt Leute, die durch alle Arbeit an ihrem Glück es zu nichts bringen, als sich wie Räuber im Dunkel fortwährend selber anzufallen und auszuplündern. Die sind auch wie Bergwasser, die immerfort stürzen müssen, wenn sie am Leben bleiben wollen." An einer

Digitized by Google

anderen Stelle: „Wer ist imstande, einen Engel zu führen? Nur sein eigener Flügel.“ Wenn wir solches lesen, hören wir Hermann Stehr, aber nicht einen noch so bekehrten und geläuterten Bauern.

Es ist schade um die wundervolle, realistische Kraft, die sich uns im „begrabenen Gott“ entgegenwarf, wenn wir uns durch dies flaue, überladene Buch hindurcharbeiten. Wir finden sie hier noch in Ansätzen, aber die geschlossene Wucht ist nicht mehr da. Hübsche Zustandsschilderungen, eine Fähigkeit des Ausdrucks, hin und wieder ein Aufzucken wirklicher Leidenschaft, das gemahnt uns, daß wir doch bei einem Berufenen eingekehrt sind, wenn auch einmal seine Hand erlahmte und einen langen Roman schrieb, weil die Kraft zu einem kürzeren nicht da war. Stücke wie die Orgelleute, die glücklich miteinander waren, bis der Mann auf der Landstraße an seinem Leierkasten stirbt und das Weib aus Kummer sich das Trinken angewöhnt — Stücke wie die Querhover Leute mit ihren Eigentümlichkeiten oder die Geschichte von dem geliebten Weißköpfchen, das der Mutter wegstirbt, sind Meisterstücke, die, aus dem verschwommenen Ganzen abgelöst, unvergänglich sein würden. Voll Besonderheit der Gedanken ist auch die Betrachtung, die sich anknüpft an die Verwandlung des blinden, traumverlorenen Mädchens in ein liebendes, begehrendes Weib (wodurch sie sehend wird!). „Nur das Kind ist sich viele Jahre genug, doch nur so lange, bis es sich durch die Umwelt entdeckt hat. Dann beginnt jene fortwährende Vertauschung der Existenz, die erst in der stillen Helle der hohen Greisenjahre aufhört. Durch die Freundschaft entfliehen wir uns, den Begeisterten treibt es in den Bannkreis des Helden ... Dieses Ungenügen und Leiden an sich verhandelt die minderen Menschen an alle Arten niederer Genüsse und beunruhigt selbst die Geister Auserlesener —“

In die Abteilung der Unterhaltungsromane sind zwei Bücher zu verweisen, von denen nur das zweite Ansätze zu bedeutungsvolleren Linien zeigt. „Rahel Delbanco“ von Gertrud von Brockdorff (Flemming & Wiskott, Berlin) ist leidlich erzählt, auch sind die Gestalten gut charakterisiert, aber der Inhalt ist dürftig, und die Leute, für die wir uns interessieren sollen, sind durchweg langweilig. Die Titelheldin ist eine unglaublich schöne und liebenswerte junge Jüdin, die im schäbigen Kleinstadtladen ihrer Tante verkaufen muß, aber sich heftig aus der Enge herausseht. Ihre Liebe fällt auf einen ästhetischen, geistig völlig unbeträchtlichen Oberlehrer, der sie um einer Adligen willen verläßt. Aber der Gerechtigkeit wird Genüge, er trifft sie später in stark gehobener Lebensstellung als Verkäuferin in einem sehr feinen Buchladen, steht voller Reue, neidisch und bitter vor ihr, und sie ist jetzt an der Reihe, kühl abzuweisen. „Ich habe keinen Menschen, Rahel!“ fährt es aus ihm heraus und verrät damit das Elend seiner Ehe. Das sind alles reichlich olle Kamellen, und die Verfasserin täte gut daran, besser auf ihren Namen zu passen, der doch schon einmal in einem besseren Lichte stand.

Vorteilhafter zeigt sich El Corrôi, die eigentlich Fräulein Ella Thomaß-Corrôi heißt und aus Erfurt stammt (ach ja, die liebe Auslandsschwärmerei!) in ihrem Roman „Das Haus Moletti-Haupt“ (Seyfert, Dresden). Ein deutscher Kaufmann heiratet eine verwöhnte, reiche, launische Italienerin und mit ihr die Firma in Genua. Leidenschaften wühlen in dem Buch, und ihre Schilderung ist gelungen. Natürlich ist die weibliche Hauptgestalt wieder von berauschender Schönheit, aber ihre Darstellung ist glaubhaft, wenn auch nicht scharf genug umrissen, was sich besonders am Schlusse rächt. Die Geschichte eines deutschen Kaufmanns zwischen italienischen Müßiggängern und Halunken, die politischen Anklänge, die Vergleiche zwischen Deutschtum und Italienertum, alles dies ist meisthin gut gesehen und fesselnd erzählt. Wenn auch der Verfasserin hin und wieder Begriffsbestimmungen wie deutsch = spießbürgerlich, italienisch = lässig vornehm, nicht fremd sind, so läßt sie doch ihr Deutschtum, das sie in ihrem eigenen Personennamen flott verleugnete, nicht unter die Räder kommen. Wenn sie den Helden von den Italienern sagen läßt: „Mit wenig Ausnahmen sind es wilde Tiere, denen die klassische Kultur eine Menschenmaske lieh“, und wenn sie den letzten Kriegsausbruch schildert, so fühlt man immerhin, daß eine Deutsche schreibt. Der gewaltsame Schluß, bei dem durch

Digitized by Google

den aufgehetzten, deutschfeindlichen Pöbel der Kaufmann getötet wird, bricht die Entwicklung ab, ohne ihr gerecht zu werden.

Ein herzlich gut gemeintes Buch, einen Lebens- und Frohsinnsverkünder gibt uns Rudolf Haas in „Michel Blank und seine Liesel" (Staakmann, Leipzig). Gut für trübe Seelen, die gern wieder hell werden möchten und nicht wissen, wie sie es anfangen sollen. Mir persönlich werden die guten, hellen Worte zu viel im Munde geführt. Dieser Michel soll leben und sich nicht selbst besprechen oder andere anpredigen. Es ist mir zuviel Gestelltes, zu wenig Gewachsenes in dem Buch. Und was das Liesel über Künstler sagt, stimmt doch nicht ganz. Es gibt schon einen Künstlerrausch, einen göttlichen Funken, auch wenn „kleine Leute das nur dahersagen, um sich in ein bengalisches Licht zu stellen". Bravheit und Frische der Empfindung tun's doch nicht allein. Dies Liesel ist mir auch zu übergut, unheimlich gut, die träumt sich so ein guter Kerl zusammen, so eine möchte er wohl haben, die sich so entzückend bei seinen Seitensprüngen benimmt und doch voller Feuer und Liebesfähigkeit und Kochkenntnisse ist. Zuletzt kommen sie alle auf einen grünen Zweig, weil ein reicher Tagedieb sich das Leben nimmt und seine zehn Millionen unter diese Guten und Besten verteilt, damit sie dadurch Gemeinnütziges schaffen. — Dieser Schluß hat mir nun gar nicht gefallen. Nun muß zuletzt doch noch das Geld heran.

Aber das kleine Unbehagen, das aus diesem gutgemeinten Buch zurückbleibt, löst sich restlos in Entzücken auf bei dem Lesen des kleinen Büchleins „Stockprügel und Gavotten" von Friedrich von Lettow-Vorbeck (Verlag der Tägl. Rundschau, Berlin), mit allerliebsten, hineingestreuten Zeichnungen von Christa von Lettow-Vorbeck, mit leichter Hand hingeworfen, oft wirkend wie eine leise angeschlagene Melodie zu dem Text der Worte. Rokoko-Novellen nennt es der Verfasser, ja, es spielt und säuselt und schäkert darin der ganze echte Zauber dieser Zeit, aber es ist kein französisches Rokoko, das uns wohl jetzt schlecht schmecken würde, da sich das ganze Franzosentum jedem deutschen Herzen bis auf den Grund verleidet hat. Reizend fährt in dieses schelmische und wichtige Getändel der Stockprügelton der Fritzenzeit hinein. Die Perle des Ganzen ist die übermütige Geschichte von den „schönen Seelen", ein Geschichtlein voll Schelmerei und Übermut, ein bißchen Grausamkeit ist drin, ein bißchen Herzweh und ein herzbeweglich süßer Schluß. Die alte, steife, tugendstrenge Prinzessin, schöngeistig und herrisch, ihre Neffen, die Dienerschaft und vor allem ihr Vetter und Verwalter, der alte, wilde General mit seinen Erlebnissen aus dem Siebenjährigen Kriege, alle sind echt in Gestaltung und Stimmung bis zum letzten Buchstaben. — Auch die anderen Novellen, besonders „Die letzte Gavotte", sind reizend, das Beste bleibt aber der alte, bockbeinige, unbotmäßige General, der doch in seinem alten Preußenherzen fühlt, daß „nur Einer regieren kann", und zu dem dann noch unter den ehernen Klängen des Marsches von Prag und Leuthen das Glück, sein schönstes Glück, das der Unabhängigkeit und Selbstherrlichkeit, kommt.

Eine feine Überraschung bereitet uns heute Thea von Harbou, die mit seltsamer Kraft sich von der abschüssigen Bahn, auf die sie geraten war, losmachte und auf eine stolze freie Höhe ging. Vor Jahren, vor dem Kriege, wurde ich auf sie aufmerksam durch eine namenlos gehässige Kritik, die eine Doris Wittner geb. Levy in der „Voss. Ztg." über ihr Buch „Der Krieg und die Frauen„ geschrieben hatte. Die Gehässigkeit galt dem stark herausbrechenden Vaterlandsgefühl, der inneren geschlossenen Bereitschaft, dem Kriege, der Deutschland drohte, entgegenzugehen. Ich verschaffte mir das Buch, und wie ich aus dem Artikel mit mathematischer Bestimmtheit gefolgert hatte, so kam es: das Buch gefiel mir in hohem Maße. In künstlerischer Beziehung war es noch lallend, ungewandt, kindlich oft. Aber was mich daraus ansah, war ein starkes, flammendes, deutsches Herz. Ich habe damals in der „Deutschen Tageszeitung" diese beiden Frauen: Doris Wittner, die ein Liebesleben Napoleons geschrieben hatte, und diese junge deutsche Dichterin, die den nationalen Instinkt besaß, einander gegenübergestellt. Zu meiner Freude ging der Weg Thea von Harbous dann rasch und glänzend bergauf.

Digitized by Google

Ob Doris Wittner es heute noch wagen wird, sie wieder so zu beschimpfen, bezweifle ich stark. — Aber die Freude nahm mit den Jahren ab. Die Dichterin überwand ihre stammelnde, ringende Eigenart und sprach mit der Zunge der Literaten und Ästheten. Das, was sie schrieb, war immer noch gut und ging weit über das Maß des Durchschnitts hinaus, aber die Sprache war gekünstelt, und der falsche Ton zog allmählich ihr ganzes Schaffen herab. Es sind leider viele dabei an ihr irre geworden.

Da kommt ihr Band „Legenden" (Ullstein, Berlin), und mir ist, als sähe ich sie dastehen, befreit, mit aufgereckten Armen, die zerrissenen Ketten zu ihren Füßen.

Die erste der Legenden ist die schönste. „Die Geschichte von der heiligen Simplicia". Es handelt sich um ein unschuldiges Mägdlein, über dem, es zu versuchen und von seiner Unschuld zu stoßen, dem Teufel Gewalt gegeben ist, der einen schönen, stolzen, rauhen Ritter zu seinem Handlanger erkürt. Das Mädchen begeht in ihrer großen Liebe sechs Sünden, aber ihre reine Unschuld wird nicht davon getrübt. Vor der siebenten aber flüchtet sie in Gottes Arme, der Teufel hat das hohe Spiel verloren, und des Ritters Leben erlischt in Sehnsucht. — Nur ein Bedauern bleibt von dieser Geschichte zurück. Warum der abgebrauchte lateinische Name? Warum erfand das Herz der Dichterin keinen süßen deutschen, der um das Kind wie ein Lichtglanz her gewesen wäre?

Auch die andern Legenden zeigen die vollendete Sicherheit der großen Kunst. Deutschland wird noch viel erwarten können von dieser seiner begnadeten Tochter.

Bis hierher handelte es sich um Bücher, die, ob wertvoll oder nicht, immerhin in den Kreis einer Besprechung gezogen werden können und müssen. Es gibt aber auch solche, die in den Ofen gehören, deren Besprechung man einem besseren Leserkreis überhaupt nicht zumutet. Allzu viele von dieser Sorte kamen ja bisher nicht in unsern Umkreis, denn derartige Schriftsteller und Verleger scheuten die reinere Luftschicht. Aber in dieser verdrehten Zeit werden auch hier die Begriffe geändert. Man nennt wissenschaftlich und vorurteilslos, was früher Schmutz und Unrat hieß. Wedekind war eine Kraft, es steckte ein starkes Können in ihm, wenn er auch erotisch krank war. Aber nun kommt das Heer der kleinen Nachtreter, die sich an einer sogenannten neuen Geschlechtsmoral berauschen, literarische Nullen, die, wenn sie dem weiblichen Geschlecht entstammen, allerhöchstens mit Töchterschul-Perspektiven arbeiten. So wäre Eros von Annemarie von Nathusius überhaupt keiner Besprechung wert, wenn es nicht junge Dinger gäbe, die, angezogen wie die Fliegen vom Leim, auf solch ein Buch kriechen und sich das Restchen gesunder Empfindung und das gesamte Phantasieleben rettungslos vergiften lassen. Gesunde Mädchen sind es ja nicht, die auf solche Bücher kriechen, sie sind schon reichlich angefault, wenn sie das Buch auch nur eine halbe Stunde in der Hand behalten mögen, aber die Entwicklungszeit ist gefährlich, sie kann auch gesunde Naturen bedrohen, und da seien die Mütter gewarnt, die Augen aufzumachen.

Auch junge Mädchen, die aus Familien stammen, die in künstlerischen Dingen anspruchsvoll sind, werden dies Zeug sogleich richtig einschätzen, z. B. diese berauschende Frau, die Männerherzen wie Glas zerbricht und zu gleicher Zeit vier auf einmal lieben und vernichten kann. Es ist gar kein Leben drin, nicht einmal ein verderbtes, wie in Wedekinds Stücken, es ist die angestrengte Theorie einer aufgeregten Schriftstellerin, die sich interessant machen möchte.

Aber mehr als je müssen wir fordern, daß in dieser Zeit, da alle Triebe grundsätzlich losgelassen sind, die Mütter sich ihrer Pflicht bewußt werden, sich ihr natürliches gesundes Urteil nicht verwirren lassen und fest auf ihrem Posten stehen!

* * *

Die Nachricht, daß die 73jährige Bernhardine Schulze-Smidt gestorben ist, stellt mich wieder wie in den letzten Jahren so oft vor ihre beiden unsterblichen Bücher, die unvergänglich sind, weil sie an des deutschen Volkes Geschichte mitbauen in Wahrheit, Kraft und großer künstlerischer Schönheit: In Marsch und Moor und Eiserne Zeit (beide Velhagen

Digitized by Google

& Klasing). Auch das Erinnerungsbuch Bürgermeister Johann Smidt, das Lebensbild eines Hanseaten (Leuwer, Bremen), das die Ereignisse in Familie und Vaterland von 1712 bis 1840 wiedergibt, über dessen zweitem Buch, das die Franzosenzeit umfaßt, der herrliche Leitspruch steht: „Niemand wird getreten, er werfe sich denn zuvor nieder!“ Auch dieses Werk ist heute ein Geschenk für unser Volk. In „Marsch und Moor“ schildert sie die Not, den Jammer, die Greuel der Franzosenzeit des Jahres 1812 in den Bauerngemeinden der Torfmoore an der Wasserkante. Leidenschaftlich gärt das unterirdische Leben, bis es als wilde Flamme herausschlägt, die welschen Peiniger zu verschlingen, leidenschaftlich in dem jungen Domine, den sein Priestergewand drückt, der es von sich reißt, als es gilt, in den heiligen Kampf zu stürzen. Ein unendlich süßes, schwermütiges Liebesleben voll holdester Poesie zittert auf dem dunklen Hintergrund. Wer diese Geschichte vor etwa 25 Jahren im „Daheim“ las, hat sie nicht vergessen können, wie ich aus vielfacher Bestätigung weiß. Und wenn ich je einen Künstler beneidet habe um sein Werk, so war es diese Meisterin um ihr „In Marsch und Moor“. Die Abschiedsstunde des jungen Predigers von seiner ihn verzweifelt liebenden holden jungen Frau verlöscht sich nie für den, der sie einmal las.

„Die Scheidestunde war da. Draußen krähte der Hahn vom Hofe der Pastorei her den Morgen an; die Luft wehte scharf und kühl, und im Osten lag ein orangegelbes Streifengewölk hart auf dem Wasser, das blauschwarz dagegen abstach. Im Küsterhause regte sich's schon. Die Küsterin klapperte mit dem Geschirr und klirrte auf ihren Klönken treppan in den Giebel, um den beiden, die eng umschlungen inmitten ihres kalten Zimmerchens standen, das Frühstück hereinzusetzen, das unberührt blieb.

... Er hielt sich aufrecht im Schiffe und winkte der regungslos Dastehenden am grünen Ufer mit der Hand, solange er die liebe Gestalt noch erkennen konnte ... Die Insula perdita versank, und im Glühlicht der Kriegsfackel, die der neue Tag vom Osten zum Zenit emporschwang, stieg die Zukunft vor ihm auf: ein mächtiges, ungewisses Scheinen.“

Mit eben derselben Kraft und Zartheit ist die Erhebung der Befreiungskriege geschildert in dem Buch „Eiserne Zeit“. Wenn wir unserer Jugend etwas geben wollen, das an Begeisterungskraft, an Reinheit und an Unvergänglichkeit der Eindrücke seinesgleichen sucht, so seien es diese beiden Bücher. Unsere Zeit braucht sie. Und wenn ein neues Befreiergeschlecht herangewachsen ist, wird es einst der toten Dichterin noch in dankbarem Gedenken an ihre unsichtbare Hilfe einen Kranz niederlegen an ihrem Grab. Marie Diers

* * *

Den Namen Franz Schauwecker muß man sich merken. Der junge, wohl kaum in der Mitte der zwanziger Jahre stehende Dichter hat ein Bändchen mit sechs Novellen veröffentlicht, deren erste, „Der Dolch des Condottiere“, dem Buch den Titel gegeben hat (Halle, Heinrich Diekmanns Verlagshandlung; geb. 7 M). Die sechs Stücke sind grundverschieden, und wenn auch durchaus nicht gleichwertig, zeugen sie doch alle von einem starken Verantwortungsgefühl für künstlerische Arbeit, das aus einem bei uns selten vorhandenen Stilempfinden heraus geboren ist. Ein Meisterwurf ist die Titelnovelle in der ungemein geschickten Ineinanderschachtelung verschiedener Stoffe, die doch alle mit jeder Zeile der Lösung des aufgeworfenen Problems dienen. Es ist von besonderem Reiz, wie das im heutigen Leben spielende Geschehen von Renaissanceluft umwittert ist, ohne dadurch auch nur einen Augenblick ins Altertümeln zu geraten. — Ebenso packend ist die zweite Geschichte, „Das Opfer“, die Selbstaufopferung einer weißen Frau an einen Negerstamm, um den Gatten und die von ihm geführte Expedition vor dem sicheren Untergang zu retten. Ausgezeichnet entspricht auch hier die Fiebrigkeit der Sprache den dargestellten Vorgängen; sie ist das mit sicherem Kunstbewußtsein verwendete Ausdrucksmittel, wie ein Vergleich mit der polierten klassischen Ruhe in der ersten Novelle zeigt. Die andern Stücke erreichen zwar diese Höhe nicht, sind aber für sich und vor allem als Sammlung eine vollgültige Talentprobe.

Digitized by Google

Inzwischen hat Schauwecker ein weiteres Buch veröffentlicht, das zwar nicht die Form eines Kunstwerks erstrebt, aber auf jeder Seite Eigenschaften betätigt, die den geborenen Künstler verraten. Der Titel „Im Todesrachen“ führt etwas irre. Der Untertitel, „Die deutsche Seele im Weltkriege“ umschreibt zutreffender den außerordentlich reichen Inhalt dieses Buches, das die beste Psychologie des deutschen Fußsoldaten ist, die wir bis jetzt bekommen haben. Sie ist für den Leser um so wertvoller, als der Verfasser neben einigen zusammenfassenden „Überblicken“ in Dutzenden kleiner Abhandlungen alle erdenklichen Fragen des äußeren und inneren Soldatenlebens behandelt. Scharfe Beobachtung eint sich mit unbedingter Wahrheitsliebe und hoher sprachlicher Fähigkeit, den gewonnenen Gedanken in schlagender Anschaulichkeit mitzuteilen. Schauwecker ist als Kriegsfreiwilliger mit hinausgezogen und hat in Ost und West den Feldzug in der vordersten Linie mitgemacht. Er besitzt die dichterische Fähigkeit des Dramatikers, sich in andere Seelen einzuleben, die Ruhe des Epikers zum sachlichen Bericht und die Glut des Lyrikers im tiefen Erfühlen jeglichen Erlebens und im rückhaltlosen Bekennermute dieses Empfindens. So ist hier geradezu das Material aufgehäuft, aus dem sich das typische Erleben des zu einer beseelten grauen Masse gewordenen „deutschen Volkes in Waffen“ erkennen läßt. Von allem andern abgesehen, ist das die Voraussetzung einer dichterischen Bemeisterung unseres ungeheuren Kriegserlebens. K. St.

# Maßstäbe literarischer Kritik

Welche Maßstäbe die literarischen Werturteile einer gewissen Kritik bestimmen, beleuchtet die Hamburger Monatsschrift „Deutsches Volkstum“ an einigen sehr bezeichnenden Beispielen: Nachdem Ricarda Huch ein Lutherbuch, im vorigen Jahre auch ein Buch über den „Sinn der Heiligen Schrift“ veröffentlicht hat, beginnt eine gewisse Art von Literaturkritikern von ihr abzurücken. Zur Beurteilung des literarischen Getriebes in Deutschland ist es sehr wertvoll, darauf zu achten. Ernst Ulitzsch schreibt in der Literarischen Rundschau des „Berliner Tageblatts“ nunmehr über Ricarda Huch: „Mit dieser Schrift ist sie beim Pietismus angelangt. Gott ist ihr das gegebene Unbeschreibliche und steht aller Kritik entrückt. Der Pietismus, die festländische Spielart des angelsächsischen Puritanertums, ist als Weltgefühl ebenso berechtigt und unberechtigt, wie jedes andere. Peinlich charakteristisch ist aber seine Unduldsamkeit, die Enge seiner Lebensauffassung, die alles auf Gott zurückführt und nur im Glauben an Gott erlaubt. Ricarda Huch legt die Heilige Schrift in orthodox protestantischer Weise aus. Sie, die gelehrte Frau, lehnt alles Wissen ab und verwendet zur Verdeutlichung ihres mystischen Luthertums kleine Anekdoten, die so fade und schlecht erzählt sind wie die moralinsauren Geschichten in den Traktätchen der inneren Mission.“ Die Behauptungen sind bewußt auf Täuschungen unkundiger Leser hin angelegt. Wer jene Sätze unbefangen liest, wird ein völlig falsches Bild von dem Buche der Ricarda Huch bekommen. Es liegt ganz offensichtlich eine berechnete Entwertung der Dichterin vor. Daß der Glaube an den lebendigen Gott schlankweg unduldsam genannt wird, ist eine echte „Berliner-Tageblatt“-Unverschämtheit.

Hören wir Herrn Ulitzsch weiter: „Den politischen Gedanken der Demokratie greift sie häufig an; sie ist der Meinung, daß sich die Glaubens- und Gehorsamkeitsfähigkeit eines Volkes besser erhält, wenn die Verfassung einem persönlichen Willen viel Raum läßt. — Die einst so geschmacksichere Schriftstellerin gefällt sich nicht nur in stirnrunzelnder Strenge — man wird das Wort Freude vergeblich im Buche suchen —, sondern auch im Pathos vorrevolutionärer Hofprediger. Einmal ringt sie sich den Satz ab: ‚Kriege sind das letzte, das gewaltsame Mittel, durch welches Gott das Tote, welches tot ist, weil es in seiner Eigenart



Digitized by Google

bleiben und sich nicht mehr verwandeln will, zu sich zieht.' Wer nicht zu den ‚Auserwählten' zählt, wird diese Worte mit Erbitterung lesen." Und nun endlich **der wahre Grund der Erbitterung** des „Berliner Tageblatts": „Ganz im Hofpredigerstil ist es auch, wenn Ricarda Huch in ihre frömmelnden Phrasen antisemitische Beschimpfungen einfließen läßt. ‚In Deutschland', sagt sie einmal, ‚können die Juden die Kraft eines noch unausgeprägten Volkes aufsaugen und werden deshalb ausgreifend und übermütig.' Sie spricht hier nur aus, was die ihr geistig verwandten ‚christlich-germanischen' Reaktionäre geheim und anonym kolportieren". Die Lehre daraus: Sobald eine deutsche Dichterin auch nur einen Satz gegen jüdischen Einfluß zu schreiben wagt, wird sie im „Berliner Tageblatt" beschimpft und durch unwahre Behauptungen entwertet. Sicherlich wird das „Berliner Tageblatt", nachdem es sich allzu deutlich offenbart hat, nunmehr zur Vertuschung einen Leitaufsatz von einem „christlich-germanischen" Theologieprofessor bringen. Es gibt unter den Professoren harmlose Lämmer genug, die ihm diesen Dienst erweisen.

Nicht anders als Ricarda Huch ergeht es nunmehr Oswald Spengler, nachdem er sein Buch über „Preußentum und Sozialismus" veröffentlicht hat. Sein „Untergang des Abendlandes" hatte die lebendige Teilnahme der jüdischen Presse gefunden: Untergang, Auflösung — wie interessant! Aber Spenglers Anschauung vom Preußentum und von den Engländern stimmt nicht mit der Anschauung jener Presse überein, also —. Die „Frankfurter Zeitung" widmet der Abtötung „Herrn" Spenglers den Leitaufsatz „Märchen" im ersten Morgenblatt des ersten Weihnachtstages. Da heißt es: „Herr Spengler enthüllt sich." „Leichtfertiger ist selten eine Schrift in die Welt gesetzt worden." „Er spricht einmal von Literatengeschmeiß. Nun, was ist denn Herr Spengler? Er ist ein Literat, aber es gibt welche, die es genauer nehmen." Um Spengler etwas entgegenzusetzen, erkennt die „Frankfurter Zeitung", daß „der Mensch des Westens am Anfang religiöser Erneuerung steht". Wir sind darin ganz einer Meinung mit der „Frankfurter Zeitung". Aber wir schmunzeln über ihre Enttäuschung, daß die zu den besten Hoffnungen berechtigende Seele Oswald Spenglers den weichen Platz in Abrahams Schoß verschmäht hat und davongeflogen ist. Ein Trost für die Abtrünnigen ist es, daß es immer noch die Möglichkeit eines Ablasses gibt: Man schreibe ein begeistertes Buch über Heinrich Heine — und alles ist verziehen.

# Raffael

## Zur 400. Wiederkehr seines Todestages

Im Tagebuchbericht, der der aus den Werken bekannten „italienischen Reise" zugrunde liegt, gesteht Goethe am 18. Oktober 1786, daß ihn eine „unsägliche Leidenschaft" weiter (nach dem ersehnten Rom) treibe. „Der Anblick des Raffaels und ein Spaziergang gegen die Berge heut abend haben mich ein wenig beruhigt und mich mit leisem Band an diese Stadt geknüpft." Es ist Bologna, und Goethe hatte das Glück genossen, sich in Raffaels „heilige Cäcilie" versenken zu können. In dem Buche selbst heißt es davon: „Fünf Heilige nebeneinander, die uns alle nichts angehen, deren Existenz aber so vollkommen dasteht, daß man dem Bilde eine Dauer für die Ewigkeit wünscht, wenn man gleich zufrieden ist, selbst aufgelöst zu werden."

Über fünf Vierteljahrhunderte sind seitdem versunken. Wie oft haben inzwischen die Kunstanschauungen und Kunstlehren gewechselt, aber ich glaube, es hat bis zu dieser Stunde noch keiner in jenem großen Hauptsaale der Bologneser Galerie vor Raffaels Bild gestanden, der nicht auch so in Glücksempfinden untertauchte, daß er gut und gütig wurde, und wünschte,

Digitized by Google

ein solcher Glücksquell möge der Menschheit ewig fließen. Und wenn man dann nach allem Hin und Her der Kunstwanderungen, aufgeregt durch das Problematische der verschiedenen Zeiten und Persönlichkeiten, angesichts eines derartigen Werkes in sich alle Fragen verstummen fühlt und lediglich ein bejahender, glücklich Empfangender ist, dann wird man sein Empfinden nicht besser aussprechen können, als wieder mit Goethes Worten: „Er hat eben immer gemacht, was andere zu machen wünschten." Goethe aber stand viel zu fest auf der wohlgegründeten Erde, als daß er sich, ohne sein faustisches Grübelrecht auszuüben, der Offenbarung gebeugt hätte. Und so heißt es denn weiter: „Um ihn aber recht zu erkennen, ihn recht zu schätzen und ihn wieder auch nicht ganz als einen Gott zu preisen, der wie Melchisedek ohne Vater und ohne Mutter erschienen wäre, muß man seine Vorgänger, seine Meister ansehen. Diese haben auf dem festen Boden der Wahrheit Grund gefaßt, sie haben die breiten Fundamente emsig, ja ängstlich gelegt und miteinander wetteifernd die Pyramide stufenweis in die Höhe gebaut, bis er zuletzt, von allen diesen Vorteilen unterstützt, von dem himmlischen Genius erleuchtet, den letzten Stein des Gipfels aufsetzte, über und neben dem kein anderer stehen kann."

Es ist gerade in unserer Zeit, die auch auf kulturellem Gebiete durch gewaltsame Umwälzungen „Fortschritte" erzwingen zu können glaubt, von höchstem Werte zu sehen, wie die wundervollsten Ergebnisse der Kunst und ihre dauernd beglückendsten Leistungen in einem langsamen stetigen Aufbauen gezeitigt worden sind. Denn was Goethe von Raffael sagt, ließe sich auch auf Mozart anwenden. Auch Goethe selbst hat alles Revolutionäre in der Kunst abgelehnt und alle geistige und künstlerische Entwicklung nur vom langsamen sorgfältigen Ausbau erwartet. Viele Jahre später (4. Januar 1827) hat er im Gespräche mit Eckermann diese „Filiation" für die Geschichte der Kunst behauptet, wieder mit dem Hinweis auf Raffael: „Sieht man einen großen Meister, so findet man immer, daß er das Gute seiner Vorgänger benutzte und daß eben dieses ihn groß machte. Männer wie Raffael wachsen nicht aus dem Boden; sie fußten auf der Antike und dem Besten, was vor ihnen gemacht worden. Hätten sie die Avantagen ihrer Zeit nicht benutzt, so würde wenig von ihnen zu sagen sein."

Es dürfte wohl gerade das Studium Raffaels Goethe in dieser Anschauung besonders bestärkt haben. Denn von einem gleichmäßigeren Wachstum, einer stetigeren Entwicklung, weiß die Kunstgeschichte nicht zu berichten, und sicher liegt wohl gerade hier die letzte Ursache für die beglückende Wirkung, die seine Kunst nun schon seit Jahrhunderten auf die Menschen der verschiedensten Zeiten und Völker geübt hat.

Abseits vom Lärm der Welt, im umbrischen Bergstädtchen Urbino, wurde Raffael 1483 geboren. Nach der Grabschrift fielen Geburts- und Todestag auf denselben Tag. Nun ist es strittig, ob damit das Datum schlechthin gemeint ist — dann wäre es der 6. April — oder ob es sich auf den Karfreitag bezieht — an einem solchen ist Raffael gestorben — dann wäre der 28. März der Geburtstag gewesen. Urbino war abgelegen, aber doch nicht unberührt von dem lebendigen Strome der Kunstbegeisterung, der das damalige Italien so einzigartig befruchtete. Die örtlichen Herrscher, die Herzöge Montefeltro, waren Förderer der Kunst, überdies gute Landesverwalter, so daß es ihren Untertanen wohl erging. Auch Raffael genoß die Wohltat eines vor jeder Lebensnot bewahrten Hauses. Der Vater, Giovanni Santi, hatte einen Kramladen, war aber überdies Goldschmied und auch Maler. Von den heftigen Erregungen, die das damalige Kunstleben an den Hauptorten, etwa in Florenz, aufwühlten, spürte man in Urbino nichts. Hier schuf man mit sicherem Behagen in der andächtig ernsten und doch anmutvollen umbrischen Art die stillen und frommen Altarbilder. Der Vater hegte diese Kunst treu, und sein Sohn wuchs zwanglos von Kind an in sie hinein. Der achtjährige Knabe schon ist in der Werkstatt tätig, und das Handwerkliche seiner Kunst, wie Farbenreiben, Pinsel reinigen, das Grundieren von Tafeln, fällt ihm von selber zu. Heute gehört diese handwerkliche Vorbereitung zu den wichtigsten Forderungen einer neuen Kunsterziehung, und unser alter Thoma sagt an einer Stelle seiner Lebenserinnerungen: „Gut angestrichen ist halb gemalt."

Digitized by Google

Ohne die auffälligen Erscheinungen einer Wunderkindschaft, ist Raffael ins Malen hineingewachsen. Als der Zwölfjährige den Vater verlor — die Mutter war schon drei Jahre früher gestorben —, muß er doch schon so weit gewesen sein, daß er nur andere zu sehen brauchte, um weiter zu kommen. Diese anderen waren der väterlichen Art verwandt, und so erstarkte des Knaben Wesen ungestört, so daß er als Sechzehnjähriger dem Pietro Perugino ein wertvoller Gehilfe werden konnte. Es ist nicht zu verkennen, daß dieser treffliche Meister mit seinen fünfzig Jahren durch seinen neuen Lehrknaben selber eine Auffrischung erlebte. Dabei ist es Raffael sicher niemals beigekommen, etwas von dem gerade heute so viel berufenen Gegensatz der Jugend zum Alter zu fühlen oder gar in die Werkstatt hineinzutragen. Er ist ein echter Werkschüler; nutzt als solcher die Entwürfe seines Meisters und sieht nichts dabei, diesem seine Bilder nachzumalen. Aber während nun das natürliche Verhältnis wäre, daß beim Jüngeren als „Nachahmer" der Vorwurf äußerlicher angepackt würde, daß geringere technische Gewandtheit, oft wohl auch minderer Geschmack sich bemerkbar machte, ist es beim Lehrling Raffael umgekehrt. Peruginos „Vermählungsbild" (Sposalicio) wird von Raffael übernommen. Auf den ersten Blick sind beide Bilder gleich, trotzdem sich sogar in den Reproduktionen sofort das Gefühl einstellt, das Bild Raffaels müsse das Original sein, das des älteren Meisters eine mehr handwerkhafte Kopie. Die nähere Betrachtung zeigt, daß Raffael in allen Einzelheiten geändert hat: in der Körperhaltung, wodurch aus einem ziemlich gleichgültigen Nebeneinander ein beziehungsvolles Zueinander wird; in den Händen, den Füßen, in kaum merklichen Verschiebungen der Größenverhältnisse. Es ist, als ob der erlesenste Kunstgeschmack die Arbeit eines Ungebildeten zu Ende geführt habe. Wie hieß es doch bei Goethe? „Raffael hat eben immer gemacht, was andere zu machen wünschten."

Es versteht sich von selbst, daß eine derartige Überlegenheit des Geistes und des Geschmacks gerade bei der Gleichheit der künstlerischen Vorwürfe sofort ersichtlich werden mußte. Es gibt heute auf künstlerischem Gebiete genug Leute, die dem Künstler aus seinen Erfolgen einen Strick drehen. Bei einer wahrhaften künstlerischen Kultur aber, die in steter Entwicklung ausgebaut wird, so daß das Neue immer aus dem gegebenen Alten herauswächst, ist es eigentlich selbstverständlich, daß die höhere Güte der Leistung sofort erkannt wird. Raffaels schnelle und nie bestrittene Erfolge haben hier ihren Grund und nicht etwa in einem seichten Entgegenkommen gegen den Publikumsgeschmack. Selbst von seinen neidvollsten Zeitgenossen ist ihm niemals Liebedienerei oder Mangel an edelstem Kunstwillen vorgeworfen worden.

Schon jetzt strömten dem kaum Zwanzigjährigen von allen Seiten die Aufträge zu, und so konnte er es unbesorgt wagen, sich in den Brennpunkt des damaligen Kunstschaffens, Florenz, zu stellen. Das war im Spätherbst 1504.

Im damaligen Florenz stauten sich die künstlerischen Energien zu einer Hochspannung, die täglich zu Entladungen drängte. Was war in den letzten Jahrzehnten im Ringkampfe mit der Natur nicht alles erreicht worden! Das Leben war eingefangen, zu gedrängter Kraft und gesteigerter Schönheit im Kunstwerk festgebannt. In zwei ragenden Gestalten schienen die beiden treibenden Mächte verkörpert zu sein. Die Urkraft des Gestaltens, des Formens, für die jeder Steinklotz ein plastisches Kunstwerk einschloß, jede Wand nur als Malfläche erschien, wuchtete in Michelangelo und förderte Werk auf Werk zutage. Während dieser, ein verbitterter Einsamer, in seiner Werkstatt saß, schritt Lionardo da Vinci wie ein lebendig gewordener Zeus durch die Straßen, und jeder spürte, daß hier ein Schöpfer ging, der in jedes Geheimnis des Lebens eindrang und mit dessen Urkeimen schaltete, um neues Leben zu zeugen. Man war so erfüllt von dieser Schönheit des Schöpferseins, daß man kaum gewahr wurde, wie wenig Geschöpfe nun auch wirklich ins Leben traten. Freilich zeigte der Meister gerade in diesen Tagen der Welt sein Bildnis der „Mona Lisa", das wirklich von irdischen Händen gemalt war, wenngleich auch aus den Augen der Dargestellten widerleuchtete, daß dieser Künstler einen Blick

Digitized by Google

ins Jenseits getan hatte. Im Rathaussaal aber hingen die zwei riesigen Kartons, in denen Lionardo und Michelangelo sich um die Ehre bewarben, die Wände dieser Herzkammer der Mediceerstadt zu schmücken.

Durch diese Welt wandert nun der einundzwanzigjährige Raffael. Wo alle leidenschaftlich erregt sind, bleibt er ruhig. Nicht etwa kühl. O nein. Aber man muß an das Daimonion denken, von dem vor Zeiten Sokrates gesprochen hatte, daß es dem Menschen innewohne und ihn die rechte Bahn lenke, wenn er nur zu hören vermöge. Die unbeirrte Sicherheit des gotterfüllten Genies, das geradezu zwangläufig seiner Bestimmung entgegenreift, wird uns in diesem Falle offenbar. Raffael nimmt auf, durch alle Poren seines Wesens saugt er ein, was hier an Nährkräften für sein künstlerisches Wachstum aufgehäuft ist. Vielfach zeugen erst mehrere Jahre später entstandene Schöpfungen, daß er auch von Werken Eindrücke empfangen hat, an denen er jetzt geradezu absichtlich vorbeizugehen schien. Er fühlte, daß er jetzt mit der titanischen Kraft Michelangelos nichts anfangen könne. Aber in den elf Jahre später geschaffenen Gestalten der „Feuersbrunst" aus den Stanzen erkennt man die Einwirkung der nackten Kriegergestalten von Michelangelos großem Karton; und aus seinem Entwurf zur „Konstantinsschlacht" in denselben Stanzen erhellt die Einwirkung von Lionardos gewaltiger Darstellung der „Schlacht bei Anghiari".

Nur seine zahlreichen Zeichnungen und Studien verraten uns, wie der im festgebundenen umbrischen Stil herangewachsene Künstler sich die „Freiheit" und „Natürlichkeit" der Florentiner gewann. In seinen größeren Altarwerken, die er in diesen Florentiner Jahren fertigstellte, hält er sich noch ziemlich fest an die umbrische Art und nutzt nicht einmal voll die Errungenschaften, die er sich bei Fra Bartolomeo della Porta gewonnen hatte. Daß er sich an diesen bedeutenden Meister am innigsten anschloß, zeigt, wie instinktiv Raffael allem Sprunghaften der Entwicklung auswich; denn dieser Dominikaner ist auch seinerseits ein Vermittler zwischen dem Alten und Neuen, der in außerordentlich packender Weise durch eine großartig erfühlte Architektur des Bildes eine Vermittlung, ja eine Verbindung der alten strengen Stilistik mit der neuen freien Bewegung zustandebrachte.

Raffael bewährt die neugewonnenen Kräfte zunächst in kleineren Tafelbildern. Es hebt jetzt die Reihe jener Madonnenbilder an, die bis ans Ende seines Lebens gleich einem lyrischen Empfinden von irdischer Schönheit und Erdenglück künden. Es ist doch auffallend, daß neben der Mütterreihe und dem Kinderreigen kein Kranz weiblicher Gestalten steht, die das sinnliche Liebesverhältnis vom Mann zum Weibe künden. Aus der an sich nicht großen Reihe weiblicher Bildnisse, die wir von Raffaels Hand besitzen, scheidet ein so bekanntes wie die uns von der Legende durch mehrere Jahrhunderte als die Geliebte Raffaels aufgeredete „Fornarina" aus, da es von Sebastiano del Piombo gemalt ist. Auch wenn man die Frauengestalten seiner großen Werke hinzunimmt, findet sich keine für die Rolle, die sonst bei den meisten Malern ein bevorzugtes geliebtes Modell spielt. Einzig und allein von der „Donna Velata", der Frau mit dem Schleier, läßt sich eine Linie zur heiligen Magdalena im Cäcilienbilde und der Sixtinischen Madonna ziehen. Schon diese Tatsache hätte Raffael gegen das üble Gerede eines ausschweifenden Weiberumganges schützen müssen, ganz abgesehen davon, daß keine einzige zeitgenössische Stimme, so wie es diese spätere Nachrede tut, sein vorzeitiges Ende mit ausschweifender Sinnlichkeit in Verbindung bringt, und daß die selbst bei andauernder größter Kraftanstrengung unbegreifliche Arbeitsleistung einem sich anderswie vergeudenden Menschen vollends unmöglich gewesen wäre. Wir wissen aus einigen, die auf Studienblätter zur „Disputa" gekritzelten Sonetten Raffaels, daß ihn einmal die Liebe stark in Bann geschlagen hatte. Es sind melancholische Gedichte, wie dieser glückkündende Mensch überhaupt ein Melancholiker war. Wem seine Liebe gegolten hat, werden wir wohl nie erfahren.

In engem Zusammenhange mit diesem Menschlichen steht ein Künstlerisches. Raffaels Frauengestalten, auch seine Madonnen, sind keine Modellmalerei. Wir möchten uns wohl

Digitized by Google

die Erde zu dem Paradiese wünschen, in dem solche Even wandelten; aber auch das Italien der Renaissance war kein Paradies. Wir wissen es aus einem Brief Raffaels an den Grafen Castiglione, daß er, „da immer Mangel an schönen Frauen ist, sich einer gewissen Idee bedient, die in seinem Geiste entsteht".

Es ist erstaunlich, daß die Idee, von der die Sinnlichkeit dieses Künstlers von der Jünglingszeit beherrscht war, die Mutterschaft ist. Ein hohes Lied dieser Mutterschaft, das schönste, das je auf sie gesungen wurde, ist Raffaels Madonnenreihe. Mit der Madonna del Granduca lösen sich die Darstellungen vom streng kirchlichen Andachtsbilde los und werden zu Verkündigungen des rein menschlichen Gehalts. Wenn aber die Reihe ohne Bruch mit der Madonna von Foligno und vollends der Sixtinischen wieder in den Himmel hinaufwächst, so erg bt sich schon daraus, daß auch in den irdischsten dieser Darstellungen ein S ück himmlischer Weihe, ein Abglanz des Ewigen sein muß. Und in der Tat, schon vor guten Wiedergaben, ganz aber angesichts der Originale, fühlt auch der strengste Betrachter, daß es sich hier um Bilder der Andacht, wenn auch nicht der kirchlichen, handelt.

1508 wurde Raffael, vermutlich auf die Empfehlung seines Landsmannes Bramante, des für St. Peter erkorenen Baumeisters, nach Rom berufen. Und nun — man möchte es mit den gewaltigen Baßtönen aus Haydns „Schöpfung" singen — „steht der Löwe da". Zur Leistung Raffaels in den nächsten zwölf Jahren bis zu seinem Tode bietet wohl die ganze Kunstgeschichte kein Seitenstück. Selbst die Fruchtbarkeit der Musikgenies Händel, Mozart, Schubert kann kaum zum Vergleich herangezogen werden, da bei diesen doch nicht eine so ununterbrochene Reihe gewaltigster Leistungen steht, wo selbst die „Erholungsarbeiten", oft sogar gerade sie, die Krone der Meisterschaft tragen. Zweierlei ist allerdings zu bedenken. Einmal, daß nie wieder ein anderer Künstler unter so günstigen äußeren Verhältnissen gearbeitet hat, sondern daß die bildende Kunst gestattet, für die Ausführung des Geschaffenen, des künstlerisch Gestalteten, Hilfskräfte zu nutzen.

Es sind zunächst einige Worte über diesen sogenannten Werkstattbetrieb zu sagen, der für unser heutiges Empfinden etwas Unkünstlerisches hat, ohne den wir aber z. B. von Raffael doch sicher kaum ein Zehntel seines Schaffens für die Stanzen, die Teppiche und die Loggien hätten. Ob jemand wirklich im Ernste mit diesem Preise die Eigenhändigkeit der Ausführung bezahlen möchte? Es gibt natürlich auch hier Unterschiede. Die Werkstätte unseres Lukas Cranach z. B., in der die Kurfürstenbilder, wohl zunächst auch nur die Kurfürstenmäntel, auf Vorrat gearbeitet wurden, wird natürlich schließlich zur Handwerkerei. Bei Raffael liegt der Fall anders. Daß er wahrhaftige Künstler wie Giulio Romano, Sebastiano del Piombo, Augusto Penni zu Gehilfen hatte, daß er in erstaunlicher Weise diese Männer beherrschte, seinem Geiste untertan machte und das Höchstmaß ihres Könnens aus ihnen herauszulocken verstand — bei manchen seiner Gehilfen beginnt sofort nach seinem Tode der Verfall — ist noch nicht so wichtig, wie daß für Raffaels Schaffen der Hauptwert in der inneren Erfassung des Vorwurfs und in seiner gestaltenden Begeisterung lag. Gerade weil Raffael so ganz in der Kunst seiner Zeit steht, auf ihr weiterbaut und der „Pyramide den letzten Stein aufsetzt", konnte er damit rechnen, daß die Ausführung in seinem Geiste geschah. Und das ist entscheidend, wenn wir es auch bedauern mögen, statt der Farbenwunder, die der Maler Raffael zu entzünden wußte, oft nur das etwas brandige und rostige Kolorit Giulio Romanos zu erhalten. Wenn wir an Lionardo da Vinci denken, der vor lauter innerer Produktivität nicht mehr zur gestaltenden Mitteilung an die Welt kam, so wollen wir doch glücklich sein, daß Raffael dem unerschöpflichen Strome seines Gestaltungsvermögens in immer neuen Entwürfen Ausdruck verschaffte und sich durch eine notgedrungen langwierige Ausführung nicht selber lähmte.

Die Gunst der äußeren Verhältnisse könnte man als die Tragik in Raffaels Leben bezeichnen, wenn es nicht kurzsichtige Vermessenheit wäre, mit einem solchen Leben überhaupt zu rechten. Was wollen wir denn mehr, als hier zustandegekommen ist? Raffael war als Fünf-

Digitized by Google

undzwanzigjähriger nach Rom gekommen. Ein anerkannter Künstler, aber doch kein Meister von solchem Rufe, daß eine auch als Kunstauftraggeber gewaltsame Natur, wie Papst Julius II., ihm eine überragende Stellung eingeräumt hätte. Er sollte mit und neben einigen anderen die vatikanischen Gemächer ausmalen, die heute unter dem Namen der „Stanzen Raffaels" zu den Heiligtümern der Kunst gehören. Raffael hatte bis dahin keine größeren Kompositionen und erst recht noch keine Fresken gemalt, aber — was die anderen wollten, das machte er eben. Nach kurzer Zeit überträgt der Papst ihm die Arbeit allein; es sollte sogar das herabgeschlagen werden, was die anderen bereits gemalt hatten. Und als Papst Julius starb und 1511 der noch großzügigere Leo X. auf den Thron kam, da war Raffaels Ruf, daß er alles könne, was man von ihm verlange. War es wirklich nur seine Gutmütigkeit und Freundwilligkeit, die ihn keine an ihn gerichtete Bitte abschlagen ließ, obwohl die auf ihn gehäufte Arbeitslast ihn schwer bedrückte? Ich glaube, es war eher die unendliche Fruchtbarkeit seines Genius, der durch jeden Auftrag sofort in quellende Tätigkeit versetzt wurde, so daß es ihn eben zwang, das Verlangte zu schaffen. Nach Bramantes Tod (1514) wird er auf dringende Empfehlung dieses großen Baumeisters zum Bauleiter von St. Peter bestallt. Fürs Technische erhält er Gehilfen; seine Bauriße und Modelle aber zünden so, daß er nun auch als Baumeister mit Aufträgen verfolgt wird. Für St. Peter soll „gespart" werden, darum sollen die bei den Ausgrabungen des alten Rom zutage geförderten Steinmassen als Baustoff dienen. Natürlich darf nichts für die Kunst und Wissenschaft Wertvolles dabei vernichtet werden. So wird Raffael Aufseher der ganzen Ausgrabungsarbeiten, während derer der großartige Plan ersteht, in einem Riesengemälde die ganze Herrlichkeit des alten Rom wiedererstehen zu lassen. Und Raffael war ein gewissenhafter Arbeiter, der alle diese Aufträge sehr ernst nahm und am liebsten alles bis ins Kleinste selbst getan hätte.

Die Arbeit an den Stanzen ist noch nicht vollendet, da entwirft er die Folge der zwölf großen Teppiche aus der Apostelgeschichte. Danach schafft er wieder in ganz anderer Art für die Loggien die Reihe der zweiundfünfzig biblischen Bilder. Hier ist er ganz einfach, von elementarer Volkstümlichkeit; es ist die biblia pauporum, die Bibel der geistig Ungeschulten, wie sie die mittelalterlichen Dombaumeister in den Bogenfeldern der Portale geschaffen hatten, in der Sprache der Renaissance. In den „Teppichen" dagegen hatte er mit erhabener männlicher Kraft die höchste Schönheit und Vornehmheit in der Haltung und die an den erlesensten Kunstgeschmack gerichtete Formgebung erreicht. Von den beiden ganz sein Gepräge tragenden Stanzen ist die erste „della Segnatura" die herrlichste Verlebendigung von Ideen, die wir überhaupt in der Kunst besitzen; die zweite Kammer „dell' Eliodoro" ist leidenschaftlich bewegte, uns zum Miterleben zwingende Geschichtsmalerei.

Man beugt sich willig vor dem Wunder des Genies, wenn man die geistige Beherrschung des gewaltigen Gedankenstoffes in der „Disputa" und in der „Schule von Athen" sieht, und dabei bedenkt, daß dieser Künstler eigentlich niemals eine Schule besucht, daß er niemals die Zeit gehabt haben konnte, sich diesen Wissensstoff anzueignen. Natürlich waren in seiner Umgebung die größten und feinsten Geister der Zeit, die sich sicher glücklich schätzten, ihm den Wissensstoff wohl verarbeitet zuzutragen. Aber es muß doch in Raffael wie von selbst der tote Buchstabe sich in lebendige Anschauung und damit in ein sinnliches Verstehen und Begreifen umgewandelt haben. Genau so ist es mit der Welt der Antike. Die Amor- und Psyche-Fresken in der Villa Farnesina sind so des köstlichsten Geistes der Antike voll, daß ein Goethe sie zeitlebens in bemalten Stichen als wertvollsten Zimmerschmuck um sich hatte. Und wenn man hier wie an den anderen Stellen sieht, daß für Raffael räumliche Schwierigkeiten nur zu „Gelegenheiten" werden, um in unerwarteten Schönheitsgestaltungen über sie zu triumphieren, so ergeht es einem immer wieder wie Goethe vor den Teppichen, deren einen er eingehend analysiert hat („Italienische Reise", Nachtrag hinter den Aufzeichnungen zum Juni 1787), wonach er dann gern bekennt, „daß ein solches Studium uns zu den schönsten Freuden eines langen Lebens gedient hat".

Digitized by Google

Von diesen gewaltigen Arbeiten suchte und fand Raffael „Erholung“ in Tafelbildern. Es ist ja hier kaum eine andeutende Aufzählung möglich. Von den Madonnen ist schon gesprochen. Wir haben so viel von der Werkstattarbeit gesagt, der er ja sicher zu seinem Schmerze selbst ein räumlich so kleines Bild (40×30 cm) und dabei so großartigen Wurf, wie die „Vision Ezechiels“ überlassen mußte, daß hier die eigenhändige Durchführung eines so großen Bildes wie der Sixtinischen Madonna besonders betont sei. Auch von den herrlichen Männerbildnissen sind die in der Vereinigung charakteristischer Lebensgestaltung und künstlerischer Formgebung niemals übertroffenen der Päpste Julius und Leo eigenhändige Leistungen des Malers, der damit auch als Zauberer der Farbe für immer einen Gipfel darstellt.

Ende März 1520 erkrankte Raffael an einem hitzigen Fieber, dem er am 6. April erlag. Man kann das wohl einfach so erklären, daß der Körper von der in ihn geschlossenen Schöpferflamme verzehrt war. Wer einen tieferen Sinn im Weltgeschehen sucht, wird sich daran nicht genügen lassen; er greife zu Goethes Gesprächen mit Eckermann und lese das tiefgründige Werk vom 11. März, wo es am Schlusse heißt: „Wissen Sie aber, wie ich es mir denke? Der Mensch muß wieder ruiniert werden! — Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter vonnöten, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas anderem. Da aber hienieden alles auf natürlichem Wege geschieht, so stellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem andern, bis er zuletzt unterliegt. So ging es Napoleon und vielen anderen. Mozart starb in seinem sechsunddreißigsten Jahre. Raffael in fast gleichem Alter. — Byron nur um weniges älter. Alle aber hatten ihre Mission auf das Vollkommenste erfüllt, und es war wohl Zeit, daß sie gingen, damit auch anderen Leuten in dieser auf eine lange Dauer berechneten Welt noch etwas zu tun übrig bliebe.“

Karl Storck

# Aus alten Papieren

Welcher empfindungstiefe, Stimmungseindrücken leicht zugängliche Mensch blättert nicht gern einmal in alten Papieren, gleichviel, ob deren Inhalt in unmittelbarer Beziehung zu ihm selbst stehen mag, oder Aufzeichnungen enthält von einem, der in längst vergangener Zeit der Nachwelt ein Bild davon hat geben wollen, wie Welt und Leben sich in seiner Seele gespiegelt haben. Wer atmet nicht gern zuweilen jenen unbestimmbaren, wehmütigen Duft ein, der allem Vergangenen entquillt, sei es dem welken Laube zu unseren Füßen, oder Großmutters Schrein mit den darin verwahrten Erinnerungen einer fernen Jugend, oder vergilbten Blättern, beschrieben von lange vermoderter Hand? Zumal in einer Zeit, die wie die Gegenwart das Gemüt so ganz leer ausgehen läßt? Auch vor mir liegt ein Stoß solch alter Blätter, bedeckt mit den krausen Zeichen, „die die Sprache Gottes vermitteln“. Fleißige, wackere Männer mit geschichtlichem Sinn wie L. Köhler, H. Riemann, E. Pauer und W. Niemann haben sie aus dem Dunkel der Archive hervorgeholt und neu herausgegeben (bei Litolff, Steingräber, Simrock u. a.) „denen Liebhabern zur Gemüts-Ergötzung“, wie es in dem ungefügen Deutsch jener Zeit in der Vorrede zu solch einem alten Werke heißt. — Klaviermusik aus alter Zeit. Es blättert sich gut in alten Tongedichten, die in einer Sprache zu uns reden, die, jenseits des Begriffs, sich nur an unser Gefühl wendet und der schweifenden Phantasie keinerlei Schranken setzt. Die Gegenwart verdämmert, Gefühl ist alles, zugleich aber verdichten sich jene feinen Duftwellen zu fließenden und wechselnden Gebilden mehr oder minder bestimmter Vorstellungen, verborgene Fäden, die sich vom Einst zum Jetzt spinnen, werden sichtbar, der Zauber längst verklungener Vergangenheit senkt sich über die Seele: wir stehen im Banne des trauten „Es war einmal“.

Digitized by Google

Wie ich also wahllos einen solchen Band aufschlage, fällt mein Blick auf einen Namen, der schon in seinem Klange etwas Anmutendes hat: Froberger hieß der ihn trug, vermutlich ein Hallenser Kantorssohn, geboren etwa um 1600 — genau weiß man's nämlich nicht —, gestorben 1657. Schier unfaßlich, traun, möcht' es uns bedünken, daß in jener grauenvollen Zeit eines Dreißigjährigen Krieges, in dessen Verlauf sich das blühende Deutschland trauernd in seiner eigenen Asche verscharrte, überhaupt noch andere Weisen erklungen sein sollten als die „Aus tiefer Not schrei' ich zu dir!" Und doch begann gerade damals, allem Elend zum Trotz, die junge Kunst der Instrumentalmusik auch in Deutschland ihre Schwingen zu regen zu ihrem welterobernden Unendlichkeitsfluge. Von allen Schöpfungen dieser Frühzeit aber mutet Frobergers Tondichtung uns, die wir heute aus einer Entfernung von rund 300 Jahren auf sie zurückschauen, besonders eigen und Teilnahme erregend an: wie das Morgenrot eines kommenden Tages, der in der Erscheinung eines Mozart seine Sonnenhöhe erklimmen sollte, liegt's über dieser innigen, liebenswürdigen Musik mit dem zierlichen Gewebe ihrer neckischen Giguen, ihren ernsten und wehmütigen Sarabanden und Allemanden und den glänzenden Tokkaten. In der Suite auf das liebliche Liedchen von der „Mayerin" (Simrock), das uns den engen Zusammenhang des weltlichen Volkslieds mit dem geistlichen, dem Choral, deutlich erkennen läßt, haben wir ein entzückendes kleines Variationswerk, in der 5. Variation sogar schon eine Chromatik, die freilich schüchtern noch und gleichsam traumhaft in die ferne Zeit weist, wo das traurige Lied von Tristan und Isolde von neuem erklang. Und dann die ahnungsfrohe f-Dur-Tokkata — klingt sie nicht wie ein Christnachtspräludium, nach dem der holdselige Weihnachtsgesang (den vor einem Jahrtausend ein schwärmerisches Gemüt ersonnen hat — der von der Rose und dem Knösplein zart —) anheben müßte? Wie rührt diese Musik an unsere Seele — und ist doch schon so alt!

Doch weiter — ein anderes Blatt und ein anderer Name: François Couperin, der liebenswürdige Porträtist — und der glänzende Hof des „Sonnenkönigs" Ludwig XIV. tritt in den Kreis unserer Vorstellungen. Gewiß, von dorten ist uns immer sehr viel Böses gekommen, das soll immerdar unvergessen bleiben, aber dankbar müssen wir auch aller echten Kulturwerte eingedenk sein, die wir von da drüben erhalten haben, und zu dem Wertvollsten gehört ohne Zweifel jene nicht mehr an die kontrapunktische Stimmenführung sich bindende, von der Tanzmusik ausgehenden Satzweise, der sogenannte galante Stil, der es auch dem großen, ernsten Johann Sebastian angetan hatte, so daß auch er ihm huldigte, auf seine Art, die alte Kunst und die neue verschmelzend im Feuer seiner gewaltigen Persönlichkeit. Galant war das Leben und galant ist die Musik Couperins. Kleine, zierliche Stückchen in den alten Tanzformen, Pastellbildchen von freundlichen Farben, teilweis noch so frisch, als habe der Künstler eben den Pinsel weggelegt und betrachte sie mit schmunzelndem Wohlgefallen: „Ob sie sich wohl getroffen finden werden?" Und sie haben sich auch erkannt — mit bescheidener Genugtuung hat Couperin in einer Vorrede es selbst vermerkt —, die Schönen der Versailler Hofgesellschaft, denen er die Stückchen gewidmet hat, die zarte Nanette, die Favorite, die Schwester Monika, die schönen Ungenannten in Landschaftstracht oder durch Eigenschaften charakterisiert, la Ausonienne, la Bourbonnaise, la Ténebreuse u. a. Oder er gibt kleine Federzeichnungen mit rieselnden Bächen und flatternden Schmetterlingen, mit kleinen Windmühlen und Schnitterinnen, und andere Stimmungseindrücke aus Natur und Leben, heiter und harmlos, in der naiven Ausdrucksweise einer jungen Kunst, die in den zahlreichen Schleifchen und Schnörkelchen ihren Ursprung aus der Lautenmusik nicht verleugnet, alles eben noch ein bißchen dünn. Auf seinen Pfaden wandelt auch sein jüngerer Zeitgenosse Rameau, der glänzende Opernkomponist Ludwigs, reicher an Erfindung, realistischer in den charakterisierenden Ausdrucksmitteln und interessanter in der Harmonik. Von den in ihrer Zeit so außerordentlich beliebten Stückchen hat Riemann (bei Steingräber) eine treffliche Auswahl veranstaltet, andere finden sich in den Sammlungen von Köhler (Litolff) und Pauer (Simrock): sie würden auch heute noch gefallen, wenn — man

Digitized by Google

sie nur eben kennen würde. Abgesehen von ihrer Anmut sind sie auch lehrreich und interessant als die Urahnen des programmatischen Charakterstücks: von Couperins Papillons und Rameaus Rappel des oiseaux — um nur ein paar zu nennen — zieht sich eine ununterbrochene Linie bis zur Gegenwart, es genügt hier an Griegs „Schmetterling", an Henselts „Vögleinetüde" oder Liszts „Vogelpredigt" zu erinnern. Die dargestellte Idee ist hier wie dort die gleiche, aber wie verschieden sind die Ausdrucksmittel!

Ich blättere weiter: Karl Heinrich Graun, Philipp Emanuel Bach. Von Grauns Musik lebt heute nur noch sein Oratorium „Der Tod Jesu", aber die leidenschaftlich bewegte Gigue in B-Moll wäre auch noch heut ein wirkungsvolles Konzertstück, alles andere ist der Vergessenheit anheimgefallen. Und doch war Graun seiner Zeit hochberühmt, neben Hasse der Lieblingskomponist König Friedrichs des Großen, der seine Opern besonders schätzte und dessen Flötenspiel er am Flügel oft begleitet hat, wenn der große König nach einem Tage voll „unendlicher Arbeit" des Abends in der Musik Erholung suchte, wie uns das bekannte Menzelsche „Konzert bei Hofe" veranschaulicht. An selbiger Stelle saß auch oft Philipp Emanuel Bach, des großen Johann Sebastian dritter Sohn, den der kunstsinnige König ebenfalls an seinen Hof gezogen hatte, und dessen Einfluß auf die Entwickelung unserer Musik von ungeheurer Bedeutung gewesen ist. Aber das weiß heute wohl nur noch der Musikhistoriker. Daß seine Musik immer noch lebensfähig ist, dafür sprechen die verschiedenen Neuausgaben, unter denen die treffliche Auswahl von Riemann, der auch die sehr bedeutenden Klavierkonzerte des Meisters herausgegeben hat (bei Steingräber), wegen ihrer Reichhaltigkeit besonders empfehlenswert ist. Sie enthält einige Sonaten und u. a. ein Rondo von entzückender Anmut und Spielfreudigkeit. Und die Sonaten offenbaren namentlich in ihren langsamen Sätzen eine Innigkeit und Gemütstiefe, die uns gerade jetzt in unserer gottverlassenen Gegenwart besonders wohltuend berührt. Da ist z. B. ein Adagio in Fis-Moll, eine Klage so wehmütig und ergreifend, daß man schier Beethovensche Klänge zu hören vermeint. In den kleinen Stückchen („Klaviermusik aus alter Zeit", Litolff) gibt auch er kleine Porträts nach Art Couperins und Rameaus, aber eben Deutsch, d. h. bei aller Tändelei tiefer, gemütvoller. Wer aber denkt daran, sie einmal anzusehen? Freilich, die alte Zeit mit ihren Allongeperücken und Haarbeuteln, was kann sie uns heute noch sagen? Wir sind ja so modern und die Gegenwart so schnellebig, daß man sogar schon einen Richard Wagner am liebsten auch zum alten Eisen werfen möchte — den freilich mehr wegen seines ausgesprochenen Teutonentums. Nun wohl, wer Sensationen verlangt, der lasse allerdings besser jene alten Schmöker zu; wer aber einmal einen Blick in die Seele einer uns bereits fernen Kultur tun will, der wird seine Mühe reichlich belohnt finden. Und gerade heut, wo immer frecher die Stimmen laut werden, die unsere höchsten Kulturwerte schamlos begeifern, die einem Beethoven Originalität absprechen, einen Goethe spöttisch als „Geheimrätchen" bezeichnen, ist es doppelt nötig, sie hoch zu halten. Auch die alte Musik gehört dazu.

Und wenn eine nachdenkliche Leserin durch diese Plauderei angeregt, auch einmal in solch alten Papieren blättern wollte, dann wird sie mit Verwunderung erkennen, daß unter der steifen Perücke und dem gepuderten und bezopften Haar sich gar manche prachtvolle Stirn wölbt mit seelenvollen, tiefen Augen, daß Menschen zu ihr sprechen von adeligem Sinn und tiefster Herzensbildung, die auch gar fröhlich, sogar übermütig sein konnten, wie „die lustigen alten Herren" in der reizenden Simrockschen Sammlung, und „daß sie geliebt, geträumt, gehofft wie wir".

Dr. Hermann Seeliger

Digitized by Google

# Türmers Tagebuch

## Der Putsch
## Wie er zusammenbrach · Diktatur des Proletariats
## Wie der Türmer es sieht

Endlich, nach zehn langen Tagen völliger Absperrung und Ungewißheit über das, was überhaupt vorging, kann der Türmer Anstalten treffen, seinen Lesern wieder zu Gesicht zu kommen. Um Wochen wurde das Erscheinen des Heftes verhindert — durch physische Gewalt. Das ist das Zeichen, in dem wir noch heute stehen und wer weiß wie lange noch stehen werden: physische Gewalt!

Als am Sonnabend früh, am 13. März, über Berlin die schwarz-weiß-roten Fahnen wehten, da, so schildert die „Deutsche Zeitung" in einem Rückblicke die Stimmung, ging ein Aufatmen durch weite Kreise der Bevölkerung. „Das Volk glaubte, daß nunmehr eine Zeit der Ruhe und Ordnung und des tatsächlichen Wiederaufbaus kommen werde. Niemand hielt es für möglich, daß ein Politiker von Namen einen politischen Husarenritt reiten würde. Gerade aus Arbeiterkreisen ist mir wiederholt gesagt worden, das sei doch jedenfalls alles von langer Hand vorbereitet, und bereits am Sonnabend abend stand es fest, daß eine Handvoll politisch vollständig unfähiger Männer, gestützt auf eine ansehnliche Truppenmacht, glaubte, das Vaterland retten zu können. Dazu rechnen wir selbstverständlich die nicht, die in bester Absicht sich am Sonnabend Kapp zur Verfügung stellten, um ihrem Vaterlande das Schlimmste zu ersparen. Wer diese Männer des Hochverrates bezichtigt, will dem roten Terror schmeicheln und macht sich dadurch verächtlich. Dann wären alle Beamten und Soldaten, die nach dem 9. November blutenden Herzens ihre Arbeit verrichteten, in noch viel höherem Grade Hochverräter gewesen. Es war nichts, aber auch nichts vorbereitet. Wäre Kapps Plan gelungen, wüßte gerade diesen Männern jeder Dank. Warum also die Heuchelei! Um so größer ist die Schuld Kapps oder seines Kreises, — wer ist hier der Betrogene und wer ist der Betrüger? — daß man die tiefste Sehnsucht aller ehrliebenden Deutschen, die Errettung des Vaterlandes, mit derartiger Stümperei zu erfüllen sich vermaß. Kein Flugblatt, kein Plakat erschien, keine klare Stellungnahme, und am Abend war die Lage für Kapp hoffnungslos. Das Volk hat im großen und ganzen ein außerordentlich feines Gefühl für Machtverhältnisse, und wer am Sonntag morgen durch die Straßen Berlins ging, konnte feststellen, daß die am Sonnabend für Kapp außerordentlich günstige Stimmung bereits in ihr Gegenteil umgeschlagen

Digitized by Google

war. Kapp und der um ihn stehende Kreis scheiterte an seiner politischen Unfähigkeit und an der Halbheit. Das Furchtbare ist nur, daß diese politischen Kinder letzten Endes die Geschäfte der Demokratie und des Judentums besorgt haben. Hätte Kapp die Losung ausgegeben ‚Weg mit dem Schiebertum', und eine kleine Anzahl der Hauptwucherer und Blutsauger beim Kragen genommen, so hätte das Volk wenigstens gesehen: ‚Der Mann macht Ernst, er hat ein Herz für unser Leid'. Daß dieser Unglücksmann selbst zu diesem Entschluß nicht fähig war, brach ihm das Genick. Nach 100 Stunden war er, und zwar für alle Zeiten, erledigt."

Der Äolusschlauch wurde geöffnet: Generalstreik, Bolschewismus, Bürgerkrieg. Aber der mißglückte Militärputsch der Kapp-Lüttwitz hat den Ausbruch und vorläufigen Sieg der längst vorbereiteten Revolution von links zwar beschleunigt, ausgelöst, doch nicht hervorgebracht. Das wird selbst von dem Unabhängigen Richard Müller und anderen radikalen Führern offen zugegeben. „Nicht die ‚Gefahr von rechts'", schreibt die „Tägl. Rundschau", „sondern die ‚Gefahr von links' hat die Regierung zur Kapitulation, die Mehrheitsparteien zur Unterwerfung gebracht, hat die Verfassung beiseite geschoben und an die Stelle der Demokratie die Herrschaft einer Klasse, der Lohnarbeiter, die kaum noch verhüllte Räteregierung, gesetzt. Ob die Forderung der Unabhängigen, eine reine Arbeiterregierung zu schaffen, verwirklicht wird, oder eine sozialistische Regierung mit einigen bürgerlichen Statisten bestehen bleibt, die Entscheidung ist von der Nationalversammlung in die Straße verlegt, die jederzeit ihren Willen durch einen neuen Generalstreik durchsetzen kann. Gegen den Putsch von rechts hatte die Regierung Truppen zur Verfügung, die sie nur ihrer Natur und Weltanschauung gemäß zu gebrauchen nicht den Mut hatte. Wäre sie dem Rate des Kriegsministers Reinhardt gefolgt und hätte ihre Truppen, Reichswehr und Sicherheitspolizei, den auf der Heerstraße von Döberitz her marschierenden 4500 Mann der Ehrhardschen Marinebrigade entgegengestellt, statt sie in die Kasernen zu befehlen, so wäre es vielleicht gar nicht zum Einmarsche in Berlin gekommen. Sie wollte aber kein Blut vergießen und zählt jetzt einige tausend Tote im Reiche und einen kaum abzumessenden Milliardenschaden in der Wirtschaft. Gegen die Revolution von links, die roten Garden der Unabhängigen, Spartakisten, Kommunisten und Bolschewisten kämpfen noch heute die Truppen, aber gegen den von ihr selbst heraufbeschworenen Generalstreik hat die Regierung nur Resignation und Preisgabe der Verfassung, also Abdankung.

Heute wird alle Schuld auf Kapp und Lüttwitz gehäuft, und die nationale Opposition hat am wenigsten Ursache, diese Männer zu verteidigen; denn die Schuld der Putschisten wird ihr angehängt werden, obwohl sie an dem ganzen Unternehmen schon deswegen keinen Anteil haben konnte, weil kein namhafter Politiker der Rechtsparteien von dem Vorhaben etwas wußte, sondern beide Parteien durch die Kanzlerschaft Kapp genau wie die Mehrheitsparteien überrascht und vor eine vollendete Tatsache gestellt wurden. Was sich die Kapp und Lüttwitz unter einer Diktatur vorstellten, wird ihr Geheimnis bleiben. Seit dem Einmarsch in Berlin und dem Einzug ins Reichskanzlerpalais war die militärische Besetzung der Zeitungsgebäude und das Verbot der gesamten Presse — angeblich auf Wunsch der Unabhängigen, mit denen verhandelt wurde — neben einigen nicht zur Durchführung gebrachten Verordnungen, die einzigen Regierungstaten

Digitized by Google

der neuen Männer. Es war etwas Neues in der Weltgeschichte: eine Revolution und Diktatur fast unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Die Kundgebungen und Verordnungen der Regierung, die von Soldaten aus Autos auf die Straße geworfen wurden, kamen in Berlin kaum ins Volk, während die alte Regierung und die Gegenparteien fleißig und ungestört mit Gegenkundgebungen arbeiteten und die demokratische Partei sogar in einem Straßenplakate nicht nur die Niederlegung jeder Arbeit durch Arbeitgeber und Arbeitnehmer forderte, sondern auch Entschädigung des entgangenen Lohnes und Gewinnes durch Reichsmittel anbot. Der Staatsstreich Kapp war eine Improvisation, die in den Anfängen stecken blieb. Es war außer dem Vormarsch nichts vorbereitet und wurde auch nichts nachgeholt. So konnte er nur Schaden und Unheil anrichten. ‚Wer nicht gewinnt, hat unrecht', sagte der sozialdemokratische Unterstaatssekretär Quark in Stuttgart. Wer sich anmaßt, in den gesetzlichen Lauf der Geschehnisse mit Gewalt einzugreifen und gegen Recht und Verfassung zu verstoßen, muß, um entschuldigt zu werden, wirkliche Besserung schaffen oder wenigstens überlegene Kraft und Voraussicht beweisen. Der Putsch der Kapp und Lüttwitz ist nicht zu entschuldigen, wenn auch beiden Männern reines patriotisches Wollen selbst vom Gegner zugestanden werden muß. Nur sollen die Herren Revolutionäre vom November 1918 und die Herren Unabhängigen, die noch im Januar dieses Jahres den Staatsstreich versucht haben, sich nicht in sittlicher Entrüstung gefallen, wenn einmal das von ihnen stets propagierte und zum Schaden des Volkes auch angewandte politische Gewaltmittel des Aufstandes und Putsches gegen sie selbst angewandt wird. Das ist widerwärtige Heuchelei. Es steht nirgends geschrieben, daß nur die Sozialdemokratie und die Unabhängigen das Recht haben, sich gegen eine ihnen mißliebige Regierung, die sich schuldig gemacht hat, aufzulehnen, und wenn die Novembermänner und Spartakisten Loyalität, Treue und Unantastbarkeit der Regierungsgewalt predigen, so schätzen sie das Gedächtnis und das Reinlichkeitsgefühl der Mitwelt zu tief ein. Zudem muß wiederholt werden, daß die Regierung selbst zur Ungesetzmäßigkeit aufreizte, weil sie sich selbst nicht an die Verfassung hielt, die Neuwahlen nicht ausschrieb, obwohl sie längst fällig waren, die nicht mehr zu Recht bestehende Nationalversammlung weiter Gesetze machen ließ, weil sie ihr gefügig war, und durch diese ungesetzliche Nationalversammlung das verfassungsmäßige Recht des Volkes, den Reichspräsidenten in allgemeiner Wahl zu küren, in ein Privileg der Nationalversammlung umändern wollte. Das Mißvergnügen über die einseitige Parteiherrschaft des Ministeriums, die durch den Erzberger-Prozeß und den Fall Sklarz offengelegten Korruptionserscheinungen, die Ausschaltung der Fachmänner war nicht nur bei den Putschisten, sondern ganz allgemein im Volke bis weit in die Mehrheitsparteien hinein verbreitet. Wer Wind sät, muß Sturm ernten, und wenn man von dem Verbrecher Kapp spricht, soll man die Schuld der Regierung und der Mehrheitsparteien an diesem Unglück nicht schämig verschweigen. Besonders soll man das Volk nicht über die wirkliche Lage mit dem unwahren Schlagworte hinwegtäuschen, daß alles in schönster, fruchtverheißender Blüte gestanden hätte und nun durch den Hagel der militärischen Gegenrevolution alles mit einem Schlage vernichtet worden sei. Dem widersprechen die Tatsachen und die Zeugnisse der Mehrheitsparteien vor dem 13. März

Digitized by Google

selbst. Man soll nicht, wie man den Verlust des Krieges auch für die Mißwirtschaft und die ungeheuerlichen Fehler nach dem Oktober 1918 verantwortlich gemacht hat, nunmehr jede positive Arbeit dadurch hemmen daß man die kommenden Nöte und Schrecknisse als zwangsläufige Folge des Militärputsches hinstellt, für die weder die Regierung noch die regierenden Parteien die Verantwortung tragen. Mit solcher Taktik mag man einträgliche Parteigeschäfte und mandatbringende Wahlagitation machen, sündigt aber gegen die Wahrheit und gegen das Verantwortlichkeitsbewußtsein gegenüber dem Lande, dem mit solchen gefälschten Freibriefen für eigene Schwäche oder Unfähigkeit gar nichts gedient wird....

Hätte die Regierung den Wunsch nach Bildung eines Kabinetts aus Fachministern erfüllt, waren die Vorgänge am 13. März vermieden worden. Schuld an der Entwicklung nach links trägt aber auch die mangelnde politische Entschlossenheit der Kapp-Leute, die bei einem solchen Unternehmen wie dem vom 13. März wissen mußten, was für die nationale Sache bei ihrem Gelingen oder Mißlingen auf dem Spiele stand."

* * *

Es waren auch andere Gründe, die das Unternehmen Kapp-Lüttwitz schon in seinen Anfängen scheitern ließen. Mit in erster Reihe die schon erwähnte Ausschaltung der Presse, aber — auch andere. In seinen Auszeichnungen aus jenen Tagen gibt „A" in der „T. R." einige Aufschlüsse:

„Die öffentliche Meinung, die jeder wirklich energischen Leitung folgt, richtet sich sichtlich darauf ein, daß die Mißregierung der letzten Monate nur ein Traum war.

Und alles schaut erwartungsvoll zum Reichskanzlerpalais hin...

Aber es erfolgt nichts.

Es werden zwar Erlasse und Proklamationen herausgegeben, die man großenteils schon längst in der Westentasche hatte, aber sie gelangen nicht ins Volk. Ein Mensch, der da weiß, was öffentliche Meinung ist, ein beliebiger kleiner demokratischer Parteisekretär, wäre im jetzigen Augenblick zu gigantischer Größe emporgewachsen. Kapp und die Seinen aber haben keine Ahnung von dieser modernsten und furchtbarsten Waffe. ‚Um die Verhandlungen mit den Arbeitervertretern nicht zu stören' — Däumig und andere Unabhängige rekognoszieren nämlich bei Kapps Unterstab — wird das Erscheinen sämtlicher Zeitungen verboten, eine ungeheuerliche Torheit, ein Gaurisankar der Verblödung: wo man die Posaunen von Jericho nötig hätte, verklebt man sich selber den Mund.

Ich mag es kaum glauben. Das wäre ja das Ende. Dann bliebe nur noch blutige Gewalt, wozu sich kaum der dafür geeignete Galliffet fände, oder die Auflösung in Hanswurstelei. Der Wunsch des Militärs, dessen Führung General von Lüttwitz hat, zielt auf verfassungsmäßige Arbeit, auf Stetigkeit und Ruhe nach Ausmerzung der Schönheitsfehler im Kabinett, auf gemeinsame Rüstung wider den Bolschewismus. Diesen Plänen ist das Genick umgedreht. Die Dummheit wird zum Verbrechen.

Da man sonst nichts erfährt, ist der Wilhelmsplatz das Stelldichein der Pressevertreter aller Parteien. Es gibt unter ihnen Erstaunte, Verstörte, Belustigte, Empörte. Man sieht sich die Leute, die in der Reichskanzlei aus und ein gehen,

Digitized by Google

von der Straße aus an: nicht um die Welt möchte ich dabei sein. Leute aus der Mottenkiste, mit dem Naphthalingeruch irgendeiner ‚Idee', die sie mal in irgendeiner Broschüre verfochten haben und nun an den Mann bringen möchten. Leute mit unklarer Vergangenheit, aber eindeutigem Hunger für die Zukunft, die als ‚Gegenrevolutionsgewinnler' ein Ämtchen suchen. Leute von dem Typus Ordonnanzoffizier, die ich schon im Felde immer ‚gefressen' hatte, weil sie, von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, nur für die gute Verdauung des Chefs und die eigene Dekorierung besorgt waren. Leute von lohendem Idealismus in ‚Eisernen Blättern', voll innerlicher Zauberweisen, denen Tausende und aber Tausende deutscher Jünglinge so gern lauschen, aber von einer geradezu kindlichen Naivität in der Technik der öffentlichen Meinung. Leute auch vom alten System, wo es nicht gut war, wo es, ohne Besseres zu wissen, nur schnarrte, daß ‚die janze Richtung' ihm nicht passe. Leute schließlich von weltmännischer Art, wie mein alter Freund vom Reichsmarineamt, die stets ganz Ohr sind und sich nie kompromittieren, von jeder Augenblicksgröße für einen treuen Helfer gehalten werden und dabei immer wieder rechtzeitig verschwunden sind. Aber diejenigen, die von dem neuesten Kurse etwas für sich selber zu ergattern suchen, tun geschwollen. Einen Gang haben sie, als wären sie schon Exzellenzen. Daß statt der Leute von links jetzt Leute von rechts ‚ran an die Futterkrippe' kommen: ist das des Pudels Kern?

Genau so willenlos wie die Mehrheit des Volkes im November 1918 die Ausrufung der Republik über sich ergehen ließ, genau so willenlos haben die Berliner Republikaner gestern das Schwarz-Weiß-Rot hingenommen.

Diesen kurzen Moment der Lethargie auszunutzen, ist das Geheimnis des Erfolges bei allen Umwälzungen.

Gestern ist er verstrichen.

Heute tauchen schon die Straßenredner auf. Nicht die der großen Geste und hallenden Stimme, die Tausende aufputschen, daß sie ekstatisch werden. Man kann mit tausend Rednern, die zu je zwanzig Menschen sprechen, mehr erreichen, als mit zwanzig, die für je tausend Zuhörer sich ausschreien. Die moderne Technik erledigt so etwas im Vorbeigehen. Einer spricht den anderen an, gemütlich, fragend, so ein schlichter Biedermann, zu dem man geneigt ist, ‚Herr Nachbar' zu sagen; ein dritter, ein vierter bleibt stehen, im Nu ist eine kleine Korona beisammen, schon laufen vom Bürgersteig drüben einige weitere hinzu, um auch Neues zu hören. Und da ist der Vortrag im Gange, Einwürfe werden geschickt aufgefangen, der Herr Nachbar erweist sich als politisch erstaunlich beschlagen. Das sind die Kleinagitatoren der Demokraten und der Sozialdemokraten. Es ist, als seien sie allesamt vorher auf Paroleempfang gewesen, denn sie alle haben dasselbe Thema, dieselben Gründe, dieselben wahren und dieselben aus den Fingern gesogenen Geschichten.

Heute heißt ein Thema: Bredereck...

Die ‚Regierung der Tat', wie sie Kapp genannt hat, hat ihren Todesstreich empfangen.

Nicht durch den Generalstreik. Die Sache mit dem ‚Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will' singt das Proletariat sich seit Jahrzehnten nur vor, um sich Mut zu machen. Ein wirklicher Generalstreik, bei dem auch die Bäcker

Digitized by Google

nicht backen, ist in 48 Stunden rettungslos erledigt. Wir haben nur eine Reihe von sehr ausgedehnten Teilstreits. Die sind unangenehm, auch für die Streikenden selbst, und können eine Woche oder noch länger dauern, zumal wenn die Stadt, wie hier Berlin, normal mit Lebensmitteln immer für drei Wochen versehen ist. Aber auf die Knie zwingt einen kein Generalstreik.

Nein, der Todesstreich ist gar nicht so imposant und theatralisch gewesen. Er besteht nur darin, daß zwei notwendige kleine Unterschriften verweigert worden sind.

Die von Kapp mangels alter und neuer Minister mit Fortführung der Geschäfte beauftragten Unterstaatssekretäre, die zum Teil Geschöpfe von Scheidemann-Erzbergers Gnaden, zum größeren aber wohl noch alte Beamte sind, haben den psychologischen Moment erkannt, wo der Zug des Kapitäns Ehrhardt, der anfangs so sehr dem Marsche Enver Beys von Saloniki nach Konstantinopel ähnelte, in der Kappschen Ausgestaltung zur bloßen Affäre eines ‚Hauptmanns von Köpenick' wird. Sie machen nicht mehr mit. Die neue Regierung braucht nämlich Geld zur Besoldung und Verpflegung ihrer Truppen, nicht der Marinebrigade, die bis zum 31. Mai mit allem versehen sein soll, sondern der Reichswehr in Berlin, Brigade 15. Sie braucht zunächst einmal zehn Millionen Mark, aber die Reichsbank gibt nichts her ohne die nötigen zwei Unterschriften aus dem Finanzministerium, und die gibt das Finanzministerium nicht her.

Der Herr, der schickt den Jockel aus ...

Wenn es nicht zum Heulen wäre, so müßte man über die Tragikomödie lachen.

Nein, die ‚Rechtsradikalen' werden das Revolutionmachen nie lernen. Das verstehen die Unabhängigen und solche Leute besser. Der Geyer-Vater und der Geyer-Sohn, die beiden Leipziger Abgeordneten, kriegten doch die 400 000 Mark, die sie vom Magistrat ‚erheben' wollten, richtig in die Hände. Vor der Türe standen nämlich genügend Leute mit Handgranaten. Vor solchen letzten Konsequenzen schrecken die Wortedonnerer und Konventikelstrategen der Sorte Kapp natürlich zurück; oder sie kommen zu spät dazu. In diesem Fall soll noch ein Gewaltversuch gemacht werden. Aber er scheitert im Entstehen, scheitert an der Ehrenhaftigkeit eines für solche Geschäfte nicht erzogenen deutschen Offiziers.

Kapitän Ehrhardt soll mit zwei Panzerautos und Zubehör den Zutritt zu den Kassengewölben der Reichsbank erzwingen.

Er verweigert die Ausführung des Befehls.

Kapp und Lüttwitz fanden für den in seiner äußeren Formulierung unangreifbaren Plan, der Verfassung zu ihrem Rechte zu verhelfen, einen tapferen und entschlossenen Helfer in Ehrhardt. Aber zu der Rolle eines Geldschrankknackers läßt er sich denn doch nicht nötigen, und diese Weigerung ist weit gefährlicher, als es das Nachtunternehmen gegen die Reichshauptstadt war.

Ehrhardt hat, in der Meinung, dem deutschen Volke zu helfen, die Kapp-Regierung auf den Schild erhoben.

Ehrhardt hat sie auch gestürzt; ihr Bleiben ist jetzt nur noch die Frage vielleicht von Stunden..."

* * *

Digitized by Google

Und nun stehen wir vor der Diktatur des Proletariats. In der Nacht vom 16. zum 17. März erließ der Bezirksvorstand der Groß-Berliner Gewerkschaften einen Aufruf, in dem die Umbildung der Regierung gefordert wurde. Am 19. begannen die Verhandlungen zwischen den im Streik stehenden Berufsorganisationen, deren Standpunkt von den Vertretern der Sozialdemokratie geteilt wurde. Am 20. kam dann zwischen den Organisationen und den Vertretern der Mehrheitsparteien folgende Vereinbarung zustande:

1. Die anwesenden Vertreter der Regierungsparteien werden bei ihren Fraktionen dafür eintreten, daß bei der bevorstehenden Neubildung der Regierungen im Reich und in Preußen die Personenfrage von den Parteien nach Verständigung mit den am Generalstreik beteiligten gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter, Angestellten und Beamten gelöst und daß diesen Organisationen ein entscheidender Einfluß auf die Neuregelung der Wirtschafts- und sozialpolitischen Gesetze eingeräumt wird, unter Wahrung der Rechte der Volksvertretung.

2. Sofortige Entwaffnung und Bestrafung aller am Putsch oder am Sturz der verfassungsmäßigen Regierungen Schuldigen sowie der Beamten, die sich ungesetzlichen Regierungen zur Verfügung gestellt haben.

3. Gründliche Reinigung der gesamten öffentlichen Verwaltungen und Betriebsverwaltungen von gegenrevolutionären Persönlichkeiten, besonders solchen in leitenden Stellen, und ihren Ersatz durch zuverlässige Kräfte. Wiedereinstellung aller in öffentlichen Diensten aus politischen und gewerkschaftlichen Gründen gemaßregelten Organisationsvertreter.

4. Schnellste Durchführung der Verwaltungsreform auf demokratischer Grundlage unter Mitbestimmung auch der wirtschaftlichen Organisationen der Arbeiter, Angestellten und Beamten.

5. Sofortiger Ausbau der bestehenden und Schaffung neuer Sozialgesetze, die den Arbeitern, Angestellten und Beamten volle soziale und witschaftliche Gleichberechtigung gewährleisten. Schleunige Einführung eines freiheitlichen Beamtenrechts.

6. Sofortige Inangriffnahme der Sozialisierung der dazu reifen Wirtschaftszweige unter Zugrundelegung der Beschlüsse der Sozialisierungskommission, zu der Vertreter der Berufsverbände hinzuzuziehen sind. Die Einberufung der Sozialisierungskommission erfolgt sofort. Übernahme des Kohlen- und des Kalisyndikats durch das Reich.

7. Auflösung aller der Verfassung nicht treugebliebenen konterrevolutionären militärischen Formationen und ihre Ersetzung durch Formationen aus den Kreisen der zuverlässigen republikanischen Bevölkerung, insbesondere der organisierten Arbeiter, Angestellten und Beamten, ohne Zurücksetzung irgendeines Standes. Bei dieser Reorganisation bleiben erworbene Rechtsansprüche treugebliebener Truppen und Sicherheitswehren unangetastet.

8. Wirksame Erfassung, gegebenenfalls Enteignung der verfügbaren Lebensmittel und verstärkte Bekämpfung des Wuchers und Schiebertums in Land und Stadt. Sicherung der Erfüllung der Ablieferungsverpflichtung durch



Digitized by Google

Gründung von Lieferungsverbänden und Verhängung fühlbarer Strafen bei böswilliger Verletzung der Verpflichtung.

Von einer neunten Forderung, die den Rücktritt des Reichswehrministers Noske und des Ministers des Innern Heine betraf, wurde Abstand genommen, weil deren Rücktritt bereits vollzogen war.

„Diese Forderungen", schreibt dazu das führende rheinische Zentrumsblatt, die „Kölnische Volkszeitung", „laufen in ihrem Endziele auf weiter nichts hinaus, als politische Vorrechte für Arbeiter, Angestellte und Beamte festzulegen. Die Diktatur des Proletariats soll auf Umwegen erreicht werden. Es geht nicht an und ist unvereinbar mit den Grundsätzen der Demokratie, daß bestimmten Volksschichten politische Vorrechte gegeben werden. Ein solches Vorrecht besteht ohne Zweifel, wenn den Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenorganisationen ein besonderer Einfluß auf die Regierungsbildung und die zukünftige Gesetzgebung eingeräumt wird.

Nicht verständlich ist, daß sich Vertreter der Mehrheitsparteien zu Verhandlungen auf solcher Grundlage mit den drei Organisationen bereit gefunden haben. Nur unter Einwirkung der oft recht eigenartigen Berliner Verhältnisse könnte dafür der Grund gefunden werden. Mit Zugeständnissen an radikale Forderungen, die aus dem Berliner Milieu erwachsen, sind aber dauernd die Radikalen doch nicht zufriedenzustellen; das demokratisch fühlende Volk im übrigen Deutschland aber muß das Vertrauen zu den gewählten Führern verlieren, wenn seiner gesunderen Auffassung nicht Rechnung getragen wird. Auch die vernünftig denkenden Arbeiter im Lande wollen keine politische Bevorzugung ihrer Klasse, weil solches ihren demokratischen Anschauungen widerspricht. Kommt man den Forderungen der radikalen Arbeiter entgegen, so kann jeder andere Stand, der im Volksganzen unentbehrlich ist, auf seine Macht pochend, die gleichen Forderungen erheben. Es sollte uns auch gar nicht wundern, wenn aus der Bauernschaft heraus alsbald der Gedanke laut würde, daß die stipulierte Vormachtstellung der Arbeiter im deutschen staatspolitischen Leben abgelöst werden muß durch eine Vormachtstellung der Landwirte ... Bald schon werden die mehrheitssozialistischen Führer sehen, daß mit Zugeständnissen an die diktaturlüsternen Massen sich ihre Herrschaft in den freien Gewerkschaften nicht halten läßt. Wird der Grundsatz der Demokratie verlassen, gibt es auf der einmal betretenen schiefen Ebene keinen Halt mehr. Die Massen folgen dem konsequent Radikalsten. Aus der Not des Volkes wird aber Kapital zum Vorteil der eigenen Organisation geschlagen."

* * *

Die oben wiedergegebenen Stimmen sagen ungefähr das, was den Tatsachen am nächsten kommt. Nicht jedes Wort, nicht jeden Satz kann ich unterschreiben. Es ist bequemer, mit dem Strom als gegen ihn zu schwimmen, und das „Rette sich, wer kann", ist weder ein Privilegium der Rechten noch der Linken; aber ein Kennzeichen unserer Zeit — relativ. Absolut liegt es in der menschlichen Natur, Anpassungsfähigkeit, Mimikry. Es gab Zeiten, in denen weniger deutsche Menschen Schutzfarbe annahmen, heute, mit wenigen Ausnahmen, nehmen alle Schutzfarbe an. Da muß ich offen bekennen: von allen öffentlichen Erklärungen

Digitized by Google

der am Putsch aktiv oder passiv Beteiligten hat mir die des früheren Berliner Polizeipräsidenten von Jagow noch am meisten persönliche Achtung abgenötigt. Herr von Jagow ist nichts weniger als mein politischer Freund, ältere Türmerleser werden sich vielleicht noch erinnern, daß ich ihn und das in ihm verkörperte System auf das schärfste bekämpft habe. Dieser Typus hat an dem Aufstiege Preußens viele Verdienste, für die spätere Entwicklung zu einem überpreußischen und verjüngten Deutschland war er ein Hemmschuh, wenn nicht ein Verhängnis. Und doch, von seinem persönlichen Standpunkte aus betrachtet, durfte Herr von Jagow mit mehr Recht als der Reichskanzler Bauer zu dem schwäbischen Schildspruche sich bekennen: „Furchtlos und treu". Die Furchtlosigkeit hat ihm wohl niemand abgesprochen — die Treue? Gibt es größere, als die zu sich selbst, zur eigenen Überzeugung, mögen wir anderen diese Überzeugung für noch so töricht, ja verderblich halten? Nichts weniger als ein politisches Talent, aber ein Charakter. Genau so denke ich menschlich über einen Kommunisten oder Syndikalisten, wenn er wirklich nur aus ehrlicher Überzeugung, aus selbstlosen Gründen handelt. Es kann die bittere Notwendigkeit herantreten, den einen oder anderen in harte Strafe zu nehmen, aber es ist nicht nötig, sie mit Schmutz zu bewerfen. Mir ist ein ehrlich fanatischer Spartakist, Kommunist, Syndikalist menschlich ohne weiteres sympathischer, als etwa ein General aus kaiserlichen Zeiten, der unter anderer Konstellation sein demokratisches Herz entdeckt und nur noch Worte des Abscheus gegen seine minder anpassungsfähigen Kameraden findet, nachdem „diese Leute" in einem Unternehmen, das eine Torheit und Verstiegenheit war, immerhin aber Mut erforderte und vaterländisch gedacht war, unterlegen sind. Ich urteile hier nicht politisch, nur menschlich und glaube, daß nicht so sehr die vielen auseinandergehenden politischen Ansichten unser eigentliches Unglück sind, sondern der recht allgemeine Mangel an Gesinnung, an Charakter.

Darum kann ich mir auch für die Zukunft so lange nichts Gutes versprechen, bis nicht Charaktere, Persönlichkeiten an die Spitze gelangen. Die Parteiprogramme sind ja nur Papier, Phrasen. Mit jedem „Programm" läßt sich regieren, gut regieren, es kommt nur auf den oder die Menschen an, die es ausdeuten und ausführen. Das steht nach allen geschichtlichen Erfahrungen fest. Bismarck, der „konservative Royalist", entsetzte legitime Fürsten ihrer Throne und führte das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht ein. Ich kann mir eben so gut einen „Kommunisten" denken, der als Vorstufe zur Verwirklichung seines kommunistischen Ideals die Diktatur, den Absolutismus für notwendig hält. Er ist schon da — Lenin, und unsere Kommunisten usw. sehen auch keine andere Möglichkeit, die allgemeine Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit herbeizuführen, als durch den allgemeinen Zwang. Sie haben in gewissem Sinne nicht einmal unrecht, denn allerdings werden Menschen niemals aufhören, ihre angeborenen Kräfte zu gebrauchen, unbekümmert um alle Theorie und Organisation, ihre Persönlichkeit zur höchstmöglichen Geltung zu bringen, wenn sie nicht durch physische Gewalt daran verhindert werden.

Diese Gewalt kann zeitweilig die Oberhand behalten, genau so wie die Ventile einer Lokomotive sich zeitweilig verschließen lassen. Nur folgt dann,

Digitized by Google

unbekümmert um alle Theorie und Organisation, die Explosion. Das lehrt auch die Geschichte — mit dem bekannten Erfolge, daß die Fehler nicht vermieden, sondern wiederholt werden. Jeder muß es erst am eigenen Leibe erfahren, bevor er klug wird. Aber nur unreifen Völkern geschieht das, reife, wie die Römer, bis ihre Zeit erfüllt war, oder die Engländer, haben aus ihrer Geschichte gelernt oder doch die Folgerungen gezogen. Im Vergleiche zu den Deutschen und gegen sie sogar die Franzosen. Für Deutschland kann ich nichts anderes voraussehen, als daß erst alle die Verbohrten und Betörten an sich selbst die Folgen ihrer Verbohrtheit und Torheit erleben, bevor es besser wird. Also nach vierjährigem Vernichtungs- und Aushungerungskriege, nach zweijähriger Revolutionsverwüstung noch weitere Opfer! Ohne äußeren Zwang! Fragt sich nur, was wir noch zum Opfern haben und was uns dann noch übrig bleiben wird, um unser nacktes Leben zu fristen, was wir den „kapitalistischen" Staaten noch als Entschädigung für die unentbehrlichste Notdurft anbieten können? Außer unseren und unserer Frauen Körpern? Auch die müßten erst aufgefüttert werden.

Die so leidenschaftlich bekämpften deutschen Kapitalisten würden es nicht zu entgelten haben. Erstens, weil sie ihr Schäfchen im Trockenen haben, also nicht zu fassen sind, zweitens, weil sie — Kapitalisten sind, also auch über die Mittel verfügen ... Der Mittelstand: Angestellte, Handwerker, Beamte, Lehrer, die freien Berufe werden in das „Proletariat" einströmen, das sind aber Intelligenzen, an deren Wettbewerb die heutigen Führer der Arbeiterschaft keine Freude erleben werden, weil sie ihnen durch ihre intellektuellen Fähigkeiten die runden Sitzgelegenheiten abtreiben werden, ihre Pöstchen. Die Befähigtsten werden ja schon vom Auslande angeworben. Es bleibt dann nur noch eine Arbeiterklasse übrig, die das Ganze auszubaden hat und der es unbenommen bleibt, jegliche Diktatur unter sich und gegen sich auszuüben. Unter der Diktatur des Kapitalismus. Da es dann wahrscheinlich kein deutscher Kapitalismus sein wird, so wird sich das Joch schon ertragen lassen ...

Es muß nicht so kommen, aber wenn die Entwicklung in der Linie weiterläuft, wie seit dem 9. November 1918, dem berühmten Tage, an dem uns Brot, Freiheit und Frieden feierlich verbürgt wurde, dann ist dies Ende eine mathematische Sicherheit. Weil aber das Leben viel mehr irrationale Zahlen in das Exempel stellt, als die Mathematik und das Lebensexempel menschlichem Verstande überhaupt nicht aufgeht, so können andere Möglichkeiten inzwischen eintreten. Zum Beispiel, daß die nicht anarchistischen, die regierten Staaten sich endlich doch Deutschlands annehmen, wie der Gerechte sich seines Viehes erbarmt, und den Irrsinn, bevor er zu ihnen übergreift, unter Kuratel stellen. Keine „Weltrevolution" würde das verhindern. Auch wenn in den anderen Staaten Revolutionen ausbrechen sollten, würden ihre Völker das unter sich ausmachen, nicht „international", sondern nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht, niemals aus „Solidaritätsgefühl" mit den deutschen „Brüdern". Den deutschen „Generalstreik" haben die kapitalistischen Ententeregierungen nicht so leicht hingenommen, wie unsere Ahnungslosen ahnen.

Daß Mehrheitssozialisten, Demokraten und Zentrum aus einer Augenblicksfurcht die Parole zum Generalstreik ausgaben, das ist ein Kapitel für sich und

Digitized by Google

spricht doch Bände. Was bedeutet der Kapp-Lüttwitz-Putsch gegen diese Leichtfertigkeit aus heulender Angst? Wenn sie nicht auf ihren Pöstchen so geklebt hätten, wäre der Putsch unterblieben. Das ist sicher. Oder bedarf es Beweise dafür? Auch nachdem er ausgebrochen war, konnte bei weniger Klebstoff und mehr Selbstlosigkeit der Äolusschlauch gebunden bleiben, aus der Not eine Tugend gemacht werden, indem die Regierung einfach erklärte: „Ja, was wollt ihr denn? Sachverständige Leute in die Ministerien setzen, Neuwahlen ausschreiben? Das wollen wir selbst!" Angenommen, die Kapp-Lüttwitz wollten wirklich aufs Ganze gehen, hätten sich nicht mit einer solchen oder ähnlichen Erklärung zufrieden gegeben —: in welcher unantastbaren Stellung stand dann die Regierung da? Sie hatte die Mittel in der Hand, den Sachverhalt durch die gesamte Presse, Telegraphie, Flugblätter in kürzester Frist in ganz Deutschland zu verbreiten, ihr Sieg war damit entschieden, ein Narr mußte das einsehen. Es sind schon andere Kompromisse geschlossen. Kapp-Lüttwitz und ihre Anhänger sind „Hochverräter", aber mit der Roten Armee, die gegen die Truppen der selben Regierung in offenem Kampfe steht, wird als mit einer gleichberechtigten Partei verhandelt, wird (einseitiger) „Waffenstillstand" geschlossen. Die Leute, die mit schwerer Artillerie diese Regierung beschießen, sind keine Hochverräter! Wo ist da auch nur eine Spur von Logik oder Gerechtigkeit? Wo bleibt hier die Stuttgarter heroische Pose: mit Hochverrätern verhandeln wir nicht, nachdem man noch auf der Flucht von Berlin nach Dresden so verhandlungsfreudig war? Entweder man läßt den Begriff „Hochverrat" fallen oder man wendet ihn gleichmäßig gegen alle an. In der Tat ist in solcher Lage jegliche Prinzipienreiterei eitel Humbug, Marke Erzberger.

Ich möchte auch mal sehen, woher irgendeine republikanische deutsche Regierung Truppen nehmen soll, wenn jeder Offizier und Soldat nach seiner Gesinnung beschnüffelt wird. Das kann dann allerhöchstens eine gesinnungslose Soldateska werden, die sich dem Meistbietenden verkauft. Wer bürgt irgendeiner Regierung, daß eine so „gereinigte" Truppe, wenn sie keinen ihren Lohnansprüchen genügenden Arbeitgeber findet, sich selbständig, das Geschäft auf eigene Rechnung macht, und bei dem Nehmen es mit dem Sozialismus und Kommunismus so ernst meint, daß sie dabei auch der Arbeiter nicht vergißt, die dann als bevorzugte Klasse auch von den Prätorianern bevorzugt werden? ...

Das ist klar: bei dieser Rückentwicklung müßte Deutschland sterben. Was mehr ist als das politische Deutschland und doch von ihm unabtrennbar: die deutsche Gemüts- und Geistesmacht, die deutsche Kultur. Stirbt aber Deutschland, dann stirbt Europa — das Abendland. Dann wird Deutschland eine versunkene Welt sein, wie das alte Griechen- und Römertum — Antike. Aber vielleicht erlebt es eine Renaissance — in den Schriften asiatischer Gelehrten und Antiquare. Damit soll nicht gesagt werden, daß dieses Ziel erreicht wird, aber daß die Reise dahin geht, darüber sollte man sich auf keiner Seite einer Täuschung hingeben.

Digitized by Google

# Auf der Warte

## Schleswig

In den Tagen des Trubels ist ein Ereignis von außerordentlicher Tragweite fast unbeachtet geblieben: die Abstimmung in der zweiten Zone Schleswigs. Es ist ein Trost in trüben Tagen, daß sich die Deutschen in Schleswig so wacker bewährt haben. Unbeirrt von den Vorgängen in Berlin und dem Reiche haben sie ihre deutschen Ansprüche mannhaft gewahrt, obwohl von dänischer Seite alles geschehen ist, um unsichere Kantonisten durch materielle Versprechungen dem Deutschtum abspenstig zu machen. In Flensburg, dem Mittelpunkt des Kampfes, waren am Abstimmungstage Hunderte obdachlos, die herbei geströmt waren, um ihrem Wahlrecht zu genügen. Die große Gefahr, die durch den militärischen Putsch für die deutsche Sache heraufbeschworen war, wurde durch die Parole des Burgfriedens und der Einigkeit gegen den äußeren Feind behoben. Der schöne Erfolg, den die Deutschen der 2. Zone errungen, legt der Regierung um so mehr die ernste Pflicht auf, bei dem Siebenerausschuß in Paris, in der auch Deutschland vertreten ist, mit allem Nachdruck zu fordern, daß von der 1. Zone die Gebiete von Hoyer, Tondern, Rapstadt und Tingleff zurückzufordern sind, da diese Bezirke 55 bis 83 % deutsche Mehrheit hatten. Die Bestimmungen des Versailler Vertrages ermöglichen nach Sinn und Wortlaut durchaus diese Forderung.

*

## Heil dir im Siegerkranz!

Unsere Lustspieldichter brauchten um einen Stoff für den zeitechten Operettenschlager fürderhin nicht verlegen zu sein. Kann man sich einen dankbareren Gegenstand vorstellen als die wahrhaft groteske Ahnungslosigkeit, die unser hohes Reichskabinett während des Putsches Kapp-Lüttwitz an den Tag legte, dieses Reichskabinett, das, wie sich hinterher herausgestellt hat, mit idyllischer Ruhe sein Pfeifchen weiterrauchte, als schon die Lunte am Pulverfasse lag? Wenn aber diese Regierung, deren dösige Bierruhe putschistisch veranlagte Kreise förmlich zum Losschlagen reizen mußte, nach Beseitigung der Gefahr nun gar noch ein Lorbeerblättlein für sich herauszuschlagen sucht und mit Erlassen, die im Stile von Siegesbulletins gehalten sind, um sich wirft, so kann sie gewiß sein, daß von allen, aber auch allen Bänken ihr schallendes Hohngelächter entgegentönen wird.

Die „siegreiche" Regierung Ebert-Bauer glich noch am Vorabend vor dem Putsche einem Klub der Harmlosen. Die erste bedrohliche Meldung, die in den holden Frieden der Regierungsleute hineinplatzte, überbrachte General Lüttwitz selbst. Er erschien am Abend des 10. März und überreichte die bekannten Forderungen. Beim Reichspräsidenten Ebert begann es zu dämmern, aber Noske, der zu der Unterredung hinzugezogen wurde, verscheuchte die Wolken von Jupiters Stirne durch die Erklärung, daß er Lüttwitz entlassen würde. Ungefähr zu der gleichen Zeit waren durch Offiziere der preußische Ministerpräsident Hirsch und Minister des Innern Heine von den Vorgängen in Döberitz unterrichtet worden. Ministerpräsident Hirsch wollte diese Mitteilung in einer Sitzung des preußischen Kabinetts zur Sprache bringen — vergaß es aber. So waren am Donnerstag weder die Mitglieder des Reichskabinetts noch die des preußischen Staatsministeriums über die gefährliche Situation unterrichtet, und während des ganzen Tages geschah auch nichts,

Digitized by Google

um dem aus Döberitz drohenden Umsturz durch irgendwelche Maßnahmen zu begegnen. So ging man unbekümmert den Ideen des März entgegen. Am 12. abends erklärte Noske beiläufig zwischen andern Geschäften, daß da bei Döberitz draußen eine kleine Affäre schwebe, die aber rasch beigelegt sein werde. Nach Genuß der Abendzeitung, die ein paar schwache Andeutungen brachte, legten sich die Berliner, einschließlich des Reichskabinetts, seelenruhig ins Bett. Ein Mitglied des Kabinetts, das in den späteren Abendstunden in einer Gesellschaft über die Putschmeldung befragt wurde, versicherte, die Sache habe nichts auf sich, er hätte noch keine Zeit gehabt, sich im Kabinett des näheren nach der Angelegenheit zu erkundigen. — — Etliche von den preußischen Ministern saßen am Abend, während in Döberitz die Vorbereitungen für den Einmarsch getroffen wurden, ohne einen Schimmer von Ahnung im Theater — —

*

## Glückwünsche

Der Reichskanzler Bauer hat in seiner ersten Kundgebung nach Niederwerfung der Militärdiktatur Kapp-Lüttwitz mit besonderem Stolze hervorgehoben, daß die französische, englische und italienische Regierung die deutschen Geschäftsträger aus diesem Anlaß beglückwünscht habe. Es kann immerhin bezweifelt werden, ob das deutsche Volk in seiner Gesamtheit die ersten Glückwünsche, die es von seiten der Entente einstreichen durfte, mit demselben Entzücken hingenommen hat, wie es offenbar bei dem Reichskabinett der Fall war. Gar zu rege Anteilnahme Außenstehender bei Zwistigkeiten im eigenen Hause haben immer einen bitteren Beigeschmack. Wenn die Regierung Ebert-Bauer, was ihrem kleinbürgerlichen Verstande wohl zuzutrauen ist, sich allen Ernstes einbildet, plötzlich in Ententekreisen Sympathien gefunden zu haben, so wird sie ja wohl sehr bald höchst schmerzhaft auf die Stelle gestoßen werden, wo der Pferdefuß herausschaut. Das mag sie mit sich abmachen. Aber die grobe Taktlosigkeit, die sie mit der ostentativen Hervorkehrung ihrer Lakaiengefühle dem deutschen Volke gegenüber beging, sollte ihr nicht einfach so hingehen. Schon beim ersten diplomatischen Empfange des französischen Präsidenten Deschanel nach Friedensschluß machte es einen eigentümlichen Eindruck, als es in dem Bericht französischer Blätter vom deutschen Geschäftsträger hieß: „Mayer kam als erster der Geladenen an — —“

Nur nicht drängeln! Am Ententebusen ist für alle Platz, die willig und bereit sind, ihrem Volke gewissenhafte Gerichtsvollzieher zu sein.

*

## Eine Nachtsitzung

In der Nacht vom 20. März fand zwischen radikalen Gewerkschaften einerseits und Regierungsvertretern und Mehrheitsparteien andererseits eine höchst dramatische Sitzung statt. Der Diktator Kapp, erzählt die „Tägl. Rundschau“, war beseitigt; aber an seine Stelle war der Diktator Gewerkschaftsführer Legien getreten, der ihnen ein „Friß Vogel oder stirb“ entgegendonnerte, mit der Faust auf den Tisch schlug und die Mehrheitssozialisten, die über ihren wildgewordenen, weil um seine Führerschaft kämpfenden Genossen baß erstaunt waren, anfuhr: „Was, Ebert und Bauer wollen weiter regieren? Die Kerle brauchen wir überhaupt nicht! Sie sollen bleiben, wo der Pfeffer wächst. Wenn sie herkommen, fliegen sie zur Türe hinaus. Wir werden selber regieren!“ Und als die Herren Gothein, Trimborn und Herold nicht sofort begriffen, machte er ihnen, während draußen Schüsse knatterten, die eindrucksvolle Gebärde der Gurgelabschneidens vor, worauf der alte Zentrumsmann Herold das Lokal zu verlassen erklärte. Die Einigung aber kam zustande und gab den radikalen Gewerkschaften das Recht, in die Ministerernennungen hineinzureden, was sie auch bei der Erneuerung des Ministeriums redlich taten. Aber nicht nur die Ministerien sind hinfort von Gewerkschafts Gnaden, auch die Nationalversammlung tagt unter der ständigen Drohung, daß

Digitized by Google

unliebsame Beschlüsse mit einem Generalstreik, wenn nicht mit Aufruhr beantwortet werden. Man kann das Demokratie nennen, aber Gewaltherrschaft der Arbeiter und Entrechtung aller übrigen Volksklassen ist richtiger. Die Demokraten freilich erklären, nachdem sie sich mit Schwung auf die Rutschbahn zur proletarischen Diktatur gesetzt haben, nunmehr programmatisch, daß sie nicht weiter mittun, sondern fest und treu auf den neun Punkten festsitzen, wenn möglich sogar durch sinngemäße Auslegung von ihnen zurückklettern wollten. Schade nur, daß auch die schiefe Ebene ihre eigene Logik in sich hat und die Parteien, die sich ihr anvertrauen, sehr selten oben, sondern meistens unten abliefert.

*

## Die Märztage in Stuttgart

Am Dienstag 16. und Mittwoch 17. März ließ die unverdrossen zur Arbeit ermahnende Sozialistenregierung ihre württembergischen Arbeiterbataillone zu einem Generalstreik aufmarschieren, wobei sie sich bereit erklärte, für den Fall, daß die Arbeitgeber an diesen beiden Tagen die Lohnzahlung verweigern sollten, den Ausfall aus Staatsmitteln zu decken. Nun stecken zurzeit Tausende von Beamten in Württemberg (und sonstwo) bei den ganz unzureichenden Teuerungszulagen in chronischen Geldverlegenheiten und müssen z. T. buchstäblich hungern. Dort aber werden von der Regierung für letzten Endes parteipolitische Unternehmungen Unsummen ausgeworfen. Dabei hat unlängst ein Zentrumsabgeordneter erklärt, das Wohlleben der Beamten müsse aufhören. Wie sagte doch Ulrich v. Hutten: „... und es ist eine Lust zu leben!“

Etwa ein halbes Dutzend Flieger kreuzte am Mittwoch 17. März stundenlang über Stuttgart, um die Anwesenheit der überstürzt aus Berlin ins Schwabenland geflohenen Heldenschar zu verherrlichen. Welchen Zweck mag sonst dieser Flug gehabt haben? Wohl wurden zahlreiche Flugblätter abgeworfen mit der Bekanntmachung, daß der Schloßplatz über die Dauer der Tagung der Nationalversammlung abgesperrt sei. Aber dies war an Stacheldrähten und bis an die Zähne bewaffneten Reichswehrsöldnern auch ohne Flugblattbombardement ersichtlich; — aber freilich, die teurere Art der Bekanntmachung muß wohl auch dem Steuerzahler als die vornehmere erscheinen. Wir haben's ja!

Am Donnerstag, 18. März, nachmittags 4 Uhr, tagte die Versammlung der Männer, die angeblich den Volkswillen vertreten, von zwei Stacheldrahtzäunen und einem Reichswehrpanzer grimmig behütet. Der Andrang zu diesem erhabenen Schauspiel war mäßig. An Verständnis für die getroffenen Schutzmaßnahmen schien es teilweise zu fehlen. Ein Arbeiter, der neben mir eine kurze Weile das Bild übersah, sagte: „Feige Kerle!“, spuckte aus und ging von dannen. Z.

*

## Die Rote Armee

Wie ernst der Bolschewismus in Deutschland selbst, also noch ohne den drohenden Zustrom aus Rußland zu nehmen ist, wird ein Bericht der „Frankf. Ztg.“ aus dem Ruhrgebiet auch dem harmlosesten Mitbürger mit unheimlicher Deutlichkeit zu Gemüte führen. Die Leitung des Kampfes liegt ausschließlich in der Hand des Roten Soldatenbundes, der von einer Beendigung der Kämpfe nichts wissen will und bereits offen der Hoffnung Ausdruck gibt, daß die Siege der Roten Armee im Industriegebiet das Signal zu einer bewaffneten Erhebung der gesamten revolutionären Arbeiterschaft im ganzen Reiche werden wird. Die Bewegung ist damit ins rein kommunistische Fahrwasser geglitten.

Das Gros der gegen die Reichswehr und Polizeitruppen kämpfenden Roten Armee bilden vor allem Jugendliche, die zum Teil durch die Lust am Abenteuer, zum Teil durch die in Aussicht gestellte hohe Löhnung angelockt werden. Den Rest bildet die Gefolgschaft der Kommunisten und Unabhängigen. Aber auch unter diesen überwiegen die Altersklassen zwischen 18 und 22 Jahren. Reifere

Digitized by Google

Männer sieht man nur vereinzelt darunter. Die Zahlenangaben über die Stärke der Roten Armee schwanken außerordentlich. Während sie zu Beginn der Woche von der roten Kampfleitung selbst auf etwa 50000 bis 60000 Mann geschätzt wurde, spricht man neuerdings bereits von über 100000. Das mag übertrieben sein. Tatsache ist jedenfalls, daß die Roten Truppen noch immer Zuzug aus dem ganzen Ruhrrevier erhalten. Ihre Bewaffnung ist gut. Sie verfügen über eine Unmenge Gewehre, Maschinengewehre, Minenwerfer und zahlreiche Geschütze der verschiedensten Kaliber von der Revolverkanone bis zum 15 Zentimeter-Geschütz. Organisation und Führung dieser Armee sind überraschend gut. Vor Wesel hat sich in den letzten Tagen ein regelrechter Grabenkrieg entwickelt, der nach allen Regeln moderner Taktik geführt wird. Selbst von der Gegenseite wird den ausgezeichneten Leistungen und insbesondere der präzisen Feuerleitung der Roten Armee unumwunden Anerkennung gezollt. Ihre Artillerie ist geschickt postiert und schießt mit erstaunlicher Präzision. So war es ihr bereits gelungen, das Elektrizitätswerk in Wesel durch einige gutgezielte Schüsse außer Aktion zu setzen, so daß die Stadt seitdem ohne Kraft und Licht ist. Auch die Infanterie der Roten Armee schießt vorzüglich. Sie kämpft mit einem Mut und einer Hartnäckigkeit, die bewundernswert sind. Ihre Verluste sind dementsprechend hoch. Anerkennung verdient besonders die Tätigkeit der Arbeitersamaritergilde, deren Helfer und Helferinnen in der vordersten Feuerlinie tätig sind. Auch sie haben bereits Tote und Verwundete zu beklagen. Nicht uninteressant ist es, daß die Front nach hinten von der Feldgendarmerie von einer Schützenpostenkette abgeriegelt ist, die keinen Bewaffneten, der sich nicht als Mitglied der Fronttruppe ausweisen kann, nach vorn läßt, aber auch keine Fronttruppen ohne ausdrücklichen Befehl aus der Kampfzone herausläßt."

*

## Morgenwitterung

Das deutsche Volk, schreibt die „Kreuzzeitung", rüstet sich zum letzten Tanz auf dem Vulkan. Der Symptome sind wahrlich genug vorhanden. Schon wer z. B. in den Seelen der großen demokratischen Zeitungsverleger zu lesen versteht, dem müssen die Manöver aufgefallen sein, mit denen man einerseits die Demokratie verherrlicht, andererseits aber bereits sich zu Extratouren mit den Kommunisten und Spartakisten anschickt, En tout cas — man kann nicht wissen, wie es kommt. So haut denn die Mossesche Volkszeitung schon längst in die Kerbe der „Freiheit" und Ullsteins „B. Z." hetzt in fast kommunistischer Färbung fleißig gegen dasselbe Militär, das in den Spartakusunruhen die Zeitungen herausgehauen. Die Greueltaten der radikalen Elemente wie z. B. die im Schöneberger Rathaus, werden beschönigt. Wenig liest man in den Blättern der Linken von den Morden und Plünderungen, die in den Städten und auf dem Lande vorgekommen sind. Die jüdische Presse hat Morgenwitterung. Sie bittet bereits um gut Wetter bei den Herren der Zukunft, indem sie einen Schleier über die drohenden Gefahren des deutschen Bolschewismus zieht.

*

## Der siebzigste Geburtstag des Präsidenten Masaryk und Deutsch-Österreichs Staatskanzler

Herr Dr. Karl Renner, seines Zeichens Staatskanzler der Republik Österreichs, wie Deutschösterreich fortan auf Befehl der Entente im internationalen Verkehre heißt, hat abermals das Bedürfnis gehabt, einem der unversöhnlichsten Feinde des Deutschtums seine Reverenz zu machen. War es früher Clemenceau, so ist es diesmal Herr Masaryk, der Präsident der tschechoslowakischen Republik. Dieser hatte kürzlich das Glück, seinen siebzigsten Geburtstag in geistiger und körperlicher Gesundheit zu feiern, was menschlich

Digitized by Google

gesehen sicherlich erfreulich ist. Es hätte auch nichts dagegen einzuwenden gegeben, wenn die Staatslenker Deutschösterreichs im Sinne der kommenden Völkerversöhnung, die freilich einstweilen noch recht einseitig von deutscher Seite betrieben wird, aus diesem Anlasse kurze und förmliche Glückwunschtelegramme nach Prag gesandt hätten; damit wäre schließlich einer altüblichen internationalen Höflichkeitspflicht Genüge getan worden. Präsident Seitz hat sich denn auch in seinem an Masaryk gerichteten Glückwunsche recht angemessen aus der Affäre gezogen. Nicht so Staatskanzler Renner. Er hat nun einmal einen Hang zum fremden Staatspersonal, und so konnte er nicht umhin, einen der hinterhältigsten und gefährlichsten Feinde des Deutschtums nicht nur zur Vollendung des siebzigsten Lebensjahres förmlich zu beglückwünschen, nein, er mußte ihm auch noch ein Loblied singen, das ob seiner Naivität und Würdelosigkeit sicherlich bei dem schlauen Manne am Moldaustrande ein heiteres Lächeln erregt haben wird. Lassen wir Herrn Renner selbst sprechen; er nennt in seiner Glückwunschdrahtung Masaryk „erfolggekrönten Führer im Kampfe für Freiheit und Selbständigkeit seines Volkes", „Pfleger der großen geistigen Zusammenhänge der Völker", die tschechoslowakische Republik aber bezeichnet er als „den Hort wahrer Freiheit und Träger des Gedankens der Völkerverbrüderung". Angesichts der eben erst erfolgten Vergewaltigung der sieben Millionen nichttschechischer Einwohner des tschechoslowakischen Staates, unter denen vier Millionen Deutsche sind, durch die neue tschechische Verfassung und durch die Einführung der tschechischen Staatssprache, angesichts der Tatsache, daß dieselben Tschechen, allen voran Herr Masaryk, sich seinerzeit mit allen Mitteln gegen die gar nicht bestehende deutsche Staatssprache im alten Österreich wehrten und über Vergewaltigung schrien, wo sie gehätschelt wurden, angesichts der Tatsache, daß fast am selben Tage, an dem Masaryk sein Wiegenfest beging, in Wien eine gewaltige Trauerkundgebung für die deutschen Blutopfer stattfand, die vor einem Jahre tschechischen Maschinengewehren in mehreren Städten Deutschböhmens und Mährens zum Opfer fielen, ist es wahrlich ein starkes Stück, das da Herr Dr. Renner geleistet hat. Es wird schwer sein, in der Geschichte unseres Volkes, das leider nach dieser Richtung manches aufzuweisen hat, ein gleichwertiges Beispiel nationaler Würdelosigkeit und freiwilliger Selbstentmannung zu finden. Von dem Manne freilich, der es fertig brachte, nach Paris zu telegraphieren, man möge Deutschösterreich schleunigst Hilfe gewähren, da es sonst genötigt wäre, die Hilfe des Deutschen Reiches anzunehmen, war Besseres nicht zu erwarten. Jedenfalls aber wollen wir dem derzeitigen Staatskanzler Deutschösterreichs auch seine letzte Leistung nicht vergessen. A. R.

*

## Proletarierführer als Kapitalisten

Daß Arbeiterführer sich Einkünfte verschaffen, die denen der verhaßten Kapitalisten bedenklich nahe kommen, ist eine Erscheinung, die nicht nur in dem Deutschland nach der Revolution zutage tritt, sondern zu den internationalen Errungenschaften zählen darf. So werden die in Amerika herrschenden Verhältnisse durch folgende Ziffern beleuchtet: Samuel Gompers, der Vorsitzende der „American Federation of Labor" erhält 10000 Dollar pro Jahr, während er sich vor dem Kriege mit 5000 Dollar begnügen mußte. Hugh Frayne, der Organisator des Verbandes, erhält 4500 Dollar für das Jahr und Reisespesen, Warren Stone, der Präsident der Lokomotivführer, 10000 Dollar, T. V. O'Connor, der Führer der Dockarbeiter-Union in Neuyork, bekommt 7500 Dollar das Jahr, Marden J. Scott, der Führer der Schriftsetzer, hat ein Jahresgehalt von 5000 Dollar. Robert P. Bridell gar, der Führer der Dockbauer-Union von Neuyork, bezieht 18000 Dollar Gehalt für das Jahr und ist auf Lebenszeit angestellt. Der frühere Arbeiterführer John Mitchell, der als armer Kohlengräber begann und beim Staatsdienst endete, hat bei seinem kürzlich erfolgten Tode

Digitized by Google

das stattliche Vermögen von 250000 Dollar hinterlassen.

Wenn ein Arbeiterverband wie die „Federation of Labor“ derartige Gehälter für seine Organisatoren auswerfen kann, so läßt sich denken, wie rentabel sich das Unternehmen gestaltet. Auch in der amerikanischen Arbeiterbewegung verbirgt sich hinter den klingenden Phrasen von Freiheit und Fortschritt als eigentliches Leitmotiv die Gier nach hohen Löhnen.

*

## Woran liegt es?

Die Kraft eines Volkes liegt in der Größe seines Staatsgedankens. Wohlverstanden, nicht in der Größe des Staatsgefüges, sondern in der Durchdrungenheit aller von dem Glauben an eine nationale Zusammengehörigkeit, in dem natürlichen, Instinkt gewordenen Bedürfnis jedes einzelnen, sich in allen seinen Äußerungen und Leistungen als dienendes Glied des Staates zu fühlen.

Dieser Instinkt ist dem deutschen Volk verloren gegangen. Es ist nicht wahr, daß es ihn nie besessen hat. Es hat ihn gehabt und hat ihn verloren.

Wie das möglich war? Durch tausend Umstände: durch die Verflachung, die die Erwerbsgier, der rasche Reichtum für die einen, das Großstadtelend für die andern mit sich brachte; durch den der „jüngsten Großmacht“ von undeutschen Elementen aufgepfropften, unreifen und daher ungesunden Internationalismus; durch den ebenfalls von undeutschen Elementen aufgedrängten Sozialismus. Im übrigen waren die Massen auch in zu große Sicherheit gewiegt. Staatsbewußtsein erwächst aus dem Zusammenstehen in Gefahr. Die Generation, die seit 1870 heranwuchs, hat keine Gefahr kennen gelernt. Für die meisten war der Kriegsausbruch 1914 ein Donnerschlag aus heiterm Himmel. Und noch unvorbereiteter als der Krieg traf die meisten der Zusammenbruch Deutschlands. Das Kaiserreich war ein Gerüste, das jeder festgefügt glaubte. Wer wußte denn, daß es an ihm, dem einzelnen lag, es zu stürzen? Wer wußte denn in Deutschland, daß der Staat nicht bloß ein Apparat von Fürsten, Diplomaten, Beamten ist, sondern der Organismus, von dem wir alle Glieder sind? Wer wußte, daß Staatsangehörigkeit die Pflicht auferlegt, diesem Staat mit allen Kräften zu dienen? Alle diese Fragen bekümmerten die Generation seit 1870 nicht, weil keine direkte Gefahr ihr Pflichtbewußtsein aufrüttelte.

Am schwersten aber wurde in unserm Familienleben gesündigt. Die zunehmende Auflösung des Familienlebens zugunsten des Vegetierens der einzelnen Familienmitglieder in Klubs, Vereinen, Gesellschaften, Café- und Wirtshäusern führte dazu, daß die Familie nicht mehr der Sammelpunkt war, in dem Dinge von allgemeinem Interesse besprochen wurden. Die Politik saß am Wirtstisch; im deutschen Haus war kein Platz mehr für sie. In etliche Zeitungsspalten gedrückt schlüpfte sie wohl noch herein, zum Platz des Hausherrn. Die Hausfrau las bloß den „lokalen“ Teil und die unterhaltsame Hälfte „Unterm Strich“. Politik, vaterländische Gesinnung, Pflichten und Sorgen des einzelnen und das Ganze, bildeten längst nicht mehr das häusliche Gespräch zwischen dem Ehegatten und den heranwachsenden Kindern. Die Kinder wuchsen ohne eine blasse Vorstellung von dem Staatswesen, das sie umgab, auf.

Während dem Kriege hörte man öfters den naiven Ausspruch: Was mögen sich wohl unsre Kinder von dem Kriege denken? Die Mutter hätte besser getan, sich zu fragen: Was werden einst unsere Kinder von ihren Eltern denken!...

Die trostlose Gleichgültigkeit in allen nationalen Fragen hat uns vom gefürchtetsten zum verachtetsten Volk gemacht...

In einem höhern Mädcheninstitut einer rheinischen Stadt frug kürzlich die Lehrerin der Oberklasse ihre 15- bis 18jährigen Schülerinnen über deutsche Geschichte aus. Wie hieß der Vater Kaiser Wilhelms II.? Keine wußte es sicher. Einige meinten Friedrich, einige Wilhelm. Der wievielte? Wußte keine. Von dem Unterschied des Kaisertums vom Königtum natürlich keine Ahnung. Ebenso

Digitized by Google

wenig von der Entwicklung des deutschen Reiches.

Sicherlich hatten diese jungen, zum Teil schon heiratsfähigen Damen alle einige deutsche Geschichte gelernt und nur schon eben wieder „verschwitzt", da in diesem Alter Kino und Tanzkränzchen in den jungen Köpfen mehr Raum einnehmen als Schulaufgaben. Das ist natürlich, solange die elementarsten Kenntnisse von Geschichte und Vaterland nur Schulaufgaben sind. Sie sollen eben schon in die Schule mitgebracht werden. So gut zur häuslichen Erziehung das Vaterunser gehört, so gut gehört auch dazu die Vertrautheit mit den herrschenden politischen Verhältnissen. Eine Generation, die von all diesen Dingen nichts weiß, verdient den Namen „Barbaren"!

Männer, laßt die Wirtshauspolitik! Redet mit euren Frauen, redet mit euren Kindern vom Vaterland! Es wird euch dann manches anders erscheinen, manches nichtig, was euch bisher wichtig schien; manches wichtig, was ihr bisher nicht geachtet habt. Die Dinge sehen anders aus, wenn sie vor Kinderaugen standhalten müssen... M. E.

*

## Technische Nothilfe

Auch im Bürgerkriege sollten die sich bekämpfenden Parteien endlich eine Einrichtung anerkennen, die gerade während des letzten Generalstreiks ihre Daseinsberechtigung erwiesen und der Allgemeinheit ohne Ausnahme zum Segen gedient hat: der technischen Nothilfe. Von leiten der streikenden Arbeiter wird leider immer wieder versucht, dieser Einrichtung ein politisches Odium anzuheften, als sei sie lediglich zu dem Zwecke da, durch ihr Wirken den Erfolg des Generalstreikes in Frage zu stellen. Davon kann, das sollte gerechterweise auch die streikende Arbeiterschaft endlich zugeben, von vornherein keine Rede sein. Es ist töricht, den Massen zu predigen, ein kleines Hilfsvölkchen wie dieses könnte in der Lage sein, auch nur auf einige Stunden Ersatz für das ungeheure Räderwerk zu bieten, für dessen Aufrechterhaltung Heere von Arbeitern notwendig sind. Die Aufgabe der Technischen Nothilfe beschränkt sich ganz unzweideutig darauf, lediglich die Gefahr abzuwenden, die durch die plötzliche Arbeitsniederlegung dem Bestande der lebenswichtigen Betriebe droht. Ja, wenn nicht eine neutrale Mannschaft für diese Aufgabe zusammengestellt worden wäre, läge es im dringendsten Interesse der Arbeiter selbst, aus sich heraus eine solche zu schaffen. Wenn Gruben ersaufen, Hochöfen erlöschen, wenn, wie es in Berlin geschah, infolge Ansammlung von Luft in den leeren Gasleitungen Explosionen entstehen, wer wird von derartigen Verheerungen härter betroffen — der Unternehmer oder die arbeitende Bevölkerung? Der gesunde Menschenverstand müßte auch dem radikalsten Arbeiter sagen, daß es ein Unrecht ist, die freiwillige Belegschaft der Technischen Nothilfe als „Streikbrecher" zu beschimpfen. In Groß-Berlin sind durch die Technische Nothilfe 53 lebenswichtige Betriebe in Gang erhalten worden. Die Leute, die diese gewaltige Aufgabe lösten, waren zum großen Teil Bürgerliche. Sie haben dafür gesorgt, daß die Arbeiter, als der politische Ausstand beendet war, sogleich wieder die Tätigkeit in den Betrieben aufnehmen konnten. Ohne das Eingreifen der Technischen Nothilfe hätte die Instandsetzung der Maschinen usw. unter Umständen wochenlang dauern können und den Arbeitern wäre ein Lohnausfall entstanden, der ihnen bald genug schmerzlich zum Bewußtsein gekommen wäre. Wann wird endlich auch die Mehrzahl der Arbeiter das selbstlose Wirken der Technischen Nothilfe, das doch auch zu ihrem Wohle geschieht, vorurteilslos anerkennen?

*

## Theorie und Praxis

In der „Freiheit", dem Organ der Unabhängigen, ist der „Streikbrecher" stets als die verworfenste Gattung des Menschengeschlechts hingestellt worden. Diese Auffassung hat sich denn auch der werktätigen Bevölkerung so sehr übertragen, daß beispielsweise während der Berliner Putschtage die wilden Fuhrwerke, die noch während des letzten Straßenbahnerstreiks voll in Betrieb

Digitized by Google

waren, sich gar nicht erst hervorwagten, nachdem sich herumgesprochen hatte, daß Autodroschken, die eine Fahrt riskiert hatten, umgekippt und Führer und Fahrgast gleichermaßen verprügelt worden waren.

Aber zwischen Theorie und Praxis klaffen seltsame Gegensätze: das hat auch die Freiheit erfahren müssen. Bei ihr streikten vor kurzem die Zeitungsfrauen. Während es nun dem unabhängigen Blatte gelang, mit dem größten Teil der Streikenden auf friedlich-schiedliche Art zu paktieren, erwiesen sich die streitbaren Damen von Neukölln, der kommunistischen Hochburg, als widerborstig und traten in den Ausstand. Und die gute „Freiheit", die jeden Streik außerhalb ihrer Geschäftsmauern mit Jubel zu begrüßen pflegt, sah sich genötigt, in zahlreichen U. S. P. D.-Lokalen „Abholestellen" einzurichten, um den Lesern trotz des Streiks die Zeitung zukommen zu lassen. Diese gewiß sehr sinnreiche Einrichtung hatte nur den einen Fehler, daß sie eine verflixte Ähnlichkeit mit der schändlichen, die heiligsten Proletarierrechte vergewaltigenden — „Technischen Nothilfe" zeigt, freilich mit dem Unterschiede, daß diese nur bei der Gefährdung lebenswichtiger Betriebe in Kraft tritt, während — — —

*

## Das Fälscherblatt

Da ist kein Rätselraten, denn welches andere Blatt könnte der „Freiheit" diesen Ehrentitel streitig machen? Sie fälscht nach Bedarf mit Worten, sie fälscht mit Bildern. Der „Vorwärts" deckt ihre neueste Fälschung auf, wenn diese dann nicht schon von einer oder mehreren allerneuesten überholt worden ist:

Das illustrierte Blatt der U. S. P., die von Ehren-Stössinger herausgegebene „Freie Welt" bringt eine Photographie „Zum Marloh-Prozeß" mit der Überschrift „Ermordung von zwei unschuldigen unbewaffneten Matrosen in den Märzschlachten durch eine Straßenpatrouille in Weißensee. — Links neben dem stehenden Matrosen die Kugelspuren von der Erschießung des ersten Opfers". — Auf dem Bild sieht man zwei Stahlbehelmte unter dem Kommando eines Soldaten mit Schirmmütze, die auf zwei Matrosen schießen. Der eine liegt am Boden, der andere steht.

Diese Aufnahme ist, wie uns mehrere absolut zuverlässige Augenzeugen berichten, ein gestelltes Bild. „Mörder" wie „Ermordete" gehörten beide der Republikanischen Schutztruppe in Weißensee an. Als Beweisstück dafür, daß das Ganze ein Scherz war, liegen uns zwei Gruppenaufnahmen vor, die wir zur Einsicht jeder Prüfungskommission zur Verfügung stellen, auf denen „Mörder" und „Ermordete" friedlich vereint zusammen eine photographische Gruppe bilden! — Das nennen wir Fälschung, das nennen wir Hetzmethode! — Es ist dasselbe Blatt, das seinen Lesern den auf Sklavenarbeit gegründeten antiken Staat Athen unlängst als bolschewistischen Idealstaat geschildert hat!

Soweit der „Vorwärts".

Ein Problem für Psychiater bleibt, wie es Leute geben kann, die ihre Kenntnisse über die Zeitereignisse und Zustände aus einem Blatte schöpfen, von dem sie doch wissen, in welchem Verhältnisse es grundsätzlich zur Wahrheit steht.

*

## Die Juden im Heere

Ein Bremer Rabbiner hat es um der „Wahrheit und Gerechtigkeit" willen unternommen, die Beteiligung der Juden am Kriege zu untersuchen. Die Ergebnisse, zu denen er dabei gelangt und die ihren Triumphlauf durch die gesamte jüdische Presse machten, werden nun in der Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung" einer gründlichen Richtigstellung unterzogen, was um so wichtiger war, als die republikanische Regierung sich bisher geweigert hat, dem Volke durch Veröffentlichung des einschlägigen amtlichen Materials reinen Wein einzuschenken.

Der Schleier über der ängstlich gehüteten Statistik wird nun etwas gehoben. Der Rabbiner hatte behauptet, von den rund 500 000 Seelen zählenden Juden seien 100 000 eingezogen gewesen. Dazu bemerkt

Digitized by Google

die genannte Zeitschrift: „500 000 Seelen zählen danach die deutschen Juden. Dabei weiß der Rabbiner so genau wie wir, denn er kann es aus jedem statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich entnehmen, daß die Zahl der deutschen Juden 566 999 schon im Jahre 1907 betrug. Wohlgemerkt nur Juden, die sich bei de Zählung ausdrücklich als solche bezeichnet haben. In Wirklichkeit und heute sind es natürlich weit mehr, über darauf wollen wir kein Gewicht legen. Jedenfalls steht fest, daß der rabbinische Doktor mit voller Absicht bei seiner Angabe über die Anzahl der Juden 67 000 einfach hat verschwinden lassen. Was das für die Berechnung der Verhältniszahl bedeutet, liegt auf der Hand."

Ferner behauptet der Rabbiner, es seien 100 000 Juden eingezogen gewesen, das mache den fünften Teil der jüdischen Gemeinschaft aus. Dem ist entgegenzuhalten: Nach der Erhebung des Kriegsministeriums befanden sich Anfang 1917: beim Feldheer 27 515, bei der Etappe 4752, beim Besatzungsheer 30 005 Juden. Das ergibt zusammen 62 272 Juden, die im Heeresdienste standen. Außerdem waren damals noch nicht zur Einstellung gelangt 15 999 Juden, die bereits ausgemustert waren. Von diesen waren 7065 auf Reklamation zurückgestellt. Im günstigsten Falle kann also davon gesprochen werden, daß 78 271 Juden für den Militärdienst tauglich befunden worden sind. Daraus macht nun der Bremer Rabbiner flugs 100 000 zum Heeresdienst eingezogene Juden. Eine hübsche Abrundung, und zwar einmal nach unten, das andere Mal nach oben, sieht harmlos aus, verändert aber das Bild und den Eindruck gewaltig in dem gewünschten Sinne.

Dabei ist noch — wohlgemerkt — die Bevölkerungsstatistik von 1907 der Berechnung zugrunde gelegt. Durch sein Zahlenkunststückchen hat der Rabbiner den Prozentsatz also schlankweg aufs Doppelte hinaufgemogelt. Aber selbst diese für das Judentum wenig glorreiche Statistik ergibt noch lange kein einwandfreies Bild der tatsächlichen Verhältnisse. In den Zahlen sind die Angehörigen von Formationen mitenthalten, die für Kampftruppen unmittelbar nicht in Frage kommen, wie die Mannschaften z. B. bei den Armeetelegraphentruppen und beim Oberkommando. Auch in der kämpfenden Truppe selbst sind erfahrungsgemäß unverhältnismäßig viel Juden an ungefährdeter Stelle als Schreiber und Telephonisten beschäftigt, die auch in den Gefechtsstärken der Truppen mitzählen. Das wird jeder Frontkämpfer aus eigenen Erfahrungen bestätigen können.

Eine bemerkenswerte Feststellung finden wir ferner in dem Buche „Die Juden im Heere„ (im Deutschen Volksverlag München) von Otto Armin: „Nahezu die Hälfte aller im preußischen Kontingent noch nicht zur Einstellung gelangten heerespflichtigen Juden entfiel auf die beiden Städte Berlin und Frankfurt a. M. Dasselbe trifft auch auf die reklamierten jüdischen Dienstpflichtigen zu, wobei noch hervorzuheben ist, daß in diesen beiden Städten 41 % der reklamierten Juden kriegsverwendungsfähig war."

*

## Kopfkultur

Das Köllnische Gymnasium zu Berlin ist seit Ostern in eine „Hochbegabtenschule" umgewandelt. Zwei Psychologen sind aufgeboten worden, um die Jungen durch sogenannte „Tests" auf Aufmerksamkeit, Gedächtnis, Kombinations- und Konzentrationsfähigkeit hin zu prüfen und danach über die Aufnahme zu entscheiden.

Die experimentelle Psychologie ist allenthalben dabei, ihre Messungsmöglichkeiten auch auf die geistigen Fähigkeiten auszudehnen, und es dürfen von ihr noch wertvolle Beihilfen auf dem ganzen Gebiete der Lebensorganisation, besonders der Berufswahl und der Ehe, aber auch der Gerichtsbarkeit, der Schule usw., erwartet werden. Der obige Versuch aber, diese experimentelle Messung der Gehirnarbeit zur Grundlage für eine Züchtung Hochbegabter zu machen — vermutlich auch ein Versuch zum „Aufstieg der Tüchtigen" —, bewegt sich denn doch in falscher, weil einseitiger Richtung.

Digitized by Google

Zu den vielen anderen patentierten Dingen in der Welt nun doch das Prädikatsgehirn erscheinen zu sehen, abgestempelt mit 1 a, wissenschaftlich garantiert — der Gedanke erweckt zunächst noch einiges Unbehagen. Und nicht ganz mit Unrecht. Was aus dieser Pflanzung nämlich hervorgehen wird, das brauchen durchaus nicht die Großen der späteren Weltgeschichte zu sein, sondern das können sehr leicht entweder dünkelhafte Streber werden, die den Stempel an ihrer Stirn möglichst sichtbar leuchten lassen, oder Leute, die trotz tadellos funktionierender Gehirnmaschine arme Verkrüppelte geblieben sind. Dern man vergesse nicht: Die meßbaren psychologischen Eigenschaften haben noch keinen großen Mann geschaffen! Und wirklich hervorragende Begabungen brauchen durchaus nicht lauter Ihresgleichen in der Schulklasse, um im D-Zugstempo die ganze Bildung zu durchfliegen, haben im Gegenteil gerade unter schwächer Begabten und langsamer Reifenden die Muße, sich nach ihren eigenen inneren Gesetzen auszudehnen und in ihrem eigenen Saft zu reifen. In jener Anstalt wird jedoch der Geist zwar unter atemlosem Hasten emporschießen wie eine Treibhauspflanze; aber warme, volle Menschenkinder, die alle Mächte der Seele in sich tragen, können auf diese Weise nicht herangezogen werden. Diese aber sind die „Begabten"! Das Unermeßbare, ja Unbeschreibbare im Menschen, die inneren Gewalten, die er vielleicht selber nicht kennt, das sind die Tiefen, aus denen der Menschheit bisher noch immer Heil geflossen ist. Was für ein armseliges Werkzeug ist der Kopf allein, wenn in dem Menschen nicht das geheimnisvolle Uhrwerk tickt, das Mutter Natur allein schenken oder versagen kann. Unser ganzes Bildungswesen leidet an zu einseitiger Kopfkultur, ein altes Überbleibsel aus der Zeit der Aufklärung, in der ja unsere Schulsysteme größtenteils wurzeln. Das Wissen aber schafft noch keinen Menschen, und die exakteste Gehirnmaschine macht keinen großen Mann. Fährt man fort auf jenem Wege, so wird man die Welt an die sogenannten Intellektuellen, over besser gesagt, die Gezüchteten, ausliefern, auf Kosten der wahrhaft schöpferischen Geister. Dr. E. K.

*

## Diebstahl ist erlaubt

Aus Pirschen im Kreise Neumarkt wird berichtet: Im Nachbardorfe Stusa fand eine Versammlung der sozialdemokratischen Ortsgruppe Pirschen-Stusa statt. Redner war der Vertrauensmann der sozialdemokratischen Partei des Kreises Neumarkt. Dieser sagte unter anderem folgendes: „Diebstahl" — und dabei machte er mit dem Arm eine dies andeutende zusammenraffende Bewegung — „ist erlaubt. Denn wenn ihr stehlen müßt, so beweist das, daß ihr nicht genug habt. Ihr braucht ja die gestohlenen Sachen nur für euch und werdet damit ja nicht Wucher und Schleichhandel treiben."

*

## Ein Harden-Bildnis

Friedrich Thimmes Materialiensammlung über Maximilian Harden (Isidor Witkowski) ist hier bereits erwähnt worden. Da Herr Harden im Auslande immer wieder als führender deutscher Publizist zitiert und auch in Deutschland noch immer in manchen Kreisen gelesen wird, denen man besseren Geschmack und weniger Urteilslosigkeit zutrauen sollte, erscheint es doch angebracht, noch einige bezeichnende Züge dieses Kronzeugen der Entente nach Thimme wiederzugeben:

Im Jahre 1899 veröffentlichte der Schriftsteller Otto Erich Hartleben, daß er als Feuilletonredakteur am „Vorwärts" einmal der Redaktion in einer anonymen Postkarte voll der gröbsten Verleumdungen denunziert worden sei, um ihn aus seiner Stellung zu bringen. Als Verfasser dieser Postkarte wurde durch Handschriftenvergleichung Maximilian Harden festgestellt. (Berliner Tageblatt v. 23. Jan. 1899.) Er hat es zugegeben und sich damit entschuldigt, es sei ein jugendlicher Gymnasiastenstreich von ihm gewesen. Er war 31 Jahre alt... Nach dem Tode Treitschkes brüstete sich Harden in der „Zukunft", Treitschke habe ihm noch vor seinem

Digitized by Google

Tode einen Beitrag für seine Wochenschrift zugesagt. Ein Freund Treitschkes, Professor Schiemann, erklärte es für moralisch unmöglich, daß Treitschke sich mit Harden jemals eingelassen habe. Harden bestand auf seiner Behauptung und erklärte Professor Schiemann feierlich für einen Verleumder. Bei einem Prozeß in die Enge getrieben, deutete er zunächst an, daß er den Treitschkeschen Brief nicht vorlegen könne, da er Sekreta enthalte, dann aber verschnappte er sich endlich, und es wurde festgestellt, daß er einen Brief oder ein Versprechen Treitschkes irgendwelcher Art tatsächlich nicht gehabt hatte. (Weser-Zeit. v. 25. Jan. 1899.) ... Franz Mehring stellte in einer Broschüre „Herrn Hardens Fabeln" (1899) fest, daß Harden im Jahre 1890 beim Abgang Bismarcks immer gleichzeitig an einer Stelle mit seinem Namen Artikel über Bismarck geschrieben hatte, die von Verehrung und Lobpreisung überflossen, und ihn anonym an einer anderen Stelle aufs gehässigste angegriffen hatte. Zwischen zwei Artikeln für Bismarck lag der Artikel gegen Bismarck. In derselben Broschüre ist festgestellt, daß Harden sich gleichzeitig bei Bismarck und bei der sozialdemokratischen Partei anzuschlängeln versuchte ... Um Mitarbeiter für seine Wochenschrift zu gewinnen, schrieb Harden an verschiedene Leute die schmeichelhaftesten Briefe; wenn sie dann auf seine Einladung nicht reagierten, behandelte er sie in seiner „Zukunft" als ganz nichtige und verächtliche Persönlichkeiten und fügte ausdrücklich hinzu, daß er schon bei seiner Einladung so über sie gedacht habe. Um dem späteren Abgeordneten Paul Göhre etwas anzuhängen und ihm eine Unwahrheit vorzuhalten, hatte Harden sich auf einen Brief von einem bestimmten Datum berufen. Der Brief war eingeschrieben gewesen; Göhre hatte zufällig noch den Postschein und konnte nachweisen, daß das Datum falsch war ... In einer Polemik gegen Mehring 1903 druckte Harden einen Brief von diesem ab; Mehring wies ihm darauf nach, daß er diesen Brief vier Jahre vorher schon einmal publiziert hatte, und daß die entscheidenden Stellen damals anders gelautet hatten und in das Gegenteil verkehrt waren. (Vgl. Preuß. Jahrb. Bd. 95 S. 552, Bd. 114 S. 365.) ... Als er wegen seiner Namensänderung (Isidor Witkowsky), deren Motiv auf der Hand liegt, verspottet wurde, scheute Harden sich nicht, das Andenken seiner verstorbenen Eltern zu beschmutzen und deren unglückliche Ehe ans Licht zu ziehen, um sie als Grund für seine Umnennung vorschützen zu können.

*

## Trotz — —

„Viele seiner Gedichte bleiben proletarisches Gemeingut, trotz der Haltung des Dichters im Kriege."

Diesen Text las man unter dem Bildnis Oehmels, das die unabhängige „Freie Welt" zum Tode des Dichters brachte. Daß Oehmel als Freiwilliger ins Feld zog, ist freilich ein Vergehen, das ihm kein aufrechter Unabhängiger je verzeihen kann. Auch nicht übers Grab hinaus...

*

Infolge des Generalstreiks gelangt das vorliegende Heft 7 des Türmers leider mit starker Verspätung zur Ausgabe. Wir werden bestrebt sein, den entstandenen Zeitverlust durch beschleunigtes Herausbringen der nachfolgenden Hefte wieder auszugleichen. Unsere Leserschaft sei bei dieser Gelegenheit ein für allemal um freundliche Nachsicht gebeten, wenn infolge unvorhergesehener innerpolitischer Störungen das geregelte Erscheinen der Hefte in Frage gestellt sein sollte. Unsere Leser mögen überzeugt sein, daß von unserer Seite alles geschieht, um etwa eintretende technische Schwierigkeiten sobald als nur irgend möglich zu überwinden.

Schriftleitung und Verlag
des Türmers.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Zeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Schreitender Frühling — Adolf Hildenbrand

Beilage zum Türmer

Digitized by Google

# Der Türmer

Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss

22. Jahrg. | Mai 1920 | Heft 8


## Deutsche Irredenta

### Von Dr. Hans Witte

Ist eine Volksart stark und ihrer selbst bewußt, dann werden die von äußerer Gewalt abgerissenen Teile stets unaufhaltsam zum Ganzen zurückstreben. Der unverwüstliche Geist der Zusammengehörigkeit wird nicht aufhören, über die gewaltsam errichtete, unnatürliche, das Gebiet eines Volkes durchschneidende Staatsgrenze hinwegzufluten, der staatlichen Trennung zum Trotz die völkische Einheit lebendig zu erhalten und den Blick beiderseits unablässig nach jeder Möglichkeit staatlicher Wiedervereinigung ausspähen zu lassen. Das eben ist der Tatbestand der Irredenta: die unwiderstehliche gegenseitige Anziehung zweier durch eine Staatsgrenze getrennter Teile eines Volkes. Ihr Geist hat nicht Ruhe noch Rast, bis eine solche unnatürliche Grenze wieder hinweggefegt, der gewaltsam abgetrennte Volksteil wieder zum Volksstaate zurückgekehrt ist und das Volksganze im gleichen staatlichen Verbande, ungehemmt und uneingeschränkt von fremdstaatlicher Macht, sein Leben leben kann.

Gegen solchen Geist kommt ein Verbot niemals auf. Der starke und klare Gedanke eines in seinen heiligsten Empfindungen und Rechten gekränkten Volkes ist unüberwindbar. Gegen den naturwidrigen Mißbrauch einer Übermacht stützen und halten ihn Natur und Wahrheit. Trotz Verboten und Gewalt lebt er weiter, bis er sich endlich durchsetzt.

Ist aber ein Volk von schwachem, niedergedrücktem Geiste; sind ihm Einheit, Größe, unzertrennbare Zusammengehörigkeit aller seiner Glieder nicht die höchsten



Digitized by Google

Güter, von denen es selbst im tiefsten Sturz und Elend — wenigstens in Gedanken — niemals zu lassen vermag, — dann kann ein Eroberervolk beruhigt von seinem Gebiete rauben. Die Sorge vor einer Irredenta braucht es nicht zu quälen. Denn zur Bildung einer Irredenta ist ein Volk in solcher Geistesverfassung nicht imstande.

Welcher von beiden Fällen paßt wohl auf unser deutsches Volk?

Es ist bezeichnend, daß es Irredenten bisher hauptsächlich im Gebiete des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns gegeben hat. Unsere übrigen Nachbarstaaten waren doch keineswegs alle von so einheitlicher Volksart, daß die Entstehung von Irredenten dadurch ausgeschlossen gewesen wäre. Hatte doch Frankreich vor 1871 in Elsaß-Lothringen eine Million Angehörige deutschen Blutes und deutscher Sprache. Gewiß war einst die gewaltsame Losreißung dieser schönen Lande mit ihrer geistig so regsamen Bevölkerung aus den Zusammenhängen deutschen Lebens schmerzhaft empfunden worden. Der Schmerz ist auch nicht rasch vorübergegangen. Aber eine deutsche Irredenta im von Frankreich beherrschten Elsaß-Lothringen hat es doch nie gegeben. Dafür war in Deutschland das Schmerzgefühl auf eine viel zu dünne Schicht der gebildeten Bevölkerung beschränkt. Und in Elsaß-Lothringen selber gewöhnte man sich seit der großen Revolution an die französische Herrschaft, erfüllte sich auch die deutschsprechende Bevölkerung so sehr mit französischer Staatsgesinnung, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den übrigen Deutschen bis auf vereinzelte Ausnahmen völlig verloren ging, die Einwohner nicht mehr Deutsche, sondern bestenfalls nur noch deutschsprechende Franzosen sein wollten.

So war der Zustand, als wir im Jahre 1871 deutsche Brüder von französischer Fremdherrschaft zu befreien glaubten. Die „Befreiten", denen in Frankreich niemals der Gedanke einer deutschen Irredenta gekommen war, bedankten sich, indem sie — auch die große Masse der deutschsprechenden — in Deutschland sofort eine sehr handfeste französische Irredenta aufrichteten.

Sonst gibt's in Frankreich noch niederdeutsche Vlamen im Norden, Italiener auf Korsika, in Nizza und Savoyen, Bretonen in der Bretagne und Basken in den Westpyrenäen. Aber man hat niemals davon gehört, daß in diesen fremdsprachigen Teilen Frankreichs eine Irredenta bestanden hätte. Wohl hat es z. B. im vlamischen Nordfrankreich Strömungen gegeben, die das Bewußtsein völkischer Zusammengehörigkeit mit den belgischen Vlamen noch nicht verloren hatten. Im Kriege 1870/71 soll dort sogar eine starke Hinneigung zu Deutschland bestanden haben. Das bedeutet jedoch noch lange keine Irredenta. Von ihr kann man erst dann reden, wenn in den durch eine Staatsgrenze getrennten Teilen eines Volkes das Gefühl der Zusammengehörigkeit — zu beiden Seiten der Grenze — so stark ist, daß von beträchtlichen, die öffentliche Meinung beherrschenden oder doch fühlbar beeinflussenden Volkskreisen mit bewußter Planmäßigkeit auf die Beseitigung dieser trennenden Grenze, d. h. auf die Zusammenschließung der getrennten Volksteile zu einem Staatsverband hingearbeitet wird.

Auch in Belgien hat es schon vor dem durch den Gewaltfrieden an uns verübten Raube kleinere Gebietsteile mit deutscher Bevölkerung gegeben. In Italien gab es ebenso die Sieben und die Dreizehn Gemeinden jenseits der bis-

Digitized by Google

herigen Südgrenze Tirols, und um nur das Wichtigste zu nennen, die deutschen Dörfer am Südhange des Monte Rosa. Aber wenn sich auch im deutschsprechenden Teile von Belgisch-Luxemburg seit einiger Zeit eine deutsche Heimatsbewegung gezeigt hat, von einer deutschen Irredenta ist nirgendwo in Belgien oder Italien jemals die Rede gewesen.

Wo aber fremde Volksteile dem Gebiete Deutschlands oder Österreich-Ungarns einverleibt sind oder waren, war die Irredenta da! In Elsaß-Lothringen haben wir das schon gesehen. Die polnische Irredenta ist seit vielen Jahrzehnten ein Pfahl in unserem Fleische. Eine dänische Irredenta haben wir seit 1864. Von einer national-litauischen Bewegung auf preußischem Boden ist auch schon seit einiger Zeit die Rede, und neuerdings strebt man sogar unter dem nur noch etwa 100 000 Köpfe starken Wendenrest der Lausitz nach nationaler Selbstbestimmung!

Dazu kam in Österreich die italienische Irredenta nebst den nationalistischen Bewegungen der Tschechen und Slowenen, die alle in erster Linie die Spitze gegen das Deutschtum kehrten; in Ungarn und den Balkangebieten die Irredenta der Rumänen und Serben.

Und gegen alle diese Irredenten hat weder der deutsche noch der österreichische Staat noch auch das deutsche Volk, das bei alledem der Hauptleidtragende war, etwas vermocht. Nicht einmal der überwiegend von Deutschen gemachten französischen Irredenta des Reichslandes vermochten wir Herr zu werden! Gerade in den verhängnisschwangeren Jahren vor dem Weltkriege ist sie üppiger denn je ins Kraut geschossen. Wenn es eine Tatsache gibt, die wie ein Schulbeispiel die Mangelhaftigkeit unseres staatlichen Apparats, die geradezu zur Regel gewordene Auswahl der ungeeignetsten Personen für die wichtigsten Aufgaben, das völlige Versagen des Behördenwesens und die stumpfe Teilnahmlosigkeit der überwiegenden Masse unseres Volkes selbst gegenüber nationalen Lebensfragen beleuchtet, so ist es die, daß wir es in nahezu einem halben Jahrhundert nicht fertig gebracht haben, die in ihrer weitaus überwiegenden Masse im innersten Kern gut deutsch gebliebene, uns nur durch die staatliche Trennung entfremdete Bevölkerung Elsaß-Lothringens innerlich zurückzugewinnen.

Im Osten haben wir es sogar erleben müssen, daß die polnische Irredenta zum Angriff überging und das deutsche Wesen andauernd zurückdrängte. Und dies innerhalb der Grenzen des preußischen Staates, wo das ganze Behördenwesen auf Bekämpfung der polnischen Gefahr eingestellt war!

Kein Wunder bei so trüben Erfahrungen mit dem Selbstbehauptungswillen fremder Volksteile, wenn der ohnehin bei uns so schwache Glaube an die eigene Art noch mehr erschüttert wurde. Daß in den Sprachkämpfen an fast allen Sprachgrenzen um uns herum unser Volk stets den Kürzeren ziehen mußte, wurde allmählich als eine Selbstverständlichkeit hingenommen. Wo gab es noch völkischen Stolz und besonders völkische Tat, die sich dagegen aufgelehnt hätten?! Und von wie wenigen wurde dies unaufhörliche Zurückweichen vor zumeist weit unterlegenen Völkerschaften noch als eine brennende Schmach empfunden? Der Deutsche hat sich in seine Kulturdüngerrolle so hineingelebt, daß er sie anscheinend nicht mehr missen kann!

Digitized by Google

An Reichsgenossen fremder Zunge hatte man jedenfalls in weitesten deutschen Kreisen genug und übergenug. Eine fast beispiellose Friedlichkeit unseres Volkes entsprang aus diesem völkischen Unvermögen. Als trotzdem der Weltkrieg ausbrach, glaubten zahlreiche Deutsche — unter ihnen einige unserer besten Namen — sich durch eine öffentliche Erklärung gegen jede Annexion, auch in verschleierter Form, verwahren zu müssen.

Wie viele Radikale der Linken unseren Sieg nicht wünschten, weil sie von ihm eine Verstärkung der Reaktion befürchteten, so begann andere Deutsche eine wahre Angst vor unserem Siege zu packen, weil er uns doch in irgendeiner Form Annexionen bringen und dadurch unsere schon reichlich vorhandenen Schwierigkeiten mit fremdvölkischen Reichsgenossen ins Ungemessene steigern würde.

Selbst in den Kreisen unseres Volkes, wo man jene Vergewaltigung des logischen Denkens nicht mitmachte, vermöge deren den Verteidigungskriegen die Berechtigung zu Eroberungen abgestritten wurde; wo man überzeugt war, daß das in zu engen Raum eingezwängte Deutschland Eroberungen machen mußte, um weiter atmen und leben zu können; — selbst in diesen Kreisen waren nicht wenige von schweren Sorgen gedrückt, was wohl unter den Händen unserer Regierung und Verwaltung mit ihrem in der Behandlung fremder oder selbst annektierter deutscher Bevölkerungen beispiellosen Ungeschick und der unübertrefflichen Erfolglosigkeit aus Eroberungen werden sollte, zu denen wir durch den erwarteten siegreichen Ausgang des Krieges gezwungen werden würden. Selbst in diesen Kreisen dachte man dabei weniger an Eingliederungen in das Deutsche Reich (Annexionen) als an lockere Angliederungen, etwa durch Personalunion, mit höchstens für spätere Zeiten in Aussicht genommener Einfügung in das Reich. Sogar das uns so nahe verwandte Vlamenvolk, das von unsern Plattdeutschen der Wasserkante in Sprache und Art kaum nennenswerte Unterschiede zeigt, dachten selbst die überzeugtesten Befürworter einer starken Politik — abgesehen von Ausnahmen — nicht zu annektieren, sondern — einstweilen wenigstens — erst locker anzugliedern.

Ein eigenartiges Bild eines — nach der Behauptung unserer Feinde — auf Raub und Vergewaltigung ausgehenden Volkes! Dieses Volk, das sich fast — und in weiten Kreisen tatsächlich — vor seinem eigenen Sieg fürchtet! Das unmittelbar vor dem vermeintlichen weltgeschichtlichen Erfolge in dem Hin und Her der Personalunionspläne (Preußen-Baltikum; Preußen-Litauen, Sachsen-Litauen oder Württemberg-Litauen; Preußen- und Bayern-Elsaß-Lothringen) seinen immer noch nicht überwundenen dynastischen Partikularismus in aller seiner kleinlichen Erbärmlichkeit der aufhorchenden Welt zum Spektakel vorzuführen sich nicht enthalten kann. Ein kleines Geschlecht, das nicht von fern heranreichte an die Größe der Aufgaben, die eine schicksalschwangere Zeit stellte — abgesehen allein von den alle Weltgeschichte überstrahlenden kriegerischen Leistungen! Wir müssen es gestehen, und das letzte ist unser einziger Trost.

Hätten wohl Engländer, Franzosen oder irgendeiner unserer vielen Feinde auch nur einen Augenblick geschwankt, wenn der Krieg einen Volksstamm, so nahe verwandt wie uns die Vlamen, in ihre Gewalt gebracht hätte, ihn zu annektieren?

Digitized by Google

Die Franzosen haben doch in Elsaß-Lothringen kurzerhand anderthalb Millionen Deutsche annektiert, und sie würden sich keinen Augenblick besinnen, nicht allein das Saargebiet, sondern auch das ganze übrige deutsche linke Rheinufer und was sie sonst noch von uns rauben könnten, zu annektieren, wenn ihre Ententegenossen ihnen die Erlaubnis dazu erteilen würden! Uns Deutschen aber verursacht schon die entfernte Aussicht, Menschen unsers Fleisches und Blutes und unserer (niederdeutschen) Sprache annektieren zu können, schwerstes Kopfzerbrechen, schärfsten Meinungsstreit, Widerspruch und schroffe Ablehnung! Woher dieser Gegensatz?

Abgesehen von der Verschiedenheit des Volkscharakters, in den die Natur den Franzosen nun einmal viel stärkere Raubtierinstinkte eingepflanzt hat, beruht er auf unsern gegensätzlichen Erfahrungen mit Eroberungen. Frankreich hat noch nie mit einer Irredenta zu tun gehabt. Uns Deutschen sind aber in allen eroberten fremden Gebieten Irredenten entstanden, selbst in eroberten deutschen Gebieten sind wir vielfach auf so anhaltenden und feindseligen Widerstand gestoßen, daß wir allmählich den Geschmack an Eroberungen verloren, unser ohnehin schwaches Selbstvertrauen andern Völkern gegenüber vollends eingebüßt haben. Das läuft schließlich wieder hinaus auf unser im Vergleich zu andern Völkern zurückgebliebenes Nationalbewußtsein, unser noch in den Kinderschuhen steckendes völkisches Zusammengehörigkeitsgefühl und unsern alten, über allen Wechsel des Glückes und Unglückes hinweg leider nur zu lebendig gebliebenen Krebsschaden: den Partikularismus. Das alles sind nur verschiedene Äußerungsformen des gleichen, den Deutschen vor allen andern Völkern kennzeichnenden Lasters.

Allen andern Völkern ist Einheit das oberste Gebot. Wir Deutschen können uns nicht genug daran tun, Trennungen und Scheidungen unter uns aufzurichten, die leider Gottes schon überreichlich vorhandenen womöglich noch zu vermehren. Wie leicht ist es, Deutsche in verschiedene, ja sogar feindlich einander gegenüberstehende Staatengebilde zu zerteilen! Vor Jahrhunderten haben sich im Süden die Schweizer und im Nordwesten die Niederländer, Holländer und Vlamen, aus der staatlichen Gemeinschaft unseres Volkes abgelöst. Die Deutsch-Schweizer wissen wohl noch, daß sie Deutsche wie wir sind. Aber das ist ihnen nur eine ethnographische Tatsache, die sie nun einmal nicht ändern können und die sie sonst im allgemeinen völlig kalt läßt. Sie hat sie jedenfalls in diesem letzten, schwersten Daseinskampfe des Deutschtums nicht gehindert, zu Tausenden der teuflischen Haßpropaganda unserer Feinde ihre Herzen zu öffnen. Bei Holländern und Vlamen aber weiß nur noch ein Teil der Gebildeteren, daß sie einst politisch zu Deutschland gehörten und ethnographisch noch heute Teile des deutschen Volkes sind. Aber im allgemeinen erinnert man sich nicht gern daran, und im Kriege hat in beiden niederdeutschen Stämmen ein wüster Deutschenhaß geradezu Orgien gefeiert, während allerdings auch kleinere Kreise unter den Vlamen, größere unter den Holländern und noch beträchtlichere unter den Schweizern mit vollem Verständnis und lebendigem Mitgefühl unserer Sache zugetan waren.

Ist es so leicht, durch Errichtung staatlicher Grenzen Deutsche voneinander zu scheiden und ihre Wiedervereinigung für unabsehbare Zeiten unmöglich zu machen, wie es diese Beispiele der Welt stets vor Augen halten, so wäre es geradezu

Digitized by Google

ein Wunder, wenn unsere Feinde nicht auf den Gedanken kämen, auf diesem Wege weiterzugehen, unser Vaterland in eine neue noch größere Zersplitterung zu stürzen, in der sich die deutschen Kräfte gegenseitig aufheben würden. Die Ansätze dazu sind ja in unserem immer noch lebendigen Partikularismus vorhanden, treibende „deutsche" Kräfte dieser Richtung stellen sich dem Feinde in schimpflicher Dienstbeflissenheit zur Verfügung.

Sicherer als durch Auflösung Rumpf-Deutschlands in selbständige, voneinander unabhängige Staaten glauben manche die Verewigung deutscher Ohnmacht und Schmach zu erreichen, wenn möglichst große Teile Deutschlands den Feinden unmittelbar unterworfen, von ihnen annektiert werden. Die 14 Punkte Wilsons sind ja längst zu leerem Schall verflüchtigt. Eine gewisse Angst vor neu entstehenden Irredenten spricht allerdings aus ihnen; und sie mag vielleicht sogar echt sein, wenn im übrigen diese 14 Punkte von vornherein als Lug und Trug, als Lockspeise für die dummen Deutschen gemeint waren.

Aber hat man denn bei Deutschen eine Irredenta zu befürchten? Die Franzosen denken offenbar nicht daran. Sie haben ja von früher her durch Elsaß-Lothringen die ermutigendsten Erfahrungen hinter sich und wissen genau, wie man es anfangen muß, Menschen deutschen Blutes und deutscher Sprache mit französischer Staatsgesinnung, ja mit französischem Fanatismus zu erfüllen.

Vielleicht wird mancher sagen: nicht alle Deutschen sind Elsaß-Lothringer! — Mit Verlaub! Die Elsaß-Lothringer gehören zu den zähesten Deutschen. Auch andere Deutsche waren schon unter Fremdherrschaft gebeugt. Wo aber haben sie jemals eine Irredenta hervorgebracht? Einzig und allein im dänischen Schleswig-Holstein etwas einer Irredenta Ähnliches, und auch dies erst dann, als Dänemark sich unterfing, die alten beschworenen Rechte des meerumschlungenen Bruderstammes mit Füßen zu treten.

Überall sonst und zu allen Zeiten hat der Deutsche eine Ehre darin gesucht, fremden Staaten, denen er mit oder ohne Gewalt einverleibt war, als gehorsamer, ja treuer Bürger zu dienen. In Ungarn hat man trotz des Bundesverhältnisses ihn verfolgt und vergewaltigt, in Österreich war es in den letzten Jahrzehnten nicht viel besser, in Rußland hat man ihn brutal unterdrückt. Trotzdem waren und blieben die Deutschen getreue Bürger des ungarischen Staates, die nur freie Betätigung für ihre Art und Sprache innerhalb dieses Staates forderten. Nicht wenige auch warfen sich dem Madjarentum in die Arme, verleugneten ihr deutsches Blut und wurden die gehässigsten Feinde und Verfolger deutschen Wesens. In Rußland haben sie nicht aufgehört, dem Staate Feldherren, Staatsmänner und Beamte zu schenken, die an Aufbau und Erhaltung dieses Staates den wesentlichsten Anteil hatten. Nur in Österreich haben Teile der deutschen Bevölkerung ziemlich schüchtern herübergeschielt über die deutsche Reichsgrenze. Mit Rücksicht auf die erst 1866 erfolgte staatliche Trennung und auf die Behandlung der Deutschen im österreichischen Staat gerade keine überwältigende Gegenwirkung!

Der Deutsche macht leicht Opposition im eigenen Staat. Aber bis er sich zu scharfer Opposition gegen einen fremden Staat, dem er unterworfen ist, aufrafft, muß er schon unsagbar viel Unrecht und Vergewaltigung erlitten haben.

Digitized by Google

Ein bedeutendes Maß von Mißhandlung duldet der Deutsche von einem fremden Staate, ohne zu murren und ohne in seiner staatsbürgerlichen Treue zu wanken. Das ist auch eine Wirkung der unbegrenzten Hochachtung, die den Durchschnittsdeutschen gegen alles Fremde erfüllt.

In allen fremden Staaten ist der Deutsche der Musterbürger. Noch ehe die Ostmark von uns losgerissen wurde, um in den neuen Polenstaat hineingezwungen zu werden, hörte man bei uns die Losung ausgeben, diesem Staate loyale Bürger zu werden und ehrlich an seinem Aufbau mitarbeiten zu wollen. Einen Staat aufbauen zu helfen, der in dieser Ausdehnung nach Westen eigens gegen uns errichtet worden ist, um uns mit niederzuhalten und ein Wiedererringen deutscher Einheit und Macht für alle Zukunft unmöglich zu machen!

Wäre eine solche völkische Selbstentäußerung bei irgend einem andern Volke der Welt möglich? Jedes andere würde eine auf solche Art geschehene gewaltsame Zerreißung seines Volksgebiets, die Verstoßung von Millionen seiner Blutsgenossen in Fremdherrschaft das schwerste Verbrechen der Weltgeschichte nennen, es nun und nimmer als zu Recht bestehend anerkennen, sondern nicht aufhören, auf den Sieg der Gerechtigkeit, die Wiedervereinigung mit den getrennten Brüdern, zu harren und unermüdlich mit Wort und Tat daran zu arbeiten.

Die Irredenta wäre da! Solche Haltung allein kann eroberungssüchtige Völker bedenklich machen.

Wenn man ihnen aber vorweg versichert, man wolle unter ihrem Regiment ein guter braver Bürger werden, sich vorbehaltlos auf den Boden der bestehenden Tatsachen stellen — das einzige, worin wir es heutzutage weit gebracht haben —, so ist das eine direkte Einladung, zu annektieren und die Annexion so weit wie irgend möglich auszudehnen. Ein Volk, das sich immer nur dem Zwang der Tatsachen fügt und anpaßt und gar nicht mehr daran denkt, durch eigene Willenskraft Tatsachen zu schaffen oder zu meistern, ist reif zum Untergang.

Unsere Liebedienerei gegen alles Fremde, unsere affenartige Anpassung an fremde Sprache und Sitte, unsere würdelose Fügung und Selbsterniedrigung unter die Fremdherrschaft, unsere Fremdbrüderlichkeit und der internationale Dusel, von dem allein wir Deutsche noch nicht geheilt sind, führt eben keineswegs zur Völkerversöhnung. Diesen Irrtum sollten wir nun endlich und endgültig ablegen. Im Gegenteil ermutigt solche Schwäche jeden beutegierigen Nachbar, von deutschem Gebiet soviel zu rauben, wie er nur irgend bekommen kann. Wenn man nur Deutsche zu annektieren braucht, um die Zahl seiner ergebenen Staatsbürger zu vermehren; wenn man außerdem nach den bisherigen Erfahrungen damit rechnen kann, daß diese annektierten Deutschen sich auch der Sprache und Art des Eroberervolkes ohne ernstzunehmenden Widerstand anpassen und nach wenigen Generationen ihr schon beträchtlichen Zuwachs liefern werden, warum in aller Welt sollen die uns umgebenden feindlichen Mächte sich in der Annexion deutschen Volksbodens irgendwelche Schranken auferlegen?

Das einzige, was selbst ihre Raubgier abschrecken könnte, wäre eben das Entstehen einer Irredenta, die, wenn rücksichtslos betrieben, in Staaten mit starker deutscher Beimischung das ganze öffentliche Wesen lahmlegen könnte. Aber Irre-

Digitized by Google

denten können nur nationalstolze, vom Geiste unzerreißbarer Zusammengehörigkeit und dem Drange nach staatlicher Einheit ganz erfüllte Völker schaffen.

Darum eben hat es bisher ja auch keine Irredenten von Deutschen, aber desto mehr Irredenten *gegen* Deutsche gegeben, weil eben die andern Völker diese Eigenschaften besitzen, die uns in so verhängnisvollem Maße fehlen.

Nicht etwa, weil wir Deutschen die unserem Staat — oder richtiger immer noch: unseren Staaten — eingefügten Fremdstämmigen schlechter behandelt hätten als andere Völker, sind Deutschland und Österreich die klassischen Länder der Irredenten geworden, während die meisten anderen Länder sie nur dem Namen nach kennen gelernt haben. Im Gegenteil! In Österreich konnten die Fremdstämmigen ja eigentlich alles auf Kosten des deutschen Volkes erreichen. Und im Deutschen Reich ist man ihnen gegenüber niemals über eine jeden Zielbewußtseins bare Schaukelpolitik hinausgekommen, deren hervorstechendster Charakterzug haltlose Schwäche war. Irredenten gedeihen eben am besten, wo ein schwacher, von völkischem Geiste verlassener Staat sie gewähren läßt, ihnen nicht mit wirksamen Mitteln zu begegnen weiß. Wo weiter ein Staatsvolk ohne Nationalstolz, erfüllt von internationalen Wahnvorstellungen und von tief im Blut liegender Bewunderung und Liebedienerei gegen alles Fremde — man kann nur sagen: vegetiert.

Beides war im Deutschen Reich — zum mindesten der letzten Jahrzehnte — der Fall, bei den Nachbarvölkern, namentlich bei Franzosen und Italienern, das Gegenteil. Daher die Irredenten jedes Fremdvolks in Deutschland und Österreich! Daher ihr Fehlen in Frankreich und Italien! Ein starkes, den ganzen Volkskörper wie ein belebendes Fluidum durchdringendes Volksbewußtsein zieht mühelos auch fremdstämmige Beimischungen in seinen Bann. Einem schwachen, das sich dem Fremden gegenüber kaum kundzugeben, geschweige denn durchzusetzen das Herz hat, fehlt jede Möglichkeit propagandistischer Wirkung dieser Art. Es stößt namentlich den volksbewußten Fremden viel mehr ab, als es ihn anzieht, fordert ihn zur Gegnerschaft und Aufsässigkeit geradezu heraus.

So zeigt sich auch hier wieder, daß *wenn uns noch Rettung werden soll, sie nur von innen heraus durch eine völlige Wendung unseres Denkens und Empfindens zum Nationalen kommen kann.* Dämmern wir in dem bisherigen Zustand völkischer Bewußtlosigkeit weiter, streben wir nicht mit aller Kraft nach Wieder- oder richtiger Neuerringung der nationalen Einheit, legen wir nicht Hand an die Zusammenfassung des gesamten Deutschtums der ganzen Welt zu einer Einheit des Denkens und der gegenseitigen Hilfsbereitschaft, lassen wir jemals den Gedanken der Wiedervereinigung mit unsern geraubten Brüdern in den Hintergrund drängen, dann werden wir den steilen Weg in die Höhe nicht wiederfinden. Dann wird es auch nirgends eine deutsche Irredenta geben. Die Räuber deutschen Gutes und Blutes können dann ruhig schlafen.

Wenn aber die erste deutsche Irredenta sich ankündigen sollte, dann dürfen wir sie als ein erlösendes Zeichen begrüßen, daß die unerläßliche, allein heilbringende innere Wandlung in unserem Volke begonnen hat. Es wäre erst der erste Anfang, denn mit *einer* Irredenta ist's in unserer verzweifelten Lage nicht getan. Wir

Digitized by Google

brauchen deren eine ganze Menge: eine deutsch-französische vor allen Dingen, eine deutsch-italienische, eine deutsch-jugoslawische, eine deutsch-ungarische, eine deutsch-tschechische, eine deutsch-polnische, eine deutsch-litauische, eine deutsch-dänische und eine deutsch-belgische auf alle Fälle, vielleicht noch mehr!

Nur über sie kann der Weg zum Wiederaufstieg führen. Kommt es zur völkischen Erneuerung unseres Innenlebens, dann wird die Entstehung dieser deutschen Irredenten nur die unausbleibliche Folge davon sein. Die anderen Völker, namentlich unsere Feinde, werden sie mit staunendem Schrecken sehen wie eine Erscheinung, an deren Möglichkeit sie nicht geglaubt haben. Und doch, die ersten Zeichen wiederkehrender Achtung werden wir dann bei ihnen entdecken!

Brächten wir aber die Irredenten nicht zustande, so wäre das ein Beweis, daß wie zuvor Aufstieg und Kaiserglanz, so jetzt Niederbruch und Schmach uns zu keinem wirklichen Volk haben zusammenschmieden können.

Dann müßten wir mit Trauer erkennen, daß die Geschichte über unser Volk hinwegschreitet. Und wir würden eingestehen müssen, daß ein Volk, das sich selbst im Augenblick der allerhöchsten Not und Lebensgefahr nicht aufzuraffen vermag, es nicht besser verdient.

Doch die innere Wandlung unseres Volkes ist auf dem Wege. Sie und mit ihr die Irredenten werden kommen. Der wahnsinnige Haß und Rachedurst unserer Feinde ist unser bester Bundesgenosse!

# Ströme

## Von Hans Sturm

**Nieder wuchtet die Nacht,**
**sternlos und traumstill.**
**Dunkler rauschen durchs Land**
**die großen Ströme.**

**Keiner weiß vom andern,**
**kennt seinen Weg, sein Ende,**
**noch seine Kraft und Tiefe.**
**Und keiner weiß,**
**ob sie wohl einmal ineinanderfließen,**
**eins, wie Licht in Licht ...**
**keiner vernimmt des andern fernes Rauschen.**
**Allein strömt jeder talwärts hin zum Ziel.**

**Doch manchmal nächtens ist's,**
**als wollte einer dunkel „Bruder" rauschen,**
**denn in der Nacht ahnt jeder Strom das Meer ...**

Digitized by Google

# Der Landsknecht

## Von Otto Schwarz

(Fortsetzung)

Wolfmüller hatte bis jetzt in seiner Dumpfheit gelebt, die ihn kein Ende sehen ließ. Er hatte nie gedacht, daß es Grenzen gebe, namentlich seit er sich schlau dünkte und keinen Lärm mehr mit den Leuten machte. Er verließ sich fest auf die Abneigung des Hauptmanns gegen den inneren Dienst, und an seiner Beliebtheit beim Oberstleutnant auch nur einen Augenblick zu zweifeln, fiel ihm nicht ein.

Was die Mannschaft denken oder sagen könnte, kümmerte ihn wenig. Wer widerspenstig war, kam hinaus. Es gingen genug Transporte. Man war jedem gewachsen.

Auf sein Äußeres gab Wolfmüller mehr denn je. Er konnte halbe Stunden lang vor dem Spiegel stehen und sein Gesicht betrachten. Er hielt sich für einen sehr schönen Mann. Den Schnurrbart hatte er, bis auf zwei Tupfen unter den Nasenlöchern, einschrumpfen lassen. Dann nahm er ihn ganz ab. Er ahnte, daß ihn eine jugendliche Miene am besten kleidete, obwohl er sich nie des Eindrucks bewußt sein konnte, den seine rotwangige kräftige Jugend machte. Seine Uniformen trug er so kokett als irgend möglich, und als er herausfand, daß eine knappanliegende blaue Bluse ihm am besten zu Gesicht stand, bevorzugte er dieses Kleidungsstück bis zur Mißachtung der Vorschriften. Sein Fahnenträgerabzeichen legte er erst ab, als ihn der Oberstleutnant deshalb zur Rede stellte.

Daß er bei Weibern Glück hatte, empfand er als einee Selbstverständlichkeit, und überall erwartete er den Lohn des schönen Mannes.

So lebte er sicher dahin, und wenngleich er keinen Mut besaß, so fürchtete er nicht, es könnte sich zum Bösen wenden, wenn er sich gehen ließ.

Nun kam dieser Lehmann und hängte sich auf. Erst lachte Wolfmüller, der noch nie darüber nachgedacht hatte, was wohl einen Menschen zur Flucht aus dem Leben bewegen könne. Er selbst sah auf seinem Weg nur Genuß, nichts Schreckhaftes. Solch gieriger Art kam kein Gedanke an Selbstzerstörung. Indessen verging ihm das Lachen doch. Mitleid kannte er nicht, aber ein dunkles Bewußtsein sprach aus dem Brief Lehmanns zu ihm. Die Sicherheit war nicht mehr so ruhig! Oder was war es denn? Er las das Ding ein paarmal und fühlte Unbehagen, das ihn die Stirn runzeln ließ. Er hätte gern mit Holzer darüber gesprochen, daß man doch aus diesem Brief auf nichts Besonderes — so wollte er sagen — schließen könne. Aber er fürchtete sich vor einer solchen Unterhaltung. Das mußte Holzer auffallen. Wolfmüller fühlte ein unbequemes Kribbeln am Leib. Plötzlich fiel ihm ein, daß ja gewiß Holzer und nicht er selbst Lehmann den Auftrag zu dem Rapport über den „grünen Baum“ gegeben hatte. Denn das war klar, daß — — Er wunderte sich, wie klar ihm auf einmal Recht und Unrecht vor Augen stand. Hell wie der Blitz. Mühsam redete er sich vor, daß Holzer mehr Schuld trage. Gewiß! Die Ruhe war gestört.

Digitized by Google

Früher hatte Holzer auch widersprochen und ihm Unrichtiges vorgehalten. Er hatte hingehorcht, aber um die Wirkungen auszugleichen. Holzer wollte nur vermeiden, daß man hereinfiel. Ging es gut, so war die Sache abgetan. Aber dieser Lehmann! Es war dumm!

Mit Holzer konnte man über diese Sache nicht sprechen. Das war es eben! Da lag der Unterschied. Warum nicht? Er selbst, Wolfmüller, verbot sich den Mund! Das war das Neue an der Sache.

Renner! O weh. Der ging womöglich hin und meldete, daß gemogelt wurde. Dann ging es noch mit einer Strafe ins Feld. Wolfmüller mochte das Wort nicht hören. Die paar Tage waren scheußlich genug gewesen, bis er den Fuß verstaucht hatte. Die Fahne konnte tragen, wer wollte. Goldfroh war er gewesen, als es heimwärts ging. Feld!? Nein! Aber bisher hatte ihn das Wort nicht sehr gequält. Mit der gleichen Stumpfheit wie immer hatte er seine Transporte abgehen lassen. Er hatte vor der Front gestanden: Die Kompagnie hat so und so viel Mann zu stellen. Erst kam, wer freiwillig ging, die andern kommandierte der Hauptmann nach der Liste, die ihm Wolfmüller gab. Damit war die Sache erledigt. Ihn ging das Feld nichts an.

Jetzt aber Schluß! Wütend warf Wolfmüller den Brief Lehmanns hin. Wer hatte ihm denn den Wisch hingelegt? Holzer!

Wolfmüller ging in das äußere Dienstzimmer. Er nahm sich zusammen wie noch nie, als er Renner und Holzer sah, und fragte: „Habt ihr schon eine Meldung vorbereitet?“ Dabei fuhr er mit dem Finger um den Hals. „Eben,“ sagte Holzer, „es ist doch eine Schande! So jung! Ich weiß gar nicht, wie er dazu kommt!“ „Es ist traurig!“ sprach Wolfmüller mit einem solchen Ton, daß Renner zusammenfuhr und den Feldwebel ansehen mußte. War er nicht mehr taub für das Leiden, das da aufschrie, oder war es die pflaumenweiche Feigheit, die sprach, nachdem einmal ein Unglück geschehen war?

An jenem Morgen benahm sich Wolfmüller in einer Art, die ganz neu an ihm war. Er machte dem Hauptmann Meldung. Dieser war wie bei allen außerordentlichen Fällen ängstlich, was der Oberstleutnant wohl sagen werde; Wolfmüller fügte seiner Meldung hinzu, der Ersatzrekrut Lehmann sei ein sehr anständiger junger Mann gewesen, leider sehr ungeschickt beim Exerzieren. Auf dem Dienstzimmer sei er sehr brauchbar gewesen. Zum Schlusse sagte der Feldwebel dem Hauptmann, daß die Sache auf dem Bataillonsgeschäftszimmer schon bekannt sei. Man warte nur noch auf die schriftliche Meldung. „Dann ist es ja gut!“ atmete der Hauptmann auf und unterschrieb.

Die Leiche kam zur Obduktion in das Lazarett, und die Kompagnie schickte einen Kranz in die Heimat Lehmanns zum Begräbnis.

Wolfmüllers Wesen veränderte sich. Sein frisches Gesicht bekam einen sorgenvollen Zug. Anstatt des frechen Ungestüms zeigte der Feldwebel ein umsichtiges Gebaren. Holzer beobachtete die Veränderung und war erst zufrieden, daß das ihm in tiefster Seele verhaßte laute, unvorsichtige Wesen Wolfmüllers sich besserte. Bald aber merkte er, daß es nicht so war, wie er gehofft hatte. Es war nicht Vorsicht zu der alten frechen Gier getreten, die sich nur darum kümmerte, was ruchbar

Digitized by Google

wurde, unbesorgt um Recht oder Unrecht. Nein! Wolfmüller hatte Bedenken, ob er etwas tun dürfe oder nicht!

Der Feldwebel hatte schon lange mit Holzer einen Abend auf der Bude verabredet. Als Wolfmüller einmal mit krauser Stirn dastand, rief ihm Holzer zu: „Was ist's? Willst du heute nicht zu Paula kommen?" „Verflucht und zugenäht! Laß mich in Ruhe mit dem Lumpenmensch! Ich habe andere Sachen zu tun! Es ist eine Schande, daß ich in der ganzen Zeit nicht zu Haus war!" grollte Wolfmüller. „O je, o je! Du wirst furchtbar heikel!" staunte Holzer. „Ich habe doch in der ganzen Zeit keinen Ehering an dir gesehen. Kommt jetzt der Moralische?" Holzer lächelte breit. „Überhaupt ist es eine Sauerei!" knurrte Wolfmüller weiter. „Was denn?" fragte mit ruhiger Unverschämtheit Holzer. „Wer hat denn die Sauereien gemacht?" Wolfmüller sagte nichts und sah den Gefreiten wütend an. Der fuhr unbeirrt fort: „Abgesehen davon, was weiß denn deine Frau von allem? Und erfährt sie es, gut! Dann ist noch lange nicht alles aus! Das ist nicht halb so arg. Also, du kommst heute abend mit, sei kein Waschweib! Paula wartet schon lange. Ich muß nur erst noch ein kleines Geschäft besorgen. Dann hol' ich dich ab."

Wolfmüller war seit ein paar Jahren verheiratet. Er hatte einige tausend Mark. Die Gesellschaft, für die er Versicherungen aufnahm, war in Neustadt gut eingeführt und so war es ihm nicht schwer geworden, die Tochter aus seiner Stammwirtschaft zum Jawort zu bringen. Nicht, daß er sie geliebt hätte. Wie er unbewußterweise aus einem Schmiedegesellen ein Herr geworden war, so ward er aus einem Junggesellen ein Ehemann. Von seinem Weib versprach er sich nicht mehr, als von einer andern auch. Die Frau war ähnlich geartet wie er. Kinder waren nicht da, und seitdem er als Soldat eingezogen war, hatte ihm sein Ehestand noch keinen Augenblick des Nachdenkens verursacht. Es konnte lange anstehen, bis ihm seine Frau einfiel, und dann war es mit einer Postkarte rasch getan. Zu leben hatte sie. Die Gesellschaft zahlte ihr jeden Monat etwas aus, und somit konnte sie zufrieden sein. Wolfmüller fühlte sich frei und ungehindert, und wo ihm ein Weib gefiel, da stellte er ihr nach. Seit es in ihm unruhig geworden war, stand auf einmal die Gestalt seines Weibes vor ihm und quälte ihn. Er erinnerte sich, daß er als ihr Gatte nicht treiben durfte, was er wollte. Warum? Wegen ihr! Weil er mit ihr getraut war, sollte er sich an keine andere machen dürfen. Und doch war sie ihm so gleichgültig, wie jede andere, sobald ein neues Gesicht auftauchte. Herrgottsakrament! Es war unerträglich! Und wenn sie erfuhr, wie er es getrieben hatte! Sie war nicht zart besaitet, o nein! Sie würde schimpfen, Händel anfangen, es würde eine Balgerei geben, Mord und Totschlag! Sie würde die Familie und ganz Neustadt auf ihn hetzen. Pfui Teufel! —

Dann überlegte Wolfmüller wieder. Sie braucht ja gar nichts zu merken, die dumme Gans! Ich nehme Urlaub und bringe ihr ein Geschenk! Dummes Tier!

Aber die schöne Unbekümmertheit war dahin! Wolfmüller sah nicht mehr allein die Gegenwart; er ward von der Vergangenheit gequält und fürchtete die Zukunft.

Als Holzer kam, ihn abzuholen, ging er mit zu Paula, in der festen Absicht, morgen seiner Frau eine seidene Bluse zu kaufen.

Digitized by Google

Wolfmüllers Auftreten kostete Geld. Die Löhnung war nicht groß. Was die Versicherung zahlte, ging zum größten Teil an seine Frau. Die paar tausend Mark, die er vor der Verheiratung besessen, waren unmerklich verbraucht. Irgendwoher mußte Geld kommen. Schon längst hatte ihm Holzer seine Hilfe angeboten, wenn er in Verlegenheit geraten sollte. Auch hatte Wolfmüller ihm eine Summe abgeborgt. Nicht viel, jedoch war es noch nicht zurückgegeben. Wolfmüller hatte ein paarmal von dem Geld angefangen, aber Holzer hatte immer drüber hinweggeredet: „Laß gut sein! Es hat noch Zeit!“ —

Dann hatte sich der gelehrige Schüler Holzers die Zugänge bei seiner Kompagnie genauer angesehen. Darunter gab es Leute wie Bär, mit denen sich ein Spiel machen ließ. Wenn er Glück hatte, was ging es irgendeinen Menschen an? Eines Tages sagte ihm Bär, er möchte gern höher in die Lebensversicherung gehen, nicht bei seiner alten Gesellschaft. Er nannte Wolfmüllers Gesellschaft und fürchtete, daß es wahl Schwierigkeiten geben könnte bei der Aufnahme, wenn man jeden Tag ins Feld kommen kann. Der gedankenlose Wolfmüller hatte geantwortet, daß die Gesellschaft keinen besonderen Aufschlag verlange und mit dem Feld sei es auch nicht so eilig. Der Abschluß war noch nicht fertig.

Diese Sache fiel dem Feldwebel ein, als er einen Brief mit einer Schneiderrechnung erhielt. Der Mensch mahnte schon zum drittenmal. Es mußte irgendein Geschäft gemacht werden, sonst lief der Schneider womöglich zum Bataillon. Das durfte nicht sein, schon weil der Oberstleutnant an Wolfmüllers gute Verhältnisse in Neustadt glaubte.

Außerdem wohnte Wolfmüller jetzt in einem glänzenden Quartier, wo ihn die lustige Wirtin selbst hereingezogen hatte. Aber er mußte sie auch gelegentlich ausführen, und das gab Auslagen.

Also machte sich Wolfmüller zur Alteisenhandlung von Nathan Bär auf. Er traf den mit der Erledigung des Zuges in Sundhausen Betrauten im Geschäft an, wie zu erwarten war. Bär war klein, untersetzt, bräunlich von Haut und trug eine Brille. Er sprach wie ein Arzt bei der Untersuchung und seine klugen braunen Augen blickten durch die Brillengläser bis in das Innerste des Gegenübers. Er bot Wolfmüller einen Stuhl an, schickte das Schreibfräulein fort und sagte lächelnd, mit einem forschenden Blick: „Herr Feldwebel?“ Dadurch war Wolfmüller, dessen Sicherheit ohnehin nachließ, alles Selbstvertrauens beraubt und er lächelte dumm und verlegen. Der Alteisenhändler hatte wenig Mühe, zu erkunden, was da vor sich ging. Er ließ aber seinen Mann auf sich zukommen. „Wir haben doch einmal von Ihrer Lebensversicherung gesprochen,“ begann Wolfmüller, „und soviel ich mich erinnere, haben Ihnen die Bedingungen der ‚Etruria‘ zugesagt. Mir wäre es angenehm, wenn ich Sie bald aufnehmen könnte, denn man hat so mancherlei Ausgaben, und Sie wissen, was man als Soldat verdient. Der Krieg hat mich mächtig zurückgebracht!“ „Ja, der Krieg!“ sagte Bär, „es ist sehr schwer, irgend etwas fertig zu bringen, man hat keine Leute und muß alles selbst machen. Geschäft wäre genug da, aber es fehlt an der Zeit!“ Wolfmüller wurde allmählich wieder aufmerksam und eifrig und hielt Bärs Rede für einen Wink. „Nun, über zuviel Dienst können Sie sich doch nicht beklagen. Ich habe Ihnen den besten Posten

Digitized by Google

gegeben, den ich hatte, und Sie können so viele Geschäfte machen, als Sie wollen." „Gut, gut! Aber was hilft's, wenn ich in ein paar Tagen hinauskomme und nicht weiß, was aus mir wird. Da nützt alles nichts. Und wenn ich eine große Versicherung mach?", woher soll ich das Geld nehmen für die Prämie, wenn ich ins Feld muß?" Er schaute durch seine Brille Wolfmüller an und las in dessen Gesicht die Spannung, in der geschrieben stand: „Ich brauche Geld!". Wolfmüller lachte. „Sie haben sicher so viel flüssig, daß Sie die Prämie aufbringen. Sie selbst haben ja schon erzählt, was bei dem Alteisenhandel herauskommt!" „Ich weiß nicht! Man gewinnt nicht nur beim Geschäft, man verliert auch! Kurz und gut, in diesen unbestimmten Verhältnissen will ich lieber bei meinen Lebzeiten für mich selbst sorgen, als für die andern nach meinem Tode. Ich bin ledig und habe kein so starkes Interesse an der Versicherung. Hab' ich Geld, so kann ich es auf andere Art arbeiten lassen, fall' ich, so brauch' ich kein Geld mehr. Mir tut's leid um die Prämie." Wolfmüller sah das Geschäft entschlüpfen und wurde eindringlich: „Bisher hat Sie doch niemand hinausgeschickt! Da sind so viel andere, daß es keinem Menschen auffällt, wenn Ihr Name nicht auf der Liste steht. Sie sind ja auch nie da! Niemand kennt Sie!" Bär sagte noch ruhiger und langsamer, als er bisher gesprochen hatte: „Wie wäre es, Herr Feldwebel, wenn ich ganz genau wüßte, daß ich in einem halben Jahr noch hier bin? Wer mir das sagen kann, ist mir so nützlich, daß ich ihm von meinem Gewinn in dieser Zeit einen festen Anteil geben könnte. Es ist mein Ernst!" Mit leuchtenden Augen erhob sich Wolfmüller zu seiner ganzen Größe: „Ich sage Ihnen das, Bär!" Seine Stimme hatte den vollen Klang, der durchbrach, wenn er seine Kompagnie für den Fall von Vergehen mit den allerschärfsten Strafen bedrohte. Der Jude schaute lächelnd an ihm empor: „Abgemacht! Herr Feldwebel! Ich eröffne Ihnen das Konto! Warum soll ein vernünftiger Mensch nicht ein Geschäft machen! Nur noch einen Augenblick", sagte er, machte sich am Kassenschrank zu schaffen, dessen Seufzen Wolfmüller mit Entzücken hörte, und schob etwas in die hintere Tasche des Waffenrocks. Als sie die Treppe hinuntergingen, gab er mit einem dunklen Blick Wolfmüller einen Briefumschlag. Dieser steckte ihn schweigend ein.

Die Anforderungen an Nachersatz ins Feld waren ungeheuer. Man sandte die Leute nach den Listen der letzten ärztlichen Untersuchung hinaus. Freiwillige kamen selten. Wolfmüller war in Äußerlichkeiten ein guter Soldat, dem es Freude machte, wenn alles glatt ging. Wer auf der Liste stand, mußte hinaus. Es waren schon Leute gekommen, die baten, zum nächsten Transport zurückgestellt zu werden. Wolfmüller donnerte sie an: „So geht ihr hinaus, wie es bestimmt ist und nicht anders!" Dabei hatte Wolfmüller nie besondere Rücksichten walten lassen müssen. Jetzt war es anders. Alle Augenblicke wurden die Leute untersucht und felddienstfähig geschrieben. Man mußte höllisch aufpassen, daß Bär nicht auf die Liste kam. Einmal setzte ihn der Feldwebel an die Spitze der zu Untersuchenden und es war ein Zufall, daß an diesem Tage der Hauptmann bestimmte, daß beim Buchstaben M angefangen werde, weil man das letzte Mal A bis L gehabt hatte. Einmal konnte man auch Bär ganz vergessen. Auf die Dauer war es immerhin schwierig, und manchmal war Wolfmüller mißvergnügt. Er selbst als Kompagniefeldwebel war

Digitized by Google

sicher, denn es war bestimmt, daß diese nicht abgelöst werden sollten. Für Holzer brauchte man nicht zu sorgen, und Renner hatte keine Sorge, es sei denn, daß sein bißchen Gesundheit vollends ganz zum Teufel ging. Er hustete immer stärker. Der Feldwebel überlegte in trüben Augenblicken, wieviel leichter es doch sei, jemand ins Feld zu bringen, der nicht hinauswill, als einen vor diesem Schicksal zu bewahren, trotz seiner Zustimmung. Die frühere unbesorgte Gewaltherrschaft war doch schöner gewesen, als dieses Sich-Durchwinden. Aber er war gebunden und wollte nicht entbehren, was er schon zu empfangen gewohnt war.

Die Verhandlung gegen Löffelholz hatte nach langer Untersuchungshaft stattgefunden; ein Jahr Gefängnis hatte der Unteroffizier bekommen. Doch gewährte man ihm Strafaufschub und schickte ihn hinaus. Wolfmüller und Holzer waren Zeugen bei der Verhandlung. Der unbändige Löffelholz war sehr zahm geworden. Trotzdem war der Feldwebel froh, als er ihn fort wußte.

Auf Holzer schien die Verhandlung einen großen Eindruck gemacht zu haben. Er sprach bei jeder Gelegenheit davon, daß es doch eine riesengroße Traurigkeit sei, einen verheirateten Mann so in die Tunke zu bringen. Ein Jahr Gefängnis! Und jetzt hinaus! Der wäre ganz gern auch ein wenig dageblieben. Man solle andere ansehen, die strotzen vor Geilheit! So gingen seine Reden. Wo er einen Boden fand, da säte er Unzufriedenheit, die gegen den Feldwebel reifen mußte. Das Ende vom Lied war allemal: „Wenn ich nicht wäre, so hätte der Wolfmüller schon lang das allergrößte Unglück angerichtet!“ —

Der Grund zu diesem Schüren lag für Holzer außer in seiner angeborenen Freude am Hetzen und Stänkern in der Eifersucht, mit der er den unbedachten, gedankenlosen Wolfmüller vorsichtig und schlau werden sah. Dazu nahm die gute Laune des Feldwebels sichtlich ab. Außerdem ging Holzer häufig zu einem Arzt, um sich wegen eines Nervenleidens behandeln zu lassen, wie er sagte. Er war fest entschlossen, nicht felddienstfähig zu werden.

Allmählich waren noch einige Leute in die Kompagnie gekommen, welche häufig mit Bär und Wolfmüller verkehrten. Dieser schloß ein paar beträchtliche Versicherungen ab, und Bärs Geschäfte gingen glänzend. Sie erstreckten sich nicht mehr ausschließlich auf altes Metall. Manchmal wurde Bär vor Gericht geladen, weil seine Geschäfte nicht ganz mit dem Sinn der besonderen Bestimmungen im Einklang waren.. Zu fassen war er nie, und nichts brachte ihn aus seiner Ruhe.

Wolfmüller lebte wieder gute Tage. An seine aufgestiegenen Bedenken, die nie mehr ganz zum Schweigen kamen, hatte er sich gewöhnt wie an eine Zunahme seiner Fähigkeiten. Er begann mit ihnen zu rechnen und traf Anstalten gegen sie. Sein Denkvermögen wuchs. Seine Bedenken hielten ihn nicht mehr ab von irgendwelchen Schritten, sondern schärften seine Vorsicht. Je fleißiger er seine Liebesverhältnisse in der Garnison unterhielt, desto angelegentlicher sandte er seiner Frau Geschenke, und je mehr er den Dienst zu seinem eigenen Nutzen und Gewinn führte, desto sorgfältiger wachte er darüber, dem Hauptmann nicht den geringsten Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben.

In seinen Genüssen wurde er anspruchsvoll. Paula war schon längst vergessen. Jetzt war sie durch eine gereifte Schönheit ersetzt, die der kluge Bär Wolf-

Digitized by Google

müller zugeführt hatte. Sie nannte sich Frau Direktor Donner und war nach ihrer Aussage die geschiedene Frau eines Fabrikdirektors. Sie war älter als Wolfmüller, und sein auf das Üppige gerichteter roher Geschmack fand bei dem albernen Weib Genüge. Die Witwe, die den schönen Feldwebel im Quartier hegte, fand nur noch ein durch die Direktorin geschmälertes Zutrauen. Wolfmüller ging jeden Abend aus, entweder mit der Direktorin oder mit der andern. Oft reckte er seine müden Glieder auf dem Bett im äußeren Dienstzimmer, und nur mit großer Mühe konnte er den schneidigen Ton aufbringen, den er vor der Kompagnie brauchte.

Das Personal auf dem Dienstzimmer war trotz der Gegenbefehle stark angewachsen. Ein Schulkamerad Wolfmüllers mußte einen guten Platz haben und wurde zu seiner persönlichen Ordonnanz bestimmt. Dieser Mann meldete eines Morgens, als der Feldwebel sehr müde auf dem Bett lag: „Die Frau Feldwebel! Sie kommt mit ihrem Vater und ihrer Mutter!“ Wolfmüller fuhr entsetzt in die Höhe: „Was sagst du? Wer kommt?“ Mit einem festen Blick sagte der Reservist: „Deine Frau und deine Schwiegereltern! Sie werden dir eben einmal das Gewehr visitieren wollen!“ „Nichts da!“ sagte entschlossen Wolfmüller. „Wo sind sie denn?“ „Innen im Dienstzimmer!“ „Wissen sie, wo ich bin?“ „Nein, ich habe dich gesucht, vielleicht warst du mit der Kompagnie ausgerückt wie beim letzten Felddienst!“ „Richtig!“ sagte der Feldwebel, „sag' ihnen, ich sei mit der Kompagnie weg und komme den ganzen Tag nicht zurück!“ Degen und Mütze waren zur Hand. Leise schnallte Wolfmüller um, schlich die Treppe hinunter und stieg auf ein dort stehendes Fahrrad. Dann fuhr er zur Kompagnie, die heute einen größeren Felddienst mit Abkochen hatte.

Mittlerweile entledigte sich die Ordonnanz ihres Auftrages. Die große grobknochige Frau Wolfmüller wandte sich zu ihren Eltern, die verwundert die vornehme Einrichtung des Dienstzimmers betrachteten, in dem ihr Schwiegersohn herrschte, und das auch Bilder von unbekannten Frauen enthielt, und sprach nur: „Der Lump!“ Die Ordonnanz schnappte dies vergnügt auf und fragte: „Soll ich etwas ausrichten?“ Giftig blickte ihn das Weib an: „Ich lass' kein Schindluder mit mir treiben!“ Zu den Eltern sagte sie: „Mit dem Mittagszug fahren wir heim!“ Der Reservist sah hinter den Leuten drein und kratzte sich am Kopf.

Als Wolfmüller auf dem nächsten Weg seiner Kompagnie nachfuhr, packte ihn zuerst eine wilde Lustigkeit und er dachte: „O weh, o weh! Die werden Augen machen!“ Die Freude, dem Besuch entgangen zu sein, beherrschte ihn erst vollständig. Aber mehr und mehr geriet er in eine bittere Wut, wenn er bedachte, daß dieses Weib ihm nachgereist sei, mit ihren Eltern! Ihn im Dienst überfallen hatte! Herrgott! Wenn der Hauptmann die Gesellschaft traf, so könnte es ja recht schön werden! Gott sei Dank war der bei seiner Kompagnie!

Einerlei! Wer gab der Bande das Recht, ihn lächerlich zu machen? Sie war seine Frau! Ja freilich! Sie hatte wohl ein Recht, sich nach ihm zu erkundigen, denn sie war so betrogen mit ihm wie er mit ihr! Scheußlich! Er lachte hell auf. „Das verdammte Weibsbild! Kann sie der Teufel nicht holen?“ So dachte der Feldwebel Wolfmüller, als er durch den stillen Wald glitt. Er sah nichts von dem schönen Sommertag, der grünes Gold im Dunkel zittern ließ. Seine grobe Seele

Digitized by Google

war nicht für die heiligen reinen Schönheiten der Sonne und ihrer Welt gemacht. Was er nicht besitzen konnte, das war für ihn nicht vorhanden. Es sei denn, daß es Mächte gab, die zu fürchten waren.

Er fand die Kompagnie und meldete sich unter irgendeinem Vorwand beim Hauptmann. Wolfmüller hatte, obwohl vor Gefahr zurückschreckend, an Felddienst, Manöverbetrieb und Exerzieren seine Freude, denn mit seinem starken Körper und den aufs Zugreifen gerichteten Sinnen konnte er wohl seinen Mann bei solchen Anlässen stellen. So übernahm er die Führung eines Zuges, und völlig in dem Felddienst aufgehend, dachte er bald nicht mehr an den Besuch. Beim Einrücken spät abends fragte er die Ordonnanz gelassen, wie alles gegangen sei. Mit größter Ruhe hörte er den Bericht an und sagte nur: „Das ist recht!" Dann begab er sich zu Frau Direktor Donner, um sie in den Kino abzuholen.

Die weitere Erinnerung an den Besuch seiner Frau bewirkte in Wolfmüllers Begierden den Trieb, von dieser Fessel loszukommen. Noch sprach er den Wunsch nicht aus, aber die Gedanken wuchsen und suchten nach Verwirklichung.

Auch seine Einkünfte auf jede Weise zu verbessern trieb es ihn mit einer bisher nie empfundenen Macht. Er hatte das Wohlsein verschmeckt und konnte es nicht mehr missen. Also vorwärts! Auf diesem Wege begegneten einem freilich düstere Erscheinungen, aber Wolfmüller kannte sie. Seine Seele empfand nicht so fein, als daß sie sich nicht an solche Begegnungen mit Quälgeistern gewöhnt hätte. Wolfmüller ließ sich nicht mehr beirren. Das dumme Zeug hatte keine Gewalt und war nicht zu fürchten. Es konnte nun Lehmann, die Frau, es konnte sein was und wer es wollte! Man durfte sich die Stimmung nicht verderben lassen, dann ging es vorüber.

Das stand fest, er wollte es nicht mehr schlechter haben, als jetzt! Im Gegenteil, er wollte es weiter bringen!

Er verkehrte immer mehr mit Bär, dessen Geschäfte täglich zunahmen. Nach den Anweisungen dieses klugen Geschäftsmannes übernahm Wolfmüller einige kleinere Abschlüsse und brachte sie zu Ende. Bär bediente sich des gelehrigen Schülers gern, denn ihm mangelte Zeit und mitunter auch die Lust, gerade an dieser und jener Stelle zu stehen. Wolfmüller stellte sich hin, wo man ihn brauchte, ohne Vorurteil, vielleicht auch ohne Urteil, wie Bär dachte. Der Feldwebel lernte viel, und er bekam auf diese Weise ein Guthaben bei seinem Freund.

Sie hatten einen großen Posten Zinn verkauft und auf der Rechnung den festgesetzten Höchstpreis eingesetzt. Der Handel stand einwandfrei da. Es stand aber auch ein Auto da, welches auf der Rechnung nicht verzeichnet war und Bär seit dem Zinnhandel gehörte. Auch meldete kein Buch vom Zusammenhang einer teuren Lieferung von Messingspänen mit dem Zinn und dem Kraftwagen. Das Geschäft war nicht übel. Als man es bei einem Glas Sekt besprach, meinte der nüchterne Bär: „Nun ja, das Auto! Ich muß es eben wieder losschlagen. Fahren kann ich nicht, es gibt kein Benzin und keine Erlaubnis zum Fahren, überhaupt —" Wolfmüller ließ seinen Freund nicht ausreden: „Was? Das Auto hergeben! Nein! Das behalten wir. Es sieht doch ganz anders aus, wenn wir im Auto daherkommen. Da stellt die Firma dreimal so viel vor. Und die Zeitersparnis! Mensch! Ein



Digitized by Google

Auto! Das gibt man doch nicht her!" Der Ton des Feldwebels duldete keinen Widerspruch. Bär empfand das zum erstenmal sonderbar bei diesem Geschäft. Es war doch Kommiß. „Du tust ja, als ob dir der Wagen gehörte!" sagte er bedachtsam. „Na!" sprach da Wolfmüller sehr deutlich und sah mit großen blauen Augen Nathan Bär fest ins Gesicht. „Na! Alter Freund! Du weißt doch ganz genau, wo du heute wärest, wenn du nicht eine ausgezeichnete Kompagnie und einen Feldwebel gefunden hättest, der nicht darauf ausgeht, dich ins Unglück zu bringen. Im Gegenteil, er gibt dir Zeit und Gelegenheit, Geschäfte zu machen. Er redet dir nicht darein und hilft dir sogar noch auf das freundlichste. Also, Bär! Mach' keine Geschichten! Der Wagen bleibt da!" Bär knickte vor der kalten Frechheit des Feldwebels zusammen und konnte ihm nicht mehr in die Augen sehen. „Nun ja!" gab er nach, „was willst du mit dem Auto, wenn wir nicht fahren können." „Darum kümmere dich nicht," lachte Wolfmüller, „dafür laß du mich sorgen! Der Wolfmüller bringt alles fertig. Aber ich sehe nicht ein, weshalb wir nicht im Auto fahren sollen, wenn wir können. Deine Freundinnen werden jedenfalls nichts dagegen haben. Verlaß dich drauf! Die Sache wird gedreht." Sie sprachen an diesem Abend nicht mehr vom Auto, aber trotzdem verließ Wolfmüller auch nicht für einen Augenblick der Gedanke: „Wie bringe ich den Wagen zum Laufen trotz der Benzinbeschlagnahme?"

Am nächsten Morgen passierte eine unangenehme Geschichte. Schon ein paarmal hatte der Oberstleutnant bei der Parole, wo er meistens selbst zugegen war, über die vielen Schreiber geflucht. Von oben herunter kamen Erlasse dagegen. Der Oberstleutnant setzte also fest, daß bei jeder Kompagnie ein Schreiber und eine Ordonnanz zu genügen habe. Bei den großen Ersatzkompagnien und dem riesigen Schreibwerk war das zwar nicht möglich, aber der Oberstleutnant wollte es so haben. Er selbst durchsuchte alle Geschäftszimmer und fand natürlich nirgends mehr als die befohlenen zwei Mann. So kam er auch zur dritten Kompagnie. Der Besuch war vorausgesehen. Holzer war beurlaubt und nur Renner und die Ordonnanz sichtbar. Im inneren Geschäftszimmer saß Wolfmüller und hatte irgend etwas vor sich auf dem Schreibtisch. Der alte dicke Herr erschien in der geöffneten Türe, Wolfmüller fuhr in die Höhe, brüllte ins äußere Zimmer mit Donnerstimme: „Achtung!" und stand stramm. Auf der Schwelle stand der Oberstleutnant und warf lange Blicke in das reich ausgestattete Gemach. Sie schweiften von einem Lehnsessel zum andern, wunderten sich über die verschiedenfarbigen Vorhänge, senkten sich finster auf den Bodenteppich und bohrten sich in die Damenbildnisse. Sie streiften die Felle auf dem Fußboden, hafteten länger auf der Leopardenhaut vor Wolfmüllers Platz, grüßten verachtend die Rosen in den Töpfen vor dem Fenster und ruhten lange auf einem Farbendruck. Eine nackte Frau lag auf einem Eisbärenfell und schlug vor Wohlbehagen die Fersen in der Luft zusammen.

Wolfmüller wurzelte mit zusammengespannten Hacken stramm in seinem schönen Dienstzimmer, sich wundernd, wie genau der Herr Oberstleutnant alles ansah. Endlich kam der Feldwebel mit sich überein, daß dem alten Herrn die Sache vielleicht doch einleuchte. Er machte sich auf eine anerkennende Bemerkung, wie etwa: „Sie sind ein verfluchter Kerl!" gefaßt, und begab sich im Lauf der Be-

Digitized by Google

sichtigung aus der strammen Grundstellung in eine bequemere Körperhaltung. Das Lob gedachte er wieder in strammster Haltung zu empfangen und dabei so gut als möglich dazustehen.

„Wie stehen Sie denn da, Sie?“ brüllte ihn jetzt plötzlich mit furchtbarer Stimme der Oberstleutnant an. Wolfmüller nahm die Hacken zusammen. Jetzt kam es: „Haben Sie diesen ganzen Dreck in die Bude hereingeschafft? Was soll denn das bedeuten? Ist das ein Hurenstall oder ein Dienstzimmer, Sie? Ich will Ihnen helfen, Sie Himmelsakramenter! Glauben Sie, ich sehe nicht, daß Sie herumlaufen wie ein Seiltänzer! So geht es noch zu bösen Häusern, Sie schöner Herr! Augenblicklich wird der ganze Saustall ausgemistet! Hinaus mit dem Gelump! Und passen Sie auf! Hinter Sie komme ich noch! Ich will es Ihrem Hauptmann noch beibringen, was das für eine Wirtschaft ist!“ Der Oberstleutnant wollte von den Schreibern nichts mehr sehen und stieg davon. Wolfmüller stand wie eine Bildsäule.

Gemein! Wolfmüller schnalzte mit der Zunge. Wahrhaftig, es war scheinbar doch nicht alles so einfach gewesen bei dem Oberstleutnant. So konnte man sich täuschen! Auch er war ein Untergebener, er, als mächtiger Feldwebel. Abgesehen von den Ehrenbezeugungen und so ein paar äußerlichen Sachen konnte ihm doch nicht gut einer etwas sagen. Oder doch! Er mußte sich besinnen. Es war scheußlich, so zusammengestaucht zu werden! Es waren doch verdammt viele Dienstgrade zwischen Oberstleutnant und Feldwebel!

Plötzlich fuhr ihm durch das Gehirn: „Weiß der Alte sonst etwas?“ Freilich! Sonst war es ja nicht zu begreifen, daß er ihn, seinen Schützling, so behandelte! Was war geschehen? Hatte man ihn angeschwärzt? Einen Brief ohne Unterschrift geschrieben? Wer? Es fiel ihm ein, daß er da und dort die andern Feldwebel hochmütig ausgelacht hatte, daß er es liebte, vor ihnen groß zu tun. Daß er höchst unverschämt zu sein pflegte, um es beim richtigen Namen zu nennen. Kein Wunder, wenn ihn da einer hineinreiten wollte.

Seiltänzer hatte der Oberstleutnant gesagt. Das ging auf seinen Anzug! Erst gestern hatte er sich auf den neuen grauen Rock die großen Knöpfe an den Kragen setzen lassen. Der Schneider fragte: „Tressen?“ Er lachte. Die sollen Tressen tragen, die es notwendig haben. Ich brauche keine!“ So groß hatte er sich gedünkt. Andere waren froh, wenn sie die Tressen bekamen. Holzer zum Beispiel. — Wahrhaftig, Holzer! Siedend heiß fiel es Wolfmüller aufs Herz, daß er in der letzten Zeit ganz selten mehr mit Holzer verkehrte. Bär und seine Leute zogen ihn mehr an. War es vielleicht Holzer, der ihm da etwas eingebrockt hatte! Sakrament! —

Ach was! Dummes Zeug! Jetzt ist es vorbei! sprach sich Wolfmüller Mut zu. Auch sah er alsbald wieder das Auto vor sich. Er dachte nach. Es war schwer, Benzin zu bekommen. Einen Fahrer hatte man sofort. War doch der Offizierstellvertreter der Kompagnie als Leutnant zu den Kraftfahrern versetzt worden. Der hatte es schön genug gehabt, solange er da war, und konnte einem auch einen Gefallen tun. Er war auch mit bei Paula gewesen. Also!

Wolfmüller schnallte um und ging. Er hatte keine bestimmte Absicht. Nur heraus wollte er. Auf dem Hof stand die Ordonnanz. „Hast du den Major gehört?“

Digitized by Google

„Wohl, der hat schwer geschimpft! Es wird ja wohl nicht so gefährlich sein?“ „Einerlei!“ sagte der Feldwebel, „das Zeug muß fort, wenn auch nicht alles. Vielleicht kommt er noch einmal und schaut, wie es aussieht. Nimm den Teppich hinaus und zwei Sessel! Das genügt.“ „Und die Felle?“ „Fort damit! Sie sind so wie so schon schäbig.“

Wolfmüller ging weiter. Unwillkürlich schritt er seiner Wohnung zu. Dort angekommen, trat er vor den Spiegel, schaute sich wohlgefällig an, breitete mit geballten Fäusten die Arme weit aus und holte tief Atem: „Ach was! Gern haben könnt ihr mich alle miteinander mit eurem traurigen halbverhungerten Kommiß! Jetzt erst recht!“ Im Spiegel sah er zwei Gewehre, die kreuzweise an der Rückwand hingen. „Natürlich!“ sagte er dann laut, „so wird es gemacht, nicht anders!“ Vergnügt zündete er sich eine Zigarre an und ging hinaus in die schöne helle Luft. Bald saß er hinter einem kräftigen Frühstück und einer Flasche Mosel. Eigentlich schmeckte ihm das Getränk nicht, aber es war doch eher etwas als der gewöhnliche Landwein. Er ließ sich Zeit, so daß er eben noch recht zur Parole kam. Als ihm der Duft von Naphtalin, Leder und Kommißbrot entgegenschlug, zog er die Nasenflügel hoch. Er stellte sich beim Befehlverlesen in den hintersten Winkel und paßte nicht auf. Was ging ihn der ganze Zauber an? Er hatte andere Dinge zu denken! Als die Parole vorüber war, befahl Wolfmüller in seinem nunmehr vereinfachten Dienstzimmer den Gefreiten Lipsky zu sich. Der Mann war ihm neulich als Zugang aufgefallen und vorgestern war sein Vater dagewesen und hatte sich erkundigt, ob für den Jungen Aussicht auf Beförderung bestehe. Er sei Einjähriger und nur durch seine Verwundung am Weiterkommen verhindert. Wolfmüller hatte die Auskunft gegeben, die er in diesen Fällen immer bereit hatte: „Die Herren Einjährigen müssen warten, bis es Zeit ist, und erst etwas leisten, wenn sie nachher die Herren sein wollen. Es gibt andere Leute, die das auch möchten!“ Wolfmüller konnte die Einjährigen nicht leiden, weil er sich nicht sicher vor ihnen fühlte. Warum, wußte er nicht genau. Ihnen gegenüber zeigte er sich stets hart, wenn er auch das Lärmmachen mit andern Leuten schon längst als unnütz aufgegeben hatte. Nun war dieser Vater Lipski bei ihm gewesen in der Uniform als herzoglicher Lakai. Darauf baute Wolfmüller seinen Plan.

Der Gefreite Lipski stand vor dem Feldwebel stramm. „Sie wollen Offizier werden?“ fragte ihn Wolfmüller und schaute ihm streng ins Gesicht. „Herr Feldwebel, wäre es möglich, zu einem Kurs kommandiert zu werden?“ „Ihr Vater war deswegen bei mir. Was hat er eigentlich für eine Stellung beim Herzog?“ Der Soldat wurde rot. „Er ist erster Kammerdiener.“ „So!“ die Stimme des Feldwebels klang anerkennend, „da ist er sehr viel um den Herzog beschäftigt?“ „Täglich, Herr Feldwebel!“ „So, so!“ Lipski war ein heller Bursche, der merkte, daß der Feldwebel etwas von seinem Vater erhoffte und nun auf halbem Weg mit der Sprache stecken blieb! Er kam ihm entgegen. „Wenn Herr Feldwebel befehlen, kann ja mein Vater nochmals herkommen!“ Wolfmüller lächelte. „Allerdings! Es wäre mir angenehm, wenn er einmal vorbeikommen könnte!“ Sehr freundlich fuhr Wolfmüller fort, als er ein glattes Lächeln in Lipskys Gesicht wahrnahm: „Sagen Sie mal, haben Sie kein Interesse für ein englisches Gewehr?“

Digitized by Google

Der junge Mann ging auf die Frage ein. „Gewiß, Herr Feldwebel! Aber wo soll ich eines herbekommen? Die Kontrolle ist scharf, wenn man von draußen kommt, und man hat an der eigenen Knarre genug zu tragen!“ „Lipsky!“ sprach wohlwollend der Feldwebel, „schicken Sie mir den alten Herrn. Dann können Sie sich hier etwas aussuchen!“ Er deutete in die Ecke, wo mehrere Gewehre standen. „Über die andere Sache sprechen wir noch!“

Wenige Stunden später stand der alte Lakai vor Wolfmüller. Schmunzelnd begann er: „Was gibt's, Herr Feldwebel, sind Sie zufrieden mit meinem Sohn?“ „Er ist ein tüchtiger junger Mann, der gern vorwärtskommen möchte“, sprach salbungsvoll der Feldwebel. „Ich will ihm dabei nicht hinderlich sein, wenn auch unsereiner nicht so hoch hinauskann wie die jungen Herrn.“ „Darauf kommt es ja nicht so sehr an,“ sprach der alte Mann, „es gehört wohl dazu, wenn es gerade in der Karriere des Menschen liegt, aber es gibt doch auch einfache Leute, die etwas zu sagen haben, die in einflußreicher Stellung stehen.“ Der Lakai lächelte selbstgefällig. Wolfmüller glaubte ihn zu verstehen und ging geradeaus aufs Ziel los. „In diesen Zeiten, wo alles eingeschränkt und verboten ist, da braucht man gute Verbindungen, damit man zu dem gelangt, was einem von Gottes und Rechts wegen gehört. Es geht mit allem so, mit Essen und Trinken, einfach mit allem.“ Der Lakai seufzte. „Auch Hoheit schränken sich auf das alleräußerste ein. Der Hofstaat ist sehr vermindert, die Pferde zum größten Teil abgegeben, die Kraftwagen sind vermietet, es wird sehr gespart!“ „Gewiß, aber Sie haben doch noch die Möglichkeit, die Autos zu benützen.“ Der Lakai empfand es wohltuend, daß Wolfmüller ihn anredete, als seien es seine Automobile, von denen die Rede war. „Na, es geht so, aber knapp!“ versetzte er sehr zurückhaltend, ungewiß, wo es eigentlich hinauswollte. „Aber mein Wagen,“ fuhr Wolfmüller fort, „der kann stehen, weiß Gott wie lang, denn ich habe nicht einen Tropfen Benzin. Und das ist mein Anliegen: Können Sie mir nicht raten, wie man zu ein paar Kannen Benzin kommt? Sie können es doch sicher machen.“ Herr Lipsky faßte das Kinn mit der Hand: „Es ist sehr schwer! Es ist nicht so einfach. Nein! Aber für einen guten Freund kann man sich ja bemühen. Ich werde sehen. Durch meinen Sohn lasse ich Ihnen dann Bescheid sagen. So einfach ist es nämlich nicht. Sicher nicht!“ Wolfmüller bedankte sich. Würdig verabschiedete sich der alte Mann: „Es war mir ein besonderes Vergnügen. Wenn ich meinen Sohn nochmals dem Herrn Feldwebel empfehlen darf. Er tut sein Bestes!“ „Gewiß! Gewiß!“ Die beiden schüttelten die Hände freundschaftlich.

Tags darauf brachte Lipsky der Jüngere den Bescheid, er könne der Ordonnanz zeigen, wo das Benzin zu holen sei. Die Niederlage, welche dem Hof liefere, sei schon unterrichtet, daß alles glatt vonstatten gehe. Wolfmüller forderte Lipsky auf, ein Urlaubsgesuch zu schreiben und freute sich seines Erfolges. Der Fahrer war eingetroffen. Nun konnte es losgehen. Wolfmüllers Augen strahlten, als er seinem Freund Bär mitteilte, es sei so weit. „Hast du eine Fahrterlaubnis?“ fragte der gewissenhafte Geschäftsmann. „Wozu?“ lachte ihm Wolfmüller ins Gesicht. „Erlaubnis? Wir tun, was wir wollen.“ (Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

# Zurück zur Schamhaftigkeit!

## Von Victor Blüthgen †

Wir stehen mitten in einem nationalen Zusammenbruche, nach einem Weltkriege, wie ihn die Weltgeschichte kaum annähernd zu verzeichnen hat. Einem politischen, nationalen, wirtschaftlichen — vor allem leider Gottes auch moralischen Zusammenbruche. Es wäre tröstlich, glauben zu dürfen, daß wir den Tiefpunkt unserer Not erreicht haben, und daß es an der Zeit ist, zum Aufstieg zu rüsten. Jedenfalls kommt der in absehbarer Zeit, so sicher wie dem Schwerkranken die Rekonvalenszenz kommt, wenn nicht der Tod — und daß wir sterben, glauben und wünschen auch unsere Feinde nicht, denen wir zu siegen erlaubt haben.

In der Tat, wir sind die Opfer einer Seuche geworden, und wir stehen inmitten der Krisis. Das gibt einen Ausscheidungsprozeß nachher, und man muß darauf denken, wie man ihn unterstützen kann. Einer Seuche, die unser Vaterland in ein Irrenhaus verwandelt hat.

Ich rede hier vom moralischen Zusammenbruche, und zwar von einem besondern Kapitel. Es gibt deren da so viele, wie es Gebote auf den Tafeln gegeben, die Moses vom Berge Sinai heruntertrug. Hilflos schauen die Zehn Gebote, das ewige Gesetzbuch aller menschlichen Kultur, auf das Chaos sittlicher Verwüstung, das sich deutsche Republik nennt. Wenige Jahre sind es her, daß wir deutschen Dichter noch auf das Leitmotiv schworen: Am deutschen Wesen soll die Welt genesen. Heute sind wir das mitleidige Achselzucken unserer Feinde, deren sittlicher Tiefstand zu Beginn des Krieges unsre Empörung auflodern ließ, die in Lüge und Verleumdung, Raub- und Rachgier eine Welt gegen uns aufgehetzt und deren Sieg schließlich ein gemeiner Betrug ist.

Niemand hat bei uns gezweifelt, daß der deutsche Wein seine Hefe auf dem Grunde hat. Aber daß diese Hefe die kulturelle Verpflichtung unsres Volkes, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen, dermaßen in Unkultur und moralische Verwilderung kehren könnte, hat kaum jemand geglaubt, der stolz darauf gewesen, ein Deutscher zu sein. Das Zuchthaus hat die Stoßtruppen für eine Revolution geliefert, welche das vornehme Kunstwerk deutschen Staatenbaus zertrümmert hat und nun mit tastender Hilflosigkeit an einem Neubau flickt, dem doch nur die Baureste des alten Halt geben. Darin wimmelt es von Räubern, Mördern, Einbrechern und Gelegenheitsdieben, Fälschern und Betrügern, Wucherern und Spielern, die das Geschäft im Wettbewerb und als Sport betreiben. In unsauberen Händen wirbeln die Millionen durcheinander und werden in Orgien vergeudet mitten zwischen Dunkel, Hungern und Frieren; das gefestigte Eigentum wird wie von einem Erdbeben geschüttelt.

Und das Laster jubelt und tanzt, füllt Kino und Theater und verunreinigt die Lagerstätten, und die Dirnen fordern Gewerbefreiheit.

Und die Kunst leistet Helfershelferdienste! Der Kultus des nackten Fleisches im Dienst der Geschlechterfrage auf seiten der bildenden und der darstellenden

Digitized by Google

Künste, des nackten Geschlechtsverkehrs bis ins Perverse in der Dichtung! Die Blüte am Baum der Menschheit ist stinkend geworden!

Und damit bin ich beim eigentlichen Thema.

Die Schamlosigkeit ist Trumpf geworden. Sie proklamiert offen ihre Berechtigung, und die Logik findet Gedankengänge, um diese zu erweisen. Die Betonung der tierischen Bestimmtheit des Menschen ist große Mode im öffentlichen Leben geworden: im geselligen Verkehr der Jugend vorweg, in Belehrung bis in die Schulen hinein, in Theater, Tanzvorführungen und Kino, in Kunstausstellungen und Schaufenstern bis in die heimlichen Schubfächer der Papierhandlungen, in den schreienden Reklameplakaten des Anschlagwesens. Ja — in der weiblichen Kleidungs- und der sonstigen Herrichtung, die, wenn hochmodern, es kaum noch ermöglicht, die anständige Weiblichkeit von der aufdringlichen Dirne zu unterscheiden.

Nicht zum wenigsten in der Dichtung, in Drama, in erzählender Kunst wie Lyrik, männlicher wie weiblicher.

Wohl noch nie hat sich nackte Lüsternheit, von schamloser Brutalität bis zu gewürzt kokettem Spiel, im deutschen Volke öffentlich in der Weise breit machen dürfen, wie heute; noch nie ist die Waffe des Staatsanwalts als öffentlichen Sittlichkeitswächters so stumpf gewesen.

Sicherlich: die Hauptschuld, daß es dahin mit uns gekommen, den Nachkommen der gerühmten Germanen des Tacitus, tragen der Krieg und die Revolution. Der Krieg mit der unvermeidlichen Verwilderung des Feldlebens, der sittlichen Gefährdung in der Munitionsfabrikation und der Hungerblockade, welche die Menschen auf ihre elementaren tierischen Instinkte herabgedrückt hat — die Revolution, dafern sie in ihrem Kampfstadium bei der Unsicherheit ihrer Ziele zunächst alles Herkommen in Frage stellte, durch wirtschaftliche Verschiebungen einschneidendster Art der Zügellosigkeit Vorschub leistete und einer Schicht diente, der einstweilen noch die schwielige Faust das letzte Wort in der menschlichen Kultur bedeutet und der Magen das Letzte im Leben, zusammen mit eben der Geschlechterfrage. Dazu die Frauenfrage in ihrer zweischneidigen Lösung.

Es ist eine der tragischen Beigaben, mit denen die Revolution des 9. November auf die Welt gekommen, daß sie der Schamlosigkeit Bahn brechen mußte, und ihre intellektuellen Führer, denen sie über den Kopf gewachsen, haben reichlich spät Anläufe gemacht, dieser Herr zu werden.

Wohlgemerkt: die Bahn brechen. Sie ist in Wahrheit ein aufbrechender Geschwürrest aus der Sturm- und Drangzeit der literarischen Jugend der achtziger und neunziger Jahre, aus der doch ein paar unserer Ersten hervorgegangen sind; und wäre ohne Krieg und Revolution glatt verheilt, während sie uns so eiternd das Blut verseucht und die Luft verpestet hat. Der Naturalismus, der damals von Frankreich herüberwehte, traf auf eine Generation starker junger Talente, die erfolghungrig nach etwas Neuem ausspähten, ihr Temperament in beide Hände nahmen und das Geschlechtsleben gegen die zur Prüderie gewordene Schamhaftigkeit jener Zeit ausspielten.

Hätte sie die Grenze berechtigter Ansprüche innegehalten, so wäre dagegen nichts zu sagen gewesen. Aber es kam, wie ich einmal gesagt habe: Hat man genug vom Elfenschnack, so kommen die Rüpel tanzen. Die geladene Sinnlichkeit

Digitized by Google

der Jugend schlug um sich; aber sie dichtete nicht nur Bohême, sie lebte sich auch in Bohême und Anarchie aus. Und sie machte Schule bei der Jugend, in erschreckendem Maße; immer weiter, in den geweihten Vorbehalt des Ehelebens hinein.

Sie hielt eben dem abgelebten Extrem der Prüderie das gegenteilige der Schamlosigkeit entgegen. Ostentativ, mit einem „Nun gerade!"

Das hat mit den neunziger Jahren seinen Höhepunkt überschritten. Es flaute bis zum Kriege ab, aber es erstarb nicht, weder in der Literatur noch im Leben.

Und heute?

Der Ekel schüttelt einen vor einer zur Propaganda der Geilheit mißbrauchten Kunst, vor einer Literatur, die das Gottgeheimnis unseres Werdens zur Posse herabwürdigt oder mit breitem Grinsen oder bewußter Selbstgefälligkeit in Vers und Prosa nackt am Tageslicht herumzerrt, vor einer gepaarten Jugend, der die Lüsternheit aus den Augen sieht, vor einer Welt- und Lebensanschauung, die die Unkeuschheit als berechtigte Selbstverständlichkeit predigt...

Zurück zur Schamhaftigkeit!

Nicht zur Prüderie der Marlittzeit, aber das Geheimnis tiefsten, süßesten, schrecklichsten Erlebens in geweihten Händen tragen!

Man muß in jener Zeit jung gewesen sein, wo die Scham auf dem Throne saß, um das voll zu würdigen. In der Zeit der „blöden Jugendeselei", die Heines „Du bist wie eine Blume" geboren hat. Nur die Schamhaftigkeit hat den Schlüssel zu den letzten, unvergeßlichsten Wundern von Süßigkeit, die die Liebe zu geben hat. Bedauernswerte Jugend, die man — die sich — darum betrügt!

Mehr noch: die Schamhaftigkeit ist der Anfang und der Wächter am Tor zu der Kultur. Das hat die Menschheit schon vor Jahrtausenden begriffen. Adam und Eva in der Bibel, als sie geschlechtsbewußt geworden, machen sich Feigenblattschürzen — das ist der Anfang der Schamhaftigkeit; und der Herrgott legitimiert sie, denn er macht ihnen Röcke aus Fellen.

Sie ist der erste Schritt des Menschen über das Tier hinaus. Die Verleugnung der schreiendsten Beweise seines tierischen Ursprungs.

Selbst die wildesten Völker bekennen sich dazu. Vom Feigenschurz zur Bekleidungsfrage, der Absage an die Nacktheit. Die Wilden täuschen wenigstens das Empfinden durch Bemalen und Tätowieren des Körpers. Wo die Kultur Kleidung schaffte, kam es schließlich zu Formen, welche die des Körpers völlig wegzutäuschen strebten. Nur das Baden und die Kunst wahrten seine Rechte, aber doch immer in Grenzen, welche die sexuelle Schamhaftigkeit gezogen.

Es ist ein einfacher logischer Schluß und die Geschichte bestätigt ihn, daß mit dem Versagen dieser die gesamte Kulturerrungenschaft des Menschenwesens in Frage gestellt wird. Nicht umsonst hat der Veredelungstrieb der Menschheit sie zu allen Zeiten bannerhoch herausgestellt, haben Staatswesen und Religionen sie unter ihren besonderen Schutz genommen. Selbst der naivsten Lösung des Problems im alten Heidentum, das dem Geschlechtsleben besondere Kulte weihte, liegt die Empfindung dafür zugrunde, und neben ihrer Venus hatten die Römer ihre Vesta, die keusche Göttin der Verhüllung, und sie haben keine Göttin ernsthafter und ehrerbietiger behandelt als diese!

Zurück zur Schamhaftigkeit!

Digitized by Google

Es handelt sich um den Adel und die Würde der Menschheit, um die entscheidendste Probe auf ethische Kultur, die in der Herrschaft über den Leib wurzelt: um die Herrschaft über den stärksten aller Triebe, dem wir unser Dasein verdanken — unser höchstes Glück und unser tiefstes Leid.

Es gibt keine andre Kultur, als die ethische Kultur. Und die Schamlosigkeit ist die Schrittmacherin für die Herrschaft des Geschlechtstriebes im öffentlichen Leben bis zu ihrem letzten Wort: der Alleinherrschaft. Man täusche sich nicht mit dem Glauben, daß man Fangeball mit ihr spielen könne. Das einzige Volk, dem das bis zu einem gewissen Grade gelungen ist, so elastisch wie es veranlagt ist, und das infolgedessen die Schamlosigkeit im geschlechtlichen Sinne zum Exportartikel für alle Welt gemacht hat, sind die Franzosen, nach denen man schon im späten Mittelalter eine Geschlechtskrankheit benannt hat. Es büßt dafür mit einer Unterbilanz seiner Geburten und muß sich heute zur Verteidigung seiner Existenz afrikanische Neger zur Hilfe holen. Seinen Mangel an ethischer Kultur aber verschleiert es durch Zivilisation, die eine Formfrage bedeutet. Alle andern Völker, die dieses Fangeballspiel versuchten, sind daran gescheitert. Das untauglichste dafür aber ist das germanische — die Franzosen haben ihm das hundertmal ins Gesicht gesagt. So plump wie es veranlagt ist, in allem aufs Ganze zu gehen. So eindrucksfähig wie es ist.

Deutschland hat immer die besten Bedienten geliefert, sagt Immermann. Und heute, im großen Freiheitsdusel?

Es ist in tödlicher Gefahr, zum Bedienten der Schamlosigkeit zu werden. Es geht um seine Seele. Wenn das Geschlechtsleben Herr über seine Phantasie wird, stumpft es alle feineren Regungen der Seele ab bis zur Bedeutungslosigkeit, bricht es dem deutschen Idealismus das Rückgrat, läßt es nichts neben sich gelten als den Hunger, wirft es uns zu den Hunden der Straße zurück, zu den Anfängen unserer Kultur. Unsern Mädchen wird es keine Schande mehr sein, zur Dirne zu werden, das eheliche Treuegelöbnis eine Farce auf einem Hintergrunde von Ehetragödien, die nicht mehr der Ehre, sondern der Eifersucht gelten. Unsere Kunst wird zum Himmel stinken, unser gesellschaftliches Leben nach Bordell riechen.

Man sage nicht, ich male zu schwarz, es ist heilnötig; ich bin ein Prediger in der Wüste, wir auf abschüssiger Bahn, bei der es bekanntlich immer rascher abwärts geht. Das schlimmste ist: es geht um unsre Jugend, die unsere Zukunft bedeutet, denn der Träger dieser Verderbnis ist der Geschlechtsinstinkt, und der ist das Vorrecht der Jugend und die stärkste aller Triebkräfte. Der gesamten Jugend, hoch und niedrig. Räuber und Mörder sind Ausnahmserscheinungen; der Einbrecher und Diebe, der Fälscher und Betrüger, Wucherer und Spieler ist in absehbarer Zeit Herr zu werden, so beschränkt wie ihre Zahl trotz des Anwachsens ist, die wirtschaftliche Not und der soziale Wirrwarr, die Quelle dieses Anwachsens, werden ihr Ende naturgemäß erreichen. Die Verwahrlosung des Geschlechtslebens aber durchseucht den ganzen Volkskörper, die Jugend von heute infiziert die nachfolgende, vererbt eine Brutalität des Empfindungslebens, deren Unbeherrschtheit alle feinen Kulturblüten dieses Lebens erstickt.

Zurück zur Schamhaftigkeit — was können wir dazu beitragen?

Vorweg das Problem mit allem Ernst ins Auge fassen. Nicht leicht nehmen.

Digitized by Google

Es ist freilich bequem, die Dinge laufen zu lassen in der Hoffnung, daß die allgemeine Beruhigung der Verhältnisse auch hier zur Einkehr führen wird. Aber schon da, wo diese Hoffnung berechtigter wäre, greift die Vorsicht mit wachsender Festigkeit ein. Hier aber heißt's: Erst recht!

Nur das Wie? ist die Frage.

Das Panier der Schamhaftigkeit öffentlich aufpflanzen und ihm Gefolgschaft leisten in Worten und Werken, unbekümmert um alles Wenn und Aber. Nicht den stummen Hund spielen, wie die Bibel sagt, sondern mittun im Kampf gegen die Schamlosigkeit, jeder im Bereich seiner Möglichkeit. Protestieren, wie und wo immer. Alle Bestrebungen energisch unterstützen, die darauf hinauslaufen, sie zu dämmen und zu beseitigen. Schon hat sich in Düsseldorf ein Verein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit aufgetan, der bereits über 30 000 Mitglieder zählt und folgenden Beschluß gefaßt hat:

„Wir verpflichten uns, in jenen Geschäften nichts zu kaufen, die durch Ausstellung anstößiger Bilder, Schriften und anderer Gegenstände die guten Sitten verletzen, auch keine Zeitungen und Zeitschriften zu halten, die durch Inhalt oder Anzeigen die Sittlichkeit gefährden.

Wir werden die das sittliche Empfinden verletzenden Theater- und Kinovorstellungen nicht besuchen, auch unsere Angehörigen, insbesondere die Kinder, von denselben fernhalten.

Jeder Verletzung der guten Sitten werden wir mit Entschiedenheit entgegentreten und die Beseitigung der Ärgernisse nachträglich anstreben.

Von den Behörden erwarten wir, daß sie Ausschreitungen unsittlicher Art mit Schärfe ahnden.

Wir bitten unsere Mitbürger, sich unseren Selbsthilfemaßnahmen mit Entschiedenheit anzuschließen, insbesondere auch den Kindern das Betreten von Geschäften der oben erwähnten Art zu verbieten sowie die Benutzung von Leihbibliotheken, in denen Bücher unsittlichen oder die Sittlichkeit gefährdenden Inhaltes ausgegeben werden, zu untersagen."

Soviel Sätze, soviel Wegweiser. Man sollte sie in Massendruck öffentlich allenthalben anschlagen. Das entscheidende Wort gegenüber dem Hohnlachen des Lasters haben die Behörden. Ebenso wie gegen perverse Gedankengänge, die seinen Anwalt machen. Schon proklamiert die bolschewistische Jugend in Jena volle Freiheit in Schule, Hochschule, Elternhaus, Staat, Religion und Erotik. Und das Kultusministerium überlegt sich die Sache!

In der Tat:

Es gilt nicht nur, mit Fleiß zu baun
Am deutschen Vaterlande.
Viel lieber nie ein Ende schaun,
Als eins mit Schmutz und Schande.
S'eht's wieder da nach langer Frist
Mit Wahren und mit Wehren,
So sei's, was es gewesen ist:
Ein Deutschland hoch in Ehren!

Digitized by Google

# Traum des Herrn Nepomuk Eisenkraut von der parlamentarischen Weltregierung

## Von Askan Schmitt

Ich habe schon manchen seltsamen Traum gehabt, aber einen so merkwürdigen wie in der vergangenen Nacht vielleicht doch noch nicht. Ich träumte, es wäre eine mächtige Bewegung nicht nur im deutschen Volke, sondern in der ganzen Menschheit entstanden, die verlangte, daß der liebe Gott die Welt nicht mehr wie bisher absolutistisch, sondern parlamentarisch regieren solle. Überall schrieb man Artikel in diesem Sinn und nahm im gleichen Sinne Resolutionen in den Volksversammlungen an. Manchmal wurde auch ein sehr entschiedener Ton angeschlagen, namentlich von den weiblichen Agitatoren, ich hörte z. B. eine Rednerin sagen: Der alte Herr solle nur in seinem eigenen Interesse den Bogen nicht überspannen, sonst könnte er es wieder einmal, wie schon einmal in der französischen Revolution, erleben, überhaupt abgesetzt zu werden. Dann sickerte auch ein Gerücht durch, wonach beim lieben Gott selber Neigung vorhanden wäre, dem allgemeinen Wunsche der Menschheit entgegenzukommen.

Es fehlte aber auch nicht an der allgemeinen Stimmung entgegengesetzten Meinungen. So erließ eine Anzahl hervorragender Theologen positiver Richtung ein Gutachten, in dem das Verlangen nach der Parlamentarisierung der Weltregierung als eine wahnwitzige Ausgeburt kranker Menschengehirne erklärt wurde. Gewiß, hieß es weiter, sei die Zeit des Absolutismus in der Politik vorüber. Aber irgendwo in der Welt müsse es noch etwas Absolutes geben, und dieses notwendige Absolute sei eben Gott, der also als das absolut Absolute gar nicht anders als absolut regieren könne. Das sei schon seit Ewigkeit so gewesen und müsse und würde auch in Ewigkeit so bleiben. — Diesem Gutachten trat allerdings eine Gegenkundgebung einiger hervorragender Theologen liberaler Richtung entgegen. Zuzugeben sei ohne weiteres, hieß es darin zunächst, daß die Weltregierung bisher seit Ewigkeit absolut gewesen sei. Ob sie es aber auch in Ewigkeit bleiben würde, sei wieder eine andere Frage, und diese bedingungslos bejahen, hieße doch vielleicht dem Willen Gottes vorgreifen. Man müsse aber nicht päpstlicher als der Papst und göttlicher als Gott sein wollen. — Ich habe die beiden ziemlich lang gehaltenen Erklärungen natürlich nicht mehr in ihrem Wortlaut in Erinnerung, glaube aber ihren wesentlichen Inhalt dem Sinn nach richtig wiedergegeben zu haben.

Während die Menschen noch so und ähnlich hin und her stritten, kam eines Tages die große Überraschung: der Erzengel Gabriel kündete in amtlichem Auftrag die Einberufung eines von den Menschen zu erwählenden Himmelsparlamentes an, dem der liebe Gott eine erhebliche Mitwirkung an der Weltregierung bewilligen wolle. Die nun entstehende Begeisterung kannte keine Grenzen. Alles jubelte über „die neue Weltära", „die mündig gewordene Menschheit" und sonst so ähnlich. Und dann ging es an die Vorbereitung der Wahlen.

Digitized by Google

Die Positiven hatten dabei mancherlei Anulkung zu bestehen und man sagte ihnen, daß sie, die noch vor kurzem den Gedanken eines Himmelsparlamentes für eine wahnwitzige Ausgeburt kranker Menschengehirne erklärt hätten, sich doch eigentlich unmöglich an den Wahlen zu einem solchen beteiligen könnten. Sie antworteten aber sofort, von Wahlenthaltung sei keine Rede bei ihnen, sondern sie würden sich auf den Boden der Tatsachen stellen und nun gerade zersetzenden Elementen entgegenzutreten suchen. — Auf der Höhe der Situation fühlte sich die liberale Theologie. Wenn die Allweisheit Gottes, hieß es in ihrem Aufruf, überhaupt noch eines Beweises bedurft hätte, so sei er jetzt durch seinen Entschluß der parlamentarischen Weltregierung gegeben. Die Religion aber würde nicht, wie rückständige Kreise meinten, unter dem neuen System leiden, sondern im Gegenteil gerade jetzt in den breiten Schichten des Volkes an Ansehen und Sympathie gewinnen. Und dann kam noch wieder sowas von neuer Weltära, mündig gewordener Menschheit oder so ähnlich. — Ähnlich, wenn auch aus ganz anderen Gründen als die Positiven, waren die Monisten in eine etwas schwierige Lage gekommen. Konnten sie, die Gott überhaupt nicht anerkannten, in ein von Gott einberufenes Himmelsparlament eintreten? Ihr radikaler Flügel verneinte die Frage entschieden, drang aber nicht durch damit, sondern es siegte die Meinung derer, die erklärten, gerade jetzt sei eine günstige Gelegenheit, rückständigen Elementen entgegenzutreten, und auch ein Monist könne unter Umständen Gott anerkennen, wenn man nämlich den Begriff Gott als ein Synonym für das gute Prinzip auffasse. Unter diesem Vorbehalt wurde auch monistischerseits in die Wahlbewegung eingetreten.

Endlich kam auch der große Tag der feierlichen Eröffnung des Himmelsparlamentes durch den lieben Gott, die leider durch einen peinlichen Zwischenfall gestört wurde: Der Teufel wollte auch hinein, denn er sagte, es fehle bisher noch an einer in jedem Parlament üblichen grundsätzlichen Opposition, da die Gewählten, so sehr ihre Richtungen auseinandergingen, doch im Grunde eigentlich alle für Gott und die Religion seien. Der Versammlung bemächtigte sich eine lebhafte Erregung, und die Rechte formulierte eine Eingabe, in der die hohe Himmelsregierung ersucht wurde, den frechen Störenfried sofort in den tiefsten Höllenpfuhl zu schleudern. Der liebe Gott aber meinte, er wäre in diesem Falle vielleicht zu sehr Partei und stellte dem Himmelsparlament selber die Entscheidung anheim. Es trat nun gleich ein Ausschuß zusammen und verkündete nach kurzer Beratung als Beschluß: „Auf die vom Gesuchsteller vorgebrachte Frage der Notwendigkeit einer grundsätzlichen Opposition sachlich einzugehen, erübrigt sich, da er es versäumte, sich auf Grund dieses seines Programms um ein Mandat überhaupt zu bewerben, geschweige denn eines zu erlangen. Gesuchsteller hat den Verhandlungssaal sofort zu verlassen.“ Da der Teufel immer noch keine Miene zum Gehen machte, erhoben sich stürmische Rufe, wie „Raus mit dem Kerl!“ und „Wo bleiben die himmlischen Heerscharen?“ Der liebe Gott aber sagte: „Bitte, meine Herren, regen Sie sich doch nicht so auf!“ und fuhr, sich zum Teufel wendend, fort: „Daß Sie meinen Wünschen nicht zu folgen pflegen, habe ich bisher immer hingehen lassen. Jetzt sind aber andere Zeiten angebrochen, und soeben ist ein Majoritätsbeschluß gegen Sie gefaßt worden. Also bitte.“ Da sah der Teufel ein, daß es

Digitized by Google

Ernst geworden war und wandte sich zum Gehen, sah dabei aber so traurig aus, daß der liebe Gott Mitleid bekam und sagte: „Wenn Sie etwa unseren Verhandlungen nur ganz ruhig als Zuhörer beiwohnen wollen, so wird dem ja nichts im Wege stehen.“ Darauf ging der Teufel auf die Tribüne, wo er in der Nähe der Journalisten Platz nahm.

So war der peinliche Zwischenfall erledigt, das Himmelsparlament konstituierte sich und nahm seine Arbeiten auf. Ich habe das weitere nun leider nicht alles im einzelnen behalten können, vielleicht fällt mir später noch manches wieder ein, dann will ich's ja gerne noch erzählen. Augenblicklich erinnere ich mich nur noch, daß die Schaffung einer für alle Menschen geeigneten Einheitsreligion eine Hauptrolle spielte. Es gab dabei sehr erregte Debatten, und der schließlich mit einer knappen Mehrheit zustande gekommene Beschluß wurde kurz danach wieder allseitig als ein klägliches Kompromißwerk bezeichnet, das nach den Neuwahlen einer gründlichen Revision unterzogen werden müßte. Und über den Ausfall der Neuwahlen überschüttete man sich gegenseitig mit den verschiedensten Prophezeiungen. —

Ich pflege nach dem Erwachen von meinen Träumen mir häufig die Frage vorzulegen: ist es nun gut oder ist es schade, daß das Geträumte nur ein Traum war? Nach diesem Traum von dem Himmelsparlament sagte ich mir zunächst, daß es doch gut sei, daß oben der Parlamentarismus noch nicht eingeführt, sondern noch absolutistisch regiert würde. Aber ich muß gestehen, daß mir später auch manchmal eine andere Anwandlung kam. Ich habe nämlich gute Freunde, die, obschon sonst ganz nette Menschen, mir manchmal von ihnen verfaßte Artikel und Broschüren zuschicken, in denen sie darlegen, wie die Welt ganz anders eingerichtet sein müßte, als sie ist und meine Meinung über ihre Meinungen wissen wollen. Da komme ich dann jedesmal in eine tödliche Verlegenheit, denn einerseits bin ich ein gutmütiger Mensch, der gerne seinen Freunden recht gibt, aber andererseits bin ich mit der Welt so, wie sie nun mal der liebe Gott eingerichtet hat, ganz zufrieden. Aus solcher Verlegenheit gäbe es aber einen sehr einfachen Ausweg, wenn das von mir Geträumte Wirklichkeit wäre, denn dann könnte ich einfach sagen: „Ja, Kinder, mit so was müßt ihr mir nicht kommen, sondern das müßt ihr beim Himmelsparlament einreichen.“

## Aus der Ferne · Von Helene Brauer

**Fühlst du auch, wie sich einte,**
**Dein Traum dem meinen zur Nacht?**
**Meine Sehnsucht, die müdgeweinte,**
**Hat die Augen zugemacht.**

**Über die Gartenmauer**
**Wirft der Mond den Silberspeer:**
**Die dunklen Brunnen der Trauer**
**Rauschen nicht mehr.**

Digitized by Google

# Schlüsselblumenbach

## Von Bernhard Flemes

Ueberall am Bache ist die Erde aufgebrochen und hat ihren goldenen Reichtum quellen lassen. Überall ballen sich die Schlüsselblumenhorste, am Uferborde, zwischen den Gilbsternen, in hohlen Baumstümpfen, auf der umsprudelten Sandbank mitten im Bachbett. Lungenkraut bildet blaurote Polster, Wildveilchenkissen liegen zerstreut, und aus den Schachtelhalmen lugt blauäugig und vertraut das Leberblümchen, während Feigwurz und Milzkraut sich mühen, des Fallaubes Herr zu werden. In allen Büschen und Wipfeln schwillt das Gewölk der Vogellieder. Ist aber ein Augenblick der Stille, so schwingen braune Hummeln dröhnend von Blüte zu Blüte.

Der gelbe Schein der Schlüsselblumen leuchtet vom Bachgrunde bis zu dem hohen Acker hinauf, wo der Bauer seinen Hafer eggt. Als er mit der einen Seite fertig ist, läßt er sein Gespann stehen, zieht sein Frühstücksbrot aus der Tasche und schreitet damit, große Stücke abschneidend und bedächtig in den Mund schiebend, in den Bachgrund hinunter, wo er sich auf den Grenzstein neben die Weide setzt, deren rote Ruten in der Sonne flammen.

Unaufhörlich wirken die Lerchen am Liedernetz, das sie vom grünen Acker in die blausilbrige Höhe spannen. Kommt der Wind, so schwankt das Netz hörbar hin und her.

Der Bauer kaut, schneidet Brot und kaut wieder. Mitten in dem Blühen, Duften und Jubeln sitzt er und kaut, scheint es nicht zu merken, daß tausend Seelchen sich von Baum und Blüte, von Wasser und Erde, aus Sonne und Singen heben und einen holden Reigen um ihn schlingen. Sein Brotschneiden wird immer bedächtiger, sein Kauen langsamer. Endlich ist er fertig. Das Messer hängt schlapp in seiner Rechten. Er vergißt, es einschnappen zu lassen und wegzustecken. Sein hartholzenes Gesicht, darin über sechzig Jahre ihre Spuren geschnitzt haben, entspannt sich, wird weich. Seine Augen werden blicklos, denn die Blicke sind ihnen entschlüpft und streifen zwischen Bachgesprudel, knospendem Buschwerk und bunten Blüten.

Auf dem Acker hat die weiße Liese dem braunen Hans den Kopf über die Kruppe gelegt. Der Hans erwidert die Zärtlichkeit lässig. Dann klingt die Kinnkette, knurscht das Leder des Geschirrs.

Der Bauer hört es nicht. Er träumt. Fast fünfzig Jahre träumt er zurück. Da war Frühling, und er ging mit seinesgleichen nach dem Bache, wo die Weiden wuchsen, und schnitt „Puckfleutjen“ aus Weidenzweigen. Das hat er damals bald vergessen müssen, als der Vater starb und der Hof sich breit und protzig vor ihn stellte und ihn anherrschte: Ich bin da! Aber er hat es doch noch einmal wieder gelernt, das Puckfleutjenschneiden. Das sind nun über dreißig Jahre her, und Marie war damals zwanzig und strahlte vor Kraft und Frische wie eine Kaiserkrone vor sonniger Hauswand. Ja, damals hat er in diesem selben Bachgrund Flöten geschnitten und ihr vorgeblasen.

Digitized by Google

Der Bauer träumt.

Aber plötzlich erhebt er sich, faßt das Messer fester, schneidet eine Rute und sitzt wieder auf dem Grenzstein, wo er sie hämmert, bis die Flöte reif ist. Dann setzt er sie an die Lippen, und ungefüge stolpert das Fiep, Fiep! und Tüt, Tüüt! in den jungen Wald.

In der Nähe tauchen die braunen Gesichter der Männer aus dem Waldhause zwischen den Büschen auf. Sie hören das Flöten, sehen den dudelnden Alten, lächeln und ziehen sich still zurück.

Und Liese legt dem Hans ihren Kopf auf die Kruppe. Das Leder knurscht und die Kinnkette klirrt. Und immer wogt und klingt das Liedernetz der Lerchen zwischen Himmel und Erde.

# Mozartphantasie

## Von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Die Meißner Äffchen grinsen vom Kamin
Und schwenken putzig Flöte, Horn und Geigen,
Des Dirigenten Stab zieht Melodien,
Unhörbare, aus porzellanenem Schweigen.

Hoch steigt des Saales weißes Rokoko,
Und aus dem Flügel, dran ich spielend träume,
Wehn Mozarts Melodieen, hell und froh
Wie Taubenschwärme, in des Parkes Bäume.

Und wie sie flattern um den Sandstein-Zeus,
Hebt dessen Adler dräuend seine Blitze,
Nun ziehn sie vor den Hecken, scheu und weiß,
Und steigen auf zur höchsten Turmesspitze ...

Das Meißner Äffchen zuckt den Stab behend,
Sein Posaunist folgt ihm mit Hand und Miene,
Zur Geige flüstert stolz der Dirigent:
„Heut' bringen wir süperb die Kavatine!"

Digitized by Google

# Rundschau

## Kolonialpolitik einst und jetzt

Nur wenn wir wieder draußen in der Welt in großen Kolonien ein Feld der Tätigkeit haben, kann Deutschland darauf rechnen, im friedlichen Wettbewerb der Nationen eine seiner Volkszahl und seinen Fähigkeiten angemessene Stellung zurückzuerlangen. An diesem Ziele halten wir fest."

Es ist der letzte Gouverneur von Deutsch-Ost-Afrika, Dr. Heinrich Schnee, der mit dieser Hoffnung sein Buch über „Deutsch-Ost-Afrika im Weltkriege" (Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig, geh. 15 ℳ, geb. 20 ℳ) beschließt. Man steht vor dieser Hoffnungsfreudigkeit um so erstaunter, als Dr. Schnee die Kaltblütigkeit, mit der England den Raub der deutschen Kolonien begründet, und die Heuchelei, in der es die deutsche Verwaltung als unsittlich und verworfen zeichnet, in voller Schärfe erkannt hat.

Bekanntlich ist in der Antwort der Feinde auf die deutschen Bemerkungen zu den Friedensbedingungen vom Mai 1919 mit besonderem Behagen darauf hingewiesen: daß Deutschlands Verlangen unerfüllbar sei im Hinblicke auf die Interessen der eingeborenen Bevölkerung.

„Es genügt, auf die deutschen amtlichen und privaten Zeugnisse vor dem Kriege und auf die im Reichstag besonders von den Herren Erzberger und Noske erhobenen Anklagen Bezug zu nehmen, um ein Bild von den kolonialen Verwaltungsmethoden Deutschlands, von den grausamen Unterdrückungen, den willkürlichen Requisitionen und den verschiedenen Formen von Zwangsarbeit zu erhalten, die weite Strecken von Ost-Afrika und Kamerun entvölkert haben, ganz abgesehen von dem aller Welt bekannten tragischen Schicksal der Hereros in Südwest-Afrika.

Deutschlands Versagen auf dem Gebiete der kolonialen Zivilisation ist zu deutlich klargestellt worden, als daß die Alliierten und Assoziierten Mächte ihr Einverständnis zu einem zweiten Versuch geben und die Verantwortung dafür übernehmen könnten, 13 bis 14 Millionen Eingeborener von neuem einem Schicksale zu überlassen, von dem sie durch den Krieg befreit worden sind."

Englischen Quellen zufolge sollen inzwischen zwar die Eingeborenen des Kilima-Ndscharo-Gebietes sich für die englische Herrschaft erklärt, hingegen die Eingeborenen der Landschaften von Usagara bis zum Rufidschi und vielleicht sogar bis zum Rovuma sich für den Verbleib unter deutscher Herrschaft entschieden haben. Das hat eine gewisse Wahrscheinlichkeit insofern, als Lettow-Vorbeck zwar anfangs gegen die britische Uganda-Bahn mit besonderem Erfolge kühne Handstreiche vollführt, dann aber sich genötigt gesehen hat, vor britischen Truppenmassen nach der Mitte der Kolonie auszuweichen, von wo er dann später durch Ukami hindurch bis ins portugiesische Gebiet südwärts zog, um dann wieder in unser westliches Zentralgebiet und von dort nach Rhodesien zu kommen, wo die Nachricht von dem unheilvollen Friedensschlusse ihn erreichte.

Dr. Schnee läßt, gestützt auf die auch in der gemeldeten Abstimmung zum Ausdrucke kommende Haltung der Eingeborenen und ihre aufopferungsfreudige Hingabe an die deutsche

Digitized by Google

Sache, die ganze Flut von Beschimpfungen und Beschuldigungen folgen, die seitdem von feindlicher Seite über die deutsche Verwaltung sich ergossen hat. In dankenswerter Sachlichkeit und klarer Anschaulichkeit stellt er demgegenüber heraus, wie in mathematischem Gegenteile zu diesen Behauptungen und mit allerbestem Erfolge die kaiserliche Verwaltung bestrebt gewesen ist, die eingeborene Bevölkerung sittlich zu heben, wirtschaftlich zu schützen und zu einem Wohlstande emporzuführen, der in keinem anderen Negerlande der Welt erreicht ist. Er verzichtet darauf, die deutsche Verwaltung mit der belgischen zu vergleichen, die trotz aller Kongo-Greuel und trotz ihrer im Jahre 1915 noch 21 großen polizeilichen und 9 militärischen Operationen gegen Aufständische von den Engländern und ihren Verbündeten jetzt als ein Muster von Kultur gepriesen wird. Immerhin betont er mit Recht die beißende Ironie der Geschichte, daß unter dem Wilsonschen Programm gerade den wegen schlechter Behandlung der Eingeborenen berüchtigten Belgiern ein Mandat über weite Teile Deutsch-Ost-Afrikas übertragen worden ist, und zwar gerade über solche Eingeborene, die unter unserer Herrschaft friedlich und zufrieden waren, gegen die belgische Bedrückung aber sich in blutigem Aufstande aufgelehnt hatten. Daß die deutsche Kolonialverwaltung Gutes geleistet hat, ist ja bekanntlich von den Angelsachsen oft genug anerkannt worden, und Dr. Schnee weist insbesondere auf die allen alten Kolonialpolitikern bekannten Äußerungen und unter diesen namentlich auf die von dem bekannten englischen Kolonialgouverneur Sir Harry Johnston hin: „Wenn von den großen Kolonialvölkern der Welt geredet wird, ist es schwierig, zwischen den Deutschen und Engländern einen Unterschied zu machen."

Nun, wir dürfen diese Äußerung Johnstons doch ergänzen durch das Urteil der Eingeborenen selbst, die auf Kisuahili sagten: „Wadatschi maneno mkali, laikini roho msuri: Wengeresa maneno msuri, laikini roho kali." Zu Deutsch: „Die Deutschen haben harte Worte, aber ein gutes Herz, die Engländer gute Worte, aber ein hartes Herz."

Wie nicht anders zu erwarten stand, ist das Buch des Gouverneurs Dr. Schnee mit der Zurückhaltung geschrieben, die seiner amtlichen Stellung entspricht. Manches hätte um der Sache willen stärker herausgehoben werden dürfen, insbesondere z. B. die überaus schädliche heimische Kolonialhetze, die sich in dem von England angezettelten Hereroaufstande und auch in Deutsch-Ost-Afrika, z. B. im Falle Peters, auf englische Ränke gestützt, nicht genug tun konnte in der Verleumdung und Beschimpfung der unter den harten Gefahren des Tropenlebens dort ihre Pflicht erfüllenden Beamten und Offiziere. Immerhin: wer sich die Mühe nimmt, das in seiner Kühle und vornehmen Zurückhaltung nicht gerade aufrüttelnd wirkende Buch mit der erforderlichen Sorgfalt zu lesen, wird mit bestem Eindrucke von der Gesamtarbeit scheiden, die beweist, was wir an Deutsch-Ost-Afrika verloren haben. Als einen nicht unbeträchtlichen Fehler wird der mit der Geschichte Deutsch-Ost-Afrikas vertraute Kolonialpolitiker bezeichnen müssen, wie der Verfasser über die ersten Jahre der Besitzergreifung flüchtig hinweggeht. Daß dies nicht etwa in Verkennung der erheblichen Leistungen der ersten Kolonialpioniere und des „heroischen Zeitalters" der ostafrikanischen Politik beruht, ist durch die Herzlichkeit erwiesen, in der Dr. Schnee in einem für den Nationalverband deutscher Offiziere gehaltenen Vortrage kürzlich nicht nur von den kolonialpolitischen Verdiensten des Dr. Karl Peters, sondern noch mehr von dem tiefgreifenden Einflusse unserer kolonialpolitischen Jugendzeit auf die Erweckung des Nationalbewußtseins gesprochen hat. Ob er in der Gegenüberstellung der von ihm als „Militärgouverneure" bezeichneten Männer zu den zivilen Verwaltungsgouverneuren immer das Richtige getroffen hat, wird dem Eingeweihten wohl in mehr als einer Hinsicht fraglich erscheinen. An dem guten Gesamteindrucke des Buches ändert es aber sicherlich nichts.

Nur einen Zug wünschte man sich etwas stärker herausgearbeitet. Der Verfasser hat klar erkannt, daß erst die Nyassa-Bahn die ostafrikanische Handelsbilanz einigermaßen aktiv gemacht hat. Gleichwohl kommt man nicht von dem Eindrucke los, daß eine gewisse Vor-



Digitized by Google

liebe für prunkvolle äußere Vertretung der Regierung, wie das Kolonialamt sie in die Verwaltung, insbesondere Deutsch-Ost-Afrikas, hineingetragen hatte, auch ihm wertvoller erschienen ist, als der Ausgang unserer dortigen Herrschaft schließlich gerechtfertigt hat. Diese Äußerlichkeiten haben ja unbestreitbar insofern ihr Gutes gehabt, als sie den Eingeborenen und den höher stehenden Asiaten den Glanz der deutschen Macht vor Augen stellten. Aber was nützte schließlich die Pracht der zu Kaisers Geburtstage ganz im Stile des Potsdamer Lustgartens abgehaltenen Paraden, und was die auf Seite 7 so prächtig geschilderten Elektrizitätswerke, Druckereien, Eisfabriken, Soda- und Seifenfabriken, Möbeltischlereien, was die Brauerei und alle sonstigen Annehmlichkeiten für die Beamten, da es „an der ganzen ostafrikanischen Küste keine einzige Befestigung oder auch nur Minensperre" gab, und „unsere sämtlichen Küstenstädte offene Plätze waren, denen sich feindliche Kriegsschiffe ungestraft bis auf nächste Entfernung nähern konnten"? Gewiß, auch zur Bismarckischen Zeit war an diesem Zustande offener Wehrlosigkeit der Küsten nichts geändert worden. Aber die Verteidigung unserer Kolonialpolitik unter den Kanonen von Straßburg und Metz war nur durchführbar, solange der Gegensatz zwischen Frankreich und England und dann nach Kündigung des russischen Rückversicherungsvertrages immerhin noch der Gegensatz zwischen den Westmächten und Rußland deutscherseits gepflegt werden konnte.

In demselben Maße, als die Führung der deutschen Politik nach Wien hinunterglitt, wurde auch die Sicherheit von Dar-es-Salaam gefährdet. Wohl lag auch jetzt noch der Schutz der Kolonien in der Stoßkraft der Heimat, aber diese durfte nicht mehr lediglich im Landheer ruhen, sondern forderte dessen verständnisvolles Zusammenwirken mit der Flotte. Was diese unter anderer politischer Leitung geleistet haben würde, hat ja unser Kreuzerkrieg über und unter Wasser, hat der ruhmvolle Untergang der Tapferen an den Falklands-Inseln, hat insbesondere die Schlacht am Skagerrak und schließlich auch der Entschluß von Scapa Flow bewiesen. Hätte dieser Geist auch in den vom Moschusdufte einer müden Nirwana-Politik durchzogenen Bethmann-Stuben geherrscht, so würde den Engländern wohl die Lust zur Beschießung unserer ostafrikanischen Küste und zur Kündigung feierlich geschlossener Verträge ausgetrieben sein. Insbesondere, wenn entsprechend den Befürchtungen des Herrn Haldane am 3. August die gesamte deutsche Nordseeflotte, voran die U-Boote und Torpedo-Flotille, ausgelaufen wäre und den Krieg an die englische Küste getragen hätte! Die Hilfe, die Lettows stark bedrängter und gegenüber den modern bewaffneten Südafrikanern auf die alten Schwarzpulver-Einlader angewiesener Truppe durch ein U-Boot gebracht ist, und die ruhmvollen Taten unserer heldenhaft geführten Kreuzer haben doch bewiesen, daß wir sehr wohl imstande gewesen wären, auch unsere Kolonie zu verteidigen bei entsprechender Verstärkung und insbesondere bei Verlängerung unserer Flottenbasis. Zunächst hätte ohne besondere Schwierigkeit doch wohl auch die Küste und ganz insbesondere der wichtige Hafen von Dar-es-Salaam mühelos in Verteidigungszustand gesetzt werden können. Es bedurfte dazu ja nur einer leichten Minensperre und insbesondere des Abschlusses der Einfahrt. Gewiß durfte man nicht vom Küstenschutze die Rettung der Kolonie erwarten, und gewiß war der Grundsatz richtig, den Schwerpunkt der Verteidigung in das Innere zu verlegen und die Küstenorte rechtzeitig aufzugeben, um eine ausweichende Verteidigung mit Gegenvorstößen zu führen. Sicherlich war das alles aber kein Grund, auf den ersten Schutz durch Küstenbatterien und Minen ganz zu verzichten; vielmehr liegt die Erklärung hierfür in den schwülen Jasminblütenträumen des Herrn Solf, der sich daheim in der angstgeborenen Zuversicht wiegte, daß die Kolonien auf Grund einer platonischen Erklärung der Engländer sich außer Kriegsgefahr befänden. Am 2. August hat er dies in einem chiffrierten Telegramm nach Dar-es-Salaam gedrahtet mit dem ausdrücklichen Ersuchen, das Gouvernement solle die Ansiedler beruhigen.

Genau dieselbe harmlose Zuversicht bekundete unsere amtliche Politik ja auch gegenüber den in Rußland lebenden Deutschen, die dadurch in der Mehrzahl daran verhindert wur-

Digitized by Google

den, ihr Hab und Gut rechtzeitig in Sicherheit zu bringen und in zahlreichen Fällen die Vertrauensseligkeit der heimischen Regierung mit dem Leben haben büßen müssen. Die Hoffnungen des Herrn Solf, daß Deutsch-Ost-Afrika nach den Bestimmungen der Kongo-Akte neutralisiert werden würde, hätten zu nicht minder schlimmer Not geführt, wenn nicht der in der Kolonie herrschende Geist dies verhütet hätte.

Auf die Sinnwidrigkeit der infolge dieser falschen Politik auf Kosten der Heimat sich an der Küste spreizenden Behaglichkeit hat schon Dr. Peters in seinem amtlichen Werke über „Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet" (München, Oldenbourg) mit berechtigtem Spotte hingewiesen. Die nichtamtliche Bevölkerung, die doch recht eigentlich die wirtschaftliche Bedeutung des Platzes in sich darstellen sollte, setzte sich schon damals, 1895, nach Berufen folgendermaßen zusammen: 2 Apotheker, 3 Bäcker, 1 Zigarrenmacher, 6 Eisenarbeiter, 7 Forst- und Landwirte, 14 (!) Gastwirte, 3 Köche, 43 Kaufleute, 14 Maler, 14 Maurer, 31 Missionare, 10 Musiker, 4 Seeleute, 2 Schlächter, 6 Schreiber, 20 Tischler, 9 Techniker, 7 Zimmerleute, 15 unbestimmter Berufsart. Peters bemerkte dazu sehr zutreffend: „Diese Aufstellung ist insofern interessant, als sie dartut, daß diese ganze weiße Bevölkerung mit nur wenig Ausnahmen zu Nutz und Frommen der Beamtenschaft da ist, aus deren Taschen sie lebt." Die Beamtenschaft ihrerseits aber lebte aus den Taschen der Heimat!

Dahingegen haben die Stationen im Innern von Anfang an sich nach Kräften bemüht, von den Erträgnissen des Landes zu leben. Auch die Pflanzer haben dies schon deshalb tun müssen, weil sie nicht von der Heimat ernährt wurden, wenn sie sich nicht selbst zu ernähren verstanden. Freilich konnten sie dann nicht immer ganz so „patent" und „kultiviert" geschniegelt einhergehen, wie der große Stil der Dar-es-Salaamer Etikette es verlangte. Dem aufrichtigen Humoristen hat dieser Gegensatz stets eine Quelle unendlicher Freude geboten; und diese tritt auch jetzt ihm wieder entgegen beim Aufschlagen jeder Seite der beiden herzerfrischenden Bücher Lettow-Vorbecks („Heia Safari" und „Meine Erinnerungen aus Ost-Afrika", beide vom General von Lettow-Vorbeck in K. F. Köhlers Verlage, Leipzig; ersteres geb. 13,50 ℳ, letzteres geh. 28,50 ℳ, geb. 35 ℳ). Seine Truppe marschierte, ohne nach Tod und Teufel zu fragen, frisch drauf los, um sich die fehlende neuzeitliche Munition nebst den dazu gehörigen Gewehren erst vom Feinde zu holen und alsdann die Lebensmittel dazu! Da lebte der alte echte Kolonialgeist der ersten Zeugen wieder auf, der, auf sich selbst gestellt, einer Welt von Feinden zu trotzen verstand, und der deshalb uns alten Afrikanern auch an den Buren zusagte und trotz deren mancherlei unerfreulichen Eigenschaften für die Behauptung unseres ostafrikanischen Landes vorbildlich erschien.

Gott sei Dank ist es auch dies, was unsere Jugend über den Büchern Lettows tiefstens herausfühlt. Denn was darin ihr die Seele beflügelt, ist nicht etwa nur die Freude an der Unverwüstlichkeit der tapfer um Leben und Heimat kämpfenden Schar, sondern auch die Lust an der Findigkeit, mit der diese aus der fremdartigen Natur des Landes heraus alle Schwierigkeiten überwand und so zu der Odyssee auch noch die Robinsonade fügte, um mit soldatischem Humor trotz aller Opfer die deutsche Fahne siegreich durch den halben Erdteil zu tragen, bis ein fremder Wille in der Heimat sie zur Streckung der Waffen zwang.

Nun kann man nicht etwa behaupten wollen, daß in der Kolonie das Schlaraffenleben der Küste den Geist des Widerstandes in ähnlicher Weise zersetzt habe, wie daheim die Mühlereien der vereinigten Demokratie den Geist der Etappe und von dieser aus den Kampfmut an manchen Stellen der Front. Dazu war der nationale Gedanke in der Gesamtheit aller Deutsch-Afrikaner viel zu wirksam lebendig; denn die See macht frei und die Gemeinsamkeit der Gefahr eint und bindet alle, die von deutschem Blute sind.

Und ist es nicht ein Sieg dieser Gedankenwelt, daß nun, nachdem alle Voraussetzungen einer gesunden Kolonialpolitik völlig zertreten sind, dieselbe Demokratie, die von Anbeginn unserer Kolonialpolitik an alle tüchtigen Pioniere bekämpft und begeifert hatte, als alleinigen

Digitized by Google

Trost für die durch sie herbeigeführten Verluste an Land und Leuten in der Heimat die Wiedererlangung unserer Kolonien sich erträumt?

Ganz abgesehen davon, daß England selbstverständlich nicht daran denkt, „Nyassaland", wie es Deutsch-Ost-Afrika getauft hat, jemals wieder herauszugeben, vielmehr in dieser Vervollständigung seiner „Politik vom Kap zum Nil" die Krönung jahrzehntelanger Bestrebungen sieht: wie sollten denn heute wir ohne Heer und Flotte nun die Kolonie verteidigen, sobald sie durch deutschen Fleiß wieder zu neuer Blüte entwickelt wäre und damit den Anreiz für erneute feindliche Machtgelüste bieten würde?

Tragisch, in Wahrheit tragisch ist, wenn wir Alten aus der Blickweite einer fünfunddreißigjährigen Erinnerung alles dies bedenken, das Schicksal derjenigen unserer tapferen Kameraden, die aus Ekel an den Zuständen der entarteten Heimat und aus Liebe zu der von ihnen urbar gemachten Scholle geglaubt haben, nun unter britischer Herrschaft zurückbleiben zu sollen. Wie französische Blätter melden, werden sie jetzt, einer nach dem andern, ausgewiesen aus der liebgewonnenen zweiten Heimat. Und die noch mit britischer Aufenthaltserlaubnis zu bleiben versuchen: die wahrlich wissen am besten nunmehr von vornherein, wie es sich zur Miete bei England wohnt!

Doppelt schwer aber würde ihr Los sein, wenn den wackeren Askari und Trägern nicht der Sold bezahlt würde, den Lettow ihnen schuldig bleiben mußte. Die ungeheuren Valutaschwierigkeiten werden hoffentlich durch ein geeignetes Abkommen mit diesen Eingeborenen überwunden! Noch ist ja bei ihnen das Vertrauen unerschüttert, das sehr im Gegensatze zu dem Gerede der Erzberger und Genossen in der Erfahrung dreier Jahrzehnte wurzelt. Noch glaubt der Neger Ostafrikas, daß der Deutsche Ordnung zu schaffen und alle Schwierigkeiten zu überwinden vermag, weil er es will. Die in harter Kampfgemeinschaft erworbene Liebe der Eingeborenen beruht in der Achtung vor dem deutschen Mute, der es mit achtfacher Übermacht aufnahm und Sieger blieb; sie ist fest gegründet in der Bewunderung der Helden, die alle guten Triebe in der Seele des Negers so glänzend zu entwickeln verstanden haben. Hoffentlich wird dies letzte deutsche Treugold nicht durch Treulosigkeiten der Heimat verwüstet!

Dann mag der alte Herrgott, der in der Natur sich ebenso wie in der Geschichte der Völker offenbart, vielleicht doch noch schneller als wir heute zu hoffen wagen, andere politische Sterne über unser in schwerster Not geläutertes deutsches Volk heraufführen. Dann mag auch bei entsprechendem politischem Gleichgewichte sich auf friedlichem Wege durch geschicktere deutsche Staatsmänner doch noch ein Stück vom alten Deutsch-Ost-Afrika wiedergewinnen lassen.

Und dann mögen die Tüchtigsten von dem heiligen Frühlinge unseres Bevölkerungsüberschusses dort das für uns so unentbehrliche Rohstoffgebiet erschließen nach dem von Lettow und den ersten Afrika-Pionieren gebotenem Vorbilde, in Afrika als Afrikaner zu leben: über sich am dunkelblauen Nachthimmel das Kreuz des Südens und im Herzen den Polarstern der deutschen Heimatliebe.

Fritz Bley

# Die Geheimnisse der Offenbarung Johannis

Wohl kein Buch der Bibel ist von einem so geheimnisvollen Nimbus umgeben, wie die sogenannte Offenbarung Johannis. Immer wieder hat sich die fromme Wißbegier an diese eigentümliche Schrift gemacht, und zumal in schweren, aufgeregten Zeiten hat man so allerlei heraus- und hineingelesen. Eine großartige Bildersprache gab und gibt der Phantasie eine Fülle von Anregung, und stets gab es naive Gemüter, die solche morgenländische Bildrede für handfeste Wirklichkeit nahmen,

Digitized by Google

unbekümmert auch um den zeitgeschichtlichen Charakter des Ganzen, und überhaupt wenig geneigt, dem geschichtlichen Sinn und Zweck einer biblischen Weisſagungsschrift unbefangen forschend nachzugehen. Aber gerade dem unvoreingenommenen Betrachter erschließt sich das letzte Buch der Bibel als ein reizvolles Stück Weltliteratur, mit dem ganzen Zauber antiker Phantasie, ein Buch, das in farbenglühenden Gemälden so manchen tiefen und bleibenden Seelengedanken verkündet.

Uralte Zahlenmystik zieht ihre Fäden. Die heilige Sieben! Sie besteht aus der Gotteszahl drei und der Weltzahl vier. Sieben Sendschreiben läßt der Seher an kleinasiatische Gemeinden gerichtet werden; sieben Siegel, sieben Posaunengesichte, sieben Zornesschalen weisen auf das unerbittlich kommende Weltgericht. Sieben Häupter hat das ungeheuerliche, aus dämonischen Abgrundtiefen aufsteigende „Tier“. Die gebrochene Sieben (3½) ist eine besondere Unglückszahl; aber wiederum, nach 3½ Tagen werden gemordete Propheten lebendig, und nach 3½ Jahren müssen auch die drangsalschwersten Leidzeiten ein Ende haben. (Darum meinten manche Bibelleser, der Weltkrieg könne eben auch höchstens 3½ Jahre dauern.) 144 000 sollen auf dem heiligen Zionberge Zuflucht und Rettung finden; es ist das idealisierte Volk Israel mit dem 12-Stämme-Motiv: 12mal 12000! Auf die heilige Braut Israel deutet das strahlende Sonnenweib im 12. Kapitel, „ein Weib mit der Sonne bekleidet, und der Mond unter ihren Füßen, und auf ihrem Haupte eine Krone von 12 Sternen“. Den Antichrist, den rasenden Christusfeind, soll man an seiner Zahl erkennen. „Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Tieres, denn es ist eines Menschen Zahl, und seine Zahl ist 666.“ Wer ist dieser unheimliche Mensch? Nun, es handelt sich um einen, dessen Buchstaben als Zahlenzeichen diese drei Sechs ergaben: Kaiser Nero! Volkstümliche Nerogeschichten und -sagen spielen herein. Römische Geschichtschreiber erzählen, daß viele gar nicht an Neros Tod glauben wollten. Sueton sagt, man habe Neros Wiederkunft erwartet, sintemal man nicht recht wußte, wie Nero ums Leben gekommen sei und wo man sein Grab zu suchen habe. Zu kriegerischen Zwecken wurde dieser Glaube an ein Wiederkommen Neros oft geflissentlich genährt. Und in christlichen Kreisen kam bald die Vorstellung auf, daß dieser wütende Verfolger der Christusbekenner in noch viel furchtbarerer Weise von neuem erscheinen werde, das lästerliche Widerspiel Christi, der Wider- oder Antichrist. Literarisch wurde diese Ansicht u. a. von so bedeutenden Kirchenmännern, wie Laktantius und Augustin, vertreten.

Packend, erschütternd wirkt das Bild der „apokalyptischen Reiter“. Dürer hat diesen grausig gewaltigen Stoff in derber Holzschnittmanier zu meistern gesucht, auch hier bemüht, „die heimliche Offenbarung Johannis“ zu deuten. Vier Reiter stellen sich ein als die Schicksale der Welt. Der erste sitzt auf einem weißen Pferd, er trägt Bogen und Krone, „und er zog aus, damit er siege“. Vielleicht hat der Verfasser der „Offenbarung“ an sieghafte Reiterheere der Parther gedacht, von denen man damals vielfach annahm, daß sie ihre Machtgelüste noch weithin ausdehnen würden. Bogen und Diadem gehörten zur Würde der parthischen Reiterkönige. Im Hintergrunde schwebt möglicherweise der morgenländische Sonnengott, der auch ein weißes Roß, einen Bogen und eine Krone hat, letztere ein leuchtender, unvergänglicher Sonnenstrahlen-Kranz. Oder ist's der streitende, weltüberwindende Messias-König? Die Johannes-Apokalypse kennt ja im übrigen einen Messias, der sich über Blut und Leichen seinen Weg bahnt. Wunderlich komisch berührt uns heute die Auslegekunst einer altväterisch allzu weisſagungsfreudigen Richtung, die bei diesem ersten Reiter ernstlich an Napoleon I. dachte, und wie der seine Krone nicht von Gott, sondern nur von Volkes Gnaden genommen habe ... Rot, blutrot ist die Farbe des zweiten Rosses, und seinem Reiter „ward gegeben, den Frieden zu nehmen von der Erde, und daß sie einander erwürgten, und ihm ward ein großes Schwert gegeben“. Ein Sinnbild des Krieges mit all seinen Entsetzlichkeiten. Sicherlich haben dem Apokalyptiker bestimmte Zeitereignisse die Phantasie gestaltet. Diese Kämpfe unter Tiberius, Caligula, Claudius! Wieviel Kulturvernichtung, wieviel Friedlosig-

Digitized by Google

keit! Das Weltreich der Römer nahm unter tausend Schrecken den Frieden von der Erde... Ein drittes, schwarzes Pferd. „Und der darauf saß, hatte eine Wage in seiner Hand." Im Gefolge langer Kriege schleichen Teuerung und Hungersnot. Mit der Wage wird jedem das bescheidene Teil zugemessen, das er gerade noch an Getreide haben darf. Der Seher denkt gewiß an eine Hungerzeit, wo das wirklich so gewesen ist... Das Schrecklichste ist der vierte Reiter, dessen Tier die fahle, grünlich-bleiche Leichenfarbe trägt. „Und der darauf saß, des Name hieß Tod, und die Hölle folgte ihm nach; und ihnen ward Macht gegeben über den vierten Teil der Erde, zu töten durch Schwert und durch Hunger und durch Pest und durch die Tiere der Erde." Der Todbringer mit den stieren, lebenhassenden Augen, der aus sozusagen dämonisch grauenhaftem Selbstzweck alles in Grund und Boden stampft, der grundsätzlich das Chaos wollende Mörder-Tod, — also noch eine Steigerung der sonstigen Todesgewalten, und er zieht gleichsam schon die Höllenräume nach sich, in denen die armen Seelen ihr Schattendasein weiterfristen müssen. Zu Neros Zeiten soll eine Pest 60 000 Opfer geheischt haben, und ganze Provinzen starrten von grauenschwerer Öde, so daß auch noch durch ungehindert sich umtreibende wilde Tiere einzelne Menschenleben dem Todesschicksal verfielen... Es ist begreiflich, wenn im Blick auf das Weltkriegssterben und den Kulturgraus der Gegenwart auch solche besinnliche Menschen an die apokalyptischen Reiter erinnert wurden, die für massive Vorausjagungsmethoden wenig übrig haben. Es steckt eben etwas Urbildliches in diesen Gestalten des klugen Apokalyptikers...

Ein wunderprächtiges Bild tut sich mit dem „himmlischen Jerusalem" auf. Ein Engel zeigt dem verzückten Seher „die große Stadt, das heilige Jerusalem, herniederfahren aus dem Himmel von Gott; die hatte die Herrlichkeit Gottes, und ihr Licht war gleich dem alleredelsten Stein, einem hellen Jaspis". Überhaupt, da glänzt und leuchtet es von Perlen, Gold und Edelstein, und nur Reines, Lichtes darf in diese Himmelsstadt eingehen, wo kein Tempel ist, denn der ewige Gott thront unmittelbar selbst in ihr mit all seiner majestätischen Herrlichkeit. Ein Bild heiligen Trostglaubens, eine Symbolisierung der ewigen Seligkeit, wie sie schon so manchem in Erdentrauer sich aufwärts sehnenden Gemüte die innere Ruhe gab. Natürlich hat man hin und her auch diese poetisch-prophetische Jenseit-Phantasie für wortwörtliche, greifbare Wirklichkeit nehmen wollen. Nach dem Zeugnis des Kirchenvaters Tertullian erschien diese Stadt den Palästina-Christen vierzig Tage lang jeden Morgen deutlich sichtbar am Himmel. Das verklärte, heilige Jerusalem wird bis ins Ewig-Himmlische hineinidealisiert, aber das weltliche, allzu weltliche Rom ist dem grauenvollsten Untergange geweiht. Jawohl, Rom ist gemeint mit dem „Babel" auf den sieben Hügeln. Es ist der vielumstrittene Ort „Harmagedon", der nicht auf die schicksalschwere israelitische Megiddo-Ebene weist, wo so mancher Entscheidungskampf ausgefochten wurde, sondern auf die (hebräisch bezeichnete) Roma hagedola, d. i. „das große Rom".

Ein freundlich geheimnisvoller Zauber spielt um die wenigen Verse, zu Anfang des 20. Kapitels, wo von einem glückseligen „tausendjährigen Reiche" die Rede ist, in dem die satanischen Mächte nichts ausrichten dürfen. Es ist ein wundervoller Friedezustand, schon hier auf Erden, eine paradiesische Weltverklärung, ein hohes, edles Sabbat-Jahrtausend, ein herrlich harmonischer Weltausklang vor dem letzten großen Weltgericht. Wie sagte doch eine alte jüdische Überlieferung? 2000 Jahre gesetzlose, 2000 Jahre gesetzerfüllte Zeit, 2000 Jahre die Tage des Messias — und dann jene 1000 Jahre köstlicher Sabbat-Zeit! Wie hat man dieses Jahrtausend religiöser Sehnsucht ausgeschmückt! Seit dem hohen Mittelalter verwob man's so gern mit sozialistischen, kommunistischen Träumen, und immer von neuem suchte man seinen Anfang, mitsammen der Wiederkunft Christi, zahlenmäßig zu berechnen. Der bedeutende württembergische Theologe Joh. Albrecht Bengel glaubte das Jahr 1836 voraussagen zu müssen, und daraufhin wanderten zahlreiche seiner Landsleute nach Südrußland aus, um sich dort in stiller Selbstbekehrung auf das große Ereignis zu rüsten.

Digitized by Google

In glutvoll plastischen Bildern ragt dem Apokalyptiker das Übersinnliche in diese Erdenwelt herein. Den Leuten von damals war solche anschauliche Prophetensprache etwas Geläufiges. Wir Menschen von heute brauchen erst eine ziemlich eingehende zeitgeschichtliche Erklärung, damit uns der eigentliche Sinn und Zweck des Ganzen richtig aufgehe. Vornehmlich aber wird das Verständnis der Geheimnisse der „Offenbarung Johannis" durch die Erwägung gefördert werden, daß man es mit dem Preise eines verchristlichten Ideal-Israel zu tun hat, dem als nunmehr wirklich höchst erwähltem Volke sogar im Himmel eine religiöse Ehrenstellung zugesprochen wird. Es ist ein reizvolles Gebiet der Religionsforschung, das Land der christlichen Apokalyptik überhaupt, zumal wenn man die bis in die christliche Zeit hineinreichenden streng jüdischen Apokalypsen vergleichsweise zu Rate zieht. Und die „Offenbarung Johannis" wollte, indem sie eine bekannte und beliebte Literaturform anwandte, nicht zuletzt auch für ein christliches Martyrium aufrufen, ein Ruf, der in den Stürmen um die junge Kirche wohl verstanden wurde, und auf dessen gleichsam überirdischen Grundton man schließlich immer irgendwie hört, wenn der christlichen Glaubenssache Störung oder Verfolgung droht.

Dr. A. Schröder

# Nach dem Zusammenbruch

„La débâcle" war uns geläufig als Titel des Romans, mit dem Emile Zola seine Darstellung des zweiten französischen Kaiserreiches abgeschlossen hatte. Nun kann ein Franzose von heute das böse Wort über ein Buch setzen, das eine getreuere Schilderung deutscher Verhältnisse gibt, als wir sie sonst seit langen Jahren in französischen Büchern zu finden gewohnt waren. „L'Allemagne après la débâcle" betitelt Dr. Ambroise Got eine systematisch geordnete Artikelreihe, in der er gewandt die Eindrücke schildert, die er als Sekretär des Führers der Militärmission von März bis Juli 1919 gesammelt hat (Straßburg, Imprimerie Strasbourgeoise). Nach seiner Versicherung hat der Verfasser früher längere Jahre in Deutschland geweilt und beherrscht unsere Sprache; es fehlen denn auch jene halb drolligen Mißverständnisse und Verwechslungen, die sonst in französischen Büchern über Deutschland unvermeidlich scheinen. Die Verwechslung von Lichtenberg und Lichterfelde anläßlich der berüchtigten Kämpfe darf uns nicht in dem Gesamturteil beirren, daß diese Berichte, so viel einseitig und schief Gesehenes sie auch enthalten mögen, doch von einem gründlichen Studium der Verhältnisse und guter Beobachtungsfähigkeit zeugen.

Wohl ist die Gefahr aller journalistischen Darstellung in einer innerlich und äußerlich so bewegten Zeit doppelt groß, daß beim Abschluß einer Artikelreihe die ihrem Beginn zugrunde gelegten Verhältnisse sich schon wieder wesentlich verschoben haben. Auch Got schlägt in dem im Dezember 1919 dem Buche vorangeschickten Vorworte einen anderen Ton an, als im Buche selbst. Mögen wir nicht in unseren deutschen Fehler der Selbstzufriedenheit verfallen, wenn dieses Vorwort das unfreiwillige Zugeständnis ist, daß Deutschland in Wirklichkeit gar nicht so „geschlagen" ist, wie der Franzose glaubte. Es dämmert dem klugen Got wohl, wie gefährlich stark dieser aus tausend Wunden blutende, in einer Art von Delirium sich selbst zerfleischende Michel noch ist, und daß der Zusammengeschlagene bald wieder auf seinen Füßen stehen würde, wenn er nur eben recht wollte. Trotzdem beginnt dieses Vorwort mit dem fehlerhaftesten Satze des ganzen Buches, der aber gleichzeitig die Erklärung ist für manche anderen Schiefheiten. Es heißt da: „Wir haben die deutsche Armee besiegt, aber wir haben nicht den preußischen Militarismus zermalmt, der heute wieder stolz sein Haupt erhebt und die Rückkehr der Monarchie vorbereitet." Es ist der Grundirrtum des durch den unüberwindlichen angeborenen Hochmut immer wieder benebelten französischen Denkens, daß Frank-

Digitized by Google

reich die deutsche Armee besiegt habe. (Es ist bezeichnenderweise in dem ganzen dicken Buche von dem englischen Bundesgenossen überhaupt nicht und von den Amerikanern mit einem etwas unfreundlichen Beiseiteschieben die Rede.) Vielmehr ist es ja der Angelpunkt des heutigen deutschen Problems, daß wir zwar unterlegen, aber nicht besiegt sind. Es ist nicht ohne weiteres zu entscheiden, ob diese Unbesiegtheit uns den Weg in eine neue Zukunft nicht noch erschwert. Jedenfalls aber wird sie das deutsche Gefühlsverhältnis zu seinen Kriegsfeinden je länger je mehr beeinflussen.

Den Verfasser des vorliegenden Buches erreicht sein amtlicher Auftrag in Zürich, und er nimmt den Weg zu seinem neuen Amte über „das befreite Elsaß". Dieses erste Kapitel ist ganz ins Rosenrote getaucht. Ohne den Berichten unserer Presse allzuviel Glauben zu schenken, bin ich doch überzeugt, daß auch Frankreich mit dem elsässischen Problem schwer zu tun haben wird. Denn heute gibt ja nicht mehr die Bourgeoisie allein den Ausschlag, die natürlich mit fliegenden Fahnen ins französische Lager hinüberzog oder, wie man richtiger sagen muß, nun mit entrollten Fahnen zeigte, daß sie schon immer in diesem Lager gesessen hatte. Aber selbst an diesem gerade hier recht flüchtigen Reisebericht erkennt man, daß die Franzosen etwas geschickter vorgehen werden, als wir es getan haben. Es ist von den vielen Eheschließungen die Rede zwischen französischen Offizieren und Elsässerinnen, und auch die Bedeutung des Sprachproblems ist sicher erfaßt. Es wird sich jetzt im Elsaß wiederholen, was sich gegenüber den Alamen bewährt hat. Auch für die kleinste amtliche Stellung wird die Kenntnis der französischen Sprache zur Bedingung gemacht, im Geschäftsleben versteht sich das ganz von selbst; auf der anderen Seite wird die elsässische Mundart gegen die hochdeutsche Schriftsprache ausgespielt und dadurch aus einem starken Kulturzusammenhang gerissen. So wird ganz von selbst die Kenntnis des Französischen und in Verbindung damit der Anschluß an die französische Kultur der Schlüssel zur besseren Lebensführung sein. Es ist ein Jammer und eine Schande, aber wir müssen doch gestehen, daß es uns in einem halben Jahrhundert nicht gelungen ist, die kulturellen Bande mit dem Elsaß so eng zu knüpfen, daß wir jetzt auf eine geistige Irredenta rechnen können. Das ist der Fluch der Unterschätzung des Geistes, deren sich das Volk der Dichter und Denker in allen seinen politischen Handlungen stets schuldig gemacht hat.

Das zweite Kapitel des Buches gibt ein hierher gehöriges Beispiel von der Gegenseite. Es ist „dem elsässischen Patrioten" Dr. Bucher gewidmet. Auf das für uns gefährliche Treiben dieses Mannes haben einzelne Deutsche schon längere Zeit, der Verfasser dieser Zeilen schon vor zwanzig Jahren hingewiesen. Die deutsche Regierung hat ihnen sehr wenig Dank dafür gewußt. Im Gegenteil. Das trübte die günstigen Berichte nach Berlin. Nun können es sich unsere regierenden Beamten von diesem Franzosen schwarz auf weiß vorrechnen lassen. „Neben seiner ausgedehnten literarischen Tätigkeit schuf Dr. Bucher unermüdlich je nach den Umständen bald heimlich, bald offen sein Werk der französischen Propaganda. Er veranstaltete Vorträge, Vereinsversammlungen, Tanzkränzchen. Er ließ aus Paris die besten Redner kommen, die das gute Wort, das Wort der Hoffnung brachten und den durch ihn zusammengeschlossenen elsässischen Studenten Stärkung zutrugen. Auch die Vorstellungen der Comédie française in Straßburg waren sein Werk." In verherrlichenden Worten wird die listige Art, die Doppelzüngigkeit gepriesen, mit der Bucher die deutschen Behörden hinters Licht führte. Unbegreiflich genug, daß diese sich täuschen ließen. Denn man mußte wirklich blind sein, um diese gefährliche Wühlerei nicht zu erkennen, d. h. wir stehen auch hier wieder vor der verhängnisvollen Unterschätzung des Geistigen und Künstlerischen im politischen Leben. (Nebenbei bemerkt: ich kann nicht finden, daß unsere nationalen Kreise in der Hinsicht etwas gelernt haben.)

Die Reise durch Lothringen und Luxemburg geht so schnell von statten, daß wir wirklich nicht mehr als eine Reiseschilderung erhalten. Aber selbst bei diesen flüchtigen Beobach-

Digitized by Google

tungen stellt Got eine Tatsache fest, deren verhängnisvoller Wirkung noch heute, ein volles Jahr später, kein Riegel vorgeschoben ist. Got berichtet, wie die Luxemburger den niederen Stand unseres Geldes — es steht heute noch viel tiefer — ausnutzen, um in Trier und Umgebung eine richtige Ausplünderung der deutschen Erzeugnisse in Szene zu setzen.

Der erste Anblick des schmutzig und verwahrlost gewordenen Berlins verblüfft selbst den Franzosen, der darüber natürlich mit selbstgefälliger Genugtuung berichtet.

Die nächsten Kapitel über revolutionäre Ereignisse und Persönlichkeiten bieten uns Deutschen nichts Neues, wobei ich anderseits gern gestehen will, daß mir ein deutsch geschriebenes Buch bis jetzt nicht zur Hand gekommen ist, das in so leichter und übersichtlicher Form den ganzen Stoff entrollte. Wir mögen hier nur einige Kleinigkeiten herausheben. In einem ausführlichen Kapitel wird Kurt Eisners einschneidende Tätigkeit bei der Vorbereitung des großen Streiks im Januar 1918 gefeiert. Es ist für einen Franzosen ganz selbstverständlich, daß er in einem solchen Zusammenhange mit keinem Worte erwähnt, wieviel schroffer die Kriegspartei in Frankreich, der Tiger Clemenceau an der Spitze, alles zu unterdrücken wußte, was den Widerstandswillen lähmen konnte. Der Munitionsarbeiterstreik in Deutschland wird natürlich als großes Verdienst gefeiert, seine Unterdrückung als Verbrechen gebrandmarkt. Nun heißt es wörtlich: „Die Bestrafung war furchtbar: alle Arbeiter, die sich beteiligt hatten, wurden ohne Rücksicht auf Alter und Familie in die vordersten Schützengräben geschickt. Diese Maßregel hatte auf die Dauer verhängnisvolle Folgen für die Moral der deutschen Armee. Es waren diese revolutionären Arbeiter im Verein mit den bolschewistischen Soldaten der Ostarmee, die allmählich alle Truppen in den Etappen der Westfront, zum Teil auch in der Kampflinie, durchseucht haben." Hier ist der Dolchstich von hinten von der Gegenseite beglaubigt. Es ist übrigens sehr bezeichnend, daß nach der Versicherung Gots Eisner, mit dem er auch in der Schweiz Umgang gepflogen hat, ein „glühender Bewunderer Clemenceaus und seiner wunderbaren Energie" war. Nun ist Clemenceau sicher der unversöhnlichste und wildeste Kriegsschürer gewesen; das hat den sogenannten Friedensapostel, Herrn Kurt Eisner, nicht gestört. Natürlich nicht, Clemenceau bekämpfte ja auch Deutschland.

Die Beobachtungen über die deutsche Lebensführung sagen dem einheimischen Beobachter natürlich nichts Neues. Aber sie sind, von einigen kleinen Entgleisungen und Mißverständnissen abgesehen, zutreffend. Es ist für die Höhe des französischen Gemütszustandes bezeichnend, daß niemals ein Ton tiefen Mitgefühls für die Leidenden aufklingt, dagegen mit Behagen die unbestreitbaren Geschmacklosigkeiten unseres äußeren Gehabens verzeichnet werden. In der Hinsicht braucht man sich ja weiter nicht aufzuregen; sobald die äußere Lebensform in Betracht kommt, hat der Franzose immer in besonderem Maße das Bibelwort bewahrheitet und ist immer sehr hellsichtig für jeden Splitter im Auge des Nächsten gewesen, hat dagegen niemals die Balken im eigenen bemerkt. Immerhin, wenn Got auch jene Deutschen nicht sieht, die das Schicksal ihres Vaterlandes mit würdiger Trauer tragen, läßt er doch wenigstens zwischen den Zeilen lesen, daß es das üble Beispiel der Emporkömmlinge und des reichen Schieberpackes ist, das nun auch die Massen verdirbt und unserem öffentlichen Leben den Stempel der hysterischen Genußsucht aufprägt. „Der Deutsche hat sich eingebildet, daß Freiheit gleichbedeutend sei mit Zügellosigkeit." Die hysterische Tanzwut wird gegeißelt, bei der übrigens „die Sucht, alles Fremde nachzuahmen, alle patriotischen Vorurteile aus dem Felde geschlagen hat, und das deutsche Volk bewährt seine Gründlichkeit jetzt im Ausschöpfen der gemeinsten Vergnügungen."

Offen bekennt der Verfasser, daß die Blockade den Zusammenbruch Deutschlands herbeigeführt habe; er merkt es nicht, daß er demnach keinen Grund hätte, im gleichen Atemzuge die Sieghaftigkeit der französischen Waffen zu preisen. Er hat auch kein Gefühl dafür, daß gerade deshalb das deutsche Volk sich nicht im richtigen Sinne besiegt fühlen kann.

Digitized by Google

Aber er sieht schärfer, als viele Deutsche, die unüberwindlichen Schwierigkeiten, die Wirkungen der Blockade wieder gutzumachen. Ohne es offen auszusprechen, gesteht er, daß der endgültige Zusammenbruch Deutschlands von verhängnisvoller Wirkung wäre auf die ganze Welt, und daß es darum die Aufgabe dieser Welt wäre, die Mittel zum Wiederaufbau zu gewähren.

Das Kapitel über den moralischen Niedergang unseres Volkes bietet auch dem unterrichteten deutschen Beobachter einige kleine Züge, für deren Mitteilung die Herrschaften von der Revolution dem Verfasser nicht gerade dankbar sein werden. „Eines Tages, als ich bei einem bekannten Mitglied der kommunistischen Partei zu Gast war, der sich mit hübschen, dick mit Butter bestrichenen Weißbrotschnitten vollpfropfte, fragte er mich ganz plötzlich, während er seinen echten Kaffee schlürfte, ob ich nicht Lust auf ein Weib hätte: ‚Ich bin gern bereit, Ihnen jede gewünschte Adresse zu verschaffen und ganz sichere Orte nachzuweisen, wo Sie nichts zu befürchten haben.' Und als ich ganz verblüfft über diesen Vorschlag sprachlos verharrte, fuhr er fort: ‚Ja, ich muß immer die Besucher unserer Kongresse in Berlin zurechtlotsen, und Sie wissen ja, daß es Kongresse genug gibt. Diese Leute sind ganz unersättlich. Das erste, woran sie bei ihrer Ankunft in Berlin denken, ist, sich eine Frau zu verschaffen. Und ich kann ihnen natürlich diesen Dienst nicht verweigern.'" (S. 215.)

Dann ein kleines Bildchen vom zweiten Rätekongreß, der im Herrenhause stattfand. Hier wurde eine kleine Broschüre verkauft, die in einer von Dr. Zadek herausgegebenen gesundheitswissenschaftlichen Bibliothek als Nr. 11 erschienen ist. Sie ist in der Buchdruckerei des „Vorwärts" erschienen, hat bereits die Auflage von zehntausend Exemplaren erreicht und führt den Titel: „Die Frauenkrankheiten nebst einem Anhang über die Verhütung der Schwangerschaft." „In der Fülle der sozialistischen Bücher und Broschüren, zwischen den Photographien der lebenden und toten Parteiführer, war eine ungeheure Masse dieser Broschüren . . . Am zweiten Kongreßtag lag nicht eine einzige mehr da. Die Kongreßteilnehmer, offenbar entschlossen, sich zum Malthusianismus zu bekehren, hatten den ganzen Vorrat erschöpft. Es ist nicht der Bekehrungseifer der Sozialdemokraten und Sowjetisten, den ich als seltsam empfinde, es ist die vollkommene Anarchie, die aus der öffentlichen Ausstellung und der Aufnahme einer solchen Schrift in eine volkstümliche Bücherei spricht."

Unseren Goethebündlern und Genossen möchte man die Seiten ins Stammbuch schreiben, die Got über die Zuchtlosigkeit in unseren Kinos und Theatern veröffentlicht. Vom Kino wollen wir ganz absehen, aber vom Theater heißt es, daß es in Berlin sich in einem wahren Marasmus befinde. Es tut ganz gut, sich von einem gebildeten Franzosen sagen zu lassen, daß Wedekinds „Büchse der Pandora" weitaus alle Greuel hinter sich lasse, die man den Parisern im Grand Guignol jemals vorzusetzen wagte. Auch einigen unserer Wissenschaftler, z. B. Herrn Dr. Magnus Hirschfeld und dem Institut für wissenschaftliche Sexualforschung spielt der Franzose übel mit. „Es braucht gar nicht erst gesagt zu werden, daß sich dieses Institut nicht mit platonischen Untersuchungen begnügen wird. Wenn man mit derartiger Ausdauer die Reklametrommel rührt, so will mon doch die Dummen zusammenrufen. In der Tat lesen wir unter den Aufgaben des Instituts: Medizinische Beratungen zwischen Heirat und Beruf, Untersuchung und Behandlung psychopatischer und neurotischer Naturen und Zustände, Behandlung von Geschlechtskrankheiten, der Unfruchtbarkeit und so eine ganze Spalte lang. Der Herr Dr. Magnus Hirschfeld täte gut daran, wenn er auch ein Mittel gegen die Unfruchtbarkeit des Geldbeutels gefunden hätte." Der Franzose ist nicht so dumm, sich durch die sogenannte Wissenschaftlichkeit Sand in die Augen streuen zu lassen. Es gibt alle diese Dinge natürlich drüben auch, aber sie werden eben als das genommen, was sie sind, während bei uns alle Zionswächter der Freiheit, der Kunst und Wissenschaft auf die Zinnen eilen, sobald den Leuten von der Art des Herrn Dr. Hirschfeld die Maske vom Gesicht gerissen wird.

Digitized by Google

Über die Geschehnisse seit der Revolution hat uns der Franzose natürlich nichts Unbekanntes mitzuteilen. Dagegen findet sich manche treffende Charakteristik der beteiligten Persönlichkeiten, die, je mehr sie nach links standen, um so offenherziger dem Franzosen als dem Vernichter des deutschen Militarismus entgegenkamen. Unter den Unabhängigen erscheint ihm als der Bedeutendste Däumig. „Im Gegensatz zur Mehrzahl der Kommunisten, dunklen semitischen Gestalten, bei denen man nie recht weiß, woran man ist, hat Däumig Rasse und eine festverwurzelte Überzeugung von hinreißender Kraft. Er hat sich nicht irgendeinem Ränkespiel verkauft, sondern spricht, wie er denkt, und auch sein Tun steht in Übereinstimmung mit seiner Rede." Dr. Kurt Rosenfeld dagegen gemahnt ihn an einen zähen jüdischen Hausierer. Auch der Leipziger Geyer erinnert ihn gleich Rosenfeld an einen Raubvogel. Eine mehr komische Figur ist Karl Einstein, der während des Krieges als Landwehrleutnant in Belgien war und der es als sein Verdienst in Anspruch nimmt, die Garnison in der Etappe verführt zu haben.

Ein ausführliches Kapitel widmet der Verfasser der Rolle der Juden bei der deutschen Revolution. Ich glaube kaum, daß auf deutscher Seite in dieser Gedrängtheit ein Überblick über den geradezu verblüffenden Anteil der Juden gegeben worden ist; er ist so groß, daß es viel kürzer wäre, den Anteil der Nichtjuden festzustellen. Gerade weil dieser Franzose sicher mit dem deutschen Antisemitismus nichts zu tun hat, ist dieses Kapitel doppelt beredt. Der Anteil der Juden an der Novemberrevolution „ist in der Tat ungeheuer und steht in keinerlei Verhältnis zur Zahl der Juden. Daraus erklärt sich auch die antisemitische Woge, die jetzt über Deutschland hinflutet, daraus erklärt sich der Haß, der in allen national gesinnten deutschen Kreisen gegen die Juden gärt und im geeigneten Augenblick ausbrechen wird." Allerdings, ob es wirklich die Proskriptionslisten gibt, an die Got glaubt und auf der mit den Juden vermengt auch die Namen der Pazifisten stehen sollen? Herr von Gerlach hat es kürzlich wieder einmal in seiner „Welt am Montag" versichert; vielleicht ist er in dieser Frage der Kronzeuge Gots, der viel mit ihm verkehrt hat und den „Salon der Madame von Gerlach" fast allein als vollwertig gelten läßt. Übrigens erfahren wir in diesem Plauderkapitel, daß es bei Gerlachs sehr feinen Kuchen gegeben hat, dem nichts von „Ersatz" anzumerken war. Herr von Gerlach ist offenbar nicht in jedem Betracht in so hohem Maße Kriegsmärtyrer gewesen, wie es die gläubigen Leser seiner Zeitung annehmen.

Mit unverkennbarer Ironie spricht Got vom „Salon Cassirer", wo sich die äußerste Linke trifft und bei guten Zigarren und auch anderen Stärkungsmitteln politische Kollegs über sich ergehen lassen muß. Das Haus Cassirer ist auch der Treffpunkt des sozialistischen Studentenklubs, dessen zweihundert Mitglieder fast ausschließlich Juden sind. — —

Man kann von niemand mehr lernen, als von seinen Feinden, erst recht, wenn dieser Feind gleichzeitig so klug und offenherzig ist, wie der Verfasser dieses Buches. Darum wissen wir auch, was wir davon zu halten haben, wenn zum Schlusse Friedrich Wilhelm Förster als Führer in eine neue deutsche Zukunft gepriesen wird. Die Zukunft, die Herr Got und seine Landsleute als die ersprießliche für uns halten, dürfte einem deutschen Vaterlandsfreunde sicher nicht genügen. So ist es uns wertvoller, wenn aus dem Vorwort des Buches die unverkennbare Angst spricht, daß die alten Kräfte doch noch lange nicht so erstorben sind, wie es dem Verfasser zuerst schien. Jedenfalls, wenn aus dem an tausend Wunden blutenden Michel wieder einmal ein starker Michael werden soll, sind die Mittel nicht bei jenen zu finden, die von dem Zusammenbruch Deutschlands irgendwelche Vorteile gehabt haben.

K. St.

Digitized by Google

# Edelmensch und Triebmensch

Ein Schauer der Ehrfurcht weht uns Laien an, wenn wir schüchtern einmal in die vielverschlungene und verwirrende Geschichte der europäischen Urmenschheit hineinlugen, wie sie sich heute nach dem Stande der Wissenschaft darstellt. 10—14 Jahrtausende zählt nach den Berechnungen der Forscher die Geschichte der Menschen, von denen eigentlich nur 2000 Jahre im hellen Lichte liegen, und seit diesen 14 Jahrtausenden hat sich der Mensch rassisch kaum merklich verändert. Nur gemischt, durcheinandergewürfelt haben sich die Rassen, so daß es zumindestens heute keinen Mitteleuropäer, am wenigsten einen Deutschen, Slawen oder Franzosen mehr gibt, der von sich sagen kann, er sei Vollblut, nur Edelrasse. Wohl gibt es Völker, die von bestimmten Rassetypen mehr „Points" im Blute tragen als andere, so etwa der Schwede aus Lund oder Göteborg, der Kelte aus Killarney und der Bretagne. Aber gerade wir aus dem „Reich der Mitte", das seit Jahrtausenden der Tummelplatz der Völkerwanderungen und des Völkerringens ist, haben, ganz besonders in den Großstädten, kaum ein Anrecht mehr darauf, uns einer einigermaßen reinen Herkunft zu rühmen.

Schwerer als je empfinden wir in den gegenwärtigen dunklen Stunden der Geschichte das Verhängnis der rassischen Verschiedenartigkeit, des getrübten Blutes, das sich einer harmonischen Kulturentwicklung hemmend widersetzt. Die Forschung läßt keinen Zweifel darüber, daß schon in der Morgenröte menschlicher Geschichte Rassen verschiedenster Kulturstufen und demgemäß verschiedener Körperlichkeit nebeneinanderlebten. Seit den grauen Urzeittagen, wo die feingliedrige Edelrasse (Crô Magnon) im Kampfe mit den Untieren der Vormenschlichkeit aufging, stehen wir unter dem tragischen Geschick, daß die primitiven, bestialischen Menschenrassen und Menschentypen nicht aussterben wollen. Auch heute noch, wo trotz Elektrizität und Flugkunst die Steinzeitkultur noch vertreten ist, sehen wir in jedem Volke edelrassige Menschen in buntem Gemenge mit Halb- und Urmenschen zusammenleben.

Was Ausgrabungen und geologische Untersuchungen zutage fördern, was Knochen, Gräber, Waffen und Gerätschaften der Urzeit erzählen, hat die Wissenschaft in Hypothesen zusammengefaßt, über die freilich in den Kreisen der Forscher nicht volle Einigkeit herrscht. Die neuesten Ergebnisse finden wir in einem Werke berücksichtigt, dessen Verfasser, der Direktor des biologischen Instituts in München Raoul H. Francé, den Türmerlesern durch eine Anzahl bei uns veröffentlichter naturphilosophischer Aufsätze wohl bekannt ist. Hinter dem Titel des Buches („München, die Lebensgesetze einer Stadt" Verlag Hugo Bruckmann, München, brosch. 16 ℳ, geb. 21 ℳ) vermutet man schwerlich eine solche Fülle des Stofflichen, wie sie sich bei der Lektüre darbietet. München ist nur das konkrete Beispiel, an dem uns die großen Gesetzmäßigkeiten der Erd- und Menschheitsentwickelung deutlich gemacht werden. Francé vertritt, so wenig ermutigend das uns Mitteleuropäern in die Ohren klingt, auf Grund ausgedehnter biologischer Studien die Anschauung, daß als die ursprüngliche, durch Fauna und Flora bedingte, eingeborene Rasse kein anderer Menschenschlag als der sogenannte Neandertaler, der niedere Triebmensch, in Betracht kommt, während die viel kultiviertere, viel höher stehende Art des Crô-Magnon als eingewanderter Typ zu gelten hat. Diese Edelmenschen sind, wenn wir den Ausführungen Francés folgen wollen, aus dem gegen Rußland zu offen stehenden Tor, aus dem unermeßlichen Hinterland der Paläarktis, nach Europa geströmt, haben ihm eine vorwiegend paläarktische Flora und Fauna und eine paläarktische Bevölkerung geschaffen. Sie kamen nicht bloß von der nordischen Halbinsel herunter, sondern auch von weiter, von Rußland und Sibirien, mit dem Mammut und der ganzen asiatischen Fauna, und von da ab begann das große Ringen mit dem Neandertaler, das dessen Herrschaft brach, dem Crô-Magnonmenschen die Zukunft öffnete, ihn aber auch nach dem Aufsagen der Neandertalreste mit deren Erbschaft belastete.

Digitized by Google

Wir sehen von den verschiedenen anderen Menschentypen, die sich während dieser Epoche zeigten und von denen uns versteinerte Überreste karge Kunde geben, ab und suchen uns die beiden Hauptgegner im Kampfe um das Dasein zu vergegenwärtigen: den Neandertaler, den Triebmenschen und den Crô-Magnon, den Edelmenschen. Den Neandertaler haben wir uns kleiner vorzustellen als den heutigen Mitteleuropäer, aber kräftig und vierschrötig, etwa einem Lappländer ähnlich. Die hervorragendsten Merkmale an ihm sind seine knickebeinige Haltung und der vornüberhängende Kopf. Dazu denke man sich ein trauriges, mürrisches Affengesicht mit einer furchtbaren Schnauze, einem Tiergebiß und einer schrecklich zurückweichenden Stirn. Stumpf und feindselig lauern die runden Glotzaugen unter dem Wall der mächtigen Augenwülste, die vielleicht neben der platten Nase, mit ihren nach vorne stehenden Nüstern als das tierische Kennzeichen erschienen wären an jenem Geschöpf, das in seinem mächtig hervorspringenden Hinterhaupt eigentlich nur ein Triebhirn barg. Und dennoch kannte auch dieses Untier schon Kultur. Es besaß Werkzeug und Feuerstein und hauste in Höhlen und Felsschlupfen wie heute noch der afrikanische Buschmann. Der Neandertaler war schon nicht mehr die einsam schweifende Bestie, sondern ein soziales Wesen, das in Horden jagte, in Horden kämpfte und so viel Gemeinschaftsgefühl besaß, daß es die gefallenen Genossen liebevoll bestattete. Ja, er hatte vielleicht schon Sagen, und man mutmaßt sogar, daß sich in der germanischen Mythologie die tiefe Eiszeit widerspiegelt. Nach der Edda ist der Älteste der Götter der Riese Ymir, der in grauer Vorzeit aus schmelzenden Eisblöcken entstand. Die Erde selbst aber, die ihn erzeugte, wurde aus der Berührung des kalten, nebligen Niflheims und des heißen, sonnigen Muspelheims hervorgebracht. Ist nicht darin, wie in einer naturwissenschaftlichen Beschreibung, das anschauliche Bild einer Eiszeit gegeben, an deren Ende die große Flut der Schmelzwasser, die Wasserhölle Hel auftaucht? Und wem hat sich dieser Wechsel von Niflheim und Sonnenglück einer Zwischeneiszeit so tief eingeprägt wie dem Steinzeitmenschen, der vom Beginn der Eiszeiten an bis zu den Stadien des letzten Rückzuges allein allen Wandel der Natur miterlebt hat, während der Crô-Magnon außerhalb im sonnigen Frankreich und im Südosten sitzen blieb.

Wie anders das Bild, das uns im Vergleiche zum Neandertaler aus dieser Edelrasse entgegenstrahlt! Warmblütige Urzeitforscher haben diesen Menschenschlag, der sich wie edle Spanier unter Mohren ausgenommen haben mag, mit Beiworten höchster Bewunderung geschmückt. Eine herrliche Rasse ist er genannt, „höchste Menschlichkeit" ist ihm nachgerühmt worden. Und in der Tat, nach allem, was uns von ihm überkommen ist, müssen wir annehmen, daß dieser Wilde athletisch gebaut, harmonisch gestaltet war und einen überraschend guten Gesichtswinkel besessen hat. Von ihm aus gehen die ersten Anfänge der Bildhauerei. Traurige Zeugnisse eines urzeitlichen Daseinskampfes haben sich uns in einer Höhle zu Kropina erschlossen, wo ein ganzes Nest von Neandertalern aufgedeckt ist, mit einem Herd, auf dem man Menschenfleisch briet, und in dessen Aschenlage noch immer die Knochen des feingliedrigen Menschen von Crô-Magnon verstreut sind, aufgeschlagene und längsgespaltene Kinder- und Frauenknochen, deren Mark der Tiermensch ausgesogen hatte — — — In Nebel gehüllt ist die eigentliche Herkunft des Crô-Magnon. Hypothesen gibt die Wissenschaft darüber, aber kein Wissen. Nur darin stimmen alle Forscher überein, daß am Ende der Eiszeit die gesamte Crô-Magnon-Menschheit plötzlich vom Erdboden verschwindet. Die Funde hören jäh auf. „In manchen Höhlen, in denen schon seit den Zeiten des Archäolithikums Fundschicht auf Fundschicht liegt, die uns die fortlaufende Geschichte der Besiedelungen erzählt, setzt sich diese Geschichte auch nach den Crô-Magnon-Menschen fort. Aber die Spuren der jüngeren Steinzeit sind von ihnen durch eine leere Zwischenschicht von Höhenlehm getrennt, die manchmal so dick ist, daß sie zu ihrer Ablagerung Jahrhunderte, selbst Jahrtausende gebraucht haben muß. Was darf man daraus folgern? Jedenfalls das eine, daß in der Zwischenzeit keine Crô-Magnonmenschen in der Höhle gehaust haben. Aber wo waren sie dann? Warum sind sie

Digitized by Google

niemals wiedergekehrt? Die Steine, die so viel geredet haben, schweigen. Alle Zeugnisse schweigen, bis auf eines. Die Stationen der Edelrasse sind, je weiter man nach Norden kommt, immer jünger. Und stets sind sie begleitet von Resten der Renntiere, die wohl eine Art Haustier für jene Menschen waren. Von dem Ren haben wir uns ohne weiteres die Ansicht zurechtgemacht, daß es mit dem Abklingen der Eiszeit seinen Weideplätzen: der Flechtentundra, nachwanderte. Warum zögern wir, das gleiche von ihrem von ihnen abhängigen Menschenbegleiter anzunehmen? Es klingt so plausibel, daß auch der Crô-Magnonmensch abgewandert ist, so wie die Gletscher, die Gletscherflora und die eiszeitliche Fauna. Nach Süden konnte er dabei sich nicht wenden, denn im Gebirge gibt es keine Tundren. Also mußte er bis ins Lappland gelangen, und dort verkam er in Schmutz und Not. So meint der eine Gelehrte. Nein, sagt dazu ein anderer, nicht so weit ging er, sondern nur nach Schweden. Dort blieb er und erlebte eine neue Blütezeit, die der nordischen Kultur. Von dort ist er, goldlockig und hellängig, pochend auf sein gutes Schwert, das er inzwischen zu schmieden gelernt hatte, ein sieghafter Recke, zurückgekehrt als ein Heldenvolk in vielen Stämmen, dazu bestimmt, da als Kelten, dort als Griechen und Römer, hier als Goten und Teutonen, als Hermionen (daraus Germanen) und Sueven, als Boier und Slawen und Bajuvaren einen Weltteil in Besitz zu nehmen und aufzusteigen zu den lichten Höhen edelster Menschlichkeit. Alles, was seit dem Neolithikum auf Erden geschehen ist an Heldentaten und Kulturleistungen, haben die vom Norden ausstrahlenden wiedergekehrten Crô-Magnonleute vollbracht. Sie, die wahren Helden des germanischen Geblüts, stecken eigentlich hinter den Kelten, hinter Homer und Troja, Perikles und Praxiteles, hinter Cäsar und Cicero, hinter Arminius und Odoaker, hinter Rurik und Vercingetorix, den Agilolfingern und Karl dem Großen, hinter Michelangelo, Lionardo und Raffael, hinter dem „letzten Ritter", Richard Wagner und Bismarck. Stets führten sie den Siegfriedkampf gegen alles Unedele auf Erden, gegen die rundköpfige Helotenschar, die geschäftige Masse der von Süden her die edle Griechen- und Römerwelt überwuchernden und endlich auch erstickenden mediterranen Menschen der Semiten und Iberer und Neuitaliener und Neufranzosen, gegen schlitzäugige Hunnen und mißgestaltete Tataren, die schließlich das edle germanische Blut der Slawen auch verdarben, so wie auch das neue Deutschland endlich dem vereinigten Ansturm der ihm feindlichen niederen Rassen erlag, weil es schon längst in seinem Geblüt verfälscht, entartet, gemischt und in Grund und Boden entehrt ist."

Dieser von poetischem Zauber überstrahlten Darstellung hält Francé seine eingangs erwähnte These entgegen, nach der zufolge der klimatischen und geographischen Sachlage Europa sowohl von Süden her, wie namentlich von Nordosten und vom südöstlichen Winkel den Einwanderern offen lag. Europa aber muß, so gut wie es eine autochthone Fauna und Flora hervorgebracht hat, auch einen eingeborenen Menschen besessen haben, zum mindesten eine Rasse, welche vor der neuen Situation, deren Gesetz von dem Eis geschrieben wurde, da war. Dies aber kann nur der Neandertaler gewesen sein, der somit gleichsam das Tragikum Europas bedeutet. Er, der Mensch des Triebhirns, der plumpen, gefräßigen, egoistischen und schrecklichen Taten, ist nicht ausgestorben, sondern aufgegangen in den nachfolgenden Geschlechtern. Noch immer wandert er, im Mosaik seiner Eigenschaften auf hundert Gesichter verstreut, durch unsere Gassen und band sich in jeder Generation eine andere Maske vor. „Es ist das furchtbare Gesetz der Vererbung, daß nichts von dem verloren gehen kann, was einmal in den Kreislauf des Blutes geriet. Wohl kann es in der Summe anderer Eigenschaften zur bedeutungslosen Ziffer herabgedrückt werden, aber als Keim des Guten wie des Bösen bleibt es für immer eingesenkt in den Nährboden des Lebendigen und bereit zu treiben."

Sch.

Digitized by Google

# Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

## Physik und Logik

Der Biedenkappsche Angriff auf die Einsteinsche Relativitätslehre im Märzheft hat die Aufmerksamkeit der Leser auf die Schwierigkeiten gelenkt, welche das gedankliche Verarbeiten der im letzten Jahrhundert bekannt gewordenen Naturtatsachen dem menschlichen Geist macht.

Die erste Wirkung dieser neuen Erkenntnisse war bekanntlich das Aufkommen des Nahewirkungsgedankens. Aus den jahrzehntelangen Bemühungen der besten Gehirne, diesen Gedanken restlos durchzuarbeiten, ist die heutige Situation herausgewachsen. Es zeigt sich, daß dieser Gedanke mit den aus der Bewegungslehre stammenden Haupterkenntnissen des 18. Jahrhunderts sich nicht glatt vereinigen läßt. Heinrich Hertz hat nach Vollendung seiner Untersuchungen über die Ausbreitung der elektrischen Kraft sich dieser Frage zugewandt und eine vereinigte Ausbreitungs- und Bewegungslehre geschaffen; 10 Jahre später hat der Versuch seine Voraussagen widerlegt. (Versuche von Blondlot und Wilson.) Weitere Bearbeitungen des Gebietes machten es immer klarer, wie tief die Schwierigkeit liegt. Die Natur ist so, daß wir sie mit unsern aus den genannten beiden Quellen stammenden Begriffen nicht begreifen können; es gibt in jeder der vorhandenen, auf ihnen ruhenden Theorien einen Punkt, wo die Logik ein anderes Verhalten der Natur erwarten läßt, als der Versuch zeigt. Den ausführlichen Nachweis dafür verdankt man dem Wolfenbütteler Oberlehrer und Dozenten Witte, sein Hauptwerk ist nur für den engeren Fachkreis lesbar, aber seine Ergebnisse sind von den besten Kräften, welche über diese Fragen arbeiten, anerkannt.

Es gibt dieser philosophisch höchst spannenden Lage gegenüber noch immer Optimisten, auch unter den Forschern, welche eine Lösung der Widersprüche auf dem alten Boden nur für eine Frage der Zeit halten. Von diesem Standpunkt aus ist das, was sich seither entwickelt hat, ein Verlegenheitsgebilde, ein Notbau, dessen Existenz nichtsdestoweniger für die Möglichkeiten menschlicher Erkenntniswege bedeutungsvoll bleibt.

Die Mehrzahl der Baumeister des Neubaus denkt jedoch anders. Sie glaubt, daß es angesichts der vorliegenden Mißerfolge an der Zeit war, an den Grundfesten selbst zu ändern. Diese Änderung nimmt sich von den alten Begriffen aus gesagt so aus, daß der logische Widerspruch, statt an entfernter Stelle dem ausdauernden Theoretiker zu begegnen, gleich an den Anfang des neuen Begriffssystems gesetzt und in alle Folgerungen gleichmäßig hineingeflochten wird. Einstein hat die kürzeste und darum zweckmäßigste Fassung gefunden, durch deren Annahme in weitestem Umfang Übereinstimmung zwischen Rechnung und Beobachtung erreicht wird. Schon dieser Erfolg genügt, um die Einsteinsche Theorie zu einem ganz unentbehrlichen Lernhilfsmittel zu machen. Wir können eine derartige Kraftersparnis, mag sie erzielt sein wie sie will, uns unmöglich entgehen lassen. Aber die Theorie leistet noch mehr. Wie

Digitized by Google

reife Früchte bietet sie streng deduktiv Ergebnisse dar, welche früher nur als kühne Postulate von Naturphilosophen vorausgenommen oder geahnt wurden; sie gipfeln in der Wesensgemeinschaft von Masse und Energie. R. Lang hat in seiner Darstellung der Einsteinschen Ergebnisse im „Schwäb. Merkur" mit Recht den tief philosophisch befriedigenden Charakter solcher Gedanken besonders betont. Hier ist plötzlich Fruchtbarkeit an die Stelle jahrhundertelanger Dürre getreten. Wenn die Wurzel dieser Fruchtbarkeit auf dem Boden der alten Begriffswelt verdorrt, so muß sich der alte Boden schon gefallen lassen, daß wir zu erkennen suchen, ob es nicht an ihm fehlt, und wir auswandern müssen, wenn wir satt werden wollen. Daß diese Untersuchung nicht in den Jahren seit Einsteins Auftreten erledigt werden konnte, kann niemand wundern, der weiß, wie wir heute noch an dem vollen Verständnis der fünfzig Jahre älteren Faradayschen Ideen arbeiten.

Alles bisher Gesagte bezieht sich auf die erste Einsteinsche Schöpfung, die sogenannte spezielle Theorie. Angesichts der zahlreichen Versuche, ihren Inhalt gemeinverständlich darzustellen, muß auf diese verwiesen werden; die Darstellungsmittel sind in allen fast gleich. In Anlehnung an ein von Einstein nicht geprägtes, sondern angeführtes Wort wendet sich Biedenkapp gegen diese Versuche und stellt dabei den Sinn der Anführung auf den Kopf. Sie soll heißen, daß man um der Verständlichkeit willen zuzeiten auf den Stolz des Fachmanns, auf die mathematische Eleganz verzichten muß; Einstein selbst hat sich das geradeso zugemutet wie seine Darsteller. Da jeder, der die Literatur des Gegenstandes zur Hand nimmt, dieses Sachverhalts alsbald gewahr werden muß, erübrigt es sich, weiter darauf einzugehen. Elegant nennt der Mathematiker eine Darstellung, welche wenigstens in der Niederschrift mühelos erscheint und durch, sei es im Wesen der Sache liegende, sei es durch geschickte Assoziationen, beigezogene Begriffsbildungen das Anfassen der Probleme erleichtert. Elegant ist die Analyse der Zentrifugalkraft mittels des Hodographen, die Analyse der Verteilung elektrischer Ladungen mit Hilfe elektrischer Bilder; elegant ist aber auch die Darstellung elektromagnetischer Feldzustände mit Hilfe der Vektoranalysis, die von Biedenkapp angefochtene Versinnlichung imaginärer Größen durch die Gaußsche Zahlenebene und die in derselben Richtung liegende Versinnlichung der relativistischen Verknüpfung von Raum und Zeit mit Hilfe eines vierdimensionalen Raumes, dessen vierte Koordinate das Imaginäre der Zeit ist, durch Minkowski. Für den Anfänger sind solche Darstellungen häufig keine Erleichterung, weil sie ihn nicht auf Bekanntes zurückführen; darum muß man ihn Wege führen, welche den Fachmann ebenso anmuten wie die Spazierwege für Herzkranke einen Bergsteiger. Eleganz und Gemeinverständlichkeit sind — leider — selten zu vereinigen: Gemeinverständlichkeit bedeutet meist Schwerfälligkeit, Umständlichkeit, mag sie auch durch Bilderreichtum oder unterhaltende Seitenblicke verhüllt sein.

Biedenkapps Kritik bezieht sich jedoch, ohne den Leser darüber aufzuklären, zum größeren Teil auf die zweite Einsteinsche Schöpfung. Sie ist weit schwerer zugänglich als die erste. Einstein selbst bietet in seiner gemeinverständlichen Darstellung aus ihr zwei einfache Fälle, die den Ausgang seines Suchens verdeutlichen, und das Molluskenbild für die Raumnatur als Andeutung der Art seiner Ergebnisse; auf die Schilderung der Aufgabe und ihrer Lösung geht er nicht ein. Einsteins wissenschaftliche Arbeiten sind vergriffen; man ist zurzeit auf die soeben in 3. Auflage erschienenen Vorlesungen seines Fortführers Weyl angewiesen, in welchen neben der ersten auch die zweite Schöpfung dargestellt ist. Die erste Schöpfung hat ihren Namen, spezielle Relativitätstheorie, davon, daß nach ihr die Welt so sich verhält, daß ihre Gesetzmäßigkeiten für jeden gleichförmig bewegten Beobachter dieselbe Form annehmen, einerlei wie groß und wie gerichtet seine Geschwindigkeit sei. Einstein stellte sich die Aufgabe, eine Weltbeschreibung zu versuchen, bei welcher sogar für beliebig, z. B. ungleichförmig bewegte Beobachter die Form der von ihnen festgestellten Gesetzmäßigkeit der Welt gleichbleibt. Man muß zugeben, daß hier eine geistige Verwandschaft mit Hegel

Digitized by Google

vorliegt; die Aufgabenstellung ist mehr naturphilosophisch als physikalisch. Sie muß sich also für den Physiker durch bestimmte physikalische Erfolge rechtfertigen. Einstein hat drei Folgerungen aus seiner zweiten Theorie gezogen: eine mit der Gerberschen übereinstimmende Merkurbewegungstheorie; eine Ablenkung des Lichts durch die Schwere, und eine Verschiebung von Spektrallinien durch die Schwere. Die Lichtablenkung durch die Schwere ist zugleich ein Scheidungsmittel zwischen Einsteins erster und zweiter Schöpfung; denn schon aus der Einheit von Masse und Energie folgt eine solche, aber vom halben Betrag als aus der zweiten Schöpfung.

Als Eddington die vorausgesagte Ablenkung fand, da war mindestens die Fortsetzung der Prüfung lohnend geworden. Sie ist zurzeit noch in Arbeit; die Spektrallinienverschiebung ist von ausländischen Astrophysikern zunächst verneint worden, neuerdings kündigte jedoch Pflüger in Bonn in einer gemeinverständlichen Abhandlung in der „Kölner Zeitung" an, daß sie in Bonn bestätigt worden sei. Man erkennt aus solchen Widersprüchen, wie schwierig festzustellen die fraglichen Wirkungen sind; es wird in der Tat wohl noch einige Zeit mehr von philosophischen als von physikalischen Gesichtspunkten über die Lebensfähigkeit der zweiten Einsteinschen Schöpfung geurteilt werden.

Einstein hat gefunden, daß die oben gekennzeichnete Weise der Weltbeschreibung möglich wird, wenn man annimmt, daß die metrischen Grundeigenschaften des Raumes (z. B. die Winkelsumme im Dreieck) von Punkt zu Punkt und von Augenblick zu Augenblick veränderlich sind, wobei dann auch der Zeitablauf mit dem Sosein des Raumes in Verknüpfung tritt. Gravitation, Trägheit und mit einer von Weyl 1910 vollends mitgeteilten Erweiterung auch die elektromagnetischen Felder lösen sich in ein Sosein des Raumes und Zeitablaufs auf. Man findet in Weyls Vorlesungen zahlreiche gemeinverständliche Erörterungen über dieses Ineinanderaufgehen von Geometrie und Physik. Weniger deutlich redet er von dem mathematischen Charakter der Einsteinschen Schöpfung nach der Richtung ihrer Eindeutigkeit hin. Sie wird beschrieben (Vortrag Fladt auf der Stuttgarter Mathematikerversammlung 1919) als genial erratene Lösung eines Knäuels von zehn Gleichungen, ähnlich wie der junge Hertz das Lösungssystem des Kugeldrucks erriet. Falls diese Lösung die einzige ist, gewinnt in ihr der Traum von einer Weltformel Gestalt. Das Weltgeschehen ist dann der Form seiner Gesetzmäßigkeit nach die Verwirklichung einiger weniger umfassender Gedanken, welche das menschliche Hirn unter Verzicht auf seine näheren und einfacheren Denkgewohnheiten, unter tastendem Weiterbauen auf einigen allgemeinen, in den letzteren enthaltenen Formprinzipien hinzustellen vermag.

Dr. Hermann



Digitized by Google

# Literatur, Bildende Kunst, Musik

## Paul Gerhardt als Dichter

Es gibt sicher nur wenig Deutsche, die sich der künstlerischen Werte in Paul Gerhardts Liedern voll bewußt sind. Der kirchlich Gerichtete wendet sich vor allen Dingen den für das Gotteserleben bedeutsamen Gedanken zu, die in ihnen niedergelegt sind; der Außenstehende bekümmert sich zumeist überhaupt nicht um unsern Dichter. Und doch wären seine herrlichen Verke wert, Allgemeingut des deutschen Volks zu sein. Ihre kirchliche Abstempelung wirkt leider für dieses Ziel eher hemmend als fördernd. Der Fernerstehende empfindet, wenn er Kirchenlieder auch nur erwähnen hört, meist einen geheimen Schauder vor Geistesenge und Zwang und dogmatischen Härten. Unserm Dichter gegenüber durchaus mit Unrecht. Zwar ist Paul Gerhardt ein streng rechtgläubiger Christ, doch zugleich ein so warm, herzlich und natürlich empfindender Mensch gewesen, daß die dogmatische Festigkeit keine Enge und Härte in sein Wesen zu bringen vermochte. Die Lehrsätze des Glaubens waren ihm nicht nur begriffliche Bestimmungen, sondern er erlebte die kräftige Wirklichkeitserfahrung, die einst zu ihrer Aufstellung geführt hatte, in warmer Natürlichkeit von neuem in seiner eignen Seele. Wie sie aus Leben geboren waren, so wurden sie in ihm wiederum Leben: frische, unbefangene Natürlichkeit.

Die Verarbeitung der christlichen Glaubenssätze ist aber überhaupt nur ein Teil seines Wesens. In seiner ganzen Fülle ist es viel umfassender und wird in lebendiger Frische zu einem Spiegel deutscher Art. Als bestimmendes Kennzeichen ist vor allem die Freude an der Natur zu nennen. Ja, es ist nicht nur Freude, lustvolles Genießen, das ihn und den Germanen überhaupt bewegt; es ist Liebe, Hingabe, tief innerliches Versenken. Ein seelisches Hineinwachsen in pochende, treibende Kräfte von Blume, Baum und Tierlein und auch im Menschen ein lebendiges Erfassen warm sinnlichen Daseins und einfach natürlicher Regungen. Unser Dichter fühlt den Odem Gottes in allem, im All, bis hinab zur geheimen Bewegung einer triebhaften Welt. Es ist die Vorstellung von der Güte und Herrlichkeit Gottes in der Natur, ein anbetendes Sichneigen vor Fülle und Kraft. Und das ist nicht nur deutsch, sondern es ist auch im höchsten Grade künstlerisch. Das lebendige Nachempfinden schöpferischer Urgewalt und geheim innerlicher Bewegung gehört zum Wesen des Dichters. Er schaut in Gründe, in die des Alltäglichen Auge nicht reicht, und beschreibt, was er sieht, nicht in nackten, der sinnlichen Anschauung entkleideten Begriffen, sondern weiß Worte zu finden, die im Leser ein unmittelbares Nacherleben wonnigster und tiefster Regungen hervorrufen. „Die güldne Sonne voll Freud und Wonne bringt unsern Grenzen mit ihrem Glänzen ein herzerquickendes liebliches Licht; mein Haupt und Glieder die lagen darnieder, aber nun steh' ich, bin munter und fröhlich, schaue den Himmel mit meinem Gesicht." Ist die herrliche Frische und Lebenskraft eines goldenen Sommermorgens da nicht ebenso warm empfunden wie ähnliche Stimmungen bei Goethe? Wie unsagbar innig und natürlich ist sein Sommerlied „Geh aus, mein Herz, und suche Freud" —! Triebhafte Regungen aller Lebewesen kommen zum Ausdruck. „Narzissus und die Tulipan die ziehen sich viel schöner an denn Salomonis Seide." „Der Weizen wächset mit Gewalt, darüber jauchzet

Digitized by Google

jung und alt." „Die Glucke führt ihr Völklein aus usw." „Ich selber kann und mag nicht ruhn — — ich singe mit, wenn alles singt —" Und sein Abendlied „Nun ruhen alle Wälder" weiß die Müdigkeit des vom Tage Erschöpften so sinnlich nah und rein und herzlich vor Gottes Angesicht zu bringen. Darin grade liegt die künstlerische Kraft. Tiefe Gedanken hat auch mancher andre Kirchendichter gehabt. Aber den meisten fehlt ein starkes Lebensgefühl, und sie werden infolgedessen oft begrifflich blaß und trocken.

Voller Naturempfindung sind Gerhardts Ehelieder. „Der Mann wird einem Baume gleich, an Ästen schön, an Zweigen reich, das Weib gleich einem Reben, der seine Träublein trägt und nährt." Welch entzückende Verehrung fraulicher Anmut und strahlender Wärme liegt in den Worten „Mannessonne, Hauseswonne, Ehrenkrone! Gott denkt dein bei seinem Throne"!

Zart und fromm steht er dem Unglück gegenüber. Ein wunderbares Allgefühl, eine Verankerung Gottes in der ganzen Fülle des Lebens — ein Allgefühl, das echt deutsch ist und an Meister Eckharts Innerlichkeit und Weite erinnert — lassen ihn vor Unglück, Leid und Mißstimmung nicht schaudern. Auch das liegt ja im Willen des Allumfassenden, des Allebendigen. Innig und zärtlich wird nun die Beschreibung einer vorübergehenden Verstimmung in der Ehe. „Ein Röslein, wenn's im Lenzen lacht und in den Farben pranget, wird oft vom Regen matt gemacht, daß es sein Köpflein hanget. Doch wenn die Sonne leucht't herfür, sieht's wieder auf und bleibt die Zier und Fürstin aller Blumen." Wenn man das liest, so wird man fast geneigt, sich Verstimmungen geliebten Menschen gegenüber zu wünschen, nur um sie so hold auffassen, nur um seine Hingabe ganz in Tätigkeit setzen zu dürfen.

Aber die ruhig freundliche Wärme Gerhardts in der Auffassung von Widrigkeiten geht noch viel weiter. Er bleibt sanft auch dem schneidendsten Unglück gegenüber. Er löst es auf in der Liebe Gottes. „Wenn ich und du ihn nicht mehr spüren, da schickt er zu, uns wohl zu führen." Als Gedanke ist das ja freilich nichts Neues, alle großen Gottesmenschen haben so empfunden. Aber im künstlerischen Ausdruck ist unser Dichter, fast möchte man sagen, einzig. Er spricht einfach und anschaulich wie ein Kind. „Er hört die Seufzer deiner Seelen und des Herzens stilles Klagen, und was du keinem darfst erzählen, magst du Gott gar kühnlich sagen." „Sprich nicht: ich sehe keine Mittel, wo ich such', ist nichts zum Besten" — und viele, viele andere Worte sind dem lebendigen Leben entnommen und frei von der kalten Bläße abgezogener Gedanken.

Dies herrliche Gefühl für die schlagenden, jauchzenden Pulse des Lebens läßt ihn zum Schmuck seiner Gedanken auch die vollsten, schönsten Bilder finden. „Gott laß euch selig schlafen, stell euch die güldnen Waffen ums Bett und seiner Engel Schar!" Welch mächtiges und strahlendes Bild der Behütung des sanften Schlafs durch goldgepanzerte Engel! Ausschlaggebend wird die Kroft der sinnlichen Vorstellung: Schutz wird durch gut bewaffnete Krieger erreicht. Um den himmlischen Krieger auszuzeichnen, tritt das Bild des kostbaren Goldes hinzu. Ein solcher Ausdruck wirkt stark und durchflutet den ganzen Menschen, während eine nackte Aufstellung des Gedankens nur vom Verstand erfaßt wird und nicht volles Leben schaffen kann. „Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann." Kräftige Ausmalung natürlichen Geschehens. „Er (Gott) ist dein Quell und deine Sonne, scheint täglich hell zu deiner Wonne." „Macht schöne rote Wangen oft bei geringem Mahl." Bilder des Todes: „Es wird einmal der Tod herspringen", „sobald das Lüftlein des Todes drein bläst", „schleußt das Tor der bittern Leiden". So kann nur jemand schreiben, der die labende Kraft eines frischen Quells, die verjüngende, Körper und Geist durchsprühende Wärme sommerlicher Sonne sinnlich bewußt empfängt, der den Schlag eines jachen Sprungs empfindet, dem ein vom Wind verwehtes Licht, das Zuschließen eines Tors zu Erlebnissen werden, die Ende, Abschluß sind. Es kann hier ja nur eine sehr kleine Auswahl der wundervollen Bilder gegeben werden. Man staunt immer wieder vor der strotzenden Kraft der Erfindung, die an den älteren Zeitgenossen Shakespeare gemahnt.

Digitized by Google

Darin also, in der üppigen Lebensfülle der Auffassung, ist der künstlerische Wert beschlossen. Es kommt hinzu die Bildhaftigkeit auch der Sprache. Das liegt in derselben Richtung. Gerhardt wählt Worte und Satzgefüge, die am allerstärksten Anschauung vermitteln. In dieser Hinsicht Luther verwandt. Ein Kind, ein Bauer könnten so sprechen. Sein künstlerisches Gestalten liegt im klaren Herausarbeiten und Veredeln der kräftigen Werte der Volkssprache. Er vermeidet die abgeblaßte Gedanken- und Salonredeform der Gelehrten und Gebildeten. Seine Lieder sollten uns zu Volksliedern werden.

Endlich hat er das feinste Gefühl für Klang und Rhythmus. Es sind wirkliche Lieder, die er schafft. So schön und melodisch fließen die Worte, daß fast schon die Verse an sich wie Gesang sind, auch ohne Musik. „Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann." — In der Strophenform ist er reich und mannigfaltig.

Es wäre zu wünschen, daß nicht nur kirchlich gerichtete Kreise, sondern alle Deutschen an diesem frischen Quell volklicher Dichtung sich laben, der Seelenreinheit und Frömmigkeit in gediegener künstlerischer Gestaltung üppig strömend aus tiefem Grund ergießt.

**Dr. Maria Grunewald**

# Der selbstgeschriebene Lebenslauf

Eine eigenartige literarische Erscheinung stellt die Autobiographie dar, die auch ihre eigene Entwicklungsgeschichte hat. War sie anfangs lediglich von persönlichem Interesse, so wurde sie doch bald zu einer allgemeinen Kulturerscheinung, die von nicht zu unterschätzender kulturhistorischer Bedeutung ist.

In Deutschland kannte man den selbstgeschriebenen Lebenslauf seit dem 16. Jahrhundert als literarische Erscheinung. Diese Gattung der Literatur hat sich aus einer Reihe Vorstufen während des ausgehenden Mittelalters entwickelt. Den Beginn zu dieser Autobiographie machten die Haus- und Familiengeschichten aus dem 14. und 15. Jahrhundert, die noch in ziemlicher Anzahl insbesondere in den florentinischen Bibliotheken handschriftlich vorhanden sein sollen. Der eigentliche Ursprung der Autobiographie führt jedoch zurück auf Geschäfts- und Rechnungsbücher der kaufmännisch-gewerblichen Kreise. Es handelte sich hierbei um persönliche Merkbücher, die derartige geschäftliche Aufzeichnungen enthielten, eine Art Buchführung, allerdings nicht in modernem Sinne gedacht. Es sind lediglich Aufzeichnungen zur Unterstützung des Gedächtnisses, und zwar rein geschäftlicher Art, wie z. B. Einnahmen, Ausgaben, Erbschaften, Vermögensangelegenheiten u. ä.

Dies waren freilich noch keine „Autobiographien", aber diese Prägung nahmen sie an, als damit Privataufzeichnungen, wie Daten von Todesfällen, Geburten, Eheschließungen usw., verbunden wurden, wie dies seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert schon bestätigt werden kann. Man ging also von geschäftlichen zu familiengeschichtlichen Eintragungen über, wozu z. B. auch Reisen, besondere Familienfestlichkeiten usw. gehörten. Vor allem für Nürnberg ist die Überlieferung solcher Aufzeichnungen reichhaltig. Aber auch anderwärts gab es viele derartige „Hausbücher", die das Geschlecht und die Familie betrafen. Allen diesen Büchern merkte man bis ins 16. Jahrhundert hinein deutlich ihre Herkunft aus geschäftlichen Merkbüchern an.

Diese recht realistische Seite, die die Familienbücher des 14. und 15. Jahrhunderts gemäß ihrer Herkunft aus geschäftlichen Merkbüchern aufweisen, ist für die Weiterentwicklung der Autobiographie sehr wichtig. Es finden sich danach neben solchen realistischen Eintragungen auch solche höherer Richtung. So tritt z. B. die Sorge um das Seelenheil durch fromme Stiftungen auch in diesen Familienbüchern stark in den Vordergrund. Neben geschäftlichen und genealogischen Eintragungen findet man daher Angaben über Seelenmessen, mitunter recht

Digitized by Google

ausführliche und als eine Art Vermächtnisse für die Nachkommen. So verzeichnet z. B. die Münchner Familienchronik der Ridlers für den Zeitraum von hundert Jahren nichts anderes, als was die einzelnen Familienglieder an Kirchen usw. gestiftet haben. Schließlich wurde in die Haus- und Familienbücher des 15. Jahrhunderts alles aufgenommen, was für ihren Schreiber von Interesse war. Hierauf, also auf dem freieren Charakter solcher Aufzeichnungen, beruhte die Möglichkeit, daß sich aus ihnen die eigentliche Autobiographie entwickelte. Denn nun fanden in den Merkbüchern, ohne daß sie ihres geschäftlichen Charakters völlig entkleidet wurden, Aufzeichnungen rein persönlicher Natur Aufnahme, so z. B. nähere Angaben über Frau, Kinder, Verwandte usw. Bald finden sich Notizen, die über das Genealogische hinausgehen: aus dem Familienbuch oder der Familienchronik wird das persönliche Tagebuch.

Auf der Strecke in der Entwickelung der Autobiographie vom geschäftsmäßigen Merkbuch an bildete aber das Tagebuch einen wesentlichen Fortschritt. Hier zeigt sich das Wesen der Autobiographie schon deutlich ausgeprägt; das Tagebuch enthält Selbsterlebtes, individuelle Aufzeichnungen, die allerdings zunächst lediglich für den Schreiber selbst bestimmt, nur für ihn von Interesse sind, höchstens noch für seine Angehörigen. Das erste, stark persönlich gerichtete Tagebuch, das wir besitzen, stammt von Kaiser Friedrich III., das er von etwa 1437 an führte. Zwischen Rechnungen, Inventarien, wirtschaftlichen Notizen findet man da Verse, Matineen, Rezepte usw., also Reales und Ideales nebeneinander, so daß man von hier an als von einer „literarischen" Gattung sprechen kann, als welche man wohl jene Merkbücher kaum wird bezeichnen können, solange deren geschäftlicher Charakter auf der Hand lag.

Die Tagebücher aus der Zeit des ausgehenden Mittelalters zeigen, wie in den Familienbüchern und Hauschroniken, wie sie seit dem 14. Jahrhundert verbürgt sind, bei einem gesteigerten Interesse für die eigene Person der Schreiber eine Fülle von autobiographischem Stoff zusammenkam. Anfangs handelt es sich noch um die Aufzeichnung einzelner persönlicher Erlebnisse, meist im Zusammenhang mit anderen Ereignissen und Dingen. Allmählich kommt man aber dazu, über das eigene Leben im Zusammenhang zu berichten. Allerdings waren die Formen, in denen diese ersten selbstgeschriebenen Lebensgeschichten gefaßt sind, vielfach noch roh, zumal sie ja auch, wie schon betont wurde, zunächst nicht für die breite Öffentlichkeit bestimmt waren, sondern nur für die Familie. Aber trotzdem bietet diese Art Bücher eine reiche Fundgrube für den Kulturhistoriker. Solche Familienbücher wurden oft mit der Begründung eines Hausstandes angelegt, — eine Sitte, die in neuester Zeit wieder in den Familienbüchern aufkam oder vielmehr ihre Fortsetzung fand, die einen urkundlichen Wert erhalten haben. Bei dieser Gelegenheit werden über wichtige vorhergehende Ereignisse in erzählender Weise Angaben gemacht, womit die Autobiographie ihren eigentlichen literarischen Stempel erhielt. Die meisten der ersten einheitlichen Autobiographien sind von ihren Verfassern erst im vorgeschritteneren Alter niedergeschrieben worden, also rückschauend. Die erste derartige uns bekannt gewordene Autobiographie ist die 1466 erschienene von Burkard Zink. Aber erst im 16. Jahrhundert begegnet man der Autobiographie als einer literarischen Erscheinung, die auch für die Allgemeinheit von Interesse ist. Das Geschäftsmäßige und Tagebuchartige hat einer epos artigen Form Platz gemacht. Neben das Persönliche traten Zeitereignisse, historische und kulturelle Tatsachen, und diese sind es, die die Autobiographie zu einem wesentlichen Faktor in der Kulturwelt und auf dem Gebiete der Literatur gemacht haben. Ludwig von Diesbach war der erste, der seine Lebensgeschichte mit Bewußtsein aus der Familienchronik herauslöste und sie in einen besonderen Band schrieb.

Die Autobiographie ist als eine selbständige feststehende literarische Erscheinung von der Nation gefunden und begegnet uns vom 16. Jahrhundert ab allenthalben. In allen Ständen und Berufen tritt sie teils in knapper, teils in weitangelegter Form auf. Das rein geschäftlichen oder erbaulichen Zwecken Dienende wurde allmählich abgestreift. Auch Reiseberichte wurden von Einfluß auf die Autobiographie. Es finden sich darin Darstellungen persönlicher

Digitized by Google

Erlebnisse und Abenteuer neben Angaben über Unterkommen, Kosten, Sehenswürdigkeiten usw., über Land und Leute der bereisten Gegenden. Solche Reiseberichte reizten dazu auf, das Ich aus dem Gang der Erzählung mehr herauszuschälen, und auf diese Weise trat neben die Reisebeschreibung die Biographie. Man denke einmal an Goethes ausführliche Autobiographie „Aus meinem Leben", besonders, was er im Vorwort dazu sagt, worin er von einem „solchen, immer bedenklichen Unternehmen" spricht, und des weiteren klar auseinandersetzt, wie eine Autobiographie zustande kommt, — eine wahre Studie zur Kennzeichnung der Autobiographie! Auch Seume, der Wanderer von Syrakus, beginnt seine Autobiographie mit den Worten: „Das Mißliche einer Selbstbiographie kenne ich so gut als sonst irgend jemand, und ich halte mich für nicht wichtig genug, daß überhaupt mein Leben beschrieben werde. Wenigstens wäre es nach 40 Jahren noch Zeit genug", und er schließt seine einleitenden Worte mit dem Wunsche: „Wenn die Erzählung unterhält und vielleicht hier und da die Jugend belehrt und in guten Grundsätzen befestiget, so habe ich nicht umsonst gelebt und geschrieben." Dies kennzeichnet zugleich den Grundgedanken der Autobiographie: sie soll unterhalten, aber auch belehren.

Man sieht also den Ursprung der Autobiographie in den Haus- und Familienchroniken, die seit dem ausgehenden Mittelalter in Deutschland geführt wurden, und zwar anfangs nur in den bürgerlichen Kreisen, später auch in allen gebildeten Schichten des Volkes. Man sieht ferner, daß das Interesse an der Familie zum Ausgangspunkt, zum Anreger wird, in jene privaten Aufzeichnungen geschäftlicher Natur auch Eintragungen aufzunehmen, die sich auf Geschlecht und Familie beziehen. Pflege des Familiensinns war wohl ursprünglich ihr Zweck. Später wuchsen sie jedoch aus, als sie literarische Bedeutung erlangten, zu einer selbständigen literarischen Erscheinungsform. Das ist die spätere Autobiographie, wie sie bis in unsre Tage hinein lebt, die aber wieder im Abflauen begriffen ist. Das Interesse am Privatleben verschwindet immer mehr unter den vielseitigen Interessen der Gesamtheit. Die Entwicklung der sozialen Verhältnisse bringt es mit sich, daß die Individualität in den Hintergrund gedrängt wird. Der einzelne geht unter in der Gesamtheit. Darum schwindet auch mehr und mehr das Interesse an dem Schicksal des einzelnen. Selbst innerhalb der Familie ist dieser Zug bemerkbar.

Es gibt literarische Erzeugnisse, die Selbsterlebtes schildern, ohne Autobiographien zu sein: Bruchstücke aus dem Leben. Hier tritt das Persönliche noch hervor im Rahmen einer Allgemeinheit, einer Gesamtheit, eines Kulturausschnitts, aber die wahre Autobiographie scheint sich in unserer Zeit überlebt zu haben. Selbst die großen Gestalten des Weltkriegs sind in den Hintergrund gedrängt worden und traten erst im Zusammenhang der Geschichte stärker hervor. Zunächst ist ihre Zeit noch nicht gekommen. Werden die Zeitverhältnisse wieder in ruhigere Bahnen eingelenkt sein, so wird auch wieder das Interesse am Individuellen, vor allem an den Trägern der Zeitereignisse mehr hervortreten. Dann wird auch die Biographie wieder Interesse finden, darunter vielleicht so manche Autobiographie, die jetzt im verborgenen liegt, und diese Autobiographien werden sicherlich denselben Charakter tragen wie die der zuletzt angeführten Jahre: das Persönliche im Rahmen der Gesamtheit.

Paul Sorgenfrei

# Kunst ohne Ideale

## Berliner Theaterrundschau

Wir sind wieder hinabgestürzt wie in eine Welt des rohesten Chaos. Alle Mächte der Zerstörung und Vernichtung sind aus den Tiefen losgelassen, und die Geister dumpfster physischer Gewalten, des Mordes und Totschlages, rasen verbrecherisch durch die Länder. Das Schwert allein gibt alle Macht, Macht ist allein das Schwert. Die menschliche Bestie, die schlimmste von allen, geht in Wut umher. Fast hoff-

Digitized by Google

nungslos blickt man nach oben hin, nach den Regierenden, und hinab in die Tiefen der aufgewühlten Volksmassen, von den niedrigsten Blutinstinkten verwildert. Nur an einem fehlt es: an Führern, an Vorbildern, an den idealisch-schöpferischen Köpfen, den aufbauenden, organisatorischen Geistern, die uns unsere zerstörte Wirtschaft zu einer Stätte fruchtbaren Schaffens und Arbeitens, der gegenseitigen Hilfen und Forderungen machen, wie es allein für uns notwendig ist, worauf für uns alles ankommt.

Der große Zusammenbruch, die Krankheit und das Verderben unserer Zeit rühren vielleicht nur gerade daher, daß die religiösen und künstlerischen, die idealisch schauenden und bildenden Mächte im menschlichen Geist schon seit längerem verkümmerten und wie einem Schwunde verfallen erschienen. Allzu lange haben wir unter dem Joch eines dumpfen und leeren Naturalismus und Materialismus gestanden, eines wissenschaftlichen Sehens und Denkens, welches seine Aufgabe erfüllt glaubt, wenn es uns zeigt, das was wirklich ist. Eine Natur überschattet uns mit Leiden und Unglücksfällen aller Art, denen wir recht ohnmächtig gegenüberstehen. Wahllos trifft sie Gute und Böse. Auf alle unsere Fragen nach dem Warum gibt sie uns keine Antwort. Wir pflegen von dieser Natur zu sprechen, als von einem Chaos. Natur, einem blinden Wesen, ohne Logik und Moral, jenseits von Gut und Böse, von keiner sittlichen Weltordnung wissend, höchst sinn- und zwecklos in allem ihrem Tun. Der Mensch unserer Jahre sieht schon recht aus und benimmt sich wie diese Natur, richtet eine reine Terrorherrschaft auf, zerstört sinnlos und zwecklos, was er sich aufbaute, und fühlt sich erhaben, so jenseits von Gut und Böse, wahrhaft amoralisch sich zu betätigen.

Von jeher hat freilich ein religiös und künstlerisch, ein idealisch schauender und fühlender Mensch seine größte und wichtigste Aufgabe gerade darin gesehen, in diese Natur dennoch Sinne und Zwecke, eine Ordnung und einen Willen zum Guten hineinzudeuten. „Im Anfang ist der Sinn", und dieser Sinn ist Gott. Ein göttliches Wesen und Prinzip waltet in allem Sein, welches alles schon so lenkt und bestimmt, wie es am besten ist und wahrhaft zweckvoll zugeht. Die Erde, der große Schauplatz eines Kampfes zwischen Gut und Bös, Glück und Leiden, in dem aber doch zuletzt das Glück und das Gute den Sieg behalten.

Wie dieses religiöse, so will auch das künstlerische Sehen und Denken im Kern und noch etwas mehr als bloße Naturkenntnis, Darstellung und Wiedergabe eines Wirklichen, leidendes oder beglücktes Erleben sein, sondern über die Natur sich erheben, sie beherrschen, ändern und verbessern, für uns in Kunst umgestalten. Es weiß in uns als höchste Kraft und Fähigkeit ein idealisches Wollen und Können, welches das, was wirklich ist, höher und edler, reiner, erstrebenswerter zu formen und zu gestalten vermag, und uns nicht nur sagt, wie wir leben, sondern wie wir leben sollen. Was den Menschen am wesentlichsten vom Tiere unterscheidet, besteht wohl gerade darin, daß er einstmals in grauen Urzeiten zuerst das künstliche Feuer herstellen lernte und durch immer neue Erfindungen seines Geistes, mit stets vermehrten Mitteln und Kräften eine Naturwelt in eine Kulturwelt umschuf, schöpferisch, organisierend in die Natur eingriff. Ist die Natur blind, so werde sie in dir, o Mensch, sehend. Ist sie schlecht, so mache sie durch dich zum Guten. Sei du der Kämpfer, der das Gute und das Glück zum Siege führt. Indem die Kunst Ideale aufstellt, uns Menschen schildert, zu denen wir als zu Vorbildern aufsehen können, erfüllt sie doch wohl ihre edelste und höchste Aufgabe.

Das tiefste Leiden der Kunst unserer Zeit besteht deshalb darin, daß diese urkünstlerischen, idealischen, schöpferischen Glaubensinbrünste und organisatorischen Willensmächte in ihr arg verwahrlost und verkommen sind. Sie sprach von sich selber als von einer Kunst der Dekadenz und des „fin de siècle". Sie berauschte sich am meisten an dem Spruch Baudelairscher „fleurs du mal". Sie fühlte sich nur allzu ohnmächtig der Natur gegenüber, konnte sie nicht mehr in Kunst und Kultur umbilden und starrte gebannt auf eine Wedekindsche „Erdseele". Wie ein Schrei ging es durch sie dahin: „Nach uns die Sündflut". Heute kann uns die Dichtung der letzten Jahrzehnte schon berühren wie eine Vorahnung des großen allgemeinen Zu-

Digitized by Google

sammenbruches ringsum, und all die Ohnmächte, Verzweiflungen, die nur niederreißenden, doch nicht neu aufbauenden Geister, unter denen wir so tief leiden, machten sich gewiß recht auffällig vorher schon in unserer Literatur geltend. Vom Theater ging man nur zu oft heim wie von einer Hinrichtungsstätte. Die Bühne ward zur Folter- und Schreckenskammer. Künste des Zerfalls, der Nerven- und Hirnzerrüttungen, die schließlich in das Kinderlallen und Indianergeheul, in die reinen Spektakelorgien eines Dadaismus nur enden konnten, gebärdeten sich als Offenbarungen eines neuen Weltgeistes.

In den dramatischen Werken, welche in diesen letzten Wochen über die verschiedenen Berliner Bühnen gingen, gleichviel ob sie von Gerhart Hauptmann, Eduard Stucker, Sternheim oder von Hans José Rehfisch herrühren, spielt überall gerade nur das Ideal die Rolle eines geschundenen Marsyas. Unsere Dichter beweisen in ihnen eine Unfähigkeit, die von ihnen aufgeworfenen Fragen, Probleme und Konflikte auch wirklich zu lösen, unsere Seelen zu läutern und zu befreien und die Erlösung vom Übel uns zu zeigen, worin auch für den Künstler die höchste Forderung besteht. Sie sind wie Ärzte, welche eine Krankheit vortrefflich zu diagnostizieren verstehen und uns sagen, woran wir leiden, welche Ursachen dazu geführt haben, doch nur nicht uns zu heilen verstehen. Wie in Gerhart Hauptmanns „weißem Heiland“ blickt alles Volk, alle Menschheit von jeher zu allen seinen Priestern, Führenden und Regierenden, zu seinen Dichtern und Künstlern als zu den Berufenen und Erwählten auf, die seine Retter sein sollen aus den Nöten und Wirrnissen des Lebens, und ihm zeigen, wie man am besten und zweckmäßigsten handelt. Und keine schlimmere Enttäuschung gibt es, als wenn sich der weiße Heiland als ein Ferdinand Cortez entpuppt, als Barbar und Tamerlan, sengend, mordend und brennend über die Länder herfällt.

Diese Tragödie erleben wir gerade heute am bittersten an unserem eigenen Fleisch und Blut, wo all' die Geister und die Ideen, die Reformatoren, welche uns den neuen seligen Zukunftsstaat versprachen, wenn sie nur erst die Herrschaft in Händen hätten, in ihrer Ohnmacht und Unfähigkeit sich entpuppen und das Alte nur zerstören, doch nichts Neues und Besseres an seine Stelle setzen können.

In Hauptmanns dramatischer Phantasie vom „weißen Heiland“, vom Untergang des altmexikanischen Reiches und seiner Kultur durch die spanischen Räuberhorden des Ferdinand Cortez stecken schon reichere Elemente, welche das Werk über einen bloßen leeren Historismus erheben könnten. Es wäre eine Aufgabe des Dichters gewesen, es zu einem Spiegelbilde unserer eigenen Zeit zu machen. In seiner Darstellung wird die Kultur des alten Mexiko nur in den rosigsten Farben geschildert, und sie steht jedenfalls nicht hinter der zurück, mit der wir selber bis zum Jahre 1914 begnadet waren. Die Spanier hingegen erscheinen nur als ein Räuberstamm, als eine Horde von Nomaden, Hunnen und Barbaren, die über ein friedliches Volk fruchtbarer, segensreicher Arbeits- und Schaffenstätigkeit gewalttätig hereinbrechen und deren Reich durch Feuer und Schwert gänzlich zerstören. Auch um uns ist alles Reichs- und Volkszusammenbruch. Die alte abendländische Kultur droht über Nacht wie mit einem nassen Schwamm weggewischt zu werden. Menschliche Bestien wüten im Lande, und nur zerstörend, verwüstend hausen unter uns Hunnen und Barbaren. Dem Dichter war schon die beste Gelegenheit gegeben, als ein Heiland und Retter zu uns zu reden, der uns die idealen Wege und Mittel zeigt, wie wir unsere Kultur vor dem Untergange erretten können, daß es uns nicht ebenso ergeht, wie einmal dem altmexikanischen Volk.

Nur die Heilandsidee, das Heilandsideal selber steht im Mittelpunkt der Hauptmannschen Dichtung, — aber es wird auch nur aufs schlimmste verwirrt, und so abstrus und konfus wie nur eben möglich sieht bei Hauptmann das Ideal aus. Es spielt bei ihm die Rolle der eigentlichen Ursache, an welchem das ganze mexikanische Volk rettungslos zugrunde geht, und dieses hat schon höchstes Recht und Grund, dem Heiland zu fluchen, der es nur ins tiefste Verderben hinabschleudert. Für einen frommen Christenmenschen muß es geradezu wie eine

Digitized by Google

Blasphemie wirken, wenn er sieht, wie der Dichter die Gestalt seines Montezuma, der als Herrscher und König nur kindisch, närrisch, töricht, als der Verblendetste aller Verblendeten handelt, zum Christus, zu dem echten und wahren Christus der Evangelien heraufschreiben und heraufpumpen möchte.

Das Drama zerfällt in völlig unzusammenhängende Teile. Geschehnisse werden ineinander geschweißt, die man nur nicht in Beziehung zueinander bringen wollte. Zunächst erzählt der Dichter bloß Historie, die Geschichte von der Eroberung Mexikos durch Cortez. Das schleppt sich bei ihm recht farblos und trüb dahin und erweckt wenig Interesse. Hier gelangt auch Gerhart Hauptmann nicht hinaus über das recht übliche dilettantische Geschichtsdrama einer Gymnasiallehrerdramatik, welche einfach historische Ereignisse in Verse bringt. Im fünften Bild kommt es dann zu einer religiös-philosophischen Sonderhandlung. Die Spanier brechen in einen Tempel ein, um die Götzenbilder zu zertrümmern, und stoßen dabei auf das Bild der mexikanischen Erdmutter, welches das Kind im Arme hält, — ein uraltes weltreligiöses Symbol. Sie stürzen in die Knie und beten es an als Bild der Madonna mit dem Jesusknaben. Irgendwelche weitere Bedeutung hat diese Szene aber nicht für das Drama, sie ist ganz und gar nicht organisch in das Ganze hineingewoben. In den letzten Bildern zieht Hauptmann dann wieder ein ganz neues Register auf. Sich eng an die Evangelien anlehnend, dichtet er noch einmal das christliche Passionsdrama, und bewegt uns rührend durch den Anblick des verhöhnten und verspotteten, gemarterten und sterbenden Christus, Oberammergau-Erinnerungen erweckend. Der Christus hat nur einen anderen Namen bekommen. Er heißt diesmal Montezuma

Die messianische Idee sieht in diesem Drama wahrhaft janusköpfig drein und verkörpert sich in den beiden Gestalten des Cortez und Montezuma, die sich höchst widerspenstig wie Kantische Antinomien gegenüberstehen. Als so eine janusköpfige Idee geht sie allerdings durch die ganze Weltgeschichte dahin, und wie im Hebbelschen Juditdrama in dem Widerspiel von Holofernes und der Judith, so trägt sie auch bei Hauptmann das Doppeltgesicht Cortez-Montezuma. Cortez die verkörperte Herrenmoral, Montezuma die Sklavenmoral. Leider vermag Hauptmann nur nicht so klar und scharf zu sehen und zu denken wie Hebbel.

Wie alle Völker der Erde, so hoffte auch das mexikanische Volk auf den ihnen von der Religion und dem Mythus verkündigten Heiland und Saoshyant, der das tausendjährige Reich Gottes auf Erden herstellen wird. Von allen ist der Herrscher des Landes der gläubigste und überzeugteste Messiasgläubige, der dieser Botschaft am blindesten vertraut, und als die Räuberscharen des Cortez in das Land hereinbrechen, sie als Götter begrüßt und ihnen seine Krone zu Füßen legt. Wahrlich, ein pazifistischer Narr, der schon seinesgleichen auf Erden sucht. Für uns Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts doch nur ein Idiot! Armes Volk, über dem solche Könige und Fürsten regieren. Derartige dramatische Phantasien sollte man doch nur nicht unserem modernen Empfinden zumuten können.

Der Stoff, den sich der Dichter ausgesucht und wie er ihn zurechtgelegt hat, ist ganz allein von Haus aus so beschaffen, um die Messias-Idee ad absurdum zu führen und höchst lächerlich zu machen. Eine derartige Geschichte taugt vortrefflich für einen Carl Sternheim, für einen ganz entschiedenen Religionsspötter und Religionsverhöhner, der satirisch die jahrtausendalte Heilslehre und Heilsbotschaft von dem Heiland, dem Menschheitsbefreier und Erlöser, dem Gründer des tausendjährigen Reiches, verulken will. Eine Szylla ist die Herrenmoral des Cortez und die Sklavenmoral des Montezuma eine Charybdis. Beide arbeiten sich in der Hauptmannschen Dichtung gegenseitig in die Hände, um das arme mexikanische Volk so gut wie spurlos von der Erde zu vertilgen. Darüber kommt das natürliche Empfinden nicht hinweg.

Wenn der Dichter es nur als einen Unsinn bezeichnet, daß man einen Cortez als einen weißen Heiland begrüßen kann, gleich unsinnig ist es, den Montezuma, der solche Torheit

Digitized by Google

und Norretei begeht, als Held und Christus zu verherrlichen. Wenn Gerhart Hauptmann dennoch in solche Idealatrien verfällt, dann kann man nur sagen, er weiß nicht, was er tut. Sein Messias und Christus wird zu einer unfreiwilligen Karikatur, die Messiasidee, das Messiasideal verkehren sich in ihr Gegenteil.

In den weiten Räumen des großen Schauspielhauses ertrank die dramatische Phantasie, die am meisten der Phantasie entbehrte. Alle Gestalten ermangeln einer feineren persönlichen Gestaltung, bleiben in einem flüchtig Typischen stecken, und nur die des Montezuma bot einem Moissi Gelegenheit, zum Schluß hin innerlich und erschütternd die Leidensgeschichte Christi uns vorzuspielen.

Eine recht sinn- und zwecklose Natur treibt auch in Eduard Stuckens Jugenddrama „Myrrha" mit den Menschen ein blödes Spiel und überschüttet sie mit Unglücksfällen, bloßen Wahnsinnstaten, denen die Betroffenen völlig leidend, ohnmächtig nur gegenüberstehen. Es fehlt bei dem Dichter der leiseste Versuch, bloß traurige Begebnisse, eine reine Krankheitsgeschichte zu einem tragischen Geschehnis zu vergeistigen und zu vertiefen. Im Mittelpunkt der Handlung steht eine Geisteskranke, und sie ist allein die eigentlich treibende Kraft in den dramatischen Vorgängen. Ein Unglücksfall ist der Ursachenkeim, aus dem alle Leiden erwachsen. Der Dichter sieht seine Aufgabe damit erfüllt, wenn er die Irrsinnstaten, das Unglück vermehrt und aufeinanderhäuft, und verkennt damit das Wesen der Kunst, idealisch-kulturelle Menschen zu schaffen und zu bilden, die im Kampf wider eine blinde Natur, wider Unglück und Irrsinn sich bewähren. Der Irrsinn der Heldin wird zum Irrsinn des Dramas selber. Eine Kunst nur noch der zerrütteten Nerven und Hysterien, quälend, peinigend, folternd, leer an Geist, Seele und Gefühl. Durch die Gestalt werden lebhaftere Erinnerungen an Ibsens „Wildente" geweckt. Doch die nähere Vergleichung des Ibsenschen und Stuckenschen Dramas könnte auch am klarsten die künstlerischen Zielwege dort und die unkünstlerischen Irr- und Wirrwege hier aufdecken.

Sabine, die Gattin des Ingenieurs Owerhagen, der als der Erfinder der Flugmaschine erscheint, wird aus Schrecken darüber, daß dieser abstürzte, in ihrem Geiste umnachtet. Nach Jahren kehrt sie als geheilt entlassen aus der Anstalt zurück und findet ihren Platz besetzt. Der Mann hat bei einer Jugendgeliebten Trost und neues Glück gefunden. Zuletzt ein Stella-Konflikt, eine Variante zur alten Geschichte vom Herzog Ernst von Gleichen. Goethe, sowie der Dichter der mittelalterlichen Mär suchen ideal-vorbildlich die tragische Verstrickung zu lösen. Eduard Stucken geht so gut wie überhaupt nicht darauf ein, — sondern strengt nur seine Phantasie an, möglichst viel Schreckens- und Greueltaten auszusinnen und springt zu einem anderen neuen Drama über. Die arme Kranke verfällt von neuem dem Irrsinn, da sie von ihrem eigenen Töchterlein Myrrha darüber aufgeklärt wird, welche Veränderungen sich während ihrer Abwesenheit vollzogen haben, und will in ihrem Hasse die Nebenbuhlerin tödlich treffen, indem sie deren Kind ermorden will. Doch sie schneidet der eigenen Tochter Myrrha den Hals ab, welche sich für das Halbschwesterlein aufgeopfert hat. Als ein armes, kleines und krankes hysterisches Geschöpfchen nur erscheint auch Myrrha, welches nicht weiß, was es tut, eigentlich ein sinn- und zweckloses Opfer bringt und mit ihm die Sache rettungslos verfährt. Ein Ziel hat der Dichter nicht vor Augen. Ganz verschiedene Motive wirrt er in- und durcheinander, und in einem Ehekonflikt, in eine Kindertragödie spielt noch eine Philippika gegen die Erfindung der Flugmaschine hinein, die als eine Unheilbringerin erscheint. In ihrem Irrsinn zerstört Sabine auch das zweite Flugzeug ihres Gatten. Doch recht unklar bleibt, was das eigentlich in diesem Drama soll.

Noch viel auffälliger bemerkbar macht sich der tiefe Mangel an einem organisatorisch-künstlerischen Sehen, an einem zielbewußten Willen, an einer zweckvollen Handlungsführung in dem vom „Neuen Volkstheater" aufgeführten Drama „Das Paradies" von Hans José Rehfisch. Ein recht kunterbuntes ideen- und idealloses Durcheinander der verschiedenfachsten

Digitized by Google

Motive. Immer wieder hebt ein neues anderes Drama an. Und keines wird zu einem Ende ausgetragen. In dem armen Künstlerhirn spuken der Erinnerungen an die anderen, die berühmten Dichter, allzuviele herum, und bald hat ihn dieser, bald jener am Kragen und legt ihm die Worte auf die Zunge.

Oben in den Schweizer Bergen haben sich während des Krieges fünf Genossen zu einer kommunistischen Gemeinschaft zusammengefunden, um der Menschheit das Vorbild zu geben, das Ideal des gesellschaftlichen Lebens zu verwirklichen, und das tausendjährige Reich Gottes, den Friedensstaat herzustellen, der den alten Staat des Krieges aller gegen alle überwinden soll. Leider, leider leben wir in einer Zeit und müssen uns mit einer Kunst abfinden, die nur keine Ideale besitzt, keine Ideale verwirklichen kann. Die fünf Genossen sind ein paar Trottel, Hanswürste von Rehfisch Gnaden, von seinem Geist, von seinem Fleisch und Blut. Weiß Gott, wer es denen in den Kopf gesetzt hat, wie sie darauf gekommen sind, sie könnten und müßten eine neue Gemeinschaft gründen. Das gerade ist es, worauf sich Rehfisch & Co. gerade am allerwenigsten versteht. Der junge Dichter ist innerlichst tief davon durchdrungen, daß die Menschen, die fünf Geschöpfe seiner Einbildungskraft, nur dazu nicht brauchbar und fähig sind. Sie machen auch nicht den geringsten Versuch, gottesreichlich zu handeln. Und man versteht nur nicht recht, warum er überhaupt angefangen hat, sein Drama zu schreiben und seine fünf tapferen Schneiderlein in die Berge schickte.

Der Stifter der Gemeinschaft, Clemens, hat das notwendige Kleingeld dazu hergegeben, daß man sich einen Bauernhof, Acker, Weide anschaffen konnte. Die fünf wollen nun mit ihrer eigenen Hand den Boden bestellen. Man kraut sich hinter den Ohren. Ach, du liebe Zeit, Was soll das werden?! Es sind schon rechte Kinder und Hansnarren, die nicht wissen, was sie tun. Unter den fünfen ist höchstens einer, ein Bruder Arbeiter, — der vielleicht, vielleicht etwas von Ackerwirtschaft versteht und einen Spaten zu führen weiß.

Im ersten Akt auch nur wird von der Gründung einer kommunistischen Gemeinschaft allerhand geredet und gefaselt, woraus sich schließen läßt, daß der Dichter schon einmal etwas von St. Simon, Fourier, Cabet usw. munkeln hörte. Dann verliert er den Faden aus der Hand, läßt Kommunismus Kommunismus sein, und beginnt eine Liebeskomödie zu schreiben. Offenbar hat er auch Wedekind gelesen. Als Tänzerin Angela erscheint dessen Lulu auf der Szene, kost und kokettiert nacheinander mit allen, verrückt ihnen den Kopf, und nur beim Clemens versagen ihre Künste. Schließlich wird sie ermordet aufgefunden.

Die Liebeskomödie schlägt in ein Detektiv- und Kriminaldrama um. Ein allgemeines Frage- und Ratespiel hebt an, wer den Tod des Mädchens auf dem Gewissen hat. Jeder beschuldigt den anderen und jeder fühlt sich beglückt, der einzig Geliebte gewesen zu sein. Recht klar wird die Frage nach dem Mörder nicht beantwortet. Dunkel läßt der Dichter ahnen, daß es ein Mönch war, der als „Fremder" auf dem Zettel verzeichnet wird, und auch nur als recht Fremder im Drama umherirrt, ohne einen Ausweis dafür zu besitzen, wozu er eigentlich da ist. Der Schluß macht schlicht und einfach allem weiteren Nachdenken ein Ende. Die Glocken fangen an zu läuten, Frieden ist wieder geworden. Drei der Genossen eilen davon und wenden der Gemeinschaft für immer den Rücken, der vierte, Bruder Arbeiter, zündet das Haus an, und nur der S läßt sich dadurch nicht weiter aus dem Konzept bringen. Er glaubt weiter.

Dem jungen Dichter ist zum nächstenmal vor allem ein kritischer Teilhaber zu wünschen, der Sinne, Zusammenhänge und einige Logik in seine Phantasien hineinbringt und ihn darüber aufklärt, was er meint und will.

Die geübte Hand des Fachmannes hingegen verrät Carl Sternheims Komödie „1913". Der Satiriker, der Kritiker, der mit bitterem Hohn und Witz den „Burschoa" und die Anbeter des Geldes, der kapitalistischen Weltanschauung geißelt, gibt in diesem Werke wohl sein Stärkstes. Wie Totenglocken läutet es über die Welt hin, die rings um uns zusam-

Digitized by Google

menbricht. Nur von Carl Sternheim kann man nicht sagen, daß er nicht weiß, was er will und tut, und daß es wirr in seinem Kopf zugeht. Bei ihm ist alles nur schärfste Kopf- und Gehirnarbeit, klarste Logik, die ihr Ziel stetig unverrückt im Auge behält und nie vom Wege sich abbringen läßt. Eine Kunst voll mathematischen Geistes und des Willens nach strengster Beweisführung, höchst abstraktesten Denkens, welches nur starre Typen sieht, Menschen, die wie reine Hegelsche Ideen dreinschauen. Die Sternheimschen Menschen sind schon rechte Kinder unserer Zeit, Spuke einer entgötterten Welt, Maschinerien nur noch, Wesen ohne Seele und Gefühl, nur noch getrieben von einem Macht-, Gewalt- und Herrschaftswillen. Bloße Schachfiguren, die der Dichter nach wohlüberlegtem Plan, kundig der Spielregeln, hin und her schiebt. Allen wilden Hohn, giftige Verachtung gießt der Dichter über diesen Spießer aus und sein Jammerdasein. Aber von seiner eigenen Kunst geht derselbe eisige Hauch und Frost aus. Sie ist von gleichem Wesen wie der Christian Maske, Sternheims Tartuffe und Harpagon: es ist wie eine Selbstzerfleischung, — ein Selbstgericht, das die Kunst über sich selber hält. Eine Kunst, die ganz negative Kritik nur noch ist, ein zerstörender und vernichtender Nihilismus, — ein Hohngelächter über die Welt, — aber eine Kunst auch ohne Ideale, ohne positive, neu aufbauende, bessernde Kräfte.

Julius Hart

# Einspruch

Der Erklärung Dr. Sarrazins in der Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins entnehme ich, daß die geplante tiefgreifende Änderung unserer Rechtschreibung nur vertagt, nicht aufgegeben sei. Besonders der Hinweis auf die zahlreichen Stimmen aus der Lehrerschaft und die Erwähnung des Sachverständigenausschusses lassen vermuten, daß man den Plan bei nächster Gelegenheit wieder aufnehmen wird. Das veranlaßt mich zu einem Einspruch gegen die ganze Art des Verfahrens. Will man etwa, was ja unserer verwirrten Zeit ganz gemäß wäre, auch in dieser das Innerste unseres Sprachschaffens berührenden Frage die Stimmen zählen und nicht wägen? Kann man über so leise, feine Dinge, wie sie hier zur Erörterung stehen, überhaupt abstimmen? Dann möchten allerdings wir schaffenden Künstler, wir Dichter, die wir vor allen zu Waltern unseres Sprachschatzes berufen wurden, zu kurz kommen. Aber kann man unsere Sprache überhaupt *machen*, wie man aus toten Stoffen etwas macht? Muß sie nicht wie alles Organische *werden*, *wachsen*? Wer mit derber Hand hineingreift, zerstört nur ihr Gewebe. Gehalt und Kleid unserer Sprache sind in langer Entwicklung geworden; als etwas, Gott sei Dank, noch Lebendes werden sie sich weiter ändern und umformen. Das zu erforschen und festzustellen ist des Gelehrten Aufgabe; wenn er unsere Erkenntnis vertieft und bereichert, verdient er unsern Dank. An der Umformung der Sprache teilzunehmen, ist er nur berufen, wenn er zugleich Dichter ist. Wer bestimmt die Entwicklung der Malerei und den Gebrauch der Malmittel? Der Maler, der Künstler und nicht der Kunstgelehrte, auch nicht der Zeichenlehrer!

Ich gebrauchte einmal das Wort vom Wunderbau der deutschen Sprache. Wer will sich vermessen, ihn anzugreifen! So sind auch Schrift und Kleid der Sprache aus deutschem Formwillen geboren und gewachsen. Wie ich den Verzicht auf die deutsche Schrift als eine Verschleuderung eines aus deutschem Schaffensgeist gequollenen Gutes brandmarken müßte, so auch die willkürliche Änderung des Sprachkleides. Die heut zu lösenden Probleme liegen ganz wo anders. Wir sind eben daran, die Tiefen deutschen Kunstschaffens auf allen Gebieten wieder aufzuspüren, nachdem ein fremder Formwille uns durch Jahrhunderte beherrschte. Auch in der Sprachschöpfung werden neue Aufgaben aus diesem Ringen um deutschen Form-

Digitized by Google

willen aufsteigen, die sich jetzt noch nicht klar umreißen lassen, die heut am Beginn dieses Ringens eher zu ahnen als deutlich zu sehen sind. Daß aus dem gegenwärtigen Chaos, wo alle Äcker aufgewühlt werden, wo Felsen versinken und Feuersgluten aufbrechen, etwas Großes geboren werde, ist die frohe Gewißheit jener, die deutscher Seele da, wo sie im Kunstschaffen als ihrer reinsten Offenbarung ihr Blut am stärksten pochen läßt, den Puls fühlen durften. Man soll in Ehrfurcht abwarten, was da werden will, und zusehen, wie etwa auch das Sprachkleid sich wandeln wird.

Auf der Oberfläche unserer Zeit aber herrscht die kalte, nüchterne, nackte Zweckmäßigkeit, die sich in den Plänen, den Chiemsee abzusenken und den ganzen Chiemgau zu verderben, wie in der Ablenkung der oberen Donau, wo ihr Tal am schönsten ist, ebenso kundgibt wie etwa in der Absicht, uns die deutsche Schrift zu nehmen oder die Großbuchstaben und die Dehnungszeichen auszumerzen. Gegen die nüchterne Zweckmäßigkeit der vergangenen Jahrzehnte bäumt sich die deutsche Seele, der solche nicht angegossen ist, eben auf, und da sie fieberkrank ist, droht sie in tollem Wahn alle Güter zu zerschlagen, die sie selbst geschaffen hat. Wir wollen doch diese Nüchternheit endlich abtun!

Ich bin seit zwanzig Jahren Mitglied des Deutschen Sprachvereins und habe damit bekundet, daß ich seine Verdienste zu würdigen weiß. Aber er darf nicht ein Amt auf sich laden, dessen Aufgaben er nicht erfüllen kann. Wenn er sich nicht zu sehr in der Arbeit des Philologen verstrickt und etwas mehr auf die Schaffensquellen des Dichters geschaut hätte, wäre er nicht in diese Versuchung gekommen. Vielen erscheinen die Einwände eines Teils der Lehrerschaft gegen die geschichtlich gewordene Rechtschreibung als stichhaltig. Man bedauert die armen Kinder, die Jahre hindurch über die Böcke stolpern, die man ihnen in den Weg gestellt habe. Da ich fast zehn Jahre im Schulamt stand, sind mir die Einwände dieser Lehrer verständlich. Ob aber nun die erstrebte Lösung die einzig mögliche ist? Man wird mich einen Ketzer schelten, wenn ich frage, ob denn das gestellte Schulziel des Richtigschreibens aller Schüler überhaupt unantastbar dastehe. Ist es nötig, daß wir die vielen Schulstunden auf ein doch nicht erreichbares Ziel verwenden? Lernen denn trotz vieler Zeichenstunden alle Schüler einen Gegenstand perspektivisch richtig zeichnen? Und das erschiene mir wichtiger als daß sie regelgemäß schreiben. Unsere deutsche Sprache ist ebenso ein großes Kunstwerk wie eine Bachsche Kantate, eine Beethovensche Symphonie, ein gotischer Dom oder ein Altar von Michael Pacher und Tilmann Riemenschneider. Ehrfurcht vor ihr soll man im Kinde wecken, ihre Beherrschung wird es nicht erreichen. Und das schadet nicht. Es erscheint mir nicht als höchstes Bildungsziel, daß man einen schnitzerfreien Brief zu schreiben vermag. Ein heller, klarer Geist, der die Wirklichkeit begreift und sich noch ein wenig aufs Ahnen und Träumen versteht, in dem die schöpferischen Kräfte entwickelt und nicht gehemmt wurden, erscheint mir wichtiger. Über einen Menschen, der Dürer oder Grünewald versteht, lächle ich nicht, auch wenn er manches Wort regelwidrig schreibt. Vielleicht ist die Schule schon zu sehr in Zweckmäßigkeit erstarrt und legt eine bleierne Schwere auf Lehrer und Schüler; dann soll sie sich mit einem Ruck davon befreien.

Der zwangsweisen Einführung einer wurzellosen Rechtschreibung, wie sie immer noch, wenn auch erst für die Zukunft, geplant wird, würden sich viele nicht fügen, ich schon gar nicht — man schüfe also nur Verwirrung statt einer vermeintlichen Ordnung. Die amtliche Rechtschreibung darf nur feststellen, was ist — sie kann nicht führen, sondern soll nur liebevoll nachspüren, wo in der deutschen Sprache etwas Neues wird. Dieses aber wird im Schaffen der Dichter und der großen Schriftsteller und — im geheimen, unüberwachten und ungegängelten Sprachschaffen des Volkes. Das gesamte Volk ist auch ein großer Dichter — es verträgt Fesseln so wenig wie der einzelne Künstler. Will man ihm solche anlegen, so bleibt es stumm wie jener.

**Wilhelm Kotzde**

Digitized by Google

# Die weißen Götter

Wenn es noch eines Gegenbildes bedurfte, um die hohen Werte von Eduard Stuckens großem Roman „Die weißen Götter“ (Berlin, Erich Reiß) darzutun, so ist dieses in Gerhart Hauptmanns neuestem Drama „Der weiße Heiland“ erstanden. Der Dramatiker betont im Titel die „Phantasie“; aber wie nüchtern und farblos sind die Gesichte seiner Szenen im Vergleich zu der gewaltigen Wandeldekoration, die Stuckens Roman vor unsern geblendeten Augen aufrollt. Und der Epiker läßt den Dramatiker weit hinter sich in der Fülle der Gestalten, in der psychologischen Eindringlichkeit, mit der er die hundert Abstufungen des Empfindens und Wollens der verschiedenen Menschen bei dem einen gleichen Geschehen zerfasert. Und während Hauptmann weltferne Geschehnisse benutzt, um einen billigen Standpunkt eigener Denkart zu umkleiden, ist Stucken ein echter Eroberer fremder Welten. So ist der Epiker hier Sieger geblieben und hat als Preis seiner Mühen uns eine große Dichtung geschenkt von so starker Naturkraft und so glänzender Könnerschaft, daß sie die Aussicht auf eine lange Lebensdauer hat, wie sie nur ganz wenigen Romanen beschieden gewesen ist.

Wer Eduard Stuckens bisheriges Schaffen kennt, wird überrascht sein, diesen Meister des Dekorativen, der aus der Prunkkammer des Sprachschatzes nach persönlicher Willkür jeden Stoff umkleidete, hier mit einer ruhigen Sachlichkeit und einer großartigen Einfachheit am Werke zu sehen, die nur von wenigen Erzählern erreicht worden ist. Selbst Flauberts „Salambo“ zeigt mehr Absichtlichkeit, wirkt an zahlreicheren Stellen erstudiert und erreicht als Ganzes nicht diese selbstverständliche Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit des Berichtes unerhörter Begebenheiten. Stucken hat sich von der Größe seines Stoffes erst ganz überwältigen lassen müssen, um ihn so vollkommen beherrschen zu können. Er hat sich und seine Leser ganz vergessen über dem Bestreben, in hingebender Treue die Welt zu beschreiben, die seiner glücklichen Vereinigung umfassendsten Wissens mit phantasiestarker Schaukraft aus ihrer Versunkenheit wieder emporgestiegen ist, um sie mit gewaltigen Geschehnissen zu füllen, die ihre künstlerische Berechtigung in solchen Geschehnissen tragen. Wie klein und nebensächlich ist solcher elementaren Tatsächlichkeit gegenüber die ethische Bewertung durch einen einzelnen Menschen! Mit allen großen Epikern teilt Stucken die Parteilosigkeit. Ihn packt das Geschehen an sich, irgend welche Folgerungen daraus zu ziehen, Lehren daran zu knüpfen, ist dem Leser überlassen, der aber wohl auch kaum dazu gelangen wird, da er selber ganz der Schilderung sich hingibt.

Vielleicht ist diese Art von Abstand, die ja die innere leidenschaftliche Anteilnahme nicht ausschließt, aber die Parteilosigkeit erleichtert, nur einer unwiderbringlich versunkenen Welt gegenüber möglich. Nicht nur das Aztekenreich ist für immer dahin, sondern auch jenes Spanien, das in Europa nicht Platz genug hatte und die Welt zu erobern trachtete. Dahin aber ist auch jene geistige Einstellung, die Schwert und Kreuz verbinden wollte, und die sich tatsächlich als Heilsbringer betrachtete, wenn das blutige Schwert mit dem Weihwasser der Taufe gereinigt wurde und aus den rauchenden Trümmern der herrlichsten Heidentempel ein bescheidenes katholisches Kapellchen erstand. Stucken erweist sich darin einem Shakespeare viel näher verwandt, als der Dramatiker Hauptmann, daß er eine derartige uns fernliegende seelische Verfassung einfach als gegebene Tatsache annimmt, aus ihr wie aus einer Naturanlage heraus die betreffenden Menschen handeln läßt und nicht die Maßstäbe seiner oder unserer Sittlichkeit an eine Welt anlegt, der sie fremd waren. Um so tiefer hat er erkannt, daß die urmenschlichen Triebe, gut wie böse, allen Menschen gemeinsam sind, daß an ihnen gemessen alle Einflüsse der Kultur, der Sittlichkeit und Religion von untergeordneter Bedeutung sind.

In der Mitte des ersten Bandes des Werkes erzählt uns Stucken eine der dem Leben abgewonnenen Gleichnisreden Quetzalcoatls, des weißen Gottes der aztekischen Überlieferung, die hier einen Platz finde: „Das Land der Sehnsucht, Tlillan-Tlapallan, suchend, schritt Unser Herr Quetzalcoatl über Gletscher. Da sah er im Schnee einen toten Schmetterling, dem war

Digitized by Google

ein Flügel abgebrochen. Und Unser Herr legte den abgebrochenen Flügel auf seine Handfläche und fragte den treuesten seiner Jünger: ‚Was sieht dich an aus diesem Flügel?' — ‚Ein Auge,' sprach der Jünger, ‚ein vielfarbiger Spiegelfleck ...' — ‚Seit mein Auge in dies Auge gesehen," sprach Quetzalcoatl, „habe ich erkannt, daß niemand verdammenswert ist und niemand lobenswert.' — ‚O Unser Herr! was sieht dein Auge im Auge des Falterflügels? Mein Auge ist unwissend und sieht nur Farben ohne Sinn. Erkläre es mir!' bat der Jünger. — Da erklärte ihm Unser Herr den Sinn des Falterflügel-Auges. Er sagte: ‚Der schwarze, innerste Kreis ist der einzelne Mensch. Ihn umgibt ein blauer Ring: das ist die Hausgemeinschaft, die Sippe. Umkreist wird die von einem grünen Ring: das ist die Volksgemeinschaft, das Heimatland. Hierum legt sich ein gelbroter Ring, der führt den Namen: Menschheit. Und den letzten, weißen Ring nenne ich: den Gott von Tlillan-Tlapallan.' — ‚Und warum, o Unser Herr, will dein Auge aus diesem Auge erkennen, daß niemand verdammenswert ist?' fragte der Jünger ungläubig. — ‚Weil jedes Wollen und jedes Denken in einem dieser fünf Ringe steht', entgegnete Quetzalcoatl. ‚Und wer recht hat in seinem frei-erwählten Ring, hat oft unrecht in einem andern Ring. Und wer seinem Ring Gutes tut, tut oft eben damit Böses den andern Ringen. Könntest du das durchschauen, es gäbe für sich keinen Streit mehr auf der Welt und keinen Widerstreit, und auch keine Klage und keine Anklage mehr. Denn die fünf Ringe sind nichts für sich — sie sind bloß Teile eines Falterflügel-Auges. Und dies ist der reichste Fund und das tiefste Geheimnis, das ich mit mir nehme ins Land der Sehnsucht, Tlillan-Tlapallan.'"

Als Dichter hat Stucken die Lehre Quetzalcoatls verstanden. Seine Aufgabe ist es, die Ringe aufzuweisen, in denen sich Denken und Leben der einzelnen Menschen bewegt, uns die Beziehungen der einzelnen Ringe zueinander zu zeigen — zu urteilen oder gar zu verurteilen aber ist seines Amtes nicht.

* * *

Die Eroberung Mexikos durch Fernando Cortez ist der Inhalt dieser Romantrilogie, deren zwei erste bis jetzt erschienene Teile drei Bände von insgesamt 1200 eng bedruckten Seiten füllen. Es liegt hier einer der seltenen Fälle vor, daß die Länge keine Schädigung bedeutet, sondern nur dazu dient, uns mit der geschilderten Welt vertrauter und sie uns damit wertvoller zu machen. Jedes Schulkind nennt die Jahreszahlen dieser Eroberungszüge, aber von der Welt, die die kühnen Spanier als erste Europäer betraten, hat selbst der sogenannte Gebildete höchst selten auch nur eine dürftige Ahnung. Daß die Azteken auf eine Geschichte zurückblickten, deren gewaltige Entwicklungen den Neid jedes europäischen Geschichtschreibers erwecken konnten; daß hier Reiche entstanden und vergangen waren, die sich mit demselben Rechte als Weltreiche bezeichneten, wie das der Römer, daß eine geistige und künstlerische Kultur erreicht war, die sich kühn mit den höchsten Leistungen Europas messen durfte, ist nur wenigen bekannt. Noch geringer ist die Zahl jener, die von den religiösen und philosophischen Bewegungen eine Ahnung haben, von denen Gehirne und Herzen auch dieser Menschen bewegt wurden, und deren tiefste das Verhängnis dieser Völker werden sollte.

Wie Machtgier und ihr verbunden der Kampf, gehört zu den Urkräften der Menschenseele auch die Liebe und der aus ihr geborene Haß gegen Unfriede und Gewalttat. Neben ihren blutigen Göttern, auf deren Altären eine unendliche Zahl geopferter Menschen verröchelten, kannten die Mexikaner auch einen weißen Gott, Quetzalcoatl, der Blut und Gewalt verabscheute und die Welt in ein Reich des Friedens und der Liebe zu wandeln strebte. Er war unter den Menschen gewandelt und hatte für seine Lehre den Tod erlitten in einer Form, daß seine Standbilder an das christliche Kreuz erinnerten. Es lebte von altersher die Weissagung im Volke, daß dereinst dieser weiße Gott wiederkehren würde als ein Heiland der durch die kriegsmächtigen Tyrannen Bedrückten und in Knechtschaft Schmachtenden. Als die Spanier von den durch Columbus gewonnenen Inseln her ihre Vorstöße gegen das Festland unternahmen, war die in diesen Prophezeiungen vorgesehene Zeit für die Wiederkehr des weißen

Digitized by Google

Gottes erfüllt. Und so war denn von vornherein für die Bewohner der Aztekenländer dieser Zusammenprall mit der ihnen unbekannten Welt des Ostens kein einfacher Kampf der Waffen, sondern auch ein Ringen mit einer geistigen, ja überirdischen Welt, und in diesem Kampfe waren die Azteken gelähmt durch Zweifel und Wünsche, durch eigene Sehnsucht, so daß sie selbst dann ihre Kräfte gegen den eindringenden Feind nicht zusammengeschlossen hätten, wenn die Spanier nicht so geschickte Diplomaten gewesen wären, die Gegnerschaften und Zwiespältigkeiten zwischen den Einheimischen glänzend auszunutzen.

Aber mit diplomatischer Klugheit selbst in Verbindung mit einer phantastischen Tapferkeit wäre es nicht zu schaffen gewesen, hätten die Spanier nicht den Glauben an ihre höhere Sendung in sich selbst getragen. Gewiß waren es Haufen von Abenteurern. Aber nicht jeder ist verächtlich, der das Abenteuer aufsucht. Die Zeit stand immerhin noch unter der geistigen Nachwirkung des Rittertums, dessen epische Dichtungen in der Umgestaltung zu langen Ritterromanen Köpfe und Herzen mit einem phantastischen Weltbilde erfüllten, in dem auch eine merkwürdige Mischung von galanten oder rohen Abenteuern mit Betätigung edelsten Mannestums, und von wüst-gierigem Materialismus typisch war. Aus dieser Zeit heraus ist doch auch des Cervantes „Don Quichote" geboren worden. So waren selbst die „gemeinen" Mannschaften dieser Abenteurerheere keine Durchschnittsleute. Was z. B. die vierhundert Mann des Cortez geleistet haben, bleibt für alle Zeiten hinsichtlich der geistigen Energie wie des körperlichen Kraftaufwands bewundernswert, und unter den Führern befanden sich eine beneidenswert große Zahl hervorragender Köpfe. Auch liegt der Fall nicht so, daß sie die Heilslehre des Christentums auf der Zunge, im Herzen aber den Hunger nach Gold getragen hätten. Mehr noch als bei den Kreuzrittern des Mittelalters ist hier die geistige Verfassung recht verwickelt. Wenn man so stündlich mit dem Tode Waffenbrüderschaft hält, entsteht ein eigentümliches, aus Frömmigkeit und Frivolität gemisches Spiel mit dem Leben, und gerade die Spanier des Cortez kamen bei dieser Mexikofahrt in eine Natur, die mit ihrem Wechsel zwischen tropischer Hitze und ewiger Schneeregion die Nerven wild aufpeitschte, und zu Völkern, die den Blutrausch in ein religiöses System gebracht hatten. Daß neben diesem furchtbaren Blutsdienste, ja vielfach merkwürdig mit ihm verbunden und in ihm verkapselt, eine milde Heilslehre stand, hat auf diese ersten Spanier, die das ungeahnte Wunderland betraten, sicher mehr aufreizend gewirkt; es erschien ihnen als eine Karikatur des Christentums, dessen Lehren der Teufel in verzerrter Gestalt hierher gebracht hatte, um der reinen Christuslehre entgegenzuwirken.

Ausgezeichnet hat es Stucken verstanden, uns die bunte Zusammensetzung des spanischen Heeres eindringlich vorzuführen; eine ganze Reihe der Gestalten prägt sich uns um so unvergeßlicher ein, als wir bei Gelegenheit ihre voraufgehende Lebensgeschichte erfahren. Noch viel reicher und mannigfaltiger ist allerdings die Gestaltenreihe auf der Gegenseite. Nur mit höchster Bewunderung kann man von der Geschicklichkeit sprechen, mit der Stucken dieser unendlichen Stoffülle Herr geworden ist. Ohne daß ein einziges Mal der Eindruck des Lehrhaften erweckt würde, ohne daß wir uns jemals geschulmeistert fühlten, erhalten wir nicht nur die Geschichte der Vergangenheit aller dieser Staaten, sondern auch ihre Sagen- und Märchenwelt, ihre religiösen Vorstellungen, ihre gesamten Lebensgebräuche geschildert. Immer neue Einzelschicksale rollen an uns vorbei. Personen und Geschicke, die ein eigenes Buch verdienten, erhalten den Raum einer Seite; aber alles dieses Eingehen auf Einzelheiten ist nur ein scheinbares Abschweifen, in Wirklichkeit führt es uns immer tiefer ein in diese fremdartige Welt, und wir fühlen uns durch jedes einzelne Ereignis mit ihrem Gesamtschicksal eng verbunden.

So ist Stucken in diesem Werke von größtem Ausmaße auch ein Meisterstück geistiger und künstlerischer Stoffbeherrschung, ein wahrhaft großartiges Bauwerk gelungen. Es ist kein Grund zur Annahme, daß der noch ausstehende dritte Teil eine Abschwächung bringen wird, und so dürfen wir jetzt schon diese „weißen Götter" als dauernde Standbilder im Tempel unserer Literatur begrüßen.

Karl Storck

Digitized by Google

Madonna auf der Brücke — Adolf Hildenbrand

Beilage zum Türmer

Digitized by Google

Digitized by Google

# Die Kunst der Griechen

(Zu dem Buche Arnolds von Salis)

Gegenüber den sich ständig mehrenden Handbüchern der Kunstgeschichte, die sich meist darauf beschränken, eine möglichst große Zahl von Denkmälern nach entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkten aneinanderzureihen, hat die formengeschichtliche, stilkritische Analyse von jeher schweren Stand gehabt. Wenn schon in der neueren Kunstgeschichte, wieviel mehr in der Archäologie, die in dem mühsamen Behauen der verstümmelt überkommenen Werkblöcke so leicht den Überblick verliert. Bahnbrechend auf diesem Gebiete sind für die Antike die Arbeiten des Dänen Julius Lange gewesen, die zwar schon 1892 und 1898 erschienen, aber erst durch die deutsche Übersetzung („Die Darstellung des Menschen", 2 Bde., 1899 und 1903) die ihrer Bedeutung entsprechende Verbreitung fanden. Ein wundervolles, inmitten der gewaltigen Fachliteratur einsam dastehendes Werk, das zum ersten Male die Kunst der Orientalen und Griechen als Ausdruck ihrer Lebensführung, ihres sittlichen Wollens und Empfindens darzustellen versucht. Ihm folgt kurz darauf Emanuel Löwy, der in einer kürzeren Abhandlung („Die Naturwiedergabe in der älteren griechischen Kunst", 1900) rein formal untersucht, wie die Stellung der griechischen Künstler zum Erinnerungs- und zum Wirklichkeitsbild sich im Lauf der Jahrhunderte entwickelt hat. Parallele Bahnen haben neuerdings H. Bulle („Der schöne Mensch", 2. Aufl. 1912) und A. Jolles („Wege zu Phidias", 1918) beschritten.

Was Lange zum erstenmal und im wesentlichen nur für die Plastik versuchte, hat jetzt A. von Salis in seinem kürzlich erschienenen Buch („Die Kunst der Griechen", Leipzig 1919, S. Hirzel; mit 68 Abb. 21 M) tiefer und weiter greifend für das ganze Gebiet der griechischen Kunst, Architektur, Plastik, Malerei und Kunstgewerbe, durchgeführt und uns damit die erste griechische Stilgeschichte geschenkt. Vorarbeiten bieten sein früheres Buch „Der Altar von Pergamon" für die Epoche des Hellenismus. Hier dagegen ist die ganze Zeit vom Auftauchen der mykenischen Kultur bis zum römischen Kaiserreich in dem knappen Raum von 300 Seiten behandelt. Die Künstlergeschichte tritt dabei völlig zurück, eine Geschichte des inneren Lebens der griechischen Kunst soll es sein; mit ungewöhnlich glücklichen Schlagworten, in der Art des systematischen Teils von Wölfflins „Klassische Kunst" und in wohltuender Übersichtlichkeit wird zunächst jede Periode gekennzeichnet und dann ihre Eigenart an den Denkmälern erläutert. Wir müssen Salis dankbar sein, daß er gegenüber dem ständig wiederholten Zweifel, für eine griechische Stilgeschichte sei die Zeit noch nicht reif, den Mut dieses energischen „Dennoch!" gefunden hat. Angesichts des ruhelosen Erraffens kleiner und kleinster Denkmäler im letzten Jahrzehnt wirkt diese Zusammenfassung, dieses Atemholen wie eine Erlösung. Der Verfasser — Professor an der Universität Münster — wendet sich in erster Linie an „einen weiteren kunstgeschichtlich und künstlerisch interessierten Kreis", mit Recht, denn das Buch ist zu wertvoll, um auf den engen Kreis der Fachgenossen beschränkt zu bleiben. Möge sich niemand dadurch abschrecken lassen, daß die Kenntnis des Materials vorausgesetzt wird! Die starken und neuen Werte, die hier aus der antiken, uns heute scheinbar so weltenfern liegenden Kunst gewonnen werden, rechtfertigen es, wenn wir in einem kurzen Überblick dem Gedankengang des Buches zu folgen versuchen.

Die meisten Funde der letzten beiden Jahrzehnte sind der Kunst der Frühzeit, der sogenannten mykenischen Periode, zugeflossen — kein Wunder, daß wir, von dem Glanz dieser Märchenwelt geblendet, ihr Können größer sahen, als es war. Wohl ist uns ihre plötzliche Entstehung — fast ohne Entwicklung — noch ein Rätsel. Aber trotz ihrer unerschöpflichen Phantasie und ihrem staunenswerten technischen Können haben wir es doch mit einer primitiven Kunst zu tun. Das zeigt schon die naive Freude, mit der wahllos die ganze Welt des Sichtbaren, am liebsten das Treiben der Natur, angepackt wird, und zwar stets unter dem einen Gesichts-



Digitized by Google

punkt: Darstellung der Bewegung und Vermeidung des Unbewegten. Einem Naturempfinden von einer in Griechenland später nie wieder erreichten Feinheit und Tiefe steht auf der andern Seite die geringe Kenntnis der Struktur des Einzelorganismus und die auch der orientalischen Kunst eigene Unfähigkeit gegenüber, die drängende Fülle zu ordnen. Auch der dekorative Stil (Vasenmalerei) — das Unruhige und Fesselnde, die Liebe zum Asymmetrischen, ja zum Zerfahrenen — ist primitiver Stil. So ist es begreiflich, daß die mykenische Kunst es nicht zu wirklich monumentalem Gestalten gebracht hat. Weder die statuarische Plastik noch der Tempelbau — Aufgaben, auf die das spätere Griechentum seine ganzen Kräfte konzentriert — sind ihr bekannt. Dem verschwommenen Plan der großen Paläste Kretas wie den Formen des mykenischen Kunsthandwerks fehlt der Sinn für straffe Tektonik in gleichem Maße wie er dem griechischen Tempel eigen ist.

Der Glanz dieser Kunst beginnt um die Wende des zweiten zum ersten Jahrtausend v. Chr. zu verblassen. Die Phantasie ermüdet, die Technik verfällt. Aber daneben taucht schon, zuerst leise, dann immer bestimmter, ein neues künstlerisches Wollen auf, das den Boden bereitet für den kommenden Stil des griechischen Mittelalters. Am besten läßt sich das an der Keramik beobachten. Die übersprudelnde Freude am Gegenständlichen wird verdrängt durch das Interesse am Ornamentalen, die formale Gesetzlosigkeit durch das Streben nach Rhythmus und Disziplin. Auf einem so vorbereiteten Boden kann die Kunst des geometrischen Stils, dessen Grundelemente mit den Wellen der Völkerwanderungen nach Griechenland getragen werden, dort im 10.—8. Jahrhundert v. Chr. zu unbestrittener Herrschaft gelangen. Nüchtern ist diese Kunst, die am Eingang zum griechischen Archaismus steht, aber darum nicht primitiv, wie so häufig behauptet wird; vielmehr wird in der geometrischen Keramik mit einem Höchstmaß von Selbstzucht und Folgerichtigkeit alles Sichtbare stilisiert. Wäre der Archaismus nicht durch diese harte Schule gegangen, er hätte schwerlich später solch stilistische Sicherheit errungen.

Festigung und Verdeutlichung sind zwei Hauptmerkmale des Archaismus. In klarer Zweckmäßigkeit baut sich der dorische Tempel auf, wohl angeregt von ägyptischen Baugedanken, aber im griechischen Geiste neu geprägt. Nicht anders die statuarische Plastik. Im Herausarbeiten aller organisch und tektonisch wichtigen Körperteile und im bewußten Festhalten an der Frontalität der Statuen äußert sich der Kampf um ihre innere Festigkeit. Auf der andern Seite können Vasenmalerei und Relief sich nicht genug tun, ihre Bilder bis in die kleinste Einzelheit zu verdeutlichen, und rücksichtslos scheiden sie Teile des Wirklichkeitsbildes aus, wenn sie der Verdeutlichung anderer, ihrem Interesse näher stehender Teile im Wege sind. Gleichzeitig legen sie über alles jenen Hauch von peinlicher, etwas nüchterner Gewissenhaftigkeit. — Dem Hauptmerkmal dieser Zeit, dem gezwungenen, archaischen Stil, liegt — diesen Standpunkt verficht der Verfasser mit besonderem, einseitig starkem Nachdruck — nicht technische und künstlerische Befangenheit zugrunde, sondern ein bestimmtes Wollen, eine ethische Absicht. „Das Können als solches kommt hier nicht in Frage. Jede Kunst verfügt über das Instrument, das sie für ihre Zwecke braucht, und über denjenigen Grad technischer Sicherheit, den die Verwirklichung ihres Wollens fordert.“ Vielmehr ist die erzwungene Ruhe der Menschendarstellung — im Gegensatz zur Tierdarstellung! — der selbstgeschaffene Ausdruck dieser Zeit für Zucht und stolze Würde.

Zum Ausbruch kommt diese Einseitigkeit vor allem in der Flächenkunst, wo Malerei und Relief ineinander übergehen (Grabstelen). Alle Formen werden ohne Rücksicht auf die Tiefe in eine einzige Bildfläche gezwängt und ausschließlich auf die Wirkung des Umrisses hin gestaltet. Seiner Reinheit und Übersichtlichkeit hat alles sich zu fügen. Aber auch die Statuen, ob ruhig oder bewegt, sind „wie durch ein Netz unsichtbarer Maschen in ihrer Bewegungsfreiheit gehemmt“ und sind Ergebnis reliefmäßiger Anschauung. Empfunden gegen einen neutralen Hintergrund erfüllen sie in den Giebelgruppen auch ihre höchste Leistung. Gleichzeitig begnügt der Archaismus sich auf allen Gebieten mit wenigen festen Typen, die aber den verschiedensten

Digitized by Google

Inhalt decken müssen, d. h. das Interesse am Stofflichen muß oft zugunsten des rein Dekorativen zurücktreten. Selbst die Porträtstatue will nicht die Wirklichkeit geben, sondern ein von allem Individuellen gereinigtes, in verklärte Sphären gehobenes Bild. „Der Vielfältigkeit des Wirklichen steht diese Kunst fast ablehnend gegenüber; sie ahmt sie nicht nach, sondern bannt sie in Formeln, zwingt sie unter ihren Willen. Und nach ihrer eigenen Meinung steht sie hoch über der Natur."

Es konnte nicht ausbleiben, daß eine Kunst, die so konsequent das Naturbild stilisiert, in Manierismus endigt, und zwar geht der affektierte Stil von Kleinasien aus und gewinnt von da das Mutterland. Immer feiner und verschnörkelter wird die Linie, immer zierlicher und schlanker die Form, bei Mensch und Tier, und was sich nicht in das Ideal des Eleganten umsetzen läßt, interessiert den Künstler nicht mehr. Es ist schließlich nur die Parallelerscheinung zu der verfeinerten Art der Sitte am Ende der archaischen Zeit, zu der gezierten Geste, der lächelnden Miene, der überlegten, fast posierten Haltung — eine überfeinerte, etwas feminine Kultur, die in der Erschütterung und inneren Erneuerung der Zeit der Perserkriege zusammenbricht.

Ein neues nationalbewußtes Griechentum, in dem nicht mehr der Adel, sondern das Bürgertum Träger der politischen und künstlerischen Bewegung war, steht am Beginn der frühklassischen Periode, im frühen 5. Jahrhundert, da. Gleichmäßig zeigen Sitte und Kunst zunächst das Bestreben, die Vergangenheit zu verleugnen: Einfachheit der Tracht, Unbefangenheit der Haltung, schlichte Auffassung verlangt die neue Zeit (Eleusinisches Relief, Ludovisischer Thron). An Stelle der unruhigen Überladung des archaischen, nur aus der Nähe gesehenen Bildes tritt eine großzügige Komposition, die nur mit wenigen Gestalten und großen Flächen arbeitet und für Augen, die in die Ferne zu blicken gelernt haben. (Olympia, Selinus.) An Stelle der zierlichen Geste steht machtvolle Bewegung, die den Rahmen zu sprengen droht. Aber der größte Schritt ist die Durchbrechung der Schranken, die der archaische Wille zum Stil sich selbst auferlegt hatte: jetzt endlich versucht man die Dinge zu sehen, wie sie in Wahrheit sind und Alter, Häßlichkeit und tierische Roheit erringen sich in der Großplastik ihr Daseinsrecht. Nun weicht, wenn auch langsam, die starre Frontalität der völligen Bewegungsfreiheit; nach kurzem Anlauf schon werden in den „Tyrannenmördern" und dem myronischen Diskuswerfer Höhepunkte erreicht. Gleichzeitig dringt an die Stelle der starren, auf dem Antlitz ruhenden Maske zum ersten Mal das Seelenleben an die Oberfläche und zeigt uns die ernste, fromme Stimmung dieser Zeit.

Die Frühklassik bildet das Vorspiel zu der großen, eigentlich klassischen Epoche, die die Zeit von Mitte des 5. bis Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. umfaßt. Die Fülle ihrer Erscheinungen in wenige Begriffe zu fassen, ist nicht möglich, doch werden wir sie am sichtbarsten greifen in den drei Eigenschaften: Bewegtheit, Schönheit und Harmonie.

Statt des Spröden, Ungelenken der Frühklassik bewegen sich jetzt Linie und Fläche, am tektonischen wie am körperlichen Gebilde, in Schwingungen. Alle Teile des Menschenleibes werden runder und schwellender; die Haltung, deren Unbefangenheit die Frühklassik erobert hatte, wird weich und lässig; wie eine Wellenlinie geht es durch die klassischen Gestalten und vermeidet bewußt alles Stabile (Parthenon). Die weitere Entwickelung in der Plastik führt zum Anlehnen an eine Stütze oder zum Anschmiegen an eine andere Gestalt, womit die Bahn frei wird für die Gestaltung der statuarischen Gruppe. Der letzte Schritt ist das Aufheben alles irdischen Zusammenhangs durch das Schweben der Gestalten: Paionios legt seine Nike gradenwegs „der lichten Bläue in die Arme". Dem bewegten Körper folgt das Gewand, das zur Selbständigkeit erwacht, die Glieder in rauschender Bewegung umschmiegt. — Kein Zweifel, daß dieser äußeren, drängenden Bewegung eine innere entsprach und daß hier nur die Seelenstimmung des klassischen Menschen sich ihren Ausdruck schuf.

Auf der andern Seite müssen die Ansätze zum Realismus, die das frühe 5. Jahrhundert gebracht hatte, wieder einem neuen Schönheitsverlangen weichen, einer Scheu vor allem

Digitized by Google

Häßlichen und Widerwärtigen, die so weit geht, daß sie das Bild des Lebens bewußt umgestaltet. Wie alle tierischen Geschöpfe der Sage menschlich veredelt werden, so wird allen Bildern von Kampf und Not das Grausame genommen und statt dessen so viel Schönheit gegeben, daß sie oft kaum noch ernst zu nehmen sind (Reliefstriese). Selbst der Tod wird in die versöhnlichste Form gekleidet (Grablekythen), und wie die Verstorbenen in den zahllosen Grabdenkmälern nur auf der Höhe ihres Lebens, nicht als verfallene Greise, dargestellt werden, so sind auch sonst Sterbliche wie Götter fast allein in Jugend und Schönheit gesehen. Es ist kein Zweifel: wir haben hier gewollt idealisierte Menschenbilder vor uns. Es ist eine Auslese des Vollendetsten aus allen Erscheinungen der Wirklichkeit, wohl geboren aus der Natur, aber weit herausgehoben über sie. Und diese bewußt wirklichkeitsfremde Welt — das ist das Erstaunlichste — wurde geschaffen zu einer Zeit, wo in jahrzehntelangen, blutigen Kämpfen griechische Kraft sich gegenseitig aufrieb!

Weniger in die Augen springend, aber ebenso tief gegründet ist das Verlangen nach Harmonie. Über die ihr zugrunde liegenden Gesetze haben sich wie zur Zeit der Renaissance die bedeutendsten Künstler, Polyklet an der Spitze, Rechenschaft zu geben versucht, nur wandeln sich diese Gesetze allmählich überall zu größerer Freiheit. Verstand der Archaismus unter Rhythmus der Komposition eine eintönige Reihung gleichwertiger Teile, so die Klassik übersichtliche Anordnung des Ganzen, Variation und Unterordnung in den einzelnen Teilen (Parthenonfries). Klammerte der Archaismus sich in den Bildhälften an die strenge Symmetrie beider Teile, so lockert die Klassik das starre Schema zu Gunsten eines weniger Auffallenden, scheinbar Ungeregelten, und sieht vor allem auf das Gleichgewicht der Massen auf beiden Seiten. Diese Massen werden durch geistige oder formale Bindung nach der Mitte orientiert, und zwar nicht nur zentripetal, sondern auch zentrifugal, wie die Parthenongiebel. Unter den Mitteln formaler Bindung, die besonders weitgehend ausgebildet werden, sind wieder die Hebung der Mitte, angeregt durch die Giebel und übertragen auf andere Gruppen, und die Senkung der Mitte die häufigsten. — Auch dieses Streben nach Harmonie, das darf nicht vergessen werden, ist wie jenes nach Bewegtheit und Schönheit nicht ein Formproblem allein, sondern wurzelt in der Weltanschauung der klassischen Zeit.

Wie diese klassische Kunst sich weiterentwickelt und schließlich zur Auflösung kommt, findet seine Parallele in der Entwicklung des Archaismus. Beide Male führt die einseitige Betonung bestimmten Formempfindens zur Entfernung von der Natur und endlich mit Notwendigkeit zur Manier. Was die klassische Kunst angebahnt, die Bewegung der Linien und Flächen, artet im Lauf des 4. Jahrhunderts zu Übertreibungen aus und schafft in Tektonik und Plastik schwächliche, unfeste Gebilde. Die Freude an Schwung und Eleganz der Posen bringt es allmählich dahin, daß z. B. Szenen tragischen Kampfes nur noch theatralisch wirken (Mausoleum). Aus der vornehmen Lässigkeit des 5. Jahrhunderts wird nun eine müde Passivität. In gleichem Maße wird die früher vollrunde, feste Einzelform des Körpers weichlich, bestimmt gezogene Linien werden vermieden, die Übergänge zerfließen. Dieser Zug, der alles Kraftvolle meidet, erstreckt sich auch auf das Gegenständliche: Gestalten, weich bis zur Süßlichkeit, beherrschen die Kunst des 4. Jahrhunderts, und jetzt erst wird der Körper der Frau und des Kindes, der diesem Empfinden entgegenkam, entdeckt und in seiner Eigenart erfaßt. Und so können endlich auch die seelischen Regungen, die jetzt an die Oberfläche kommen, nur die eines versonnenen, temperamentlosen Träumens sein, das angesichts des Todes in den Grabmälern sogar bis an die Grenzen der Rührseligkeit geht.

Damit stehen wir an der Schwelle der letzten, großen Epoche griechischer Kunst, des Hellenismus. Er führt uns vom Auftreten Alexanders d. Gr. bis herab zum Beginn der christlichen Zeitrechnung. An seinem Anfang steht — hier weicht von Salis von der gebräuchlichen Einteilung ab — der große Sikyonier Lysipp, der für uns zuerst die Auflehnung gegen die Vergangenheit und das neue Sehen dieser Zeit verkörpert. Wir fragen nach den Haupt-

Digitized by Google

triebkräften: rein stofflich lenken Architektur und Plastik das nach stärkeren Reizen verlangende hellenistische Auge durch Massenwirkungen auf sich, hier durch die Größe der Dimensionen, dort durch die Figurenmenge. Formell dagegen ist die Eroberung der Raumtiefe ausschlaggebend: die dritte Dimension wird jetzt Gesetz. Jene flächenhaften Gestalten, die noch die Kunst des Praxiteles repräsentieren, verschwinden mit dem Auftreten des Lysipp; an ihrer Stelle entfaltet sich durch ständigen Richtungswechsel der Körperachsen und den Kontrapost der Glieder ein ungekannter Reichtum. Dank der Erhaltung Pompejis, die uns Einblick in die hellenistische Wandmalerei gestattet, können wir die Tiefenwirkung auch dort verfolgen; im Bilde laufen die verschiedensten Bewegungsrichtungen scheinbar wirr durcheinander und doch wird das Ganze, fest in sich verzahnt, durch Komposition und Lichtführung zusammengeschweißt.

Eine weitere Eigenart entspringt aus der Ruhelosigkeit und Nervosität der hellenistischen Zeit, die auch ein nervöses, künstlerisches Schaffen, Raschheit in Auffassung und Durchführung, mit sich bringt. Es ist der „Stil der erregten Formen", wie ihn Salis mit glücklichem Ausdruck nennt, denn körperlich wie seelisch drängt er nach stärkster Bewegung. Vor allem will die Seele des Beschauers gepackt sein, und das ist jetzt nur möglich, wenn auch im Kunstwerk das Seelenleben als vorhanden und treibend gezeigt wird. Neben den berühmten Gruppen des Hellenismus mit ihrem tragischen, erschütternden Vorwurf (Gallier und sein Weib, Menelaos und Patroklos, Bestrafung der Dirke) sind es hauptsächlich die Porträts, die Beispiele solcher Durchgeistigung und Erregtheit bieten.

Das augenfälligste Kennzeichen jedoch ist das geänderte Verhältnis zur Natur. Was in früheren Jahrhunderten, ausgenommen eine kurze Epoche im beginnenden 5. Jahrhundert, zu Worte gekommen, war doch nur eine Auslese der Wirklichkeit; jetzt gibt man sich rückhaltlos der Natur hin mit einem Auge, das durch die Entdeckungen der Naturwissenschaften, durch Anatomie und Pathologie geschärft ist. Die hellenistischen Künstler arbeiten in ausgiebiger Weise mit Modellen. Einzelheiten des Körpers, wie Haar und Haut, erhalten erst in dieser Zeit ihre endgültige Lebenswahrheit, Unterschiede des Alters werden nicht mehr vertuscht, sondern herausgeholt, Gebrechen und Anomalien mit Liebe dargestellt, es entsteht die Karikatur in unserem Sinne. Derselbe Drang, Illusion zu erwecken, geht auf Pflanzen und Tiere über, die endlich um ihrer selbst willen dargestellt werden und nicht nur um ihrer Beziehung zum Menschen willen. — Wir verstehen den bekannten Ausspruch des Lysipp, seine Vorgänger hätten die Menschen dargestellt, wie sie seien, er wie sie zu sein schienen, d. h. wie er sie sah; er kann als Losungswort über der ganzen hellenistischen Kunst stehen.

Will man versuchen — und es muß dies heute versucht werden — in den drei Jahrhunderten des Hellenismus die Kompliziertheit der Erscheinungen in Unterabteilungen zu gliedern, so kann man in Anlehnung an die Entwicklung des 18. Jahrhunderts die beiden ersten Jahrhunderte als den griechischen Barock, das letzte vorchristliche als das Rokoko bezeichnen. Die Heimat des Barock ist Kleinasien, sein Hauptrepräsentant die pergamenische Kunst. Primitive Wucht, massige Schwere zeichnen seine Schöpfungen aus, mehr und lastender denn je macht sich die Horizontale, diese an sich für griechische Baukunst so bezeichnende Linie, geltend. Dem entspricht die Neigung zu Übertreibungen und schwulstigen Formen, plastisch in den muskelstrotzenden Leibern mit ihrer pathetischen Geste und dem oft herausfordernden Auftreten, wie baukünstlerisch in der Anhäufung und Ausdehnung der Gebäude. Doch diese Schwere verflüchtet sich bald und weicht dem Ideal des Rokoko, das mit schlankeren, geschmeidigeren Körpern, den gespreizten oder tändelnden Formen dem Archaismus nicht unähnlich ist. Und auch die Stimmung ist Rokoko: eine idyllische Heiterkeit, vermengt mit gewagtester Erotik, ist über alles ausgegossen und wo, wie im Laokoon, an die Tragik gerührt wird, ist sie weichlich und unecht.

Wir sind am Ende der schöpferischen griechischen Kunst. Mit der Aufrichtung des römischen Weltreichs gehen ihre stärksten Elemente in die Kultur des neuen Ganzen auf, nicht ohne

Digitized by Google

dauernde Spuren zu hinterlassen. Der Stil des jungen Kaiserreichs ist der Klassizismus, in vielem vergleichbar dem Empire. Der Überdruß an dem erregten Wesen des Hellenismus verlangt die Rückkehr zum Ruhigen, Schlichten und das bietet die klassische Kunst des 5. Jahrhunderts. Doch eine kühle Vornehmheit und sachliche Nüchternheit liegt über diesem Eklektizismus, kein wirkliches Leben, es ist nur „die sichtende Überlegung des Alters, das vor sich selber Rechenschaft ablegen will und Ordnung in die Sachen bringt, um sein Testament zu machen". —

Der von Salis aufgezeichneten Entwicklung folgt man mit Spannung bis zum Ende, auch wer mit manchen Einzelheiten oder der Behandlung ganzer Perioden, wie des Rokoko, nicht einverstanden sein kann. Schon in dem Thema liegt ja zweifellos eine gewisse Gefahr, die Merkmale der einzelnen Epochen zu übertreiben, um sie scharf hinzustellen, anderseits in dem Streben, möglichst alles zu umfassen und auf eine Formel zu bringen, Dingen, die sich nicht fügen, Gewalt anzutun. Aber all das tritt zurück vor der Gesamtleistung, deren wertvollster Schmuck — das sei am Schluß besonders dankbar hervorgehoben — die ungewöhnlich gepflegte Sprache ist. Nur wer darunter leidet, wie unsere Sprache auf allen Gebieten täglich mehr abgegriffen und ausdruckslos wird, weiß was es bedeutet, sich eine so überreiche, bildhafte Ausdrucksweise neu zu formen. Wer das geben kann, muß ein Stück Dichter sein.

Dr. Walter Müller

# Kontrapunkt

In der Anzahl der Aufsätze über Musik begegnen wir nur selten solchen handwerklich-belehrenden Inhaltes. Der Grund für diesen Mangel liegt wohl teils in der Darstellungsschwierigkeit solcher Dinge, teils in der Befürchtung, es sei kaum möglich, weiteren Kreisen ein genügendes Verständnis und demnach auch eine tiefere Anteilnahme für die technischen Fragen der Tonkunst übermitteln zu können.

Was die Schwierigkeiten der Darstellung betrifft, so meine ich, daß sie die Geister reizen sollten; die Befürchtung hinsichtlich des Verstehens und der Anteilnahme teile ich nicht. Erkennen und Handhaben sind natürlich um eine Welt verschiedene Dinge, und wenn ich auch eingestehe, daß es mir bis jetzt nicht gelang, zum Beispiel einen gewandten Kontrapunktiker heranzubilden, so betone ich dahingegen doch, daß ich oft genug Zeuge eines brennenden Dranges nach Belehrung und manchmal überraschenden Verständnisses war, wenn ich verwickelte Tonsätze zergliederte. Jeder Kenner aber dürfte mit mir der Meinung sein, daß billige Schöngeistereien, deren man uns in genügender Anzahl vorsetzt und die nur selten „medias in res", in das Wesen der Dinge hineinleuchten, nicht entfernt dem Werte gleichkommen, der den mehr handwerklichen (instruktiven) Belehrungen innewohnt. Ist es nicht auch ein Hauptmerkmal dieser übelsten aller Zeiten, daß dem deutschen Volke zu viel an dem vorgesetzt wird, was den Gaumen reizt, zu wenig aber an wirklichen geistigen Nährstoffen?

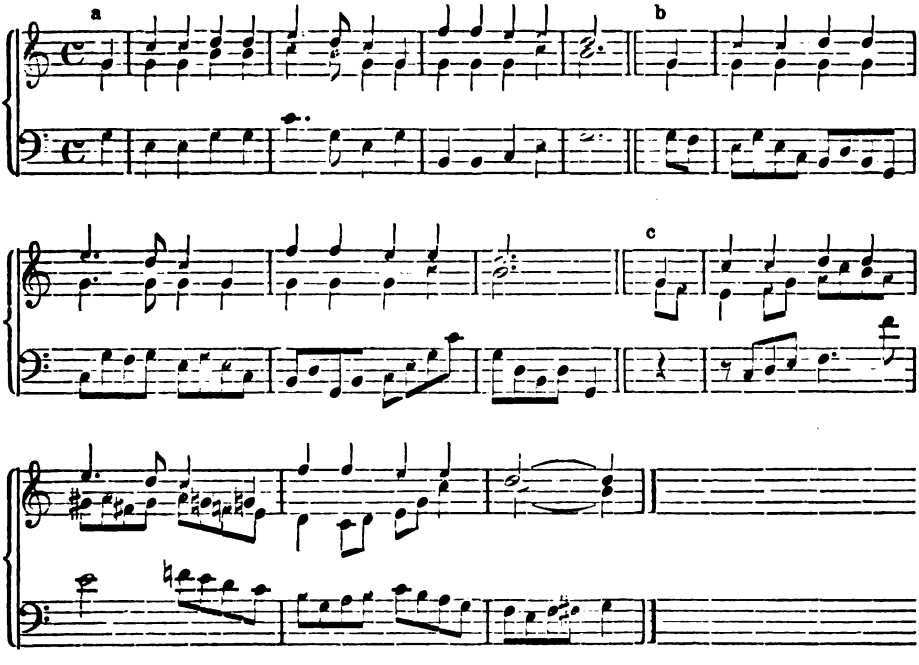
Über den Begriff Kontrapunkt sind sich, wie ich oft beobachtete, nur wenig Laien klar, und viele ergreift dem Worte gegenüber ein leichter, wenn auch nicht von Ehrfurcht freier Schauer. Es ergeht ihm ähnlich wie mit der Mathematik, und man vermutet vielfach hinter diesem „verschleierten Bilde zu Sais" ein trockenes, langweiliges, von tausend Furchen rechnerischen Grübelns durchzogenes Gelahrtenantlitz. So erschien es mir angebracht, ein Stück Musiktheorie der grauen Farben zu entkleiden, den Schleier des Bildes ein wenig zu lüften und zu zeigen, daß uns auch hier das ewig junge Antlitz der Muse im Zustande höchster Vergeistigung entgegenleuchtet. Aber noch ein anderer Grund leitet mich, hier einiges über den Kontrapunkt zu sagen. Er, oder das Ergebnis seiner Anwendung, der polyphone Stil,

Digitized by Google

dürfte eine Haupttriebkraft in der Weiterentwicklung namentlich der deutſchen Tonkunſt bilden, und hier ein Verſtändnis zu wecken, iſt daher von beſonderer Wichtigkeit.

Das Wort „Kontrapunkt“ iſt mit Bezug auf ſeinen begrifflichen Inhalt recht nichtsſagend. Das „punctus contra punctum“ — „Note gegen Note“ — ſchließt, genau betrachtet, nur den Begriff Tonſatz ganz allgemein in ſich. Wir verſtehen aber ein Beſonderes unter ihm: Kontrapunkt iſt die ſelbſtändige rhythmiſche und melodiſche Ausbildung auch der Begleitſtimmen, die harmonieerzeugend zur Hauptſtimme, zum Thema treten. Aber auch dieſe Begriffsbeſtimmung ſagt nicht viel, denn wie ein jedes Kunſtding iſt auch der echte Kontrapunkt von innerem Leben erfüllt und ſo wenig bis auf ſeine „Seele“ zu umſchreiben, wie etwa die Begriffe „Liebe“ oder „Haß“.

Um dem Leſer zunächſt das Außenweſen Kontrapunkt möglichſt klar vor Augen zu führen, ſetze ich vier Takte einer allbekannten Melodie in mehreren Faſſungen hierher. Sie erheben nur den Anſpruch auf nüchternſte Deutlichkeit, und ich verzichte auf die Vorführung bedeutſamer Bildungen aus der Literatur nur deshalb, weil dieſe meiſtens den Kern nicht ſo rein herausſchälen, wie es meine Abſicht iſt.




Beiſpiel a zeigt in allen Stimmen gleichen Rhythmus und nur harmoniſche Töne, was eine melodiſche Bildung der Begleitſtimmen ausſchloß. Dies Gebilde iſt homophon, gleichtönend und von einem Kontrapunkt nicht die Rede. In b ſehen wir zwar einen ſelbſtändigen Rhythmus der Baßſtimme, aber dieſer offenbart ſich ſofort als eine Bewegung durch die zerlegten Akkorde. Die ſo erzwungenen Terzen-, Quarten- und Quintenſprünge verhinderten eine melodiſche Entwickelung, und deshalb trat auch hier kein Kontrapunkt zutage. Dies Verfahren wird Figuration genannt. Angeſichts der Begleitſtimmen bei c fallen uns ſofort zwei weſentliche Punkte ins Auge. Zunächſt zeigt jede Stimme einen anderen Rhythmus, ſodann aber auch eine Anzahl harmoniefremder Töne, die dem Geſamten ein mehr tonleiterartiges Gepräge geben. Hier verfuhren wir alſo kontrapunktlich, und der ſo erzeugte

Digitized by Google

Stil ist polyphon. In völliger Reinheit ist also Homophonie harmonischer Gleichklang, Figuration harmonischer Gegenklang, Polyphonie Gegenklang mit Benutzung harmoniefremder Töne. Mit diesen Ausführungen hoffe ich, den technischen Begriff Kontrapunkt dem Leser nähergebracht zu haben.

Weit schwieriger ist es, das Innenwesen, den Zweck, die Wirkung, kurz, den Kunstwert des Kontrapunktes einem solchen Verständnis entgegenzuführen, daß er zu einem geistig-seelischen Erleben wird. Dazu bedarf es natürlich der Ausbildung des Tonsinnes an sich. Da aber ein polyphones Gebilde ein Kunstwerk und ein Kunststück zugleich darstellt, so ist es klar, daß der Musiksinn sich nicht nur nach der rein gefühlsmäßigen, sondern auch nach der verstandesmäßigen Seite hin ausbilde. Aber wohlgemerkt, ich spreche hier von Musikgefühl und Musikverstand, deren eines immer das andere bedingen muß. Gerade diese Ausbildung aber, das Erkennen und Verstehen des Tonsatzes ist von höchster Bedeutung für ein wahres Erfassen und echtes Genießen der Musik überhaupt, die sich doch eben nur als Tonform geben kann. Hier aber herrscht, was ich nicht verschweigen kann, ein trostloser Mangel, und daraus ergibt sich wohl auch in erster Linie die falsche Bewertung vieler Werke und ihrer Schöpfer. Der Musikgenuß wird dadurch oft genug zu einer Wirkung äußerlichen Klangreizes herabgedrückt und die Erhabenheit der reingeistigen Arbeit ist dann für solche Hörer nicht vorhanden.

Hier ist nun nicht der Ort, auf die Technik des Tonsatzes einzugehen, für die sich viel leichter, als die meisten glauben, wenigstens ein allgemeines Verständnis erwecken läßt. Aber hier gilt das Wort: exempla docent. Nur an der Hand zahlreicher Beispiele und in mündlichen Vorträgen gewinnt diese Belehrung Zweck und Bedeutung, und es wäre zu wünschen, daß Theoretiker mit künstlerischem Schwunge oder Künstler mit theoretischer Schulung so der echten Verbreitung der Tonkunst Vorspann leisteten. Von hier aus kann ich auf Grund des bis jetzt Erkannten nur allgemeine Überblicke geben und will versuchen, den Wert und die Tragweite der Polyphonie zu erklären.

Beim Durchspielen unserer kleinen Beispiele dürften die meisten Leser a und b den Vorzug vor c geben. Jeder wird sofort erkennen, daß c zwar um vieles schwieriger zu gestalten war, daß aber diese Behandlung dieser Melodie, obwohl der Kontrapunkt sinngemäß und leichtflüssig ist, ein fremdes Wesen zeigt. Ihr Kleid in c erscheint uns zu bunt, zu massig, zu sehr als ein Schleppgewand am Körper eines kleinen Landmädchens. Daraus ergibt sich die Forderung, daß der Kontrapunkt stilgemäß sei, und damit wird zugleich klar, daß er nur einen bedingten, relativen Wert besitzt. Er ist kein Ding an sich, sondern ein Ding am Dinge, das wir zunächst betrachten müssen.

Das musikalische Ding an sich ist der Tongedanke, das Thema, das alles mit ihm zugleich Auftretende in seinen Dienst zwingt. Eine Melodie aber, soll sie echt, das heißt eingeartet, unterscheidbar sein, ist Erfindung, Eingebung, kein Gemachtes, Errechnetes oder gar Nachgeformtes. Was also immer zu ihr tritt, kann, da es ihre durch die Tonschritte bedingten Harmonien berücksichtigen muß, kein Urerzeugtes mehr sein. Trotzdem aber und unser Beispiel c zeigt es, erlaubt eine Melodie den Begleitstimmen eine solche Bewegungsfreiheit, daß man sehr gegensätzliche und wesensfremde Gebilde auf sie beziehen kann. Spielt man die Begleitstimmen bei a und b gesondert, dann mag man bald, da sie sich eng an die Innenharmonie des Themas schließen, dieses selber heraus- oder hineinhören, ich möchte aber sehr bezweifeln, ob nur ein Mensch angesichts der Begleitstimmen bei c gerade auf dieses unser Liedchen verfallen würde.

Hieraus erhellt also eine Eigenschaft des Kontrapunktes, die den Formenreichtum der Tonkunst bis ins Uferlose erweitert: Freiheit. Damit wird dem Leser wohl auch klar, weshalb ich zu Anfang gerade den Kontrapunkt als Haupttriebkraft für die Entwickelung der Tonkunst bezeichnete. Alle Kunst ist nur rein-geistige Form. So betrachtet, ist das Thema die

Digitized by Google

Urform, nach der sich alles andere zu richten hat. Dann aber bedeutet ein Weniger der noch verbleibenden, bedingten Freiheit ein Mehr an stofflicher Schwere und umgekehrt ein Mehr an Freiheit ein Weniger an Schwere. Entstofflichung, das heißt Vergeistigung ist aber der Zweck und das Ziel des gesamten Seins, und die Künste, vor allem die Tonkunst als das Stoffloseste sind dann gewissermaßen die weitesten Vorstöße ins Reingeistige, die Protuberanzen gegenüber dem Gebiete des Äthers. Der Kontrapunkt aber, die Polyphonie, zeitigen die höchste bedingte Freiheit am an sich Stoffloseste, dem Tongedanken, und damit stellen sie sich als eine Geistestechnik erster Ordnung dar. Je freier aber das auf das Thema Bezogene sich gibt, desto selbständiger kann es sich formen, desto höher kann damit sein Eigenwert steigen, und man könnte schließlich dahin gelangen, den Kontrapunkt als eine Erfindung aus der Erfindung, als eine Eingebung aus der Eingebung zu bezeichnen. Dies auf das Gesetz von Ursache und Wirkung, das Kausalgesetz übertragen, eröffnet einen ungeheuren Fernblick, gebiert selbst in dieser, an musikalischen Eingebungen so bettelarmen Zeit neue Hoffnungen und ist wie nichts geeignet, die ganze Lächerlichkeit der Behauptung, das Reich der Töne habe Grenzen, zu widerlegen.

Eine weitere Eigenschaft der Polyphonie ist ihre Bindekraft trotz ihrer Freiheit. Homophone und auch figurierte Begleitungen erscheinen selten als ein notwendiges, geschlossenes Ganzes, da ihnen die Innigkeit der Verbindung fehlt, die erst durch das Thema selber gebildet wird. Dieses stellt sich hier recht eigentlich als logische Tonkette dar. Nun ist es einleuchtend, daß mit der Ausbildung auch der anderen Stimmen zu selbständigen, thematischeren Gebilden mehrere Ketten geschmiedet werden, die die Musik zu einem um so fester gefügten Ganzen gestalten. Gerade zwischen den Terzen und Quarten der Harmonien schlägt die Polyphonie vermöge der Benutzung der dort liegenden Durchgangstöne die Brücken.

Nächst der Bindekraft zeitigt die Polyphonie auch eine gesteigerte Triebkraft. Vereinzelte Akkorde, denen die innere Beziehung fehlt, können zu jeder Zeit und an jeder Stelle mit einer Konsonanz abgeschlossen werden, ein Thema, eine Melodie aber will ganz genossen sein. Da sie nun in der Zeit vor sich geht, so liegt in ihr, und nur in ihr die treibende Kraft überhaupt, was leicht zu beweisen ist. Wer der Dissonanz oder dem Rhythmus diese Kraft zuschreibt, der verkennt das Wesen der Musik. Ward die Dissonanz in die Konsonanz aufgelöst, dann sind wir befriedigt, und es ist kein Zwang mehr vorhanden, die Musik weiter zu führen. Der Rhythmus aber braucht nur solange weitergeführt zu werden, bis wir sein Grundmodell erfaßt haben. Ganz anders verhält es sich mit der Melodie, und ihr Antrieb ist ein reingeistiger. Sie kann so wenig unterbrochen werden wie ein gesprochener Satz, sonst ist unser Sinn für Logik verletzt; wir dürfen nicht ein Stück Melodie (Motiv) unbeantwortet in der Luft hängen lassen, denn dann bleibt unser Sinn für das Gleichmaß (Symmetrie) unbefriedigt; die Melodie muß endlich ganz abgeschlossen werden, Teilschlüsse zeitigen und Einschnitte erkennen lassen, sonst geschieht dem jedem Wesen innewohnenden Drange nach dem Wechsel des augenblicklichen Zustandes kein Genüge. In der Polyphonie ertönen nun, um es kurz zu sagen, mehrere Melodien zugleich, deren jede sich erfüllen muß. Unser Verlangen, hier den Verlauf einer jeden Stimme zu vernehmen, verstärkt und vervielfacht demnach die Anteilnahme aller unserer musikalischen Aufnahme- und Verarbeitungskräfte. Damit ist aber im Rückschluß auf ihn selber als Ursache bewiesen, daß der kontrapunktische oder polyphone Stil die höchste Steigerung des Urwesens Musik, der Kunst der Bewegung darstellen müsse. Die wahre Polyphonie drängt wie das Meer, und wie man dieses das Abbild der Seele nennt, so kann man mit größerem, tieferem Rechte und im fast buchstäblichen Sinne die Polyphonie als das zu Ton gewordene Wogen und Branden der Seele bezeichnen.

Ihre Freiheit gestattet der Polyphonie weiterhin die Verschmelzung gegensätzlicher Stimmungen, wie sie sich ursächlich aus den möglichen Bewegungsarten und den Ton-

Digitized by Google

schritten der Melodien ergeben. Hier nun vermögen Lust und Unlust, Wonne und Wehmut, Ruhe und Leidenschaft zugleich ihre Weisen ertönen zu lassen. Erwägt man, daß zum Beispiel in einem gesprochenen Schauspiel die Gefühlsäußerungen der Personen dichterisch nur im Nacheinander vor sich gehen können, dann ist leicht zu ermessen, was eine Kunst bedeute, die den Gemütsstimmungen mehrerer zugleich als Dolmetsch dient. Aber um vieles tiefer erscheint mir diese Fähigkeit in der reinen Instrumentalmusik, und ich zweifle nicht, daß gerade in dieser Richtung noch ein gewaltiges Stück Neuland liege. Mit aller Schärfe muß aber betont werden, daß erst dann eine solche Kunst Wert gewinnt, wenn ihre Einzelstimmen die höchste Natürlichkeit und Zweckmäßigkeit offenbaren. Merkt man die Fesseln, fehlen Plastik und Ausdruckskraft, zeigen sich Ecken und Ungelenke, aus mangelnder Technik hervorgegangene Führungen, dann wird in uns der Wunsch nach Homophonie wach.

Über allem aber liegt die Bedeutung der Polyphonie darin, daß in ihr nicht nur das Thema, sondern auch die anderen Stimmen überhaupt singen, tanzen, lachen, seufzen, beten und preisen und zur Hauptmelodie, anstatt sich lediglich harmonisch ausdeutend zu verhalten, gleichsam „Gefühlskommentare" geben. Ich fürchte nicht mit dem folgenden Bilde abgeschmackt zu erscheinen: An die Hauptmelodie, die Mutter, schmiegen sich eng ihre Kleinsten, ihre homophonen Kinder; die polyphonen aber, die größeren, die schon ein bewußtes Eigenleben durchglüht, entfernen sich weiter von ihr, und in entlegenere Gebiete hinein tragen sie ihr Lied zum Preise der Mutter, zu der sie jedoch, als aus ihr geboren, immer wieder zurückkehren und mit der sie sich am Schlusse harmonisch vereinigen.

Es ist einleuchtend, daß auch im Kontrapunkte Gradunterschiede bestehen, wie eben auch der Begriff „erwachsen" ein schwankender bleibt, und es ist nicht immer leicht, die Übergänge von der Homophonie über die Figuration hinweg zur Polyphonie scharf festzulegen. Weiß denn schon die Wissenschaft: Hier endet das Pflanzenreich, hier beginnt das Reich der Tiere? Aber das ist auch gleichgültig, wesentlich ist nur die Kraft der einzelnen Stimme für sich und damit die Art der Einwirkung, die jede durch jede erfährt bis hinauf zum Hauptthema. Polyphone Stimmen ohne Ausdruckskraft und Plastik sind um so wertloser, ja schädlicher, als sie, die doch keine Aufmerksamkeit verdienen, auf Grund ihrer Gegensätzlichkeit das Ohr vom Thema ablenken. Es gibt Tonwerke genug, in denen dies zutrifft, aber zum Glücke sind dann meistens auch die Themen selber so wenig wertvoll, daß die Ablenkung keinen Nachteil bedeutet. Man kann die Beobachtung machen, daß die Schöpfer bedeutender Tongedanken, da dies doch immer einen höchsten Geschmack voraussetzt, auch die besten Kontrapunktiker sind. Ein guter Musikerfinder muß notgedrungen auch ein guter Tonsetzer sein. Das schließt natürlich nicht aus, daß selbst die Kraft des Genies hinsichtlich ihrer Richtung Besonderheiten aufweist. So könnte man Beethoven vielleicht den größten Rhythmiker, Schubert den größten Melodiker nennen, ohne darum aufzuhören, sie allen Seiten ihres Schaffens und in allen ihren musikalischen Eigenschaften zu bewundern. Alle großen Tonmeister waren auch große Kontrapunktiker, aber zweien von ihnen möchte ich hier unbedenklich die Palme reichen. Auf den ersten wird jeder auch nur einigermaßen Gebildete sofort raten und mir den Urvater aller Polyphonie, Sebastian Bach, nennen. Des zweiten Name dürfte hingegen einiges Kopfschütteln auslösen und man dürfte sich wundern, wenn ich neben Bach — Mozart stelle.

Bach ist der Polyphoniker schlechthin, der Kontrapunkt war ihm ganz einfach Muttersprache. Er steht da als der gewaltige Vollender jener Schule, die wir als die deutsch-niederländische bezeichnen können. Namentlich in der Fuge feiert seine polyphone Kunst die höchsten Triumphe, in jener etwas schematischen Form, die er freilich kraft seines Genius zu Gebilden von höchster Eigenart erhob. Seine Fugenthemen, obwohl sie mit Rücksicht auf ihre kontrapunktische Verwendbarkeit geformt werden mußten, sind dennoch Eingebungen erster Ordnung. Das war nur möglich, weil Bachs ganze musikalische Denk- und Fühlrichtung von

Digitized by Google

Kind auf dem Kontrapunkt entgegengeführt ward, weil er mit dem ersten bewußten Lungenschlage polyphone Luft einatmete. Bewundernswert ist bei ihm sofort schon der erste kontrapunktische Gegensatz zum Thema, und jede neu hinzutretende Stimme offenbart eigenes Leben. Die Kunst seiner Satztechnik ist ungeheuer, und dem Gefüge seiner Polyphonie entströmt bei stilgemäßer Wiedergabe, die so schwer wie selten ist, eine Summe des Seelischen, die uns fast erdrückt. Bach war, und das im wesentlichen unterscheidet ihn von seinen Vorgängern, die oft etwas in der Form erstarrt scheinen, ein gewaltig Fühlender, ein Empfindungsriese, eine Musiknatur von höchster Leidenschaft, ein schärfster Dramatiker. Das aber in Verbindung mit einer grenzenlosen Technik macht ihn so groß.

Mozart schuf zwar auch einige Fugen von wahrhaft Bachscher Gewalt und Größe, wie denn das Können dieses Genius schlechthin unbegrenzt erscheint, aber diese Seite seiner Polyphonie wollte ich nicht hervorkehren. Hier ist mir daran gelegen, etwas anderes hervorzukehren, das viel zu wenig erkannt und gewürdigt wird und doch so befruchtend wirken könnte, das zwar auch bei den anderen Klassikern Gestalt gewinnt, aber bei keinem so reich, so fein und so vergeistigt wie bei Mozart. Ich denke hier an jene Polyphonie, die dem Laienohre kaum zum Bewußtsein gelangt, und für deren inneres Erfassen mir bis jetzt auch nur wenig Fachmusiker die Beweise lieferten. Diese Polyphonie, im Gegensatz zu der *strengen* Bachs mehr eine *galante*, bildet keine Grundlagen, sondern Episoden, und ist in den homophonen und figurierten Stil gewissermaßen hineingestreut. Hier nun habe ich in Wahrheit das Gefühl, als gelte es wieder einmal, ein Stück Deutschtum dem Deutschen selber gegenüber durchzusetzen, denn diese Gebilde sind das Zeugnis einer allerfeinsten Geisteskultur, wie ich sie nur bei Goethe wiederfinde. Ärger vernachlässigt und weniger verstanden wird kein Komponist wie Mozart, trotz der vielen, sich dauernd mehrenden Rufe nach ihm, und ich halte es (möge man immer darüber lächeln!) auf Grund meiner Erkenntnis fast für eine nationale Ehrenpflicht, hier noch einige Worte zu sagen.

Die polyphonen Gebilde Mozarts fallen lediglich deshalb weniger auf, weil sie sich scheinbar von selber geben, weil sie ohne allen Nachdruck und bar jeder Prahlsucht auftreten wie die Wunderdinge der Natur, was wohl seinen Grund darin hat, daß für ihren Schöpfer die Begriffe leicht und schwer überhaupt nicht vorhanden waren. Es sind Ergebnisse reinster Geistigkeit, und die Kunst der Gegenseitigkeit der Anpassung, die man mit Recht als den Inbegriff der Vollkommenheit bezeichnet hat, ist hier so groß, daß man oft nicht weiß, welches das Ersterfundene, welches die „Zusatzerfindung" sei. Da steigt aus der homophonen oder figurierten Begleitung plötzlich eine polyphone Stimme herauf, die mit Naturnotwendigkeit eben nur hier sein konnte, und treibt das Thema mit himmlischem Drängen einem Teilschlusse entgegen. Dort wird die erwartete Antwort einer thematisch angeregten Frage in eine andere Stimme verlegt, und die erste entwickelt dazu eine neue Zeichnung von überraschender Gegensätzlichkeit und herrlichster Stileinheit zugleich. Dann wieder ist eine Nebenmelodie zu bewundern, die auch als Urzeugung im höchsten Sinne Geltung besäße. Regt sich dann der Dramatiker Mozart, oder übermannt ihn die kaum gekannte „dyonisische" Seite seines Genius, dann erschüttern uns aus eisernen Sequenzen geborene Dissonanzen mit unheimlicher Gewalt. Immer aber, selbst in den schwierigsten musikmathematischen Kunststücken der Engführungen, der Nachahmungen, der Kanons beobachten wir die natürlichste Linienführung, und alles verklärt ein Schönheitsgefühl, das nicht seinesgleichen hatte. Aber was bedeuten tote Worte gegen lebendige Beispiele, was auch geben und bedeuten uns die Kinder einer Musikseele, die wir mit unsern vergröberten Sinnen nicht mehr nachzufühlen vermögen!

Die Rufe nach mehr Mozart oder auch nach einer der seinen verwandten Kunst zwangen mich stets zu einer gewissen Heiterkeit, wenn ich die Zeit und ihr musikalisches Schaffen betrachtete, an die sie gerichtet sind. Gesetzt, unser Tonschaffen würde sich tatsächlich in jene Bahnen lenken, dann würde man für sehr lange diesem Bestreben kein passenderes Motto

Digitized by Google

vorsetzen können als den Anfang des Rüpelprologs im Sommernachtstraum: „Wenn wir mißfallen tun, so ist's mit gutem Willen; der Vorsatz bleibt doch gut, wenn wir ihn nicht erfüllen." Sind sich die Rufer nicht bewußt, was geschehen müßte, wenn ihre Forderung Erfüllung finden sollte? Wir alle müßten zunächst von Grund auf umstudieren, und die allermeisten müßten das Komponieren überhaupt sein lassen. Das an die „Kakophonie", dem „haut goût" der Töne gewöhnte Ohr müßte sich in eine „klanghygienische" Dauerbehandlung begeben und unser ganzes Wesen überhaupt müßte sich „entmaterialisieren", was doch, da wir bis über die Augen im „Materialismus" stecken, ein höchst schmerzhafter Prozeß wäre. Auch dürften wir uns weder philosophischer Stelzen, noch literarischer Krücken mehr bedienen, müßten statt des Brodems der Großstadt die dünne Luft der Hochebene des Idealismus atmen, was unseren Lungen vorderhand schlecht bekommen würde. Auch dürften wir unsere Nerven nicht mehr peitschen, unsere Haut nicht mehr kitzeln lassen, und würden uns natürlich für die Langeweile eines derart „ungewürzten" Lebens bedanken. Aber ich will nicht gleich dem Korporal Nym diese „Humore" zu Tode hetzen, wiewohl es manchmal schwer ist, angesichts dessen, was heute vielfach unter Kontrapunkt verstanden und für Polyphonie ausgegeben wird, ernsthaft zu bleiben.

Noch ein kurzes Schlußwort. Homophonie, Figuration, Polyphonie sind an sich nur Auftrittsformen für den Tongedanken, und es wäre daher sehr töricht und von geringer philosophischer Einsicht zeugend, wollte man einer der drei Gestaltungen einen unbedingten Vorzug vor den anderen einräumen. Wir gebrauchen sie alle, und die ausschließliche Verwendung etwa des polyphonen Stiles wäre Einseitigkeit und demnach Rückschritt. Trotzdem lassen sich die hier behandelten Kräfte und Eigenschaften der Polyphonie samt deren unermeßliche Bedeutung für die Tonkunst nicht fortleugnen. Das sollte ausgesprochen werden zum Zwecke der allgemeinen Erkenntnis, daß der oberflächliche Musikgenuß, wie ihn weiteste Kreise nur kennen lernen, erst einen recht winzigen Bruchteil der Wirkung der Tonkunst fühlbar macht, dem etwa zu vergleichen, den unsere Erde als Licht und Wärme von deren Gesamtsumme der Sonne empfängt. Das erkannt, könnte vielleicht dazu führen, von der Größe der Sonne der Tonkunst ein anderes Bild zu gewinnen und Veranlassung sein, mit etwas mehr Ernst, Sammlung und Andacht zu ihr aufzusehen. Wertvoller wäre es aber noch, wenn diese Erkenntnis diesen oder jenen dazu brächte, mehr ins „Handwerkliche" der Tonkunst einzudringen. Durch dieses „Heckenwerk" muß ein jeder, um ganz in den Garten der Tonmuse zu gelangen. Wohl uns, wenn dadurch die Tonkunst „entpopularisiert" wird. O, diese Herrlichkeit der deutschen Tonkunst! — Ich wüßte nichts zu erdenken und zu erfühlen, auf das wir stolzer sein sollten, als auf die Tatsache, daß die Flugkraft des deutschen Genius im Ätherreiche des Geistigsten, Seelischsten die aller anderen Völker so fast unbegreiflich hoch überragt. Die Polyphonie aber ist so recht ein Sinnbild für jenen Wesenszug, den man als den urdeutschen bezeichnet hat: Eine Sache ihrer selber willen tun. Sie stellt aber auch den idealen Drang dar, einen Gedanken, ein Gefühl, eine Form gleich mit allem Zubehör und in höchster Vollendung zu geben. Das ist ja wohl das Grundmerkmal des Begriffs „Tiefe". Wird einmal eine Zeit kommen, in der sich dies scheinbar verloren Gegangene wieder regt und Früchte zeitigt?

August Weweler

Digitized by Google

# Timmers Tagebuch

## Sumpfblüte · Die Kapp-Lüge
## Das Schreckbild der Berliner Knute
## Der Zusammenbruch des Parlamentarismus
## in Deutschland · Heraus aus dem Sumpf!

Noch nie hat Deutschland so tief gestanden wie jetzt. Aber wir wollen uns keinen trügerischen Hoffnungen hingeben, wir sinken noch tiefer. Ohne einen Finger zu rühren, sieht die Regierung zu, wie Franzosen in deutsches Land einbrechen, und selbst vor den kleinen Polen zittern wir, die uns nicht nur deutsches Land rauben, sondern uns von deutschen Gebietsteilen absperren.

Sehen Sie, wie stumpf das Volk dort draußen auf der Straße dahinlebt und seinen sinnlichen Vergnügungen nachgeht? Heute müssen wir erleben, daß der Großstadtpöbel die Feigheit der Regierung benutzt und Deutschland zu entwaffnen sucht. Der Ekel vor dem eigenen Volke ist so entsetzlich, daß es einem schwer wird, sich noch als Deutscher zu fühlen."

Diese Worte, die Professor Roethe auf einer Berliner Bismarckfeier sprach, stoßen ins Herz, — und doch: welcher ehrliche, noch nicht völlig abgestumpfte Deutsche möchte, ob er schon unter ihnen zusammenzuckt, ihre Wahrheit bestreiten? Noch vor wenigen Jahren würde jeder, dem unser gegenwärtiger tatsächlicher Zustand als Zukunftsbild geschildert worden wäre, mit zorniger Entrüstung gegen die bloße Möglichkeit aufgefahren sein. Wenn heute so viele für das Alltägliche und doch Namenlose kaum noch ein Achselzucken übrig haben, so liegt das eben an der Abgestumpftheit, an der Gewöhnung, ist aber darum erst recht bezeichnend für den Tiefstand. Gibt es doch Leute genug, die sogar den Honig einer fröhlichen Genugtuung aus dem in geiler Blüte stehenden Sumpfe saugen, weil wir doch den „Militarismus" los geworden sind! Freilich, das „Berliner Tageblatt" hat kürzlich das Bedürfnis gefühlt, seine Hände reinzuwaschen: das Volksheer sei doch immerhin eine Schule des Volkes gewesen, deren Fehlen in Zukunft zu bedauern sei. Es habe auch unter „Militarismus" immer nur „die militärische Nebenregierung", den Einfluß der Generale (Ludendorff!) auf die Politik verstanden. Das hat indessen den bekannten Herrn Persius nicht gehindert, in demselben Blatte bewegliche Klage zu führen, der Militarismus des Heeres habe auch auf die Marine übergegriffen, und daraus sei die Meuterei der Matrosen im schicksalsschwersten Augenblicke unserer Geschichte entstanden. „Merkwürdig nur," stellt

Digitized by Google

Friedrich von Oppeln-Bronikowsky in den „Eisernen Blättern" fest, „daß das Heer nicht aus dem gleichen Grund meuterte, sondern sich bis über die Revolution aufrechterhielt! Nicht das Eindringen des Militarismus in die Marine hat die Matrosenmeutereien gezeitigt, sondern das Eindringen der Unabhängigen und Spartakisten! Hin und wieder liest man in diesem Blatt und in geistesverwandten Blättern auch die Lesart, der Militarismus sei das schroffe Hervorkehren des Vorgesetztenstandpunktes, die ‚Kluft' zwischen Offizieren und Untergebenen gewesen, also nur ein teilweiser Schaden an einer an sich guten und lebensfähigen Einrichtung, der sich natürlich beseitigen ließ. Obwohl der ‚Militarismus' also jede beliebige Auslegung zuließ, war man sich doch mit den Feinden einig, daß er mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müßte. Nachdem nun die Feinde dies mit Aufbietung der ganzen Welt, ihrer Technik und Reichtümer, in 4½ Jahren nicht erreicht hatten, besorgte es das deutsche Volk selbst mit einer deutschen Gründlichkeit, die den Feinden nichts mehr zu wünschen übrig ließ. Es vernichtete, um den Militarismus zu vernichten, das deutsche Heer.

Über etwas so Unerhörtes, wie die Abschaffung eines Heeres von 200jährigem Bestand, mit Traditionen und einem Ruhm, wie ihn die Weltgeschichte nur noch einmal, im Römischen Reiche, gekannt hat, eines Heeres, das 200 Jahre das Rückgrat Preußens, fast 50 Jahre das Rückgrat Deutschlands und oft der einzige Retter aus tiefster Not gewesen ist, geht der ‚Zeitgenosse' ebenso gleichgültig hinweg, wie über den Sturz einer 500jährigen ruhmreichen Dynastie. Ein solches Maß geschichtlicher Ahnungslosigkeit und Vaterlandslosigkeit hätte noch vor zwei Jahren für unmöglich gegolten; heute bestätigt es die Zeit. Ein Wunderwerk zweier Jahrhunderte, mit dem langsamen, sicheren Wachstum alles Organischen, ist in wenigen Tagen von rohen, sinnlosen Fäusten wie ein Spielzeug zertrümmert worden. Fast niemand regt sich darüber auf — nur das Ausland begreift die ganze Größe der Tragödie, die ganze Tiefe des Falles, und reibt sich schmunzelnd die Hände: ‚Es ist erreicht!' Ein furchtbares Wunder ist geschehen, die Arbeit ganzer Geschlechter, der Stolz von Millionen, ist ausgestrichen. Was übrig bleibt, sind 100000 Mann Polizeitruppen, im Verhältnis zur Größe und Volkszahl Deutschlands ein Bettel neben den 40000 Mann, die Napoleons I. Gnade Preußen nach 1806 beließ. Und selbst diese Zahl dünkt Herrn Erzberger und unseren unabhängigen und kommunistischen Vaterlandsfreunden noch zu hoch; sie möchten sie im Verein mit der Entente noch weiter herabsetzen, um freie Bahn für ihre Tüchtigkeit zu haben. Auch dies ist in der Geschichte keines Volkes zu finden, mag es noch so erbärmlich gewesen sein! ...

Der preußische Militarismus ist tot, es lebe der Militarismus der Entente! Dies ist das Ergebnis des gemeinsamen Kampfes gegen den ‚preußischen Militarismus', er hat Deutschland zum Spielball grausamer Feinde gemacht!

Auf den Trümmern dessen, was uns groß gemacht hat, will die Revolution nun, Hand in Hand mit den Pazifisten und den betrogenen Verrügern des Völkerbundsglaubens, ein neues, ‚besseres' Deutschland aufbauen, eine Leiche zu starkem Leben galvanisieren. Gewiß, auch der preußische Militarismus hatte seine Schattenseiten: welche menschliche Einrichtung wäre vollkommen? Aber um Schäden zu bessern, schlägt man den schadhaften Organismus nicht tot. Um einen Kranken

Digitized by Google

zu heilen, vergiftet man ihn nicht. Nur Narren und Verbrecher können auf solche Mittel verfallen."

Mit dem „Militarismus" standen wir aufrecht auf sicherem festen Boden, ohne ihn stecken wir bis zu den Schultern im Sumpfe. Aber der Sumpf blüht ja so schön —: Freiheit, Gleichheit, Demokratie etc. pp.

* * *

Aber wir sind noch nicht tief genug gesunken, wir müssen auch noch den letzten Halt verlieren, die kümmerlichen Reste zum Schutze nur unserer inneren Ordnung und Sicherheit, die uns in der Reichswehr und einigen dürftigen militärersatzähnlichen Einrichtungen übrig geblieben waren. Darum können die Massen nicht genug gegen sie gehetzt, sie selbst nicht genug getreten und geschunden werden, als wären sie unser schlimmster Feind und nicht die einzigen Nothelfer, die dem Bürger wie dem ehrlichen Arbeiter noch einen gewissen Schutz seines Lebens und seiner persönlichen Freiheit und Selbstbestimmung gegen den Schrecken politisch maskierter Verbrecherbanden gewähren. Da mußte dann noch das unglückselige, vaterländisch sicher nicht „verräterische" — wer glaubt hier ehrlich an „Verrat"? — aber politisch völlig plan- und sinnlose Kapp-Abenteuer daherkommen und dem gemeingefährlichen Treiben den hochwillkommenen, wenn auch noch so verlogenen Vorwand in den Schoß werfen! „Es ist", so schreiben die „Preußischen Jahrbücher" (Herausgeber Wilhelm Schotte), „gelogen worden im Krieg, in der Revolution, unter der Monarchie, unter der Republik; unter Kapp, unter Müller — aber noch niemals ist so viel gelogen worden wie in den Parlamentsdebatten über die Kapp-Affäre. Wunderbarste Beispiele der Demagogie sind wohl die feierlichsten Nachrufe auf die März-Gefallenen von 1920. Herr Braun ‚gedenkt in Ehrfurcht derjenigen, die im Kampfe gegen die Hochverräter und zum Schutze der Republik ihr Leben gelassen haben', ich bitte Herrn Braun, Namen zu nennen und zu belegen, daß die Toten dieser Namen im Kampfe gegen Kapp und seine Macht ihr Leben gelassen haben. Unschuldige wird es immer geben, die im Straßenkampf fallen, diejenigen aber, die in diesen Märztagen ihren Tod durch irgendwelchen Widerstand verursacht haben, sind nicht als Gegner der Kapp-Regierung, sondern als Gegner der militärischen Macht, als Gegner des Staates überhaupt, als Bolschewisten, als Mörder und Plünderer gefallen. Solcher Art waren beispielsweise die Toten aus dem Kampf um das Schöneberger Rathaus, diejenigen nämlich, die gefallen sind, als das Reichswehrregiment 5 die in ihrem Leben bedrohte Besatzung des Rathauses heraushauen mußte. Man hat sie nichtsdestotrotz mit den gleichen verlogenen Phrasen zu Grabe getragen. Um die ermordeten Offiziere aber hat sich niemand gekümmert. Nichts als schlimmste und noch dazu komisch wirkende Demagogie sind desselben Herrn Ministerpräsidenten Braun Worte vom Kainszeichen des Brudermordes, das er an der Stirn der Rechtsparteien sehen will. Dieselbe parlamentarische Regierung, die in dieser Weise sich von der Regierungsbank des Parlamentes aus am Parteikampf beteiligt, verlangt auf der anderen Seite Achtung der Autorität ihrer Parteiregierung. Von Demokratie, von Parlamentarismus, von beiden haben dabei Müller, Braun und Konsorten keinen Begriff.

Die Regierung, deren Mitglieder allerdings moralisch verpflichtet gewesen

Digitized by Google

wären, sich dem Handstreich der Herren Kapp-Lüttwitz selbst mit persönlicher Gewalt entgegen und ihr Leben dabei aufs Spiel zu setzen, tat das Klügere und Sicherere, sie floh nach Stuttgart; im übrigen hat sie nichts getan, um den Zwischenfall Kapp-Lüttwitz zu erledigen. Nicht Müller, Bauer und Genossen haben die Demokratie und den Staat gerettet, sondern die Energielosigkeit, Unfähigkeit und Uneinigkeit der Konterrevolutionäre auf der einen, die Verhandlungsgeschicklichkeit des Ministers Schiffer auf der anderen Seite. Die Gegenrevolution ist durch den Generalstreik nicht besiegt worden; es ist Geschichtsfälschung, zu behaupten, daß der Generalstreik die Macht von Kapp-Lüttwitz gebrochen habe. Eine Regierung, die sich in der militärischen Macht über Berlin, Reichsbank und Reichsdruckerei befindet, braucht vor dem Generalstreik nicht zu kapitulieren, kann vielmehr den Kampf fortsetzen, wenn auch natürlich der endliche Ausgang ungewiß ist. Aber Revolutionäre, die eine Revolution aus der eigenen Tasche bezahlen, die unter sich uneins sind, die nicht wissen, was sie wollen und wie sie es machen sollen, sind erledigt in dem Moment, da sie anfangen. Die ungeheure Gefahr, die durch den von der Regierung heraufbeschworenen Generalstreik unserm Vaterlande drohte und in dem Moment akut wurde, als Kapp und Lüttwitz hier abdankten, hat Schiffer durch seine Abmachungen mit den Gewerkschaften gebannt. Zum Dank dafür ließ man ihn gehen, so wie man gerade die beiden sozialistischen Minister der alten Regierung, die Verstand, Mut und Charakter hatten, der Masse geopfert hat, Noske und Heine."

* * *

Es ist unfaßbar für ein normales Hirn: in einer Zeitspanne, wo alles zusammenzustürzen droht, das Dach über dem Haupte, der Boden unter den Füßen, wo der Feind in unerhörtem Rechts- und Friedensbruche in das Herz des gemeinsamen Vaterlandes vorstößt, ganze große Reichsgebiete und Städte unter den Stiefel seiner Zwangsherrschaft tritt, die friedliche Bevölkerung, die eigenen Brüder mit Reitpeitsche und Kolben regiert, — in dieser Zeit gibt es keine dringendere und höhere Aufgabe als ödeste und ruchloseste Parteipolitik, wird als erlösende Parole der Kampf gegen die Millionen Volksgenossen ausgerufen, die sich noch nicht dazu emporgerungen haben, auf das alleinseligmachende Parteidogma zu schwören, um dessen Feststellung inzwischen unter den Brüdern der verschiedensten Schattierungen noch ein wütendes Raufen stattfindet. „Nach dem schmachvollen Waffenstillstand und dem furchtbaren Kriegsausgange", diesen unerbittlichen Spiegel hält der bekannte Führer der bayerischen Volks-(Zentrums-)Partei Dr. Heim dem „neuen System" vor, mit dem uns Gott gestraft hat, — „blieb uns das Schrecklichste vorbehalten, die Selbstzerfleischung. In den 4½ Jahren vorher ist im alten deutschen Mutterland kein Haus von feindlichen Heeren zusammengeschossen, keine deutsche Familie ausgeplündert, kein friedlicher Bürger niedergeschossen oder erschlagen worden. Das alles war den letzten 1½ Jahren vorbehalten. Wir stehen tiefer als während des Krieges und sind noch nicht am Ende, sondern am Beginn des Niederganges. Die politische Revolution war nur der Kulissenwechsel. Jetzt erleben wir die wirtschaftliche Revolution, die wie ein Gießbach allen Schlamm aufwühlt und allen Dreck nach oben treibt. Das wird um so länger dauern, je schlechter wir regiert sind, und schlecht werden wir regiert seit 1½ Jahren. Es ist erlogen, daß all das

Digitized by Google

Elend eine Kriegsnachwirkung sei. Barbarische Hände wühlen weiter in unseren offenen Wunden, und wir zerfleischen uns selbst. Die Regierung aber hat es nur verstanden, diese Wunden zu erweitern. Sie hat dem Schieber- und Wuchertum das Handwerk nicht gelegt und den Arbeitswillen gegen den Arbeitsunwillen nicht geschützt. Sie hat es nicht verstanden, die Ordnung im Lande wiederherzustellen.

Die Weimarer Verfassung ist ein Fetzen Papier, und weder diese Verfassung, noch die Nationalversammlung, die sie gemacht hat, haben einen nennenswerten Fortschritt, sondern uns unter die Berliner Knute gebracht. Und das ist die restlose Zentralisierung, die aus Deutschland ein großes Warenhaus und eine große Fabrik machen will, und die Weimarer Verfassung ist ein Mantelgesetz dazu. Keine Rücksicht auf geistiges Empfinden, kein Glauben mehr daran. Jahrhunderte alte Zusammengehörigkeit der Volksstämme und ihre Eigenart glaubt man mit einem Federstrich beseitigt zu haben. Selbst Payer, der alte demokratische Führer, hat in den Stuttgarter Fluchttagen der Reichsregierung bekannt, daß man so nicht weiter arbeiten kann. Der Berliner Zentralismus ist die Kopfkrankheit des Reiches, und alle Glieder leiden mit an der Berliner Zersetzung und Gehirnerweichung. Von der Gnade Berlins wollen wir so wenig abhängen wie von der Pariser Gnade. Wirtschaftlich brauchen wir eine scharfe Kontrolle und Auswahl von Ein- und Ausfuhr. Auf dem Papier besteht sie, aber praktisch nicht, denn Millionen und aber Millionen an unentbehrlichem Gut, selbst Nährgut, konnten unter der Revolutionsregierung ins Ausland verschleppt werden, und unter der parlamentarischen Regierung erst recht. Das fressende Geschwür eitert weiter. Nie wurden wir im Obrigkeitsstaat schlechter regiert als von dieser Regierung. Man treibt nur Parteipolitik, bis wir zum Dreckhaufen geworden sind. Drei Dinge garantieren den Preisabbau und die Hebung der Valuta: der Zehnstundentag, die Akkordarbeit, das Streikverbot und an Stelle des Streiks das Schiedsgericht. Beschließt heute der Reichstag nur eines dieser Gesetze, dann steigt unsere Valuta in drei bis vier Tagen um 300 bis 400 Prozent. Nur der Sozialismus hindert das Einlenken in die Bahnen der Vernunft. Er schmeichelt der Handarbeit, die wir nicht unterschätzen, aber wir verwerfen die anmaßende Alleinherrschaft irgend eines Standes. Die besten Köpfe der Sozialdemokratie sind seit anderthalb Jahren in der Regierung, und was haben sie fertig gebracht? Scherben! Sonst nichts! Was soll uns erst blühen, wenn die ganz Radikalen daran kommen? Vom Arbeiter hängt das ganze Wirtschaftsleben ab, sagen sie und die anderen. Das ist nicht wahr! Von der Zusammenarbeit aller hängt alles ab und, nicht von der revolutionären Gewalt."

Kann es Beschämenderes geben, als daß in den letzten Wochen die Grenze des besetzten Gebietes zugleich die Grenze von Ruhe und Ordnung, persönlicher Sicherheit und Arbeitsmöglichkeit darstellte, und daß die Teile der Rheinprovinz, die dem Bolschewistenaufstande zum Opfer fielen, weil sie außerhalb der Besatzungszone liegen, fast mit Neid auf die besetzten Gebiete blickten, von denen der Landesfeind doch wenigstens solche Schrecknisse fernhält? „Man hat", gibt die „Deutsche Tageszeitung" den zwischen Berlin und Stuttgart herum-



Digitized by Google

regierenden Reiseonkeln zu verstehen, „im besetzten Westen, und man hat auch dort, wo der Bolschewismus sich jetzt ausgetobt hat, kein Verständnis für die ‚hochpolitischen' Beweggründe, die die hohe Reichs- und Staatsregierung zu ihrem unglaublichen Verhalten gegenüber dem Ruhraufstand bewogen haben. Man fühlt sich dort nur im Stich gelassen, man sieht dort nur Schlappheit, und man betrachtet sich in jedem Fall als Opfer. Im besetzten Gebiet ganz allgemein als Opfer der deutschen Niederlage, im Ruhr- und Bergisch-Märkischen Gebiet als Opfer der Kapitulation vor dem Radikalismus. Wenn dann in diese durchaus begreiflichen Stimmungen hinein Deklamationen über wankende oder mangelnde Reichstreue ertönen, so ist das allerdings so ziemlich der Gipfel psychologischer Einsichtslosigkeit. Eine verehrliche Regierung sollte daran gehen, nach einem bestimmten Programm und unter festem Zugreifen Ordnung zu schaffen und Zustände im Reiche herzustellen, die den Bewohnern des besetzten Gebietes als begehrenswert statt als Schreckbild sich darstellen. Sie sollte sich einmal in der Fähigkeit versuchen, sich in die Psyche des Rheinländers hineinzudenken, und sich vorzustellen, mit welchen Augen man von dort aus, wo man in äußerlich geordneten Verhältnissen lebt, die Vorgänge im übrigen Reiche betrachtet.

Man sollte sich aber auch angelegen sein lassen, kleinen und großen Nöten gerade des besetzten Gebietes eine sorgsamere Beachtung zu schenken, wärmeres Interesse zuzuwenden, als das bisher geschehen ist. Als gegen Ende des vergangenen Jahres die schwere Hochwasserkatastrophe über das Rheinland hereingebrochen war, haben wir nachdrücklich darauf hingewiesen, daß hier eine Gelegenheit geboten sei, moralische Eroberungen bei den Rheinländern zu machen, durch praktische Bekundung des Mitgefühls in Form eines groß angelegten Hilfswerkes. Es ist in der breiten Öffentlichkeit nichts dergleichen geschehen, nicht einmal die Presse hat sich der Sache halbwegs gebührend angenommen. Die Regierung hatte in ihrem offiziösen Organ einige Schnoddrigkeiten für uns übrig. Und nach Wochen und Monaten erfuhr man aus der rheinischen Presse, daß die Art, wie die Regierungsaktion zu einem erheblichen Teil auf dem Papier stehen geblieben war, die denkbar größte Erbitterung ausgelöst hatte.

So und mit Verdächtigungen wirbt man nicht um die Seele einer schwer bedrückten, tausend Versuchungen ausgesetzten Grenzbevölkerung. Man gewöhne sich endlich daran, auch in der Rheinlandfrage die Erfahrungstatsache zu beachten, daß, wo sich Rauch zeigt, auch Feuer sein muß. Und man werde sich darüber klar, wieviel Scheite zu diesem Feuer aus dem übrigen Deutschland, aus der dortigen Indifferenz, aus seinen chaotischen Zuständen, aus dem Verfall unserer Wirtschaft, aus der Unfähigkeit der Regierung stammen. Wenn jetzt in rheinischen Zentrumskreisen sich eine sehr nachdrückliche Opposition gegen die Berliner Parteiwirtschaft bemerkbar macht, so heißt es, die Dinge tatsächlich auf den Kopf stellen, wenn dahinter nun wieder lauter Schlechtigkeit und Verratabsichten und treulose Gesinnung gewittert wird. Von dieser Opposition könnte, wenn sie sich durchzusetzen verstände, unter Umständen eine Gesundung unserer inneren Verhältnisse ihren Ausgang nehmen, die die ganze Frage des Verhältnisses des Rheinlandes zum Reiche in wichtigsten Momenten entscheidend beeinflußt. Die Berliner Wirtschaft allerdings hat man im Rheinland gründlich satt."

Digitized by Google

Nicht nur im Rheinlande, in allerweitesten Teilen des ganzen Reiches und nicht zuletzt — Preußens, das durch den international verseuchten und verpöbelten „Berliner" Typ — das gute alte Berlinertum ist längst im Aussterben — mit in Verruf gebracht wird, ohne sich dagegen wehren zu können! Das sollten unsere süddeutschen Brüder bei ihren oft verallgemeinernden Urteilen über „die Preußen" billigerweise auch berücksichtigen.

* * *

Auch wenn die heutige Regierungsmehrheit über viel größere äußere Machtmittel verfügte, als sie ihr in der Tat zu Gebote stehen, das heutige Regierungssystem — wenn hier von einem System die Rede sein darf — müßte doch an seiner inneren Voraussetzungslosigkeit, an dem Mangel einer Fundamentierung durch die lebendig wirkenden Kräfte der Volksveranlagung zusammenbrechen. Graf Posadowsky hat das kürzlich im roten „Tag" mit überzeugenden Gründen dargelegt: „Wir erleben jetzt seit dem 9. November 1918 das wiederholte Schauspiel eines völligen Zusammenbruchs der Regierung. Wie kann bei solch stetem Personenwechsel, bei welchem Ministerposten wie politische Pfandrechte verteilt werden, eine zielbewußte innere und äußere Politik möglich sein? Haben doch die wechselnden Minister nicht einmal Zeit, sich auch nur oberflächlich in ihr Verwaltungsgebiet einzuarbeiten. Unverantwortliche Souffleure und nachgeordnete Stellen sind die leitenden Geister. Wie im Reich, so ist es auch in den einzelnen Ländern. Was wir seit Jahr und Tag erleben, ist nicht nur der Zusammenbruch dieses oder jenes Ministeriums; nein, es ist mehr, es ist der Zusammenbruch des parlamentarischen Systems in Deutschland überhaupt. Macht sich doch deshalb schon allerwärts der Ruf nach Fachministern hörbar. Kein Volk eignet sich so wenig für die parlamentarische Regierungsform wie das deutsche mit seinem ausgeprägten politischen und sozialen Individualismus, der unaustilgbar zu sein scheint. Die mehr als tausendjährige staatliche Zersplitterung Deutschlands liefert hierfür den geschichtlichen Beweis. Früher sprachen die linksstehenden Parteien wegwerfend über die ‚deutsche Kleinstaaterei'. Jetzt nennen sie es ‚landsmannschaftliche Eigenart', legen diese Stammesgegensätze verfassungsmäßig fest und überlassen die Bildung von neuen Kleinstaaten der Willkür der einzelnen Bevölkerungsgruppen. Den gleichen Individualismus zeigt die Zersplitterung der Parteien in den gesetzgebenden Versammlungen; selbst Parteien, die ein fast gleichlautendes politisches Bekenntnis haben, vermögen in dieser gemeinsamen furchtbaren Not der Zeit sich nicht zu gemeinsamer Arbeit zusammenzuschließen, weil man alte zerschlissene Fahnen aus fruchtlosen Kämpfen der Vergangenheit nicht ins Zeughaus bringen will. Deutschland ist bereits überdemokratisiert. Die Regierung wagt nicht mehr, einen Beschluß von einiger Bedeutung zu fassen, ohne wenigstens die Parteiführer der Mehrheit zu hören. Die Parteiführer holen ihrerseits wieder Beschlüsse ihrer Fraktion ein. Man kennt die Zufälligkeit solcher Fraktionsbeschlüsse, die von der wechselnden Anzahl und der wechselnden Anwesenheit ihrer Mitglieder abhängen. In dieser Weise ist eine zielbewußte, folgerichtige Staatsverwaltung unmöglich; 400 Menschen und mehr können nicht fortgesetzt mitregieren. Man begnügt sich aber bei der jetzigen parlamentarischen Regierungsform nicht

Digitized by Google

nur mit solch ständiger Mitregierung des versammelten Parlaments, man hält es nicht für genügend, die dem Parlament zustehende gesetzgebende Gewalt mit einer Flut von Interpellationen, Anträgen, Anfragen, und wie all dieser parlamentarische Theaterdonner heißt, zu verbrämen, sondern man hat auf Grund der Verfassung die Regierung sogar während der reichstagsfreien Zeit in Schutzhaft genommen, indem man ihr für diese parlamentarische Arbeitspause eine parlamentarische Überwachungskommission als Schildwache vor die Tür stellt. Parlamentarische Regierung bedeutet, daß die Vertrauensmänner der Mehrheitsparteien die maßgebenden Stellungen der Regierung besetzen; sie bedeutet aber nicht, daß die so gestellten Vertreter der Regierung demnächst nur das Sprachrohr ihrer parlamentarischen Hintermänner darstellen. Die Regierung muß die führende Stelle bleiben. Der Parlamentsmehrheit verbleibt das Recht, der Regierung das Vertrauen zu entziehen und sie zu stürzen, wenn in wesentlichen und entscheidenden Fragen zwischen ihr und der Regierung Meinungsverschiedenheiten entstehen. Fortgesetzte Einmischung der Parteien in die Tätigkeit der Regierung, selbst in unbedeutenden Angelegenheiten, muß jede Regierung von ihrer eigenen Verantwortung entlasten und sie damit zu einer bureaukratischen Vollzugstelle herabdrücken, ganz gleich, ob diese Regierung rot, schwarzrot oder schwarzweißrot gefärbt ist."

Jetzt aber stellt nicht nur fortgesetzte Einmischung der Parteien die Zeiger der Regierungsuhr je nach ihrem Parteibedarf herum, sondern die örtliche Organisation einer Bevölkerungsklasse, die Berliner Gewerkschaften mit ihren Angliederungen haben (mit den „Neun Punkten") die maßgebende Entscheidung in allen politischen und wirtschaftlichen Fragen an sich gerissen, und die Regierung und die Koalitionsparteien haben sich trotz aller nichtigen Ableugnungen dieser Abdankung löblich unterworfen. Aber auch von den Gewerkschaften gilt: „du glaubst zu schieben und du wirst geschoben". Denn das letzte Wort sprechen nicht die Gewerkschaften, sondern das „Proletariat", was ja nur eine Nebelhülle und ein Schaumschlag um den robusten und eindeutigen Begriff „Straße" ist.

Eine andere Frage ist, ob sich nicht in diesem Vorgehen der Gewerkschaften die Linie einer künftigen Entwicklung andeutet. „Auf die Dauer", schreibt Georg Bernhard in der „Voss. Ztg.", „kann die Ausübung der arbeitsdemokratischen Forderungen den Gewerkschaften nicht allein überlassen bleiben. Die Organisationen der Ärzte, der Schriftsteller (die Schauspieler sind bereits in der gewerkschaftlichen Gesamtorganisation vertreten), der Journalisten, der Künstler und der Anwälte werden sich eines Tages den Angestellten, Arbeitern und Beamten zugesellen. Die Macht des Gedankens und die Macht der außerparlamentarischen Agitation wird wachsen. Und kein geschriebenes Wort und kein Protest wird den tatsächlichen Einfluß dieser sich selbst organisierenden Macht zurückdämmen. Ja, es muß sogar angenommen werden, daß auf die Dauer der Zeit, die immer mehr unter dem Druck einer planlosen Politik seufzende Industrie auch in ihren Unternehmerteilen ihren Pakt mit der neuheraufkommenden Macht schließen wird. Und dann wird eines Tages der offene Bruch zwischen der organisierten Wirtschaft und dem politischen Parlament da sein. Ein Bruch, der nicht mehr zu heilen sein und die vollkommene Niederlage eines in seiner Isoliertheit überlebten Parlamentarismus zur Folge haben wird."

Digitized by Google

Der Kern des Gedankens, nur in unverfälschter Natürlichkeit organisch erwachsen, eigenem altem Volkstum entsprossen, ist von besten deutschen Denkern, Ergründern der Volksseele, schon seit langem vertreten worden: ein Parlament, ein Rat der Berufsstände, in dem nicht nur die Zahl ihrer Angehörigen, sondern auch die Bedeutung des einzelnen Berufsstandes für die Volksgesamtheit zur Geltung kommt, auch wenn er an Zahl nur eine Minderheit darstellt.

* * *

Der Wert und die Beschaffenheit unseres gegenwärtigen Parlaments, das sich „Nationalversammlung" nennt, läßt sich eigentlich schon durch die einfache Tatsache ausschöpfen, daß diese Versammlung bis vor kurzem das willenlose, zu allem bereite Werkzeug, die kopfnickende Pagode eines Erzberger war. Aber wir wollen sie auch nach ihren Früchten erkennen. Ein kleines Körbchen nach der Post, aber es ist schon mehr eine Leporelloliste: „die Auspowerung der Besitzenden, das unheilvolle, aber nicht unheilbare Sozialisierungsgesetz, die durch die Regierung geförderte Rechtlosmachung Deutschlands gegenüber der Entente, die auf fast 200 Milliarden angewachsene Schuldenlast, die neue Mode des selbstmörderischen Streiks und Generalstreiks, die stets gesteigerte Erhöhung der postalischen Gebühren, die bis zur Lahmlegung des geschäftlichen Mittelstands getriebene Heraufsetzung der Eisenbahntarife, die zuletzt ausgeheckte Steuer auf Krankheit in der Form der Erpressung von Krankenkassenbeiträgen, die blühende Entwicklung des Schieber- und Schleichhändlertums, die Masseneinwanderung neuer Blutegel aus dem Osten, die dem deutschen Wirtschaftskörper heute angesetzt sind, die Etablierung räubernder und plündernder Banden, die an die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges erinnern — welch ein Sündenkonto! Regierung und Nationalversammlung teilen sich darein. Und den Hauptanteil hat die Nationalversammlung zu tragen, denn nach den heute herrschenden Grundsätzen ist die Regierung an die Parlamentsmehrheit gebunden und von ihr abhängig: die Regierung wäre nicht so unfähig, wenn die Nationalversammlung nicht so miserabel wäre. Was hat denn dieses Parlament, um nur ein Beispiel herauszugreifen, in der Angelegenheit der Verbrecherwirtschaft im Ruhrgebiet getan? Es hat Reden gehalten, und zwar hinterdrein, als das Unheil geschehen war. Nichts weiter.

Soll Deutschland nicht ganz und gar verloren gehen, dann kann eine Besserung nur von einem Parlament kommen, in dem national denkende Männer die Mehrheit haben. Das Ansehen der Nationalversammlung ist nicht zuletzt darum so gesunken, weil sie so erschrecklich arm an Charakteren war, weil eitle Schwätzer und selbstgefällige Parteibonzen in ihr das große Wort führten, weil ihnen der sittliche Ernst und das Verantwortungsgefühl fehlten und weil sie größtenteils rein automatisch ihre Abgeordnetenpflichten erfüllten, soweit sie sie überhaupt erfüllten. Daher erklärt sich auch die heutige Interesselosigkeit des Volks am Parlament."

Gewiß geben Zusammensetzung und Leistungen dieses Parlaments eine „Erklärung" für die Interesselosigkeit an ihm, aber eine Entschuldigung ist das nicht, und ganz zuletzt für das Bürgertum. Im Gegenteil ist die jämmerliche, verprügelte Haltung des Bürgertums viel eher eine Entschuldigung für die Aus-

Digitized by Google

artungen aufgepeitschter blindwütiger, dazu geld- und machtlüsterner Massen, die sich nie in solcher Zügellosigkeit hervorgewagt hätten, wenn sie auch nur auf irgendwelchen ernsthaften und entschlossenen Widerstand auf jede Gefahr hin gestoßen wären. Das „Proletariat" hat schließlich doch seine Haut zu Markte getragen, und nicht wenige sind auf der Strecke geblieben, sonst hätten sie ja auch nicht so ungeheure Erfolge errungen. Das Bürgertum —? „Vor der ausbrechenden Revolution", führt ihm die „Süddeutsche Zeitung" zu Gemüte, „hat sich das Bürgertum verkrochen, will es sich auch heute wieder vor dem Bolschewismus verstecken, vor dem deutschen Jakobinertum, das in tausend Gesichtern unter der Ballonmütze grinst? Will es mit Hermann Müller, der heute auf dem Sessel Bismarcks sitzt, sich nicht bange machen lassen vor dem Bolschewismus, sondern sich weiter blenden lassen durch die Parole Scheidemanns, die Hermann Müller kopiert hat, daß der Feind rechts stehe? Nur deshalb, weil der Bolschewismus sich die Dummheit Kapps in kluger Weise zunutze gemacht hat und den Ruf ‚Gegen die Reaktion!' zum Feldgeschrei erhebt für den Kampf, der schon längst in aller Stille und in seinen gewaltigen Ausmaßen vorbereitet war? Was in aller Welt haben Kapp und Lüttwitz damit zu tun, daß die rote Soldateska im rheinisch-westfälischen Industriegebiet über ganze Batterien leichter und schwerer Artillerie, über Hunderte von Maschinengewehren und Minenwerfern, über Hunderttausende von Gewehren verfügen? Wo und wer sind die Leute, die dafür verantwortlich sind, daß die rote Armee in solcher Weise kriegsmäßig ausgerüstet werden konnte? Es sind die Staatsmänner und Parteipolitiker, die ihr ödes und blödes Geschrei über die Reaktion unter die Masse werfen, es ist die schwarzrotgoldene Regierung, die darüber Rechenschaft zu geben hat. Sie und nur sie trägt die Schuld daran, daß wir heute tatsächlich den Krieg in Deutschland haben. Nur eine absolut unfähige und jeder Verantwortung bare Regierung konnte derartige Waffenarsenale in den bolschewistischen Agitationszentren aufgestapelt lassen. Den ‚reaktionären' Offizieren hat man die harmlosen Achselklappen vom Leibe gerissen, den revolutionären Spießgesellen hat man Kanonen und Gewehre sorgfältig und in Massen aufgestapelt. Mag das Ende der Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus sein, welches es wolle, die unbedingte Pflicht derjenigen vaterländisch Gesinnten, die an der richtigen Stelle, in der Nationalversammlung, noch ein Wort haben, ist es, von der Regierung Auskunft und Rechenschaft darüber zu fordern. Hier heißt es: Heraus, ihr Vertreter des Bürgertums, aus der Verteidigungsstellung und zum Angriff geschritten, das Bürgertum hat ein Recht, von euch zu fordern, daß seine Lebensinteressen in nachdrücklicher Weise gewahrt werden, ein Recht, von der Regierung zu fordern, daß ihre Laxheit gegenüber dem Bolschewismus nicht zum Verbrechen an dem gesamten Staatsbürgertum wird. Vor Kindern verwahrt man die Waffen, den organisierten Verbrechern gibt man sie in die Hand und läßt die Meute dann los auf die Menschheit, damit die ‚Errungenschaften der Revolution' nicht gefährdet werden. Das ist der nackte, klare Tatbestand, vor dem wir heute stehen und mit dem wir auch in Zukunft zu rechnen haben, wenn nicht endlich das Bürgertum zu straffster Gegenorganisation zusammengerissen und unlöslich zusammengeschweißt

Digitized by Google

wird. Um diese Frage, um die Lösung dieses Problems dreht sich heute alles, davon hängt es ab, ob wir für die Zukunft wenigstens einen Teil von dem zurückgewinnen können, was uns durch Krieg und Revolution verloren gegangen ist.

Die bürgerlichen Parteiorganisationen, deren Hauptaufgabe es zurzeit ist, die sogenannte Koalition zusammenzuhalten, damit die Mehrheitssozialdemokratie unter der Wucht des überradikalen Ansturms nicht vollends zusammenbricht — der Zusammenbruch wird später trotzdem kommen —, können völlig beruhigt sein, ich mute ihnen gar nicht zu, daß sie sich mit der ‚Reaktion' verbinden und verbrüdern, aber ich meine, es gibt noch höhere Aufgaben und höhere vaterländische Pflichten, als das staatspolitische Leben und die staatspolitische Entwicklung nur im parteipolitisch gefärbten Kaleidoskop an sich vorüberziehen zu lassen und danach seine eigene Tätigkeit und Wirksamkeit für das Gemeinwohl einzustellen, dem wir schließlich doch alle dienen wollen. Es hängt doch heute wahrhaftig nicht mehr davon ab, daß man sich, wie Hermann Müller meinte, vor dem Bolschewismus nicht bange machen läßt, sondern der Bolschewismus ist da und zehrt unsere gesamten wirtschaftlichen Kräfte und damit unsere volksstaatliche Existenz allmählich auf. Und darum nur handelt es sich: will das Bürgertum dieser planmäßigen Abwürgung durch den Bolschewismus noch länger tatenlos zusehen, nicht nur tatenlos, sondern sorgenlos und gewissenlos?

Es ist doch gar nicht zu bestreiten, daß mit der nach dieser Richtung erfolgreichen Ausprobung des Generalstreiks gegenüber dem Kappschen Gewaltstreiche, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil diese Ausprobung die ausdrückliche Billigung und Willigung der Regierung erfahren hat, eine sehr zweischneidige Waffe aus der Scheide gezogen worden ist, eine Waffe, die von jetzt ab so locker sitzt, daß mit ihrer für unser Wirtschaftsleben tödlichen Anwendung jederzeit, auch beim geringfügigsten Anlaß gerechnet werden muß. Eine bayerische Zeitung hat jüngst die Auswirkungen eines Generalstreiks dahin zusammengefaßt, daß eine Woche Streik, schwach gerechnet, ein halbes Jahr verlorene Arbeit bedeutet. Es war die München-Augsburger Abendzeitung, die dazu folgende sehr treffenden und beherzigenswerten Ausführungen gab:

‚Die Gruben, die ersaufen, die Nahrungsmittel, die verderben, das Material, das verludert oder zugrunde geht, die Industrien, die in ihrer regelmäßigen Lieferpflicht gestört, geschäftliche Einbußen erleiden, das sind Schäden, die in wenigen Tagen herbeigeführt und in Jahren erst geheilt sein werden. Zwei- oder dreimal im Jahre nur kurzen Generalstreik, und wir haben das ganze Jahr umsonst gearbeitet! Diese Aussichten, an unserer Wirtschaftslage gemessen, lehren uns, daß wir vor einer Wirtschaftsperiode stehen, die durch eine andauernde Lähmung ihrer wichtigsten Lebenserscheinungen gekennzeichnet sein kann. Im Vergleich zu dieser Gefahr sind alle politischen Fragen von Regierungsformen, Koalitionen, Kompromissen, Wahlkämpfen u. dgl. Lappalien!'

Ich meine, es müßte bei ehrlichem Verstehen und ehrlichem Wollen auf seiten des Bürgertums, unbeschadet der Parteistellung, wirklich nicht schwer fallen, daraus die Nutzanwendung zu ziehen. Es sind doch die Güter des Bürgertums insgesamt (auch der besonnenen und national empfindenden Sozialdemo-

Digitized by Google

kraten. D. T.), die solcherweise einer stetigen Bedrohung und einer mit der Zeit unausweichlichen Vernichtung ausgesetzt sind. Kann da wirklich noch jemand, der auch nur im allergeringsten seiner Verantwortung sich selber und denen gegenüber, deren Zukunft er die Früchte seines Schaffens schuldet, im Zweifel sein, was er zu tun hat, was seine Pflicht ist? Man sei doch nicht so töricht, zu glauben, daß die zweischneidige Waffe des Generalstreiks nur gegen die ‚Reaktion' in Anwendung komme oder nur da, wo mehr oder weniger berechtigte Interessen der Arbeiterschaft zu verfechten wären, nein, das Begehren der Gewerkschaften gegenüber Regierung und Volksvertretung hat gezeigt, daß es hier um ganz andere Dinge geht, und so ist damit zu rechnen, daß das unheilvolle Kampfmittel auch dann in Anwendung kommt, wenn es sich um belanglose, aber für den Egoismus und den Eigensinn der radikalen Kreise gewichtige, eben um des schönen Gesichts und der Massenschmeichelung gewichtige Wünsche und Forderungen handelt.

Hier, meine ich, kann nur eine straffgegliederte Gegenorganisation des gesamten Bürgertums helfen, eine Gegenorganisation, in der die Macht des Bürgertums so verkörpert ist, wie die Macht des Proletariats in den sozialistischen Organisationen. Und diese bürgerliche Organisation muß da, wo seitens des Radikalismus der Generalstreik ganz offenkundig zur Durchsetzung egoistischer, vom Standpunkt des Allgemeinwohls nicht berechtigter Forderungen, zur Erpressung von Sondervorteilen ohne Rücksicht auf die Gesamtheit angesetzt wird, in Erscheinung und Wirksamkeit treten. Es muß mit anderen Worten der Abwehrstreik seitens der Bürgerschaft ebenso planmäßig und tatkräftig durchgeführt werden, wie der Angriffsstreik seitens des Radikalismus unternommen wird. Ist das Bürgertum willens und fähig, sich eine solche, reinen Abwehrzwecken dienende Organisation zu schaffen, so wird es keine geringere Macht repräsentieren als die organisierte Arbeiterschaft. Druck erzeugt Gegendruck. Zeigt sich das Bürgertum fähig zu einem solchen Gegendruck, dann kann es dem Vaterlande ungeheure Werte retten, weil bei einem solchen Gegendruck die Heraufbeschwörung leichtfertiger Generalstreiks, wenn auch nicht ganz hintangehalten, so doch wesentlich gemindert wird, und die Wunden, die unserem Wirtschaftsleben geschlagen werden, nicht so tief gehen, als wenn der radikalen Organisation einfach freie Bahn gelassen wird. Zwei- oder dreimal Generalstreik, und die Arbeit eines Jahres ist vernichtet; einmal erfolgreicher Abwehrstreik, und für Vaterland und Wirtschaftsleben ist nicht für den Augenblick, sondern für lange Zeit unendlich viel gewonnen.

Nur darum handelt es sich, ob das Bürgertum sich der bolschewistischen Gefahr, die in dem tödlichsten aller Kampfmittel liegt, bewußt ist oder nicht; ob sich Männer finden, die heute noch das Bürgertum zu führen und aus seiner Lethargie emporzureißen vermögen. Kann diese Frage in befriedigender Weise gelöst werden, dann darf auch die Hoffnung auf Auferstehung unseres darniederliegenden Vaterlandes aufgepflanzt werden. Fast ist es die Hoffnung am Grabe. Wo sind die Männer, die das Bürgertum auf die Schanzen rufen?"

Digitized by Google

# Auf der Warte

## Die rote Reaktion!

Es ist nicht recht zu verstehen, warum die rechtsstehenden Kreise samt ihren Organen sich täglich und zweimal täglich geduldig als „Reaktionäre“ anschwärzen lassen, ohne schon längst angriffsweise den Spieß umgedreht und die Linke als die Trägerin der Reaktion im wahren Sinne des Wortes entkleidet zu haben. Denn die „demokratischen“ Freiheits- und Kulturphrasen sind doch nur eine Maske, hinter der sich die Reaktion gegen alle wahre Freiheit, höhere Bildung und Kultur verbirgt. Wenn schon mit Gründen, mit Vernunft und Logik gegen den verheerend um sich greifenden Unverstand nur wenig noch auszurichten ist, — die Tatsachen lassen sich doch nicht aus der Welt schaffen, und es genügt schon ein flüchtiger Vergleich der Sitten- und Kulturstufe, auf der wir gestanden haben, mit der, auf die wir durch die Segnungen des „neuen Geistes“ heruntergekollert sind, um einen Blinden sehend zu machen.

Wahre Freiheit, Fortschritt und Kultur sind Errungenschaften des Geistes, wie sie andererseits Eigenschaften des Geistes sind. Wo die geistige innere Ausbildung und äußere Betätigung am Höchsten gewertet wird, ist allemal auch die größte Freiheit und die höchste Kultur; wo sie mißachtet wird, ist Unfreiheit und Unkultur. Man braucht, um sich das vor Augen zu führen, nur das Deutschland der Vorrevolutionszeit dem Rußland vor und nach der Revolution gegenüberzustellen, von geschichtlichen Beispielen (das alte Griechentum usw.) ganz abgesehen. Wie aber wird geistige Tätigkeit im neuen, im „revolutionären“ und „demokratischen“ Deutschland geschätzt? Mit Recht durfte ein Redner, Syndikus Dr. jur. Müller, in einer Akademikerversammlung in Köln feststellen: „Die geistige Arbeit wird überhaupt nicht mehr geschätzt, nur die körperliche gilt als Maßstab. Gegen den Aufstieg der Handarbeiter ist gar nichts einzuwenden, aber die Demokratie ist doch nicht dazu da, sozusagen einfach als Futterkrippe aufgeschlagen zu werden. Bei der ganzen Umschichtung hat man nicht an das geschichtlich Gewordene angeknüpft, sondern einfach das Vorbild ausländischer, vornehmlich gallischer Demokratie nachgeäfft, ohne den Versuch zu machen, aus der deutschen Geschichte, aus der Eigenart des deutschen Geistes etwas Schöpferisches hervorzubringen. Die Mitarbeit sachkundiger Männer war in steigendem Maße zu vermissen, und die kulturelle und geistige Verelendung ging und geht immer weiter und droht zur geistigen Verelendung des ganzen Volkes zu führen.“

Der Redner legte dann als drastischen Beweis für die wirtschaftliche Zurückdrängung der Akademiker infolge des Wandels der Verhältnisse in den letzten anderthalb Jahren die folgenden Zahlen (entnommen dem letzten Tarifvertrag der stadtkölnischen Arbeiter und Handwerker) vor: Der Jahresverdienst vom 15. bis 60. Lebensjahre, kapitalisiert mit 5 Prozent Zinsen, würde nach 60 Jahren eine Gesamtsumme erreichen:

| | |
|---|---|
| bei einem angelernten Arbeiter | 1342000 ℳ |
| „ „ Handwerker . . . | 1384000 ℳ |
| „ „ Oberassistenten (eingetreten als Lehrling mit 14 Jahren . . | 1043000 ℳ |

Digitized by Google

bei einem Stadtsekretär (eingetreten als Einjähriger mit 18 Jahren) . . . . . 1141000 ℳ
„ „ Akademiker (Amtsrichter) nur . . . 546000 ℳ

Das gleiche Zahlenbild gilt für jeden der freien akademischen Berufe. Ein erster Assistenzarzt z. B., der seit zehn Jahren bei großer Verantwortung an einem bedeutenden Krankenhause tätig ist, bezieht ein Gehalt von 4000 ℳ bei freier Station, die mit 9000 ℳ in Anrechnung gebracht wird. Der Pförtner der gleichen Anstalt bezieht jährlich 12000 Mark!

Für die Universitäten ziehen die Tage der Karlsbader Beschlüsse, der seligen Kamptz und Genossen wieder herauf. Vom Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung ist den Studentenausschüssen der Universitäten und technischen Hochschulen der Entwurf einer Verordnung über Bildung von Studentenausschüssen zugegangen, der sich allein schon durch die Bestimmung kennzeichnet, daß der neu zu schaffende Verwaltungsrat einen Vorsitzenden erhält, „bei dessen Auswahl der Minister nicht auf die Zugehörigkeit zu dem Lehrkörper oder der Beamtenschaft der Hochschule beschränkt ist“. Diesem akademischen Fremdling soll die Befugnis verliehen werden, Beschlüsse und Maßnahmen der Studentenschaft zu beanstanden und außer Kraft zu setzen. Die selbe Befugnis steht dem Rektor zu, d. h. diesem als dem höchsten Vertreter der Universität ist also in der Person des Aufsichtsratsvorsitzenden ein Aufsichtsorgan an die Seite gesetzt, d. h. übergeordnet. Nach diesem nimmt sich der Schlußsatz der offiziösen Kundgebung ganz reizend aus: „Die rechtsstehende Presse sollte endlich einmal begreifen, daß es eine Versündigung am Vaterlande und an unserer Bildung ist, die Studentenschaft immerfort für ihre parteipolitischen Zwecke zu mißbrauchen.“

„Das ist des Pudels Kern“, nagelt der „Tag“ fest. „Dem Entwurf wohnt eine eminent politische Bedeutung inne; er ist nichts mehr und nichts weniger als ein Instrument, jede der Regierung mißliche Kundgebung der Studentenschaft zu unterdrücken. Herr von Kamptz, der berüchtigte Demagogenriecher, begründete seinen Ruf als solcher durch den ‚Codex der Gensdarmerie‘, Herr Haenisch frischt die Erinnerung daran auf durch seinen Entwurf eines neuen Studentenrechts, was richtiger Studenten-Entrechtung heißen sollte; er greift auf hundert Jahre alte Praktiken zurück, um Herr Andersdenkender zu werden. Denn das ist doch wohl klar: Der vom Minister ernannte Oberzensor, der irgendein x-beliebiger Parteigenosse sein kann, wird nicht anstehen, überall da einen Mißbrauch der Studentenschaft für parteipolitische Zwecke zu wittern, wo es sich um Meinungsäußerungen in nationalem Sinne handelt. Jedes freie Wort gegen die Regierung kann auf diese Weise verpönt, keine ihr unwillkommene Entschließung an den Mann gebracht werden. Der Vorsitzende des Verwaltungsrats hat es in der Hand, die öffentliche Meinung irrezuführen, indem er nur dann die Zügel locker läßt, wenn eine auf das sozialdemokratische Parteiprogramm eingeschworene Gruppe von Studierenden seinem Herrn und Meister ihre Ergebenheit versichert. Wir haben gerade von diesem Herrn so viele Proben von autokratischer Willkür und Unduldsamkeit erlebt, daß wir von seinen Vertrauensmännern nichts anderes erwarten dürfen.“

Der Geist der „revolutionären“ Reaktion geht um. Überall Gesinnungsschnüffelei mit Ausnahme-, „Untersuchungsausschüssen“ und Denunziantenzüchtung, Eingriffe in die persönliche Freiheit bis in die allerprivatesten Angelegenheiten, bis ans Krankenlager, bis zum Zwangsarzt. Das Kapitel läßt sich Seiten und Seiten ausdehnen, und jede neue Seite ist nur eine dicke Unterstreichung des einen Wortes und Begriffes: Reaktion. Es hat schon mancherlei Reaktion gegeben — eine so dummdreiste, ganz primitiv aus Futterneid als Futterkrippe hergerichtete noch nie. „Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie!“ Gr.

*

Digitized by Google

## Demokratie ohne geistige Grundlage

Im „Neuen Deutschland“ bekennt Dr. Kurt Ball aus seinen jugendlichen Streifzügen nach dem gelobten Lande des „neuen Geistes“:

„Nach der Revolution schloß ich mich der Deutschen Demokratischen Partei an. Es ging vielen wie mir. Wir glaubten, in den ersten Aufrufen der Partei nicht nur die Zustimmung zu politisch neuer Staatsform zu finden, sondern einen neuen, das Leben beherrschenden Geist, den man wohl als ‚ideellen Sozialismus‘ bezeichnen kann. Es war eine bittere Enttäuschung. Von Geist war in der Politik der Partei nichts zu spüren. Sie hatte zu verschiedene Bestandteile in sich, daß sie nicht wagte, sich nach einer Richtung zu entscheiden. Sie wagte nicht, ihren geistigen Grund auf den Individualismus aufzubauen, obwohl das ihrer Tradition am nächsten lag, weil das der Zeitströmung widersprach, und sie konnte nicht zu einer sozialistischen Geistesrichtung kommen, weil das ihrer alteingewurzelten Richtung widersprach. So tat sie das Schlimmste, was sie tun konnte, sie verzichtete auf geistige Grundlage. Von einem Vorstandsmitglied des Demokratischen Jugendvereins habe ich selbst die Äußerung gehört: Wirtschaftspolitik müsse sich nur auf die nächsten Ziele verständigen, Ideale oder geistige Richtlinien störten nur. Das sagen nun zwar nicht alle, aber bei dem Widerstreit verzichten sie alle auf eine geistige Grundlage.“

*

## R. F.

Im roten „Tag“ widmet Franz Wugk der glorreichen „Eroberung“ Frankfurts einige sinnige Erinnerungen:

Wenn die französischen Gäste mit Goethe nichts anzufangen wissen, werden sie um so eifriger das Haus der alten Judengasse verkehren, in dem die Rothschilds aufgewachsen sind; diese wahren heimlichen Kaiser der französischen Republik — diese stolzeste Verkörperung der „Finanzoligarchie“. Weiß man doch in Frankreich, daß das Monogramm des Staates „R. F.“ nichts weiter bedeutet als Rothschild Frères. Zwar ist nur das vor einem Jahrzehnt gebildete zweite Ministerium Briand damals das „Ministerium Rothschild“ genannt. In Wahrheit sind ja aber, ohne Ausnahme, alle Minister und Präsidenten in Frankreich nur die Commis der in R. F. versinnbildlichten schrankenlosen Diktatur des Großkapitals. Und wie in den Kommunetagen die Fédérierten gute Beziehungen zum Hause der Frankfurter in der Rue Lafitte unterhielten; wie die Rothschild und Pereire die „Lanterne“, „Petite République“ und die anderen sozialistischen und revolutionären Blätter finanzierten, an denen die Genossen Millerand, Briand, Viviani zu Macht, Ruhm, Reichtum kamen, so zeigt sich heute auch R. F. als Bundesgenosse des deutschen Bolschewismus. Durch die Besetzung Frankfurts wird das Deutsche Reich dafür bestraft, daß es im Rhein-Ruhr-Gebiet den lieben Spartakussen das Handwerk legen will, das sie schon beinahe eben so gut verstehen wie Mélac und andere französische „Gloires“. Die „Guerre sociale“ Hervés bewies im November 1910, daß auch die „Humanité“, das Jaurès-Blatt, geschäftlich vom Frankfurter R. F. unterstützt wurde.

Als eines Tages Clemenceau das bekannte Hotel Biron besuchte, bemerkte er, daß eines der wundervollen Treppengeländer verschwunden war. Er fragte den Conciergen, und dieser erwiderte, Rothschild habe dies kostbare Stück altfranzösischen Kunstgewerbes gekauft. In einem weiteren Saal vermißte Clemenceau die herrlichen Wandbilder und Gobelins. „Sie sind bei Monsieur de Rothschild.“ Darauf der grobe Clemenceau: „Est-ce que décidément la France f.... le camp chez les Rothschild?“ Heute kann man das unübersetzbare Wort Clemenceaus auch auf Deutschland anwenden. Ganz Deutschland wandert allmählich in die Tasche von R. F. — République Française und Rothschild Frères. Das merkwürdigste ist dabei, daß die heute regierenden Chauvinisten bis zum Kriege immer Rothschild Frères be-

Digitized by Google

schuldigt haben, mit dem Lande, zu dem Frankfurt gehört, Kompagniegeschäfte zu machen.

*

## Senegalneger im Goethehause

Georges Bloch schreibt (laut „Vorwärts") im Pariser „Populaire": „Die Senegalneger haben in Frankfurt das Geburtshaus Goethes besetzt. Bis zum heutigen Tage warte ich vergeblich, daß ein Mitglied der Partei der Intelligenz gegen diese unnütze Besetzung oder vielmehr gegen die Herausforderung, die ebenso odiös wie lächerlich ist, protestiert. Ich warte, daß sich die Partei der Intelligenz vereinigen wird, um zu fragen: Wer ist dieser Kretin, ob Hauptmann, Major, Oberst, General oder Marschall, der es für gut befunden hat, im Goethehaus Schwarze einzulogieren? Schwarze, die besonders hervorragend in dem Mut sind, alles zu vernichten; die sich dadurch auszeichnen, daß sie Seuchen (véroles) verbreiten. Wer ist der Bösewicht, der Spaßvogel, der Sadist à la Clemenceau oder noch besser, der Tropf (niais), der sich bemüht hat, Frankreich in seiner Vergangenheit, in seinem Renommee zu entehren?"

Pioch sagt, er habe gelesen, daß Napoleon I. den französischen Truppen anbefohlen habe, als sie Weimar besetzten, wo Goethe gewohnt habe, dem deutschen Dichter die größten Ehren zu erweisen. Er erklärt, er habe eines Tages dem Goethehaus in Frankfurt einen Besuch abgestattet, und der Konservator habe ihm erzählt, es sei jüngst ein Franzose in Begleitung von Landsleuten dagewesen, und habe im Kreise seiner Freunde das Wort ergriffen, um inbrünstig in einer ebenso lyrischen wie knappen Sprache zu ihnen zu sprechen von Goethes Leben, seinem Werk, seinem Beispiel und seiner Unsterblichkeit, und der gelehrte Beamte, der ihm das berichtete, habe hinzugefügt: Niemals habe ich so innig von unserem lieben Goethe sprechen hören. Und Pioch fügt hinzu: „Ihr habt herausgefunden, daß der Franzose, der so würdig das Haus des Olympiers okkupierte, Jaurès war. Unsere militärischen Chefs haben, wie ihr euch denken könnt, viel mehr Genie, ein Genie ganz anderer Art und damit auch ein anderes Verfahren, um Frankreich und seine Victoire beliebt zu machen."

Schließlich sagt Pioch, er wolle die Militärs noch auf etwas aufmerksam machen, daß Schopenhauer in Frankfurt gewohnt habe. Vor allem aber auch in Bonn auf das Haus, in dem Beethoven geboren wurde. Auch hier werde eine Nouba, d. h. ein Detachement Senegalneger, selbst den widerspenstigsten Alldeutschen zeigen, daß Frankreichs Sieg ohne Grenzen sei.

*

## Die Flucht in das besetzte Gebiet

Im ganzen Industriegebiet hatte eine Fluchtbewegung der Leute eingesetzt, die irgendwie an den Ereignissen der letzten Wochen beteiligt waren. An die 2000 Personen waren unterwegs nach dem besetzten Gebiet mit der Parole, die Waffen „lieber dem Tommy als der Reichswehr" auszuhändigen. Der Oberbürgermeister von Hagen, Cuno, hat darüber einem Mitarbeiter der „Voss. Ztg." bezeichnende Erklärungen gegeben, die insoweit als authentisch angesehen werden dürfen, als Herr Cuno als der Vertrauensmann der ganzen Bevölkerung gelten darf. Keine äußere Tatsache begründe diese Massenflucht, sie sei eine Psychose der Angst, hervorgerufen durch die Schilderungen des „weißen Terrors". Die Truppen seien im allgemeinen korrekt vorgegangen, nur dort, wo mit der Waffe in der Hand Widerstand geleistet wurde, wurde scharf durchgegriffen. Trotzdem sind die Leute nicht zu halten. Sogar Angehörige der Hagener Ortswehr, die von der Behörde ordnungsgemäß mit der weißen Binde ausgestattet wurden und ohne allen Zweifel unter die Amnestie fallen, laufen mit der großen Schar der Flüchtlinge.

Die Engländer empfangen die Flüchtlinge, soweit ihnen in Remscheid nicht schon die Waffen abgenommen sind, auf Solinger Gebiet und beschlagnahmen die Waffen,

Digitized by Google

Kraftwagen und sonstigen Geräte. Die Leute selbst werden freigelassen. Mit einem Achselzucken. Kein Engländer wird einen Vorgang begreifen, bei dem die fremde Militärmacht, die auf deutschem Boden ein Zwinguri aufgerichtet hat, als Schützer gegen die eigenen Landsleute betrachtet wird. Welches ungeheuerliches Maß von Geistesverwirrung zeigt dieser Vorgang an!

Es fehlt das Vertrauen zur eigenen Regierung. Woher sollte es den aufgeregten und aufgereizten Bevölkerungsschichten auch kommen, wenn selbst die Organe der Regierungsparteien von Mißtrauen in die Regierung erfüllt sind, in ihre Kraft und Fähigkeit, gerecht und stark ihres Amtes zu walten?

Die Flucht in das besetzte Gebiet ist kennzeichnend für die Gemütsstimmung weiter Kreise, nicht nur der radikalen Arbeiterschaft. Die Hoffnung auf fremde Hilfe, auf fremde Versprechungen entspringt derselben Wurzel. Ein Volk, das aus seiner Mitte keine unbestritten anerkannten Autoritäten hervorbringt, kann sich nicht selbst regieren und wird zum Opfer fremden Willens.

Die „Voss. Ztg." nennt es eine „Tragödie des Mißtrauens". Wäre nicht „Tragödie der Verhetzung" näher liegend und tiefer schürfend? Aber ein wertvolles demokratisches Zugeständnis bleibt, daß ein Volk ohne Autoritäten sich nicht selbst regieren kann.

*

## Das Ergebnis des englisch-französischen „Konflikts"

Den lieben deutschen Bähläm̃ern, die wieder einmal der Welt das kindische Schauspiel vorführten, sich freudig die Hände zu reiben über das „Eingreifen Englands für Deutschland", um die besagten Hände dann um so befriedigter in den Schoß sinken zu lassen, sei zur Beherzigung empfohlen, was Dr. Eugen Quendt in der „Deutschen Politik" als das Ergebnis dieses „Konflikts" herausschält:

„Millerand hat dem Friedensvertrag Geltung verschafft, Lloyd George aber den englischen Standpunkt und obendrein seine Stellung bei den Liberalen gefestigt (denn die Konservativen greifen ihn ja an). Die Allianz ist wiederhergestellt. Deutschland aber ist der Prügelknabe. Von englisch-französischen Gegensätzen werden wir einstweilen wenig zu hoffen haben, selbst wenn sie im Orient und Marokko noch schärfer hervortreten sollten; daß, in gewissen Grenzen, Frankreich sich an Deutschland schadlos hält, wird England niemals hindern."

Diese „gewissen Grenzen" erstrecken sich aber sehr weit, so weit als sie nicht geradezu englisches Interessengebiet durchkreuzen. Deutschland ist für England nur ein Tausch- und Handelsobjekt wie jedes andere auch. Zeigt sich Frankreich einmal widerspenstig gegen englische Wünsche, hängt England ihm den deutschen Brotkorb höher; läßt Frankreich von dem Bissen ab, den England irgendwo auf der Welt schlucken will, hat es nichts dagegen, daß Frankreich sich am deutschen Brotkorbe gütlich tut. Gr.

*

## Der Dank

Neuer Zuzug aus dem Osten steht bevor. Durch die plötzliche Abberufung der deutschen Beamten aus polnisch gewordenen Gebieten sind 25000 Familien zur Rückkehr ins deutsche Reichsgebiet gezwungen. Man sollte meinen, daß diesen Volksgenossen, die ihren schweren Außenposten trotz unerhörter Schikanen, Demütigungen und Verunglimpfungen behauptet haben, ein besonders warmer Empfang zuteil werden würde. Aber was geschieht? Die Regierung beabsichtigt, sie kurzerhand in Sammellagern einzupferchen, während ihre Möbel und sonstigen Habseligkeiten anderswo untergebracht werden sollen. Einer treuen Beamtenschaft wagt dies eine Regierung anzutun, die zu gefühlvoll war, um dem galizischen Schiebergesindel, das die Großstädte bevölkert, Baracken als Unterschlupf anzuweisen. Für diese sauberen Herrschaften war man ja sogar gewillt, eine Zwangseinquartierung großen Stils in die Wege zu leiten. Jetzt, wo es sich darum handelt, den heimkehrenden Beamten ein an-

Digitized by Google

gemessenes Obdach zu bieten, rührt sich kein Finger. Der Deutsche Beamtenbund hat vollkommen recht, wenn er die Regierung vor den Folgen warnt, die ein so schnöder Bruch feierlich niedergelegter Versprechungen in den Kreisen der Beamtenschaft haben muß. Es kommt nur auf den guten Willen an. Angesichts der Verteilung der Unterzubringenden über das ganze Staatsgebiet ist in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle die tatsächliche Möglichkeit einer befriedigenden Unterbringung gegeben. Es gilt nur, im Gesetzes- und Verwaltungswege gegenüber den Wohnungsämtern, von denen die abwandernden Beamten bisher aufs rücksichtsloseste behandelt worden sind, energisch einzugreifen.

*

## Wie Gesetze entstehen

Ein paar Tage nachdem der Ausschuß der Nationalversammlung für Volkswirtschaft einer Verordnung zugestimmt hatte, wonach die Versicherungspflicht für die Krankenkassen auf Einkommen bis zu 20000 ℳ ausgedehnt werden sollte, veröffentlichte die „Demokratische Parteikorrespondenz" eine Erklärung: „Der Beschluß wurde gefaßt ohne vorherige Befragung der Fraktionen in großer Eile und Arbeitsbedrängnis. Nachträglich hat sich herausgestellt, daß nicht nur die Kritik der Ärzte, die überhaupt nicht gehört worden sind, sondern daß auch den Krankenkassen und den Versicherten selbst ein schlechter Dienst mit dieser Änderung geleistet werden würde."

Diese Erklärung beleuchtet schlaglichtartig die bodenlose Leichtfertigkeit, mit der heutzutage bei uns Gesetze zusammengeschustert werden. Man braucht kaum das Abc der Volkswirtschaft zu beherrschen, um sich sagen zu können, daß die oben erwähnte Verordnung — sie ist inzwischen beseitigt worden — einen Eingriff von außerordentlicher Tragweite für Tausende und aber Tausende von Staatsbürgern bedeutet. Um so erstaunlicher ist es, daß ein Teil der bürgerlichen Abgeordneten (warum verschweigt man schamhaft deren Namen?) sich in einem doch wohl schon mehr ans Somnambule grenzenden Zustand bestimmen ließ, dem sozialistischen Fischzug nach den Beitragsgeldern des Mittelstandes seine Unterstützung zu leihen. Der Parlamentarismus gewinnt durch solche Vorkommnisse gewiß nicht an Ansehen.

*

## Die Synode unter jüdischer Kontrolle?

Wie sehr dem Judentum der Kamm geschwollen ist, zeigt sich aus der anmaßenden Haltung, die sich die jüdische Presse gegenüber der preußischen Generalsynode, die kürzlich in Berlin tagte, einzunehmen erlaubte. Man sollte meinen, daß da, wo es sich um innere Verwaltungsgeschäfte der evangelischen Kirche handelte, schon das einfachste Taktgefühl andersgläubige Kreise von jeder Einmischung hätte fernhalten müssen. Aber die jüdische Anmaßung kennt, wie es scheint, heutzutage überhaupt keine Grenze mehr. Unter dem Vorwand, es handle sich um die Sicherstellung des demokratischen Grundprinzips, des Mehrheitsrechtes und der Gleichberechtigung überzeugungsmäßiger religiöser Anschauungen, hat das „Berl. Tagebl." in einer ganzen Serie von Artikeln entscheidenden Einfluß auf den Verlauf der Synode auszuüben versucht. Da eine direkte jüdische Einwirkung nach Lage der Dinge nicht möglich ist, laufen alle diese Bestrebungen darauf hinaus, innerhalb der evangelischen Synode möglichst der Richtung zur Geltung zu verhelfen, von der sich das Judentum die größte Willfährigkeit gegenüber seinen politischen Absichten verspricht. Um dieses Ziel zu erreichen, wird kein Mittel verschmäht, die demokratische Fraktion wird aufgeputscht und der Regierung in geradezu drohenden Tönen nahe gelegt, ihr „staatliches Desinteressement an der Führung der inneren Verwaltungsgeschäfte der Kirche" aufzugeben — natürlich zugunsten der hinter allerhand Freiheitsphrasen versteckten jüdischen Sonderwünsche.

Vielleicht bewirkt dieser offene Vorstoß der jüdischen Presse das Gute, den liberalen kirchlichen Kreisen, gerade diesen, das Augen-

Digitized by Google

maß dafür zu schärfen, was von der Unterstützung der jüdischen Presse zu erwarten ist.

*

## Arbeiten ist strafbar

Ein Hilfsarbeiter schreibt an die „Deutsche Zeitung“: „In welcher Weise das politische ‚Reinemachen‘ bei den Gemeindeverwaltungen zutage tritt, zeigen die Maßnahmen des Magistrats Neukölln (bei Berlin) gegen eine größere Anzahl von Hilfsarbeitern. Getreu dem Grundsatze der von der Regierung Ebert-Bauer abgegebenen Erklärung, daß jeder Streik ein Verbrechen am Volke sei, haben diese Hilfsarbeiter bei Proklamierung des Generalstreiks zunächst so lange ihre Pflicht zu erfüllen gesucht, bis die Beamtenschaft in den Streik getreten war. Es sind also von einzelnen Hilfsarbeitern etwa sechs bis acht Stunden zum Wohle der Allgemeinheit gearbeitet worden. Nach Eintritt der Beamtenschaft in den Streik wurde nicht mehr weiter gearbeitet. Auf hetzerisches Betreiben der ganz links stehenden Hilfsarbeiter wurden die arbeitswilligen Hilfsarbeiter dem Magistrat als ‚politisch verdächtig‘ und als ‚Kappisten‘ angezeigt und die Entfernung aus dem Betriebe verlangt. Es sollen also jetzt Arbeitswillige bestraft und Arbeitsscheue belohnt werden. Es ist eben vieles auf den Kopf gestellt worden. Die ‚verdächtigen‘ Hilfsarbeiter wurden nun wegen ‚des Verbrechens der Arbeitswilligkeit‘ ‚verantwortlich‘ von dem Stadtrat Dr. Fölsche und fünf Beisitzern eingehend vernommen. Es droht ihnen die Entlassung. Ein derartiger Antrag hat bereits in der Stadtverordnetensitzung vorgelegen, in welcher in scharfer Weise die Entlassung gefordert wurde. Es ist zwar zunächst zur Klärung der Sachlage ein Untersuchungsausschuß eingesetzt worden, aber die Zusammensetzung desselben besteht in der Mehrzahl aus ganz Linksstehenden. — Wie zart faßt man dagegen das Räubergesindel im Ruhrgebiet an!“

Ja, Herr Hilfsarbeiter, das sind aber auch keine Arbeitswilligen!

*

## Schnapphähne

Die Angestellten der Einkaufsgenossenschaft der Bäckereien und Konditoreien Groß-Berlins, die in den Bureaus tätig sind, haben neue Lohnforderungen aufgestellt. Gestaffelt nach dem Alter werden für Bureaukräfte Gehälter von 1500 bis 3000 ℳ monatlich verlangt. Die Lohnforderungen sind gegenüber den bisherigen Gehältern um 100 Prozent erhöht worden. Die Mehrausgaben für den Verband belaufen sich bei Annahme dieser Forderungen von rund 80 Angestellten auf anderthalb Millionen Mark jährlich

*

## 1300 Mark Monatslohn für Müllkutscher

Der letzte Streik der Berliner Müllkutscher — der nächste folgt darauf — ist durch einen Vergleich beendet worden, nach welchem die Kutscher jetzt 275 ℳ Wochenlohn erhalten, wozu noch gewisse Sondervergünstigungen treten. Die Forderungen der Kutscher waren noch weit über dieses Ziel hinausgegangen. Immerhin beziehen sie auf Grund des nun abgeschlossenen Vergleichs ein Monatseinkommen von fast 1300 ℳ, also 15600 Mark jährlich! — Während des Streiks wurden selbstverständlich auch Gewalttaten gegen Arbeitswillige verübt.

Ich habe es schon einmal gesagt: Laßt eure Jungens Müllkutscher studieren.

*

## Der besteuerte Mieter

Durch eine Besteuerung der Mietswohnungen glaubt die Regierung der Wohnungsfürsorge des Reiches, die in den kläglichsten Anfängen stecken geblieben ist, wieder auf die Beine helfen zu können. Hier wie fast allen wirtschaftlichen Problemen gegenüber offenbart sich eine Hilflosigkeit, wie sie sich doch wohl nur durch den Mangel an fachmännischen Ratgebern erklären, aber nicht entschuldigen läßt. Die ungeheuren Schwie-

Digitized by Google

rigkeiten der Frage sollen keineswegs verkannt werden. Aber um so einleuchtender ist, daß nur ein systematisches Vorgehen, ein Anpacken des Übels an der Wurzel einige Aussicht auf Besserung bietet. Daß mit den Beischüssen zum Siedlungsbau nennenswerte Abhilfe nicht geschaffen werden würde, war vorauszusehen, und in der Tat sind denn auch die von der Nationalversammlung hierfür bewilligten, an sich nicht unbeträchtlichen Summen als Tropfen auf den heißen Stein ziemlich spurlos verzischt. Jetzt soll die Mietssteuer als kümmerlicher Notbehelf den Riß so lange überkleistern, bis vielleicht eine neue Regierung kommt, die dann zusehen mog, wie sie fortwurstelt. Geradezu unmoralisch ist die Bestimmung, nach der notleidende Gemeinden sogar über den Steuersatz von 15% hinausgehen dürfen. Dadurch wird, um es in dürren Worten auszudrücken, der Mietwucher, den man beseitigen wollte, in staatliche Regie übernommen. Denn da die Gemeinden, „notleidend" wie sie doch alle sind, mit den ihnen von Reichs wegen zugebilligten Zuschüssen nicht auskommen werden, so werden sie sich natürlich sämtlich auf die ihnen fast einzig verbleibende Steuerquelle stürzen, und der geplagte Mieter möge sich ausmalen, was ihm blüht! Etwas ganz anderes wäre es mit einer Steuer auf den Wohnungsluxus, wie sie etwa in Kopenhagen besteht. Aber für so etwas scheint unsere sozialistisch-demokratische Regierung nicht zu haben zu sein. — —

In welchem Grade sich die Regierung von wirklich einschneidenden und Erfolg versprechenden Maßnahmen gegen die Wohnungsnot aus politischen Rücksichten abhalten läßt, zeigt das Beispiel Berlins zur Genüge. Hier wäre die erste Vorbedingung für einen vernünftigen Heilprozeß die Abschiebung der nach vielen Tausenden zählenden lästigen Ausländer gewesen, die eben so viele eingeborene Volksgenossen eines Unterschlupfes berauben. Aber ein Wink der allmächtigen Gewerkschaften hat genügt, um das schüchterne Vorgehen der Behörden nach dieser Richtung hin augenblicklich zum Stillstand zu bringen.

Man kann den Wohnungsmangel nicht wirksam bekämpfen, wenn man nicht wagt, sich die eigentliche Ursache des Übels einzugestehen: daß nämlich infolge der verminderten Kohlenförderung es nicht möglich ist, die für das Baugewerbe arbeitenden Industrien in Gang zu halten. Die andauernd steigenden Lohnforderungen, durch die das ohnehin völlig unzureichende Material phantastisch verteuert wird, tragen das übrige dazu bei, um eine geregelte Bautätigkeit — und die allein kann letzten Endes dem Elend steuern — von vornherein unmöglich zu machen.

*

## Der Fernsprecher als Luxusgegenstand

Die neue Postgebührenordnung sieht für die Besitzer von Fernsprechanschlüssen eine Zwangsanleihe vor, die sich verschämt als „Kapitalbeitrag" bezeichnet und für jeden Hauptanschluß 1000 ℳ betragen soll. Unsozialer und verkehrsfeindlicher konnte man schlechterdings nicht vorgehen. Welcher kleine Gewerbetreibende, junge Arzt, Anwalt, Journalist usw. ist wohl in der Lage, eine solche Summe einfach in das schwarze Loch zu werfen? Und alle diese Kreise, deren Existenz geradezu an den Besitz eines Fernsprechers gebunden ist, will die Reichspost kaltblütig aus ihrer Kundenliste löschen? Man stelle sich vor, was das bedeutet: Der Fernsprecher als Vorrecht kapitalkräftiger Leute! Der alte Stephan würde sich im Grabe umdrehen, wenn er das Unglück hätte, zu sehen, nach wie grobschlächtigen Methoden man heute an dem feinmaschigen Netz unseres Postwesens herumbastelt. Von irgend einem Plan, durch sinngemäße Reformen die Ertragsfähigkeit des Betriebes zu heben, ist nichts zu spüren und wird kaum etwas zu merken sein, solange unsere Staatsbureaukratie in dem bequemen Mittelchen der unentwegten Tariferhöhungen der Weisheit letzten Schluß erblickt.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Zeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Bei Altoamm

A. v. Volborth

Beilage zum Türmer

Digitized by Google

# Der Türmer

Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss

22. Jahrg. Juni 1920 Heft 9


## Nationale Disziplin

### Von L. M. Schultheis

Vor kurzem erhielt ich einen Brief aus England, in dem ich gebeten wurde, meine Antwort nicht an das große Hospital zu schicken, in dem sich der Schreiber des Briefes befand, sondern an seine Heimadresse, weil man „deutsche Briefmarken nicht sehr gern in jenem Haus sehe“. Gutmütig fügte mein Korrespondent hinzu: Bei Ihnen wird es ja wohl ebenso sein!

Nun weiß jedermann hierzulande, daß es bei uns nicht so ist, auch während der schlimmsten Kriegsjahre nie so gewesen ist, und ich schrieb dies auch nach England, aber man glaubt mir dort nicht.

Hier weist also jemand, nicht ohne sich quasi zu entschuldigen, auf die offizielle Auffassung eines öffentlichen Instituts in betreff deutscher Korrespondenz hin. Im Privatleben ist ihm ihr Anblick weniger peinlich, aber in der Öffentlichkeit vermeidet er es, seiner Privatansicht Ausdruck zu geben. Dies ist Disziplin. Disziplin ist das Unterdrücken von Privatansichten.

Fast jedes Volk hat eine Fähigkeit für Disziplin, sei es in bezug auf Religion oder Heeresdienst oder Volksangelegenheiten. Der Deutsche hat von jeher ein Talent für soldatische Disziplin, der Engländer und der Franzose für nationale.

Es gibt kein Volk, dem die nationale Disziplin so vollständig abgeht, wie dem deutschen. Jede Disziplin setzt Disziplinarier voraus, Leute, die zielbewußt eine scharfumrissene Auffassung von Volk und Volkstum in ihrem Stamm erwecken



Digitized by Google

und lebendig erhalten, alles fördern, was diese Auffassung belebt, und alles beschneiden, was ihr hinderlich ist. Ich will hier nicht untersuchen, ob nationale Disziplin unter allen Umständen wünschenswert ist, ich stelle nur fest, daß solche Disziplinarier im deutschen Volke äußerst selten waren und völkische Disziplin kaum je erstrebt wurde. Der preußische Staat z. B. ersetzte sie durch Heeresdisziplin, die für seine Bedürfnisse ausreichte, da der Staatsbürger keine persönliche Meinung zu haben brauchte, selbst keine dem Staat und seinen Einrichtungen günstige. Es genügte, daß er gehorchte.

Die Mängel eines solchen Systems, das eine politische Erziehung und Schulung des Staatsbürgers vollständig ausschließt, zeigen sich erst deutlich bei einem Zusammenbruch, dann aber um so erschreckender, je vollkommener die soldatische Disziplin gehandhabt wurde. Die Heeresmassen, ihrer Führer verlustig, werden wieder Volk, d. h. im besten Fall, im schlimmsten Mob — sind in beiden Fällen aber ohne jede politische Einsicht. Sie fallen denen zur Beute, die ihnen die größten persönlichen Vorteile versprechen. Bei politisch geschulten Völkern schiebt sich zwischen die großen Massen und ihre Begierden als mäßigender Faktor die nationale Disziplin. Durch jahre-, oft jahrhundertelange Übung ins Unterbewußtsein übergegangen und zum Instinkt geworden, läßt sie keine Schädigung des Gesamtkörpers zu und weist die Einzelglieder in die Schranken ihrer Verrichtungen zurück. Die antike Fabel des Menenius Agrippa, die der Patrizier den widerspenstigen Plebejern erzählte, war ein Versuch, die nationale Disziplin wiederherzustellen, und der Grundsatz, den er verfocht, hat seine Gültigkeit, so lange noch ein Staatsgebilde vorhanden ist, diesen nämlich: daß der Leib nicht ohne die Glieder, die Glieder aber auch nicht ohne den Leib bestehen können. Den Deutschen ist die Fabel von den Sieben Stäben später oft noch, aber ohne die Wirkung erzählt worden, die des Agrippa Fabel auf das politisch begabtere Römervolk ausübte.

Der Mangel an nationaler Disziplin — worunter ich also das Erzeugnis jenes völkischen Unterbewußtseins und Lebensinstinkts verstehe, der den einzelnen sowohl wie die Masse des Volks unbewußt den richtigen Weg einschlagen läßt, ebenso wie unmeßbar feine Vorgänge im Gehirn uns unbewußt das Gleichgewicht bewahren lassen —, dieser Mangel entspringt dem innersten Wesen des Deutschen, das immer zentrifugal gewesen ist. Seltsam ist dabei nur, daß jene unzähligen Atome des Deutschtums, die die Zentrifuge hinausschleuderte in den umgebenden Raum, unter dem Einfluß und Druck fremder nationaler Disziplin fanatische Abkehr vom Deutschtum und Aufgehen in einem neuen Volkstum zeigen — d. h. also, daß der Mangel an nationaler Disziplin keine angeborene Unfähigkeit darstellt.

Wo nationale Disziplin ist, da ist auch eine aufs Nationale gerichtete öffentliche Meinung. (Der Deutsche hat selbstverständlich keine öffentliche Meinung.) Zwischen der ersten und der letzten ist ein ziemlicher Unterschied, ungefähr derselbe, wie beim Händewaschen. Man wäscht sich die Hände, entweder weil man gern reine Hände hat, oder weil der Nachbar es gern hat. Man ist national diszipliniert aus sittlichen Grundsätzen, oder gehorcht der öffentlichen Meinung, weil die andern Übereinstimmung verlangen. Dies Verlangen kann ans Unsittliche grenzen.

Digitized by Google

Da in Deutschland keine öffentliche Meinung herrscht, so genießt der Deutsche einen ungewöhnlichen Grad von Freiheit in allen Dingen, die sein nationales Leben angehen. Er darf zu Hause wie in der Öffentlichkeit ebenso sehr für wie gegen Deutschland sprechen, er darf bekennen, daß sein Herz deutsch, aber ebenso, daß es französisch ist, er darf Propaganda für Deutschlands Schuldlosigkeit am Weltkrieg, aber ebenso Propaganda für seine Schuld daran machen —; er darf sogar, wenn ihm Unterlagen für beides zur Verfügung stehen, nur solche, die das Letzte zu beweisen scheinen, auswählen und als maßgebend veröffentlichen. Dies zeigt, daß es keine Grenze gibt für das, was der Deutsche darf.

Im Gegensatz hierzu ist der Engländer von jeher ein Knecht der öffentlichen Meinung gewesen. Er beugt sich ihr in Fragen des Geschmacks, des guten Tons, der Lebenshaltung weit mehr als der Deutsche. Am meisten aber begibt er sich jeder persönlichen Meinung in nationalen Dingen. Die Unduldsamkeit seiner öffentlichen Meinung ist die eines Torquemada. Ketzerische Ansichten werden rücksichtslos unterdrückt. „Pro-German" ist eine Injurie, die „Zuchthäusler" an Wucht übertrifft. Spuren deutscher Abstammung erregen tiefstes Mißtrauen, Könige nennen sich Windsor, in Ehren ergraute Witwen Deutscher nehmen ihre Mädchennamen wieder an. Der Deutsche grübelt — das Denken des Engländers bewegt sich in gerader Linie und hat die Folgerichtigkeit der geraden Linie, keine Seitensprünge, keine Erwägungen: Feind ist Feind — Krieg ist Krieg. All is fair in love and war. So entsteht bei ihm die geistige Einheitsfront.

Eine ärmliche Sache — eine solche Einheitsfront, geistig arm! Alle denken das gleiche, erstreben das gleiche — Beschränktheit! Der Deutsche hat eine Überfülle von Meinungen, seine geistige Front, weit davon entfernt, eine Einheitsfront zu bilden, bricht sich in tausend Fassetten, Millionen Fassetten, wie das Mückenauge, selbst Stielaugen sind darunter, so heftig über die Grenze gerichtet, daß man nicht weiß, ob sie noch dem deutschen Insekt gehören oder einem fremdländischen. Früher pflegte man zu sagen: Wenn zwei Deutsche auf einer öden Insel zusammentreffen, so bilden sie einen Verein. Nach der Politisierung Deutschlands muß es heißen: — — so bilden sie eine Partei. Sie spaltet sich im Lauf des Tages. So außerordentlich ist die geistige Regsamkeit der Deutschen. Der deutsche Staat ist ein Ameisenhaufen. Der englische Staat ist ein Bienenkorb. Im deutschen Staat hat jede Ameise das Recht und die Möglichkeit, ihre eigene maßgebliche und kluge Meinung geltend zu machen und zu verfechten und durchzusetzen, wodurch bei einer Kopfzahl von einigen sechzig Millionen eine ungeheure Betriebsamkeit im Haufen entsteht. Man gewinnt den Eindruck: es wird gearbeitet. Im englischen Bienenkorb ist nichts persönlich, alles zweckmäßig, der Frage untergeordnet: wie nütze ich dem Bienenkorb? Man gewinnt den Eindruck: es wird mit Methode gearbeitet.

Der Deutsche legt zu großen Wert auf Persönlichkeit (worunter er meistens seine eigene, absonderliche Meinung versteht). Er hat noch nie begriffen, und wird nie begreifen, daß es im Leben eines Staates wertvoller und wichtiger ist, eine Majorität von Ansichten zu bilden, mit der sich arbeiten läßt, als sechzig Millionen ausgezeichneter Einzelansichten zu haben, die nichts nützen. Der einzelne

Digitized by Google

Engländer ist durchschnittlich beschränkter, unwissender als der einzelne Deutsche, aber was bedeutet das gegenüber seiner stupenden Fähigkeit, den persönlichen Vorteil, die persönliche Meinung aufgeben zu können zum Vorteil des Ganzen? Es bedeutet, ethisch, die Evolution zu einem höheren Punkt, den Schritt von der Triebhaftigkeit des Ich zur Bewußtheit des Wir, von der Verworrenheit kleiner Ziele zur Harmonie eines großen. Beschränktheit wäre also hier — in der Auswirkung — Beschränkung, ein freiwilliges Setzen von Grenzen, ein Opfer.

Wenn man aber von diesseits des Kanals hinüberblickt nach Großbritannien, so nimmt sich das Wort „Opfer" seltsam genug aus. Hat ein Engländer je ein Opfer gebracht? Selbst ein persönliches? Nun, man könnte auch von der Wahl zwischen zwei Übeln sprechen. Der englische Bergmann wünscht nichts sehnlicher, als die Sozialisierung des Bergbaus. Er hat dafür dieselben Mittel wie der deutsche, plus politischer Einsicht. Es ist die Folge seiner Einsicht, daß er seine Mittel sparsam anwendet. Er weiß, er ist nicht allein in der Welt, er weiß, daß auch er verantwortlich ist für sein Weltreich, er weiß, daß die Glieder sich nicht wohl befinden, wenn dem Magen übel ist — er weiß vor allem, daß es eine öffentliche Meinung in seinem Lande gibt, die den brandmarkt, der die Disziplin bricht. Er weiß, daß er recht hat, aber er wählt das kleinere Übel: er gibt die sofortige Verwirklichung seines Zieles auf — so weit geht sein Opfer für die Gesamtheit. Er wartet, er ist nicht der letzte, es kommen noch andere nach ihm, die öffentliche Meinung ist eines Tages mit ihm, dann kommt der Umbau, nicht die Zertrümmerung, der Umschwung von innen, nicht von außen. Mir scheint, hier ist weniger Freiheit, aber mehr Gerechtigkeit, weniger Leidenschaft, aber mehr Vernunft, weniger Bruderhaß und mehr Vertrauen.

Es ist sehr schwer, in Deutschland etwas als gegeben zu betrachten. Alles schwankt, alles fließt im deutschen Bewußtsein. Wenn man früher einen Deutschen im Ausland traf, durfte man ihn nicht ohne weiteres für einen Deutschen halten — man mußte erst auf unauffällige Weise auskundschaften, für was er sich selbst hielt. Infolge ihres Weltsturzes sind viele Deutsche noch nicht zu einer eigenen Überzeugung gelangt, viele beziehen sie fertig vom Ausland. Die Duldsamkeit für Andersüberzeugte (ich spreche vom Privat-, nicht vom Parteileben) ist ins Ungemessene gestiegen. Unter solchen Umständen ist es fraglich, ob sich noch eine Majorität findet, die den Staat als eine gegebene Tatsache betrachtet. Es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß eine Auseinandersetzung über nationale Disziplin, die nur auf der Grundlage eines Staates aufgebaut werden kann, zu einer bloßen historisch-akademischen Übung wird, wenn man im Begriff ist, ihr die Grundlagen zu entziehen. Die Leute, die sich die Initialen K.P.D. beilegen, sind die einzigen, die in dieser Sache mit offenem Visier kämpfen, sie wollen den Staat nicht und bekämpfen ihn mit allen Mitteln — das ist begreiflich. Die Mehrheit der andern wollen täglich ein goldenes Ei von der Gans Staat — gesetzt den Fall, sie bekämen jeden Tag wenigstens ein richtiges Gans-Ei, was nicht zu verachten wäre — wie heftig müßten sie den Staat wollen! Tun sie das? Nicht im geringsten — sie tun, als ob die Gans gar nicht ihre Gans wäre. Das ist unbegreiflich.

Digitized by Google

# Der Landsknecht

## Von Otto Schwarz

(Fortsetzung und Schluß)

Das Auto wurde fleißig benützt. Bär und Wolfmüller luden ihre Damen zu Fahrten ein. Ein paarmal nahm man den Leutnant mit, der den Fahrer stellte. Dann entsann sich Wolfmüller, daß er auch Holzer einmal mitfahren lassen könne. Zur großen Verwunderung des Feldwebels schlug Holzer die Sache in so barscher Weise ab, wie man es von ihm gar nicht erwarten konnte. „Ich lasse mir schon etwas gefallen, aber Feldwebel und Autofahren, nein! Da tue ich nicht mit, das geht dem Teufel zu!“ Holzer witterte Unrat und war entschlossen, seine Sache von der Bahn Wolfmüllers abzuzweigen in ruhigere Wege. So ging es doch nicht mehr lange. Unteroffizier war er jetzt, weiter konnte er es nicht bringen. Sein Sinn stand nach der Etappe. Wolfmüller hatte einen Augenblick wieder Verdacht, daß Holzer ihm die Geschichte mit dem Oberstleutnant auf den Hals gezogen habe, kam aber rasch davon ab. Das Vergnügen war wichtiger.

Eines Samstags Nachmittags ging es bei der dritten Kompagnie toll zu. Die meisten Leute waren über den Sonntag beurlaubt. Nun bestand die Einrichtung, daß die Urlaubspässe vom Bataillon gestempelt sein mußten. Leere Formulare mit dem Stempel wurden nicht ausgegeben. Deshalb galt es, bei Zeit die vielen Pässe zum Bataillon zu bringen, damit man sie am Samstag den Mannschaften für den Mittagszug aushändigen konnte.

Freitag war es, als Wolfmüller die Urlaubspässe mit der Unterschrift des Hauptmanns einschloß. Dann ging er zu Frau Direktor Donner und beredete mit ihr für Samstag eine vergnügte Fahrt. Bei der Parole sollte Holzer den Feldwebel vertreten. An die andern Dienstsachen dachte Wolfmüller nicht mehr. Immerhin kam der Feldwebel Samstag früh in die Kaserne, um mit dem widerwillig zuhörenden Holzer den Dienst zu besprechen. Dieser dachte wohl an die Scheine, hütete sich aber, einen Ton darüber zu reden. Von ihm aus konnte es gehen, wie es wollte. Holzer ärgerte sich über das Flüggewerden Wolfmüllers und dachte: „Fahre zum Teufel!“ als er ihm viel Vergnügen wünschte. Die Urlaubsscheine lagen im Geldschrank des Maurermeisters. Mittags um zwei Uhr stellte sich Holzer in das Dienstzimmer und sprach besorgt: „Nicht wahr? Der Spieß hat doch den Urlaub abstempeln lassen?“ Niemand wußte Bescheid. „Um Gottes willen! Er wird doch nicht die Pässe noch eingeschlossen haben!“ Dabei zog er schreckensbleich den ihm übergebenen Schlüsselbund aus der Tasche. „Jetzt kommen die Leute und wollen fort! Mir kann es einerlei sein! Aber was zuviel ist, ist zuviel. Ich kann die Sauerei wieder ausfressen! Er fährt mit den Menschern in der Welt herum!“ Ohne sich zu sehr zu beeilen, begab sich Holzer mit den Urlaubspässen auf das Bataillonsgeschäftszimmer. Unterwegs traf er auf die Leute, die sich fertig gemacht hatten und auf die Pässe warteten. „Ist alles fertig?“ fragten die Männer. „Von euch kommt keiner auf den Zug“, murrte Holzer und stieg die Treppe hinauf. Es kam, wie er rechnete. Der Bataillonsschreiber drehte sich herum:

Digitized by Google

„Glaubst du vielleicht, ich habe nichts anderes zu tun, als deinem hochnäsigen Wolfmüller den Narren zu machen? Ruhe ist das beste Gut!“ Holzer hob ein Gezeter an. „Ich kann nichts dafür. Mich schlagen sie tot und Wolfmüller saust mit seinen Lumpentieren im Land herum!“ Während dem ging es im Dienstzimmer der dritten Kompagnie zu wie in einem toll gewordenen Hundezwinger. Die Leute drängten herein und tobten um Renner herum nach ihren Urlaubspässen. Dieser erklärte ihnen immer wieder, hustend und heiser, daß Holzer mit den Scheinen auf dem Bataillon sei und daß ohne den Stempel der Paß nicht gelte. Die Leute schrien durcheinander: „Ihr Lumpen! Wenn ihr einmal etwas tun sollet, dann ist es nichts. — Faule Bande! — Was braucht der Lump herumzufuhrwerken, er soll laufen! — Der ist zum Laufen gesund genug, der Schnallentreiber!“ — So ging es durcheinander. Ein ganz Rauhborstiger fuhr auf Renner los: „Gibst du die Scheine her oder nicht? Du Fetz, du elender! Du Herrgottsakrament!“ Renner stieß ihn zurück: „Rindvieh, ich kann nichts hergeben, wenn ich es nicht habe!“ Dann schwang er sich auf den Tisch und rief, so laut er konnte: „Je ärger ihr schreit und tobet, desto weniger hat's einen Wert. Die Scheine kommen von drüben. Holzer bringt sie mit!“ „Warum jetzt erst, du Langweiler?“ „Fraget den Feldwebel! Macht was ihr wollt. Ich kann euch nicht helfen und wenn ihr Würste aus mir macht!“ Das Toben war unbeschreiblich und zum Glück kam kein höherer Vorgesetzter in die Nähe. Sonst hätte die Schreierei noch übel gedeutet werden können. Als Retter in der Not kehrte endlich Holzer so langsam als möglich mit seinen Scheinen zurück und teilte sie aus. Es war so viel Zeit verstrichen, daß ein Teil der Leute, die weiter entfernt ihre Heimat hatten, den einzigen Zug versäumten und über den Sonntag in der Garnison bleiben mußten. Der Vorfall gab viel böses Blut, und Holzer schimpfte bei allen Gelegenheiten mit einem bitterbösen Maul über Wolfmüller. Renner berichtete dem Feldwebel, wie es gegangen war und fügte hinzu: „Was noch alles vorkommt, weiß der Henker, wenn aber der Teufel das Auto nicht bald holt, so holt er uns!“ Wolfmüller lachte: „Bildet euch doch nichts ein!“

Das Auto des Feldwebels der dritten Kompagnie wurde im Bataillon eifrig besprochen und da war keiner, der dem stolzen Feldwebel nicht den Untergang geweisagt hätte. Freunde hatte er nicht, denn niemand verzieh ihm seine Protzerei. Das Auto aber häufte das Maß zur Überfülle. Es ging noch einigermaßen, solange der Wagen den Leuten nicht unter die Augen kam und die Sache nur gerüchtweise bekannt war. Als die Zweifel des vorsichtigen Bär einigermaßen überwunden waren, tat Wolfmüller es nicht mehr anders: Er mußte an der Kaserne vorbeifahren. Im Lauf der Zeit geschah dies immer häufiger. Der Feldwebel der dritten Kompagnie versäumte nie, laut und häufig schmetternde Hupentöne schallen zu lassen, und wenn dann recht viele Köpfe an den Fenstern erschienen, schaute er übermütig lachend an der Kaserne hinauf.

Einige Kompagnien sollten ein Gefechtsschießen auf dem Übungsplatz abhalten, der Oberstleutnant mußte der Sache beiwohnen. Als Wolfmüller davon erfuhr, kam ihm der Einfall, obwohl seine eigene Kompagnie an dem Schießen nicht teilnahm, dem Oberstleutnant seinen Kraftwagen für die Fahrt auf den Truppenübungsplatz zur Verfügung zu stellen. Er war überzeugt, daß ihm der

Digitized by Google

Alte nichts mehr nachtrug. Was nachgesehen wurde, stimmte doch und die Sachen, die nicht stimmten, die sah doch kein Vorgesetzter! Fuhr jetzt der Kommandeur in seinem Wagen zum Schießen, so bedeutete das den Feinden gegenüber einen Sieg, auf den Wolfmüller nicht verzichten konnte.

Er wartete nur auf den richtigen Augenblick, um seinen Vorschlag anzubringen. Eines Morgens hatte Wolfmüller auf dem Bataillonsgeschäftszimmer zu tun. Der Adjutant war nicht da, nur der Alte saß nach seiner Gewohnheit mitten im Zimmer an einem kleinen Tisch wie die Spinne im Netz. In den Ecken arbeiteten ein paar Leute. Wolfmüller stellte sich in Haltung. „Gestatten Herr Oberstleutnant, daß ich etwas vorbringen darf?" Der alte Herr sah ihn an und nickte. „Herr Oberstleutnant gehen zum Schießen auf den Übungsplatz. Wenn Herr Oberstleutnant ein Auto zur Reise benützen wollen, so steht das meinige gern zur Verfügung!" Der Oberstleutnant ließ den Blick nicht von Wolfmüllers Gesicht, rückte seinen Stuhl schief, legte die Hände platt auf die Knie und begann langsam: „Sie, Wolfmüller, wissen Sie was Sie sind? Sie sind der unverschämteste Bengel, den ich in meinem Leben gesehen habe. So was ist noch nicht dagewesen. Sie kutschieren in der Welt umher und versäumen den Dienst. Ich vernachlässige meine Pflicht, weil ich solch einen Lumpen nicht schon lang eingesperrt habe und jetzt laden Sie mich noch ein, mit Ihrem elenden traurigen Karren zu fahren! Ich will Ihr Auto nicht wieder sehen!" Jetzt schrie der Oberstleutnant gewaltig. „Nehmen Sie sich in acht, es ist ein Gewitter im Anzug! Ich wollte Ihrem Hauptmann den vielen Wechsel mit seinen Feldwebeln ersparen, aber es geht scheint's nicht ohne das. Passen Sie auf, was kommt! Hinaus zum Tempel!" Der Alte brüllte wie ein Löwe.

Wolfmüller war sehr niedergeschlagen. Was war denn da los? Er sah die Frechheit seines Vorgehens nicht. Es war ihm alles so selbstverständlich gewesen, wie es gekommen war, daß er nicht begriff, weshalb ihm ein solcher Geist in den Weg trat. Wenn er etwas ausführen konnte, so tat er es! Das war doch klar. Ob es sich paßte oder ob es andern paßte, das blieb sich gleich, wenn es nur ausführbar war. Warum war der Alte so wild? Da steckte irgend einer dahinter! Wer? Er zergrübelte sein Gehirn. Seine Frau? Höchstwahrscheinlich. — Die andern Feldwebel? Auch nicht ausgeschlossen — Holzer? Weshalb denn nicht. Gott, wenn man so anfing, gab es kein Ende mehr! Und dann? Der Alte war Bezirksoffizier in Neustadt und wußte gut, wer dort ein Automobil halten konnte. Wolfmüller war nicht unter diesen Leuten. Das war eine böse Aussicht. Wenn der Alte tatsächlich scharf wurde, dann kam man hinter alles. Erst der Handel. Dabei war vielleicht nicht viel zu machen. Aber Bär! Der gehörte doch hinaus! Und es gab noch ein paar Menschen, die wußten, wem sie ihren sicheren Platz zu verdanken hatten. Von selbst sagte zwar keiner eine Silbe, aber es war gefährlich. — Wolfmüller hatte ein Ziehen in der Magengrube, das nicht weichen wollte.

Bär erkannte ihn kaum mehr, als er ihm ganz kleinlaut und niedergeschlagen berichtete, wie es ihm beim Oberstleutnant ergangen war. Er beruhigte den Niedergedrückten: „Dann schaffen wir das Auto eben ab. Wie ich dir gleich gesagt habe. Aber dann ist der Fall erledigt und wir haben noch schön verdient. Sei froh, daß wir nicht schon lang hereingefallen sind beim Fahren ohne Erlaubnis!" Wolfmüller hörte kaum hin.

Digitized by Google

Er war in den nächsten Tagen sehr eifrig im Dienst und wartete auf ein Ende mit Schrecken, wie es sein Vorgänger genommen hatte Einmal, um sich zu erleichtern, sagte er zu Holzer, der schweigend und mürrisch herumhantierte: „Das Auto ist verkauft!“ „War auch hohe Zeit,“ brummte Holzer, „sonst wäre ich als alter Mann noch mit auf die Festung gekommen. Meines Bleibens ist hier nicht lange mehr!“ Der Feldwebel wagte nicht, ihm etwas zu erwidern. Renner war unheimlich, denn er ließ sich bei diesem Anlaß so wenig etwas merken, als bei früheren Gelegenheiten.

Um den schauerlichen Zustand der Ungewißheit zu ertragen fing Wolfmüller an, die Weiber zu vernachlässigen und in einsamen Weinstuben stark zu trinken. Man sah es ihm an. Das sichere wuchtige Auftreten, mit dem er die Kompagnie so gut im Zaum hielt, ward ihm schwer, obwohl es ihm früher angeboren zu sein schien. Dem Hauptmann trat er mit einer Scheu gegenüber, welche er selbst viel stärker empfand, als der gutmütige Offizier. Dazu lag ihm der Weindunst schwer im Gehirn, denn er war des vielen Trinkens nicht gewohnt. Er wurde unsicher und fragte bei Dingen, die er den Hauptmann früher blindlings unterschreiben ließ, um Verhaltungsbefehle. Der Hauptmann wunderte sich, um dann zu sagen, man solle es machen, wie bisher auch.

Traf der Feldwebel dann seine Maßnahmen, so mußte er lange und mühsam überlegen, was er sonst im Handumdrehen gemacht hatte. Das einfache, willkürliche Herausgreifen der Leute zu diesem oder jenem Dienst schien er verlernt zu haben, denn er fragte, wann die Leute zum letztenmal auf Wache gewesen waren und vergleichen mehr. Wo er ging und stand, suchte er furchtsamen Auges, ob nicht irgendein Gegenstand ihn verraten könnte. Die letzten Reste der vornehmen Einrichtung mitsamt dem Brokatstück verschwanden aus dem Dienstzimmer. Statt diesem hing eine Zeltbahn vor dem Bett. Dann die fremden Gewehre, von denen Lipsky sich eines herausgesucht hatte! Wohin damit? Die Kompagnie hatte eine Anzahl Leute, die regelmäßig Transporte an die Front zu begleiten hatten. Auf Holzers Rat hatte ihnen der Feldwebel Bescheinigungen ausgestellt, daß sie die Transporte ohne Gewehr zu geleiten hatten. Sie hockten ja doch nur in den Waggons. Auf dem Rückmarsch nahm dann solch ein Mann irgend eines der erbeuteten Gewehre mit, die überall umherstanden. Weil das Kommando als Transportbegleiter angenehm war, tat jeder nach dem Wunsch des Feldwebels und dieser gelangte in den Besitz einer großen Anzahl von Beutegewehren. Er machte damit Geschenke, wo es ihm nützlich erschien. Jetzt aber war ihm die Sache widerwärtig und man mußte die Spur verwischen. Endlich ließ er die Waffen auf die Kammer bringen. Dort war jeder Zusammenhang zwischen ihm und diesen stummen Zeugen wohl ausgeschaltet.

Die Umgebung Wolfmüllers spürte die Veränderung seines Wesens deutlich. Am meisten fiel eine Zerfahrenheit auf, mit der der Feldwebel einer Rede zuhören konnte, scheinbar aufmerksam, um dann zu fragen: „Was war das? Ich habe nicht zugehört.“ Dazu sah man die aufgequollenen Augen, und Holzer sagte einmol ziemlich laut: „Der stinkt drei Schritt gegen den Wind nach Wein.“ Dann meldete sich Holzer zum Erstaunen vieler zum Dienst mit der Waffe und rückte aus. Dies geschah keineswegs aus Scham, aber Holzers Witterung sagte ihm, daß es in der

Digitized by Google

Nähe des Feldwebels sehr schwül war und daß bald irgend ein Gewitter sich entladen müsse. Die Unterredung Wolfmüllers mit dem Oberstleutnant war kein Geheimnis geblieben. Also beschloß Holzer, sich selbst um den Preis der Felddienstfähigkeit und Abreise an die Front von diesem faulen Handel wegzumachen. Man fand später auch wieder ein Schlupfloch, und aus andern Gründen war es auch gut, freiwillig hinauszugehen. Dann konnte keiner mehr anzügliche Bemerkungen oder offene Beleidigungen auf einem abladen.

Als der Feldwebel von Holzer seinen Entschluß hörte, ward er mit Schrecken erfüllt. Er ahnte den Grund und fühlte sich völlig verlassen. Er hatte noch gehofft, wenn der Tanz einmal losgehen werde, lasse sich das Schlimme in Gesellschaft dieses schlauen Menschen leichter überstehen. Man konnte auch verschiedenes auf ihn abwälzen. Jetzt ging der Kerl und ließ ihn allein mit Renner, der Wolfmüller ganz fremd und unheimlich war.

Der Feldwebel hielt jeden für seinen Feind, dem er etwas abschlagen mußte. Weil er sich nicht um Recht oder Unrecht kümmerte, sondern überall nur den Vorteil gelten ließ, begriff er nicht, daß es Menschen geben könne, die eine gerechte Verweigerung nicht als Feindschaft betrachten. In seiner dunklen, beklemmenden Angst hätte er am liebsten allen, die ihm helfen konnten, Vorteile zugeschoben, und die Grenzen seiner Macht erfüllten ihn mit neuer Furcht. Bär war geschäftlich in Berlin, die Direktorin war in der Sommerfrische. An seine Frau zu denken, wehrte Wolfmüller mit der letzten Energie von sich ab. Einsam, zerquält und unsicher ergab er sich dem Trunk, ohne daß ihm der Wein schmeckte.

Da starb der Oberstleutnant! Ein Herzschlag machte dem Leben des alten dicken Herrn ein Ende, und die Kunde davon verbreitete sich mit Schnelligkeit noch in den Abendstunden durch die Kaserne. Wolfmüller war schon weggegangen und saß in einer Weinkneipe, wo er bis tief in die Nacht hinein trank. Als er am Morgen mit wüstem Kopf in die Kaserne kam, erfuhr er die Nachricht. „Was? der Oberstleutnant tot!“ Wolfmüllers mächtige Brust hob sich mit einem langen Seufzer der Erleichterung.

Jetzt war er der Fesseln ledig, da dieser Mann, der ihn gehoben und der gegen ihn Verdacht geschöpft hatte, nicht mehr im Weg stand. Der Druck wich. Er kam von außen und nicht aus den Tiefen der Seele.

Wolfmüller lebte auf. Zuerst begann er mächtig über den Oberstleutnant zu schimpfen. „So ein alter Dickkopf! Es war höchste Zeit daß er abgefahren ist.“ Wenn er so sprach, lachte es in ihm, weil doch die andern nicht wußten, weshalb es höchste Zeit gewesen war. Dann raffte er sich auf, benutzte die Gelegenheit, daß die Direktorin abwesend war und fuhr zur nicht geringen Verwunderung seiner Frau nach Hause. Sein Weib begrüßte ihn mürrisch und störrisch. Aber Wolfmüller sagte sich: „Warum soll bei dir mißlingen, was sonst stets gelingt?“ Er war so aufgeräumt, daß sie dazu überging, ihm Vorwürfe über seine bisherige Nachlässigkeit zu machen. Sie sprach wenigstens wieder! „Laß sein. Das ist vorbei! Dumme, frag' nicht so viel. Du kennst mich doch!“ Und mit einem gewaltigen Griff zog er sie an sich. Er brachte einen zufriedenen und heiteren Nachmittag zu Hause zu und triumphierte inwendig, als er der Frau den Abschiedskuß auf den groben Mund drückte.

Digitized by Google

Sein Gang war wieder wuchtig und stolz wie früher, und er sah helläugig und aufrecht in die Welt. Um seine vollen Lippen spielte ein überlegenes Lächeln.

Die Kümmernis schwand, und er ward sich klar bewußt, daß nicht die Erinnerung an das, was er getan, ihm brennende Qual verursachte, sondern die Angst vor dem Erwischtwerden. Man durfte alles tun, wenn es nur nicht herauskam. Nachdem er so viel ausgestanden hatte, wollte er es so machen. Vorsichtig wollte er sein, denn Zeiten wie unter dem Oberstleutnant brauchten nicht mehr zu kommen. Fort! Möglichst weit weg! Das galt es. „Wo man mich nicht kennt, da kann ich meine Erfahrungen ausnützen!“ sagte sich der in schweren Zeiten Gestählte. „Die dritte Kompagnie war die Lehrzeit. Sobald es geht, mach' ich mich auf die Wanderschaft!“ In diesem Gedanken an ein neues Leben pfiff Wolfmüller lustig vor sich hin.

Nach wie vor verkehrte er in den Wirtschaften, wo er seine Angst ersäuft hatte, und war in seiner wieder erwachten Lebensfreude nicht wählerisch, als ihm die Kellnerinnen Wege der Freundschaft wiesen.

So geschah es, daß Renner bemerkte, wie häufig Wolfmüller trotz der wiedergewonnenen guten Laune sich auf das Bett im Geschäftszimmer legte. Er wälzte sich unruhig auf seinem Lager, und oft stöhnte er schmerzlich. Häufig stand er auf, um sich sofort wieder niederzulegen. Renner gab der Ordonnanz recht, als sie eines Tages trocken feststellte: „Es ist ein Wunder, daß der Spieß bei dem Luderleben nicht schon längst hereingefallen ist. Der hat keine Ruhe, bis er verfault!“

Es stimmte. Wolfmüller war krank und wollte es nicht merken lassen. Es kitzelte Renner, dem die Verhältnisse immer weniger gefielen, zu sehen, wie Wolfmüller auf eine grobe Anzüglichkeit über seinen Zustand Laut geben würde. Die Gelegenheit kam bald. An einem Samstag erklärte Wolfmüller, er fahre heim, um einmal wieder nach der Frau zu sehen. Dabei lachte er breit. Renner sah ihn, an und meinte trocken: „Da würde ich lieber warten, bis ich gesund bin!“ Wolfmüller war sehr verwirrt und lächelte albern. „Wieso? Woher wissen Sie?“ „Ach, das merkt man gut“, lachte Renner. „Wer weiß denn sonst was?“ forschte der Feldwebel. „Höchstens die Ordonnanz“, tröstete der Gefreite. „Also, das bleibt unter uns!“ schloß der Feldwebel die Unterhaltung und suchte eilig die Ordonnanz, um ihr unverbrüchliches Schweigen zu befehlen. Wolfmüller hielt eine Geschlechtskrankheit für eine Schande, obwohl er sich ihrer Gefährlichkeit nicht bewußt war. Auch hier galt es, die Sache geheim zu halten. Für die sittliche Seite der Angelegenheit hatte er kein Verständnis, beurteilte sie vielmehr wie etwa eine abscheuliche Warzennase oder einen häßlichen Höcker, als eine schandbare Lächerlichkeit. Deshalb unterließ er den Besuch bei seiner Frau. Er könnte ihr lächerlich werden, wenn sie es merkte. Sie würde ihn auslachen: „Warum treibst du dich mit solchen herum?“ Weiter dachte er nicht.

Und Renner mußte fort. Ins Feld konnte man den kranken Hund nicht bringen, also sonstwohin. Es war erst gestern für ein neues Bataillon nach Unteroffizieren Nachfrage gewesen, die nicht felddienstfähig waren. Gut! Renner wird Unteroffizier, kommt zu dem neuen Bataillon. Der Hauptmann unterschreibt, denn der vertritt ja den Bataillonskommandeur. Ausgezeichnet! Alles paßt zusammen! Damit war Renner ein Gefallen erwiesen, der ihn unschädlich machte. Der Mund war ihm so gut wie gestopft.

Digitized by Google

Es geschah, wie sich der Feldwebel vorgenommen hatte, und Renner war nicht wenig erstaunt, als ihn Wolfmüller aufforderte, sich die Tressen anzunähen. Er erfuhr die Versetzung und erntete Lob über seine Führung: „Ich verliere einen tüchtigen Mann ungern, aber Sie sollen auch vorwärtskommen!“ sprach mit einer Gönnermiene Wolfmüller.

Renner mußte lachen, wenn er überlegte, welche Verkettung der Umstände ihm die Beförderung brachte. Wäre der Feldwebel gesund geblieben, so hätte er seine beste Hilfe nicht selbst abgeschafft. Aber so ging es. Des einen Leid ist des andern Freud'.

Es gab Veränderungen beim Bataillon. Der Hauptmann der dritten Kompagnie führte die Geschäfte des Bataillons, bis ein neuer Kommandeur bestimmt war. Die dritte Kompagnie übernahm ein anderer Hauptmann. Mit dem neuen Herrn hatte Wolfmüller kein so leichtes Spiel wie mit dem alten Kompagnieführer. Der Mann wollte alles Mögliche wissen, und Wolfmüller hatte oft einen schweren Stand, da die sachkundigen Leute nicht mehr bei der Kompagnie waren.

Trotzdem geriet Wolfmüller nie in Verlegenheit oder Angst wie bei dem Oberstleutnant. Er war durch die Erlebnisse der letzten Zeit hart geworden und wollte sich behaupten. Er war sicher, daß er dazu imstande sein würde, denn Schlimmeres hatte er überdauert. Das gab Gewißheit. Ebenso fest war Wolfmüller entschlossen, bei der dritten Kompagnie nicht mehr länger zu bleiben, als es sein mußte. Sobald sich eine gute Gelegenheit bot, mußte sie ergriffen werden.

Bär überraschte ihn eines Tages durch die Nachricht, daß er von einer Kriegsgesellschaft in Berlin angefordert sei und daß es nicht mehr allzulang währen werde, bis das Gesuch genehmigt sei. Mit vieler Fassung erkundigte sich Wolfmüller, bis wann er mit dem Verlust seines Freundes rechnen müsse und er versäumte nicht, an die Aufstellung der Abrechnung zu erinnern. Bär suchte die Sache zu verzögern, aber Wolfmüller trat ihm mit einer solchen Umsicht entgegen, daß alle Ausflüchte umsonst waren. Bär hatte keinen schlechten Schüler gefunden.

Wolfmüller wußte: Ich will Geld verdienen, Unabhängigkeit haben, Freiheit, zu tun und zu lassen, was mir beliebt, ohne Behinderung. Er überlegte sich oft, welche Klippen er vermeiden mußte, wenn es galt, ein solches Ziel zu erreichen. In erster Linie durfte man nicht ins Feld kommen, man durfte auch keine Strafe erwischen, man brauchte Empfehlungen. Man mußte auftreten können, einen guten Eindruck machen.

Er suchte Gesellschaft auf, immer lauernd, ob er nicht eine Hilfe finde. Mit seiner Krankheit hatte er Glück. Er kam einem guten Arzt in die Hände und seine Angst ließ ihn die Vorschriften genau innehalten. Er fürchtete seiner Manneskraft verlustig zu gehen. Diese Aussicht half ihm. Er genas in verhältnismäßig kurzer Zeit, ohne daß seine Frau etwas erfuhr. Das Schweigen der Ordonnanz wurde mit den Gefreitenknöpfen belohnt und die Tressen hatte Wolfmüller seinem Schulkameraden auch versprochen.

Da er wieder viel in Kaffeehäusern verkehrte, schickte es sich, daß ihm eine Gruppe von Soldaten auffiel, die in einer fremden Sprache miteinander redeten. Er erfuhr, daß die Leute aus Palästina waren und sich auf arabisch unterhielten. Er dachte nach. Ein Kommando in die Türkei! Mehr und mehr fing er an, mit

Digitized by Google

diesem Gedanken zu liebäugeln. Es war ihm nicht ganz klar, weshalb er es tat, aber ihm schwante, daß er dort in Sicherheit sein werde und daß dort Reichtümer verborgen liegen könnten.

Holzer hatte Erfüllung seiner Wünsche gefunden und war zu einem Truppenteil abgerückt, wo er gute Bekannte hatte. Er hielt einen reichlichen Abschiedstrunk, dem Wolfmüller anwohnte. Mit vielen liebreichen Worten wollte er seinem Feldwebel klarmachen, daß er immer sein einziger und bester Freund gewesen sei und daß er ihn gehalten habe wie seinen Augapfel. Als die Betrunkenheit einen höheren Grad annahm, bekam Holzer das heulende Elend und Wolfmüller brüllte durch die Wirtschaft: „Seht her, wie die vollgefressene Sau schreit, weil sie ins Feld soll!“ „Sei du still,“ greinte Holzer, „du kannst andere Leute zum Tod verurteilen und selber drückst du dich, du schöner Herr!“ Es war höchste Zeit, daß sich ein paar anwesende Unteroffiziere ins Mittel legten und Holzer hinauszerrten, sonst hätte er in seinem Schmerz um das warme Nest, das er nun verlassen mußte, noch einen großen Stank angerührt, wozu er nüchtern keinen Mut hatte. So ging die Gefahr vorüber.

Der alte Hauptmann kehrte zur dritten Kompagnie nicht wieder zurück. Statt dessen kam ein ungemütlicher Major an die Spitze des Bataillons. Wolfmüller, der längst nicht mehr der stramme Exerzier- und Dienstsoldat von einst war, trug die Bürde des Dienstes mit wachsendem Unwillen. Je bälder er verschwinden konnte, desto besser.

* * *

Eines Tages wurde bekanntgegeben, daß ein Portepeeunteroffizier zu stellen sei, der einen Transport in die Türkei zu geleiten habe. Wolfmüllers Herz klopfte, als er bei der Parole den Adjutanten verlesen hörte, was das Ziel seiner geheimen Wünsche war. Er hatte keine Ruhe, er suchte den Adjutanten auf, er schrieb dem alten Hauptmann um seine Fürsprache, er gab sich die größte Mühe, bei seinem jetzigen Kompagnieführer die Einwilligung zu erlangen, daß ihm der Transport übertragen wurde. Er wunderte sich selbst über die Gründe, die er vorbrachte, aber die Genugtuung kam: er wurde für den Transport bestimmt. Sein Hauptmann sagte ihm, er müsse die Stelle eines Kompagniefeldwebels neu besetzen lassen, wenn Wolfmüller durchaus in die Türkei wolle. Indes könne er ihn nicht halten. Der Feldwebel gab zur Antwort, er habe so wie so schon oft den Wunsch gehabt „hinaus“ zu kommen, und er sei immer zurückgehalten worden. Diese Gelegenheit aber wolle er nicht auslassen, es komme was da wolle! Dem Hauptmann war es recht, daß er den Menschen los wurde, dessen aufgeblasenes Wesen er nicht leiden konnte, und Wolfmüller bekam das Kommando.

Als es erreicht war, fühlte er sich befreit von allem, was ihn noch bedrückte. Er brauchte nicht mehr diese Stadt zu sehen, die ihn anödete, nicht mehr diese Weiber, die er nun haßte, er kam los von dieser Kaserne, die ihm zum Ekel wurde und er war sicher vor der Front. Das Leben lag neu vor ihm, wie er sich gewünscht hatte.

Seinem Freund schrieb er, daß er in vierzehn Tagen nach der Türkei abreisen werde. Nicht wenig wunderte er sich, als nach drei Tagen schon Bär vor ihm stand und ihm Glück wünschte: „Weißt du auch, was du verdienen kannst?“

Digitized by Google

Wolfmüller gab sich den Anschein, als seien ihm die nun folgenden Enthüllungen Bärs lauter geläufige und selbstverständliche Dinge; während er mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Ratschläge horchte, welche Waren er mitnehmen und zurückbringen solle. Er war selig, daß ihm Bär ein paar, wie er sagte, ausgezeichnete Adressen aufschrieb. „Du gehst jetzt hinunter und schaust dir die Sache an. Hast du einen Transport, so ist es sicher, daß du den nächsten auch hinunterbringen mußt. Das ist ja immer so. Ich kann indessen Vorbereitungen treffen. Ich komme dieser Tage nach Warschau, vielleicht finde ich einen Posten Gold, das dort unten sechsfach bezahlt wird gegenüber dem Papier. Das türkische Papier wird hier eingelöst und man kann ein gutes Geschäft fertig bringen."

So trat denn Wolfmüller wohl vorbereitet die erste Fahrt ins Morgenland an und sein Erwerbstrieb, bisher darniedergehalten durch viele Ablenkungen und den Dienst, hatte Freiheit, sich zu entwickeln. Auf Bärs Rat nahm er Zivilkleidung mit, denn sein kundiger Freund prophezeite ihm: „Da unten bist du kein Soldat mehr."

* * *

Die Sonne lachte über dem stahlblauen Bosporus, und das Treiben in der großen Perastraße verriet nicht, daß auch hier das Herz eines um sein Leben kämpfenden Reiches mit der größten Kraft schlug. Dicht war das Menschengewimmel, und es mangelte nicht an Männern, die ihrer friedlichen Beschäftigung nachgingen. Sie trugen europäische Tracht, und nur die roten Tarbusche erinnerten daran, daß die große Perastraße so nahe dem Sitze des Kalifen liegt. Die Zeit des großen Krieges war angedeutet durch die vereinzelten deutschen und österreichischen Soldaten, die sich hier und da in der Menge bewegten.

Ein großer starker Mann mit weichem Filz auf dem blonden Haupt ging mit weitausgreifenden Schritten dem Eingang des Hotel Tokatlian zu, und der Pförtner verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor ihm. Wolfmüller begab sich in den Salon und schien jemanden zu erwarten.

Er war nicht zum erstenmal in Konstantinopel. Schon mehrere Transporte hatte er begleitet und kannte die Gelegenheiten. Bär hatte ihn gut unterwiesen und die Fahrten, überall von langen Aufenthalten unterbrochen, hatten Wolfmüller eine neue Welt gezeigt. Die Eigenart der fremden Länder, wie sie an der Bahnlinie bei der Fahrt durch Serbien, Bulgarien, die Türkei zutage trat, kümmerte ihn wenig. Sah er Frauen in fremdartiger Tracht, so reizte dies allerdings seine Neugierde, und in einer kindlichen Wundersucht vermutete er unerhörte Genüsse, die sich aus der Liebe solch fremdartiger Wesen erwarten ließen. Die verschleierten Mohamedanerinnen gar reizten seine Begehrlichkeit auf das schärfste und er war festen Willens, sich nichts abgehen zu lassen. Aber all das fiel nicht in die Wagschale gegenüber den Aussichten, welche sich seinem erwachten Geschäftssinn eröffneten. Alles war zu machen. Man konnte mit hohem Gewinn Dinge hier verkaufen, die man von Deutschland mit den Transporten herausbrachte und die in der warenarmen Türkei reißend abgingen. Hier gab es Waren, um die sich die Schleichhändler zu Hause rissen. Transportmöglichkeiten zu haben, bedeutete alles. Das andere ergab sich von selbst. Die Adressen, welche Bär ihm gegeben, erwiesen sich als zuverlässig und vermittelten eine Menge neuer Bekanntschaften

Digitized by Google

und Verbindungen, so daß Wolfmüller keinen Augenblick daran zweifeln konnte, daß ihm die Welt offenstehe, wo immer er anklopfe. Er glaubte nicht mehr, daß es irgend eine Stelle gebe, die ihm durch eine Seitengasse nicht zugänglich werden könne, wenn der Dienstweg verboten und unbetretbar war. Für ihn waren sie allzumal Menschen und brauchten Geld, sie mochten sich gebärden, wie sie wollten.

Wolfmüller verachtete die Zustände in der Heimat ihrer Unbehilflichkeit halber aufs tiefste und faßte den Vorsatz, nach dem Krieg in diesem Lande zu bleiben, wo für Geld alles zu haben war. Obwohl er überzeugt war, nach dem Krieg so gute Geschäfte nicht mehr machen zu können, so dachte er sich doch, daß die Nachwirkungen noch lange Zeit spürbar sein würden. Bis es anders kam, hatte er genug.

Einen Schatz von Kenntnissen hatte sich Wolfmüller angeeignet, der sich aus ihm bisher ganz fremden Gebieten zusammensetzte. Er sprach mit Ernst und Bedachtsamkeit, wie ein alter Fachmann, von Olivenöl, Opium und elektrischen Kochapparaten. Von der Devisenzentrale sprach er mit einer Selbstverständlichkeit, die Eindruck machte in ihrer treffenden Kürze. Er griff Worte, Redensarten und Begriffe auf, von deren Wesen er eine dunkle Ahnung hatte, und in den meisten Fällen genügte ihre papageienhafte Anwendung, um bei den andern Schiebern mitreden zu können. Wo Wolfmüller einen Zusammenhang nicht fand, hoffte er, eines Tages doch hinter das Geheimnis zu kommen. Was andere konnten, das konnte er auch. An Selbstvertrauen gebrach es ihm nicht. Einstweilen schmückte er sich mit Sprüchen, die Schlüsse auf die verwegensten Schiebungen zuließen.

Die Uniform zog er nur an, wenn er mußte. Er war auf eigene Verpflegung angewiesen, und die ihm zuströmenden Mittel gestatteten ihm das Leben im feinsten Hotel Konstantinopels.

Eines schien ihm an seinem weiteren Fortkommen hinderlich und machte ihm Kopfzerbrechen: seine Unkenntnis einer fremden Sprache. Nach reiflicher Überlegung beschloß er, Französisch zu lernen, und wenn er jetzt im Salon bei Tokatlian wartete, so galt dies seinem Lehrer.

Der Mann ließ nicht lange auf sich warten. Er war ein Schweizer, den Wolfmüller durch ein Geschäft mit Goldgeld kennen gelernt hatte. Bei einer der letzten Fahrten war dies gewesen. Wolfmüller hatte von Bär einen Posten türkisches Gold mitbekommen, den dieser in Warschau aufgekauft hatte. Bär ließ seinem Freund beim Verkauf des Goldes freie Hand unter der Bedingung, daß er einen gewissen Lubliner als Begleitmann mit nach der Türkei nehmen müsse. Dies gelang auch. Als einfacher Begleitmann kam Herr Lubliner nach der Türkei, von Bär und etlichen Genossen desselben mit ausgedehnten Vollmachten ausgestattet, über ein gewisses Bankkonto in Konstantinopel zu verfügen und die sämtlichen Geschäfte in einer mustergültigen Weise zu leiten. Die Männer in Berlin hatten Gründe, unmerklich die Durchführung ihrer türkischen Schiebungen in eine andere Hand zu legen. Schlauerweise ließen sie aber Wolfmüller so viel Spielraum, daß er nicht merkte, wie allmählich mancherlei Dinge ohne ihn geschahen.

Wolfmüller fühlte sich als Großkaufmann und hatte die Freude vergessen, die ihn erfüllte, wenn er früher nach vielem Biertrinken einen Mitarbeiter in der Fabrik mit zweitausend Mark in die Lebensversicherung hatte aufnehmen können.

Digitized by Google

Es gefiel ihm außerordentlich, großartig zu reden und so sprach er zu Herrn Stierli, dem Lehrer im Französischen: „Solches Zeug, wie dieses Goldgeschäft, machen wir nicht mehr. Wenn es nicht fünfzig Prozent bringt, lohnt es sich nicht.“ Darauf erwiderte der Schweizer: „Was ich Ihnen schon immer gesagt habe, Herr Wolfmüller: Sie müssen sehen, daß Sie nach Syrien hinüberkommen. Steht hier das Gold auf vier, so steht es dort auf sechs gegen Papier, und mit den andern Sachen ist es genau so. Denken Sie an Sekt, Bier, Revolver! Ich sage Ihnen, Sie müssen unbedingt hinüber!“ Leichthin bemerkte Wolfmüller: „Werden wir sehen, was sich tun läßt.“ Dann gingen sie auf Wolfmüllers Zimmer und der Schweizer gab sich Mühe, seinem Schüler die notwendigen Bestandteile einer geschäftlichen Unterhaltung in französischer Sprache beizubringen. Wolfmüller faßte gut auf, was ihm Stierli vorsprach, aber er ärgerte sich mächtig über die eigensinnige und dumme Art, wie die französischen Worte geschrieben werden. „Perfekt brauch' ich es ja nicht zu können!“ sagte er sich zum Schluß.

Kaum war Stierli weg, so konnte sich Wolfmüller dem Gedanken hingeben, der ihm die ganze Zeit über im Hirn gewirbelt war. Syrien! Das war das Land der Verheißung. Er mußte hin, es koste was es wolle. Schon längst wollte er einen Transport dorthin übernehmen, aber von Konstantinopel aus wurden andere Begleiter kommandiert. Die von Deutschland kommenden Mannschaften gingen stets zurück. Das wußte er auch ohne Stierli, daß Gold dort siebenfach mit Papier bezahlt wurde und daß an andern Waren Mangel war, wie man es sich kaum vorstellen konnte. Wolfmüllers ganzes Denken war erfüllt von Goldpfunden. Es litt ihn nicht länger im Zimmer. Achtlos schritt er an den neuen Telegrammen von der Westfront vorüber. Das gab es für ihn schon längst nicht mehr. Ein Esel war der Mensch, welcher sich hier um etwas anders kümmerte, als wie er möglichst viel Geld an sich brachte. Gewiß: Man wollte auch gut leben, aber die Pfunde gingen vor. Wenn ihm nur jemand den Weg nach Syrien öffnen wollte! Deutschland? Zurückfahren? Ihn schauderte bei dem Gedanken. Frau Wolfmüller!? Nein, das war vorbei. Abstreifen wollte er das von hier aus, wie ein Stück alter Wäsche. Hier gab es andere, bequemere Weiber. — Sorgfältig strich er mir der Hand über den vom Streifen an der Wand weiß gewordenen Ärmel und war peinlich berührt von dem Gedanken, daß er die verfluchte Uniform wieder anziehen müsse, wenn er sich wegen Übernahme unter das Begleitpersonal der Züge nach Syrien zu melden hatte.

* * *

Die Zitadelle von Aleppo hob sich in goldenem Braun von dem pfirsichblütenfarbenen Abendhimmel, und in wunderbaren roten und violetten Farben dehnten sich die Hügel Syriens im Lichte des scheidenden Tages. In weiten weiß und braun gestreiften Mänteln schritten Araber auf dem Weg, der zwischen grünen Trümmern, vorbei an einem alten Friedhof auf das freie Feld führte. Sie glichen Propheten des alten Bundes. In der Ferne zog eine Anzahl Kamele. Die Tiere verschwanden in einer Senkung des Weges. Alles war Ruhe und Gelassenheit.

Wolfmüller sah nichts von der zauberischen und täuschenden Schönheit des alten Landes, die aus Lichtstrahlen und Trümmern gemalt ist und in der Figuren eingewoben sind, die sich dem Denken erster Kindheit aus halb verstandenen hei-

Digitized by Google

ligen Geschichten einprägen, beim rätselvollen Klang der ersten Worte von Gut und Böse.

In sich selbst hinein sah Wolfmüller. Nach seinem Willen hatte er getan und viel Böses war daraus entstanden. Ob dabei nicht auch Unglück war, stand nicht fest. Es hätte auch gut ablaufen können, was sich zu Unglück wendete. Ihn selbst konnte man nicht fassen. Wenn einer für sich selbst sorgte, war das unrecht getan? Es geschah damit keinem Menschen ein Leid. Aber — der Schritt, den Wolfmüller jetzt tat, der ließ sich nicht so auslegen. Was jetzt kam, war ein Verbrechen! Es war Wolfmüller schlecht zumute.

Finster wandte er sich an den kleinen armenischen Dolmetscher, der kaum mit ihm Schritt halten konnte: „Wie weit ist es denn noch? Wie lange muß ich in diesem Staub herumlaufen?“ Er warf den Karabiner auf die andere Schulter. Das Ziehen in der Magengrube war wieder da, wie in den trübsten Zeiten. „Dort!“ Der Dolmetscher deutete auf ein Schöpfrad rechts an der Straße, neben dem ein Baum stand, der einzige ringsum.

Sie erreichten die Wasserstelle und setzten sich auf einen Stein neben dem erhöhten Viereck, auf dem tagsüber ein Maultier das knarrende Wasserrad in Bewegung setzte.

Der Abend ward schnell zur Nacht. Die Gefilde, die so zauberisch geleuchtet hatten wie ausgebreitete Purpurgewänder, lagen drohend, fremd, unheimlich da, wie Leichentücher über einem unbekannten Grab. Große Fledermäuse schwangen sich lautlos um den Baum.

„Wieviel gibt er?“ fragte Wolfmüller. „Fünfzig Pfund Gold“, versetzte der Kleine, „mit fünfzig Patronen.“ „Wann kommt der Kerl?“ knurrte Wolfmüller weiter. Der Armenier ging auf der Straße vorwärts, Umschau zu halten. Durch Wolfmüllers Hirn jagten sich die Gedanken und seine Haut zitterte unter einem Schauer der Spannung und des Mitschwingens mit dem Unbekannten. Es war besser, zu rechnen. Er zwang sich zu geordnetem Denken. Der Sekt war verkauft. Zweitausend Pfund Gold waren umgewechselt. Eine Ladung zurück ließ sich finden und die Umladung unterwegs machte keine Schwierigkeiten, wenn sie auch noch so sehr aufpaßten, daß lediglich Militärgut befördert wurde. Die Uhren und Werkzeuge waren auch verkauft. Es war wahrhaftig genug Geld verdient und er hatte nicht nötig zu tun, was er jetzt tat. Wurde er erwischt, so war Festung gewiß. — Er biß sich die Lippen blutig. Sollte er umkehren? Es riß an ihm. Mit einer mächtigen Anstrengung gebot Wolfmüller seinen Nerven Ruhe. „Fünfzig Pfund Gold!“ dachte er krampfhaft. Das waren dreihundertfünfzig Pfund Papier. Siebentausend Mark! Und doch! Es ward ihm übel, und er stand auf.

Da sah er den Armenier mit einem Mann kommen. Dieser trug einen weiten, wallenden dunklen Mantel, ein Tuch um den Kopf geschlungen und hatte ein dunkelbärtiges Antlitz.

„Das ist er!“ sagte der Armenier. „Wo ist das Geld?“ fragte Wolfmüller hastig.

Der Dolmetscher murmelte etwas und der andere suchte unter seinem Mantel. Er brachte einen Beutel hervor, den der Armenier Wolfmüller gab. Dieser griff

Digitized by Google

hinein und fühlte das Gold. Er zählte die Stücke in seine Hand, aber er konnte nicht über zehn hinauskommen, denn seine Gedanken verließen ihn und er hörte nur wie aus der Ferne die Goldstücke klingend fallen. Er schüttete das Geld in den Sack zurück und war müde wie vom Heben einer zentnerschweren Last. „Die Patronen!“ sagte der Dolmetscher. Wolfmüller griff in die Tasche und brachte die Streifen zum Vorschein. Die linke Hand hielt den Sack mit dem Gold fest und zitterte einen Augenblick. Wolfmüller überwand sich, legte die Streifen neben sich auf den Stein und steckte das Geld ein. Dann ließ er den Karabiner am Riemen von der Schulter gleiten und lehnte ihn an den Stein.

Der Araber sah ihm zu und sprach ein paar Worte, leis und gurgelnd. „Er fragt, ob man gut laden kann“, sprach der Armenier.

„Vieh!“ fuhr Wolfmüller auf, wie im Schmerz, nahm den Karabiner hoch und riß die Kammer auf. Der Ton machte ihn schaudern. Einst hatte er gern und gut exerziert, und jetzt? — Er lud einen Streifen und stellte die Waffe wieder hin.

Jetzt aber fort! Er fühlte mit der Hand nach dem Sack mit dem Gold in seiner Tasche, sah sich nicht mehr um und ging mit starken Schritten den Weg zurück. Gern wäre er gelaufen.

Der Armenier flüsterte dem Araber etwas zu, der hinter dem Stein, auf dem Wolfmüller gesessen, niederkniete. Der Araber hob die Waffe an die Wange und zielte mit aller Ruhe im Knien.

Wolfmüller wischte sich die Stirn. Er hatte geschwitzt. Gott sei Dank, daß es fertig war!

Ein Hund strich ihm an den Beinen vorbei, daß er fast gestolpert wäre. „Aas! verdammtes!“ fluchte Wolfmüller.

Da fiel der Schuß — Ahmed el Dib erhob sich, um den Toten zu berauben.

## Theodor Storm · Von Ludwig Bäte

Die graue Stadt, vom Wellenwind umgeigt,
süß schlägt die Drossel über stillen Bänken,
der Flieder duftet, totes Leben steigt
aus grünen Stuben und vergilbten Schränken.
Das Heiderot verglüht am Horizont,
du stehst in sehnsüchtigem Lauschen.
Dann stirbt der Tag, von letzter Glut besonnt,
doch tief im Herzen schwillt und schweigt
ein wundersames Brunnenrauschen.



Digitized by Google

# Großdeutsch

## Von Richard Bahr

Den unausmeßbaren Jammer deutschen Zusammenbruchs durchzuckte im Schicksalsherbst 1918 ein Hoffnungsstrahl. Wir hatten die Bataille verloren, aber noch im Niedersinken war es, als ob wir einen Sieg, den größten, uns erstreiten könnten: die Einigung aller Deutschen. Das hat in jenen Tagen wirrer Qual manchen mit dem neuen Stand der Dinge ausgesöhnt, wenigstens zunächst ihn nachsichtiger gestimmt und zu Ausharren und Abwarten bewogen. Throne waren gestürzt, und mit ihnen sank, was vielen von uns teuer war. Aber die Aussicht bestand und schien inmitten des blutigen Widersinns zu wachsen, daß auch die staatsrechtlichen Binnenmauten und die kleinen Eitelkeiten schwinden würden, die trotz dem einigen Reich den Deutschen noch immer vom Deutschen trennten. Es gab kein Hohenzollernkaisertum mehr, aber es gab dafür an der Donau auch keine Habsburg-Lothringer, die seit rund 150 Jahren, seit Josephs II. Tode und dem der Maria Theresia, nur noch Verderber am Deutschtum gewesen waren. Wer konnte, wer durfte die Deutschen noch hindern, wenn sie ihren Staat auf neuer zentralistischer Grundlage aufzubauen wünschten und in diesem Haus nun auch den Stammesbrüdern eine Wohnstätte zuwiesen, die schließlich nur die Eifersucht rivalisierender Herrscherfamilien einst aus ihm gescheucht hatte? Aus der Not der napoleonischen Kriege war den Deutschen ein Volksbewußtsein geboren worden, war ihnen die Einheitsbewegung überhaupt erst erwachsen. Da hatten sie ihr Heroenzeitalter erlebt, und aus der akademischen Welt, Professoren und Studenten, die unter dem jetzt doch vielfach zu Unrecht verketzerten schwarzrotgoldenen Banner sich zusammenfanden, waren ihr die ersten Blutzeugen gekommen. Eine Weile schien es auch wirklich, als ob dem deutschen Gedanken, nicht dem alldeutschen zwar, doch dem großdeutschen, nun eine ähnliche Renaissance beschieden sein sollte. Herzbewegend äußerte sich in Deutschösterreich, das immer schwerer getragener Fesseln ledig geworden war, das Heimverlangen nach Mutterland und Gesamtnation. Der Strom befreiter Empfindungen war so stark, flutete so durch alle Lager, daß die Nutznießer des alten Kaiserstaats — Hochfinanz, Feudaladel, hohe Klerisei und bureaukratische Spitzen — sich monatelang gar nicht hervorwagten, hier und da selber von ihm fortgerissen wurden. Indes wird zu sagen sein, daß der Widerhall aus dem Norden (Norden von Österreich aus gesehen, auch in Bayern, Baden, Württemberg stand es nicht besser) leider ausblieb. 1817 hatte ein junger Kieler Student Franz Hegewisch seinem Freunde Justus Olshausen für die Wartburgfeier der Burschenschaften Richtlinien mitgegeben, in denen es hieß: „Wir können nicht glauben, daß Deutschland aus 38 Inseln bestehe. Die Lehre von der Spaltung Deutschlands in Norddeutschland und Süddeutschland ist Lehre aus dem Munde eines bösen Feindes.“ Jetzt prasselte auf die stürmischen Sehnsüchte Deutschösterreichs der erste erkältende Wasserstrahl aus Berlin nieder. Otto Bauer, der damals die auswärtigen Geschäfte der ein paar Wochen zuvor entstandenen Deutschösterreichischen Republik

Digitized by Google

mit sozialistischer Orientierung zwar, doch ausgesprochen völkisch leitete, hatte dem zuständigen Volksbeauftragten den Beschluß der Wiener Nationalversammlung mitgeteilt, der Deutschösterreich zu einem Bestandteil der gesamtdeutschen Volksrepublik erklärte, und daran die Bitte geknüpft, in direkte Verhandlungen einzutreten „über die Vereinigung Deutschösterreichs mit der Deutschen Republik und über die Teilnahme an der Gesetzgebung und Verwaltung des Deutschen Reichs". Aber Herr Hugo Haase, bis an den Hals zugeknöpft wie nur je einer der vielgeschmähten Bureaukraten des alten Systems und von jener steifleinenen Korrektheit, die in ihrer tief eingewurzelten Scheu vor den zufälligen politischen Grenzen des eigenen Volkstums vergaß, antwortete — auch darin der Schüler einer verstaubten, zopfigen Diplomatie — ausweichend und dilatorisch. Erst ließ er sich vier Tage Zeit, dann drahtete er kühl, nichtssagend, mit frostiger Glätte nach Wien: man sei gern bereit, die Friedensverhandlungen in engster Freundschaft mit Deutschösterreich zu führen. Das Wesentlichste, das Anschlußbegehren, hatte er überhört, weil er das gar nicht hatte hören wollen. Es verschlug wenig, daß, der so engherzig an dem Ruf der deutschen Stämme Österreichs vorbeiglitt, ein internationaler Sozialdemokrat ostjüdischer Abkunft war. Auch das reichsdeutsche Bürgertum bestand die Probe nicht, vor die die Gunst des Schicksals es noch einmal gestellt hatte. Es war beschämend, wie dünn und schmächtig, wie unbeschwingt und seelenlos allemal der Beifall klang, wenn in der Weimarer Nationalversammlung von den deutschösterreichischen Dingen die Rede ging. Dann hatte man sich, zumal nachdem Graf Rantzau den Anschluß in sein Programm aufgenommen hatte, allmählich doch etwas wie eine großdeutsche Überzeugung angequält. Die Leitsätze der frisch gefirnißten Parteien forderten ihn so ziemlich ohne Ausnahme, auch ein interfraktioneller Ausschuß erstand, von Ludo Hartmann, diesem warmherzigen Großdeutschen, klug beraten und behutsam geleitet, um die Vereinigung zu fördern und Hand anzulegen, wo irgend Hand anzulegen war. Aber immer blieb es eine Bewegung, die im Parlament ein paar Dutzend, im Volk ein paar Tausend Köpfe erfaßt hatte. Sie ging nicht in die Tiefe, ergriff die Gemüter nicht und wuchs leider auch nicht in die Breite. Schließlich, als das allzu bedächtige Planen an dem Machtspruch der Entente zerschellte, war man beinahe froh. Man empfand gar nicht, daß St. Germain Ergänzung, Fortsetzung, Vollendung von Versailles war. Daß auf das Betreiben und Drängen von Tschechen und Südslawen am deutschen Volkstum dort noch dreisterer Raub verübt ward, als drei Monate zuvor in der Residenz der letzten Ludwige. Wie ein Hauch, ein schnell verwehender Duft war das bißchen Anschlußbewegung zu Häupten der Reichsdeutschen hinweggezogen. Heute sind wir glücklich wieder so weit, daß man den Deutschösterreicher zum Dank für seine völkische Treue als Ausländer betrachtet und behandelt. In den Berliner Ladengeschäften nimmt man ihm die für den Ententebeutel und die Valuta der Neutralen bestimmten Ausländerpreise ab, und in einem Waschzettel der Zentralstelle für den Fremdenverkehr Groß-Berlins, der sich über das Wachsen des Besuchs aus dem Ausland, „insbesondere aus den feindlichen Ländern", freut, stand selbst in sogenannten nationalen Blättern der Satz zu lesen: „An der Spitze marschiert Österreich mit 1290 Gästen". Worauf

Digitized by Google

dann ohne Atempause und Abstand Polen, Schweden, Holland, Rußland, Dänemark, Norwegen und England folgten....

* * *

Aus jenen kurzen Wochen, da der Anschluß noch ein Problem aktueller Politik schien, stammen, wenigstens nach ihrer Konzeption, drei Bücher, von denen ich wünschte, daß sie zu einem Brevier aller im Reich zusammengeschlossenen Deutschen würden. Zwei von ihnen sind Sammelwerke. Deutsche Männer aus Südtirol und aus Böhmen erzählen, angstbeklemmt und doch immer noch von der Hoffnung beschwingt, den vernichtenden Schlag abwenden zu können, von der deutschen Art ihres Heimatlands („Südtirol" von Dr. K. v. Grabmayr, „Deutschböhmen" von Rudolf von Lodgman, beide bei Ullstein). Von deren äußerer Geschichte und innerer Entwicklung, von den Leistungen für die deutsche Gesamtkultur, von dem starken Strom geistigen Lebens, der, zeitweilig gehemmt und unterbunden, dann wieder breiter flutend, hinüber und herüber sich ergießt und Wissenschaft, bildende Künste, Musik und Dichtung befruchtet. Berichten auch von den Möglichkeiten der Wirtschaft, von schon vorhandenen und in Zukunft noch zu bahnenden, und von alledem ernst, nüchtern, mit wissenschaftlicher Gründlichkeit, wie es Männern zukommt, die in gelehrter Arbeit, in staatlicher und wirtschaftlicher Praxis zu Führern ihrer kampfgewohnten Stämme wurden. Dann hat noch der Deutschböhme Heinrich Herkner, der Nachfolger Schmollers an der Berliner Universität, an sich ohne Zusammenhang mit jenen Arbeiten, eine Synthese des ganzen Problems versucht. In einer feinen und eindringlichen Studie („Deutschland und Deutschösterreich", bei S. Hirzel in Leipzig) verfolgt er den großdeutschen Gedanken im Wandel der Zeiten. Sein Aufkommen unter den Einflüssen der Freiheitskriege und der Romantik, seine Auswirkung im achtundvierziger Parlament, das zum ersten gemeinsamen politischen Erlebnis der Deutschen wird, und dann das langsame Verebben und Absterben. Otto von Bismarck hat dem Großteil der Reichsdeutschen ihr kleindeutsches Ideal verwirklicht. Seither sind sie saturiert und sehen dem von Jahr zu Jahr beschwerlicher und aussichtsloser werdenden Ringen der Stammesgefährten mit madjarischer Herrsch- und Eigensucht und den aufsteigenden west- und südslawischen Nationalitäten gleichmütig, ohne innere Teilnahme, aber auch ohne weltpolitisches Verständnis zu. Selbst der Reichsgründer entläßt eine Grazer Abordnung, die in Seelennöten zu ihm gepilgert war, mit dem erkältenden Spruch: „Dienen Sie Ihrem Kaiser, dann dienen Sie am besten auch dem Reich." Den meisten von uns lebt keine Ahnung von dem morschen Gefüge der Habsburger Monarchie, deren Untergang und Aufteilung schon um die Mitte des Jahrhunderts im Rat der Slawen beschlossen ward, von den großen und kleinen Fäden, die auf pomphaften Slawenkongressen und den vielerlei geheimnisvollen Konventikeln der „slawischen Wechselseitigkeit" gesponnen werden und die immer emsiger von Moskau und Petersburg nach Prag und Laibach, nach Agram, Belgrad und Sarajewo herübergleiten. Wir fühlen uns geborgen im Schatten des Bündnisses, das den Deutschen hüben und drüben die Hände bindet und uns selber hineinreißt in die slawischen Kämpfe

Digitized by Google

der Monarchie. Bis sich an ihnen dann schließlich der Weltbrand entzündet. In ihm werden nach rund sechzig Jahren Sudeten-, Alpen- und Reichsdeutsche wieder Waffenbrüder. Aber gerade der Krieg wirkt, nach einem schnell vorübergehenden Rausch, in dem man unpolitisch und ungeschichtlich „mitteleuropäisch" schwärmt und am liebsten auch Tschechen und Südslawen an die pochende Brust zöge, zwischen Nord und Süd neue Entfremdung. So ist es kein Zufall, daß diese drei großdeutschen Bücher ausnahmslos von Österreichern geschrieben wurden. Einst hatte der Staatskanzler Metternich frohlocken können: „Was die gebildeten Klassen in Preußen ‚deutschen Sinn' nennen, ist bei uns ein Mythus geworden." In den letzten zwei Menschenaltern hat das gründlich sich gewandelt. Nun müssen die Deutschösterreicher die Reichsgenossen lehren, wieder wahrhaft völkisch zu denken. Müssen ihnen aufweisen, wie die Tschechoslowakei, in der der verhängnisvolle Hang der Reichsdeutschen, Politik nach der Art kaufmännischer Geschäfte zu treiben, seit einiger Frist ein Neuland unbegrenzter Möglichkeiten zu sehen liebt, von seinen Schöpfern zum slawischen Schutzwall gegen das Deutsche Reich bestimmt ist. Wie die Abtrennung des deutschen Volkstums Böhmens einen Schnitt ins Lebendige bedeutet, die Abschnürung Österreichs, zumal Wiens, von einem Großteil seiner bisherigen geistigen Kraftquellen und wie überhaupt, wenn es bei dem im tiefsten Grunde unsittlichen Anschlußverbot bliebe, Deutschland selber zu Siechtum und Verdorren verurteilt wäre. Anders, unmittelbarer und buchstäblicher als 1848 Moritz Hartmanns, des „Pfaffen Mauritius", prophetischer Sinn es voraussah, wären dann „10 Millionen Deutsche der slawischen Peitsche" überantwortet. Die in St. Germain zurechtgeschnittene Österreichische Republik, die allein zu leben nicht vermag, hätte über kurz oder lang, so oder so die Angliederung an eine in Kern und Wesen immer deutschfeindliche Staatskoalition zu suchen. Und der Trennungsstrich von 1866, der einst Franz Grillparzer die bange Frage abgepreßt hatte: „Als Deutscher bin ich geboren, bin ich noch einer?" wäre verewigt...

* * *

Es ist vielleicht das schmerzlichste an den mancherlei schmerzlichen Erfahrungen dieser Tage, daß selbst in jenen Kreisen, die noch am lebhaftesten und feurigsten die nationale Not empfinden, so wenig von dergleichen Gedanken und Stimmungen anklingt. Das läßt einen der Bewegung, die jetzt durch unsere Universitäten und hohen Schulen läuft, nicht recht froh werden. Es ist in ihr zu viel von dem Geiste Treitschkes, der in seinem Stolz über das „edle Hussitenblut", das in seinen Adern rollte, leidenschaftlich ungerecht war gegen das österreichische Deutschtum, noch zu wenig von der Art Lagardes, dieses trotz mancher Schrullen wahrhaft deutschen Denkers, dem es ein Unding schien, daß für alle Zeit das Reich „wie ein dreibeiniger Löwe durch die Geschichte hinken" sollte. Erst wenn wir zu Fichte und zur deutschen Romantik zurückkehren, die den Gedanken von der Selbstbestimmung der Völker lange vor Herrn Wilson gedacht haben, wird eine wirkliche nationale Renaissance anheben können. Und erst wenn auch für die Deutschen gilt, was nach der „staatsrechtlichen Erklärung" der Tschechen im österreichischen Reichsrat schon 1917 ein Gemeingut der gesitteten Menschheit

Digitized by Google

geworden sein sollte, „die Beseitigung der Beherrschung eines Volkes durch ein anderes“, wird ein Friede, der seinen Namen verdient, über diese friedenentwöhnte und entgötterte Welt heraufdämmern. Nur auf der einst, in besseren Tagen, von Thomas Masaryk selber gewiesenen Basis: „Ich mein Herr, du dein Herr“ wäre eine friedliche und reinliche Auseinandersetzung mit Tschechen und Südslawen, am wenigsten vielleicht noch mit den Polen, möglich. Dann aber möchte es wohl geschehen, daß die Reibungsflächen in Mitteleuropa zusammenschrumpften und wir eine auswärtige Politik treiben könnten, die nicht nur national zu sein behauptete, die es auch in Wahrheit wäre.

# Nun macht das Herze weit

## Von Hans Schwarz

Nun macht das Herze weit und laßt mich ein,
Denn ich will Frühling, nichts als Frühling sein!
Ich bin von Lust und bin von Qualen toll,
Denn alles Blühen ist so schmerzensvoll.
Wo Narben waren, überquillt ein Flor,
Aus tiefen Wurzeln steigt es heiß empor,
Und weil sie so hinab ins Dunkle reichen,
Erwacht ein Drang nach Reinheit ohnegleichen.

Denn was der Winter uns zu blühen trieb,
Das war so dumpf, war es auch noch so lieb,
Jetzt schäumt das reiche Blut zum Herzen an —
Wir aber wollen höher, hoch hinan,
Wir wollen nicht verschwenden Lust und Saft,
Nein, Blüten treiben aus gestauter Kraft
Und alle Liebe tief in uns vereinen,
Und sollten wir uns bänd'gen, daß wir weinen.

Nun wissen wir um Sonne erst und Wind,
Um alle Farben, die voll Reinheit sind:
Denn sie verschleiern so verklärte Qual
Wie Dunkelheit das Lied der Nachtigall.
O, die ihr euch dem Frühling ganz erschließt,
Wie seid ihr töricht, wenn ihr plump genießt!
Blickt auf den Baum, er strömt in sich hinein
Und wächst nur tiefer in den Sonnenschein!
So laßt auch uns die Sehnsucht so bezwingen,
Daß wir als Frucht sie in den Sommer bringen!

Digitized by Google

# Such nur, Jochen Steinfatt

## Von Willy Harms

Such nur, Jochen Steinfatt, such nur! Ein Strick, wie du ihn brauchst, findet sich nicht so leicht. Den schmutzigen von der Runge des Dungwagens kannst du nicht nehmen, denn du hältst auf Sauberkeit, erst recht auf einem Gange, wie du ihn jetzt vorhast. Kinn und Oberlippe hast du sorgfältig rasiert, auch wenn es heute kein Sonntag ist. Du willst dich nicht eines Stoppelbartes schämen, wenn du deinem Herrgott unter die Augen trittst.

Den Strick zwischen den beiden Pflaumenbäumen, der zum Trocknen der Wäsche benutzt wird, laß nur hängen. Wind und Wetter haben ihn mürbe gemacht. Haltbar muß der Strick vor allem sein, denn er hat anderthalb Zentner zu tragen. Und es soll dir nicht gehen wie vor drei Jahren dem Stutenhannes, den man am andern Morgen mit zerschundenem Gesicht unter der Leiter gefunden hat. Such weiter, Jochen Steinfatt!

Haben mußt du schon den Strick. „Jochen verdeint nich mihr bei Bodder taut 't Brot." Du kannst das kränkende Wort nicht einfach hinnehmen. Freilich hat es der Doppelbauer, dein Herr, nicht zu dir gesagt. Du hast es überhaupt nicht hören sollen. Aber die Tür zum Kuhstall ist nicht ganz geschlossen gewesen, als die beiden, der Doppelbauer und seine Frau, heute morgen über die große Diele gegangen sind. Mit deinen rissigen Arbeitsfäusten hast du die Forke gepreßt und langsam begriffen. Los sein will man dich, wo du jetzt bald deine Siebzig auf dem Nacken hast. Ein anderer soll hineinziehen in den Katen, in dem du vierzig Jahre gewohnt hast. Einer, dem der Rücken nicht schon weh tut, wenn er zwei Stunden gemäht hat, der noch vier Garben Stroh zugleich in die obere Bodenluke langen kann, wie du es früher spielend fertig gekriegt hast.

Armer Jochen Steinfatt! Du glaubst dich immer redlich für die Bauernhufe gemüht zu haben. Ach, Jochen, alles, was du getan hast, zählt ja nicht, nur was du jetzt noch kannst. Alles ist vergessen, sogar daß du im Winter, wenn es dein Recht war, mit den andern faul hinterm Ofen zu sitzen oder mit ihnen bei Fritz Meinke einen steifen Grog zu trinken, daß du dann Besen gebunden hast, die noch für den ganzen Sommer reichten. Daß du Kiepen geflochten hast, deren Haltbarkeit dorfbekannt war. Und daß du dem reichen Doppelbauern, deinem Herrn, nie einen Pfennig abgenommen hast für Besen und Kiepen und Körbe.

„Nich mihr bei Bodder tau 't Brot." Wie das Wort würgt! Aber er soll die richtige Antwort haben. Erst vor einigen Tagen ist dir wieder ein Backenzahn ausgefallen, und das Roggenbrot der Bäuerin ist hart, und der Kautabak bei Kaufmann Schiermann ist wieder teurer geworden, und keiner fragt danach, ob dich die Gicht in den Handgelenken zwickt.

Aber einen Strick mußt du haben. Ob du den neuen Bindestrick nehmen darfst, der auf der Diele unter den Dreschflegeln hängt?

Natürlich darfst du das. Er gehört zwar dem Bauern, aber einen guten Strick kannst du zum mindesten von ihm verlangen, er kann ihn rechnen für die Besen und Körbe.

Digitized by Google

Halt ihn fest, deinen Strick! Steck ihn in die Tasche, es braucht ihn niemand zu sehen.

Niemand braucht auch das Ziel deines Weges zu wissen. Du selber weißt es ja noch nicht. Am besten wird sein, du nimmst eine Buche im tiefen Pinnower Wald. Keine Tanne. Um alles in der Welt nicht. Die Zweige sind manchmal morsch und brüchig und versagen beim letzten Dienst. Lieber ein paar Schritte weitergehen. Auf eine halbe Stunde kommt es heute nicht an.

Wie der harte Maiwind über die Felder stößt! Nicht einmal deine Wolljacke hast du angezogen. Und weißt doch, daß sich grade im Frühling leicht bei dir das Gliederreißen einstellt. Ach so — es ist gleich, ob die Arme bei ihrer letzten Arbeit schmerzen. Eine Schlinge werden sie noch fertig kriegen.

Aber zu hasten brauchst du nicht. Du kommst früh genug in den Buchenwald. Die Zeit drängt heute nicht wie sonst, wenn du an den Sonntagnachmittagen die Kolke nach den Besenreisern durchsucht hast. Nicht die gewöhnlichen Birken hast du gesucht, nur Hängebirken konntest du verwenden, die Hängebirken mit den biegsamen Gerten. Mehr noch hast du gesucht nach den Weidengerten. Die sind knapp in der Sandgegend. Aber wo die Buschwiesen sich wandeln zum Sumpf, hast du noch immer genug gefunden. Und kein anderer hat die Stelle gewußt. Wer jetzt wohl — nach dir — die Körbe des Dorfes flechten wird? See-Fentzahn ist schon zu zitterig. Und Sassen Friech nimmt in seiner Schlurigkeit auch Gerten, die nicht ordentlich durchgewässert sind. Natürlich knicken sie dann ein und brechen leicht. Die Leute im Dorf werden es merken, wenn du fehlst. Sie sollen es merken. Wie ein Trost ist der Gedanke, daß du nicht umsonst gelebt hast, daß man dich entbehren wird.

Nur du selber entbehrst niemand. Auch nicht bei deinem letzten Werk. Allein der Herrgott soll dir zuschauen und dir Kraft geben, daß deine Hand ruhig bleibt.

Wirklich, Jochen Steinfatt? Meinst du, daß dein Herrgott dir helfen wird? Gesteh's dir nur ein, so ganz sicher bist du seiner Hilfe nicht. Wenn du an ihn denkst, ist da etwas unklar in deinem Denken. Und das ist merkwürdig, denn du hast Zeit deines Lebens auf du und du mit deinem Herrgott gestanden, bist alle vier Wochen zur Kirche gegangen und am Gründonnerstag zum Abendmahl. Er kann es dir nicht übelnehmen, wenn du heute etwas tust, was eigentlich seine Sache ist. Andere haben es auch getan. Krischan Störtenbeck zum Beispiel, als seine Frau von ihm gegangen ist. Und die alte Wittsch, als sie ins Armenhaus sollte. Das ist nun einmal so im Dorfe: Männer, die vom Leben genug haben, greifen zum handfesten Strick, und Frauen gehen nach dem Waschsteg am Ententeich, das heißt abends, wenn nicht mehr gewaschen wird. Nein — der Herrgott wird dich schon nicht zurückweisen, wenn du dich bei ihm meldest, ohne daß er dich gerufen hat.

Mehr Sorge machen dir die sechshundertdreißig Mark, die auf der Sparbank in Breidendorf liegen. Nach und nach ist die Summe angewachsen. Denn von den fünfzig Talern Lohn sind immerhin einige übrig gewesen und du hast dich gefreut, wenn du sie zum Martinimarkt auf die Bank bringen konntest. Für dein Alter wolltest du einen Notschilling haben. Und nun brauchst du keinen Notschilling. Viel einfacher wird es, als du es dir gedacht hast. Ärgerlich aber ist,

Digitized by Google

daß dein Erspartes jetzt an deine Mutterschwestertochter fällt, die du nie gesehen hast und die irgendwo im Brandenburgischen verheiratet sein soll. Freuen werden die sich über das viele Geld. Ja, es ist hart, Jochen, wenn dein gutes Geld jetzt außer Landes gehen soll. Aber du hast keine Zeit mehr, wegen eines Testamentes morgen noch zum Advokaten zu gehen, weißt auch gar nicht, wem du das Geld sonst zuwenden sollst. Laß das dumme Grübeln! Mögen sie mit dem Gelde machen, was sie wollen.

Dort ist schon Bachmanns Koppel, die hinanreicht an den Wald, wo die mannsdicken Buchen stehen. Geh den Fußsteig, der quer über die Koppel führt, dann kommst du noch einige Minuten früher hin.

Noch immer heißt die Koppel nach ihrem früheren Besitzer, obschon vor vielen Jahren Hinnerk Schurbohm in die Stelle hineingeheiratet hat und nach ihm wieder Jehann Stolt. Der Name Bachmann aber bleibt mit der Koppel und mit der Stelle verkettet.

Jochen Steinfatt, der Name Bachmann bleibt auch verkettet mit deinem Leben, das heute zu Ende gehen soll. Nun, da du zum letzten Male über die Koppel gehst, mußt du plötzlich an den Tag denken, den du schon fast vergessen hattest. Ein Wunder ist es nicht, wenn er dir mit der Zeit weggesunken ist, denn der Arbeitsstaub von mehreren Jahrzehnten lagert auf ihm. Nur heute siehst du ihn unwahrscheinlich deutlich wieder:

als du Stine Bachmann — die Einzigste des Bauern Bachmann — vom Erntetanz nach Hause bringen durftest, und keiner der Bauernsöhne durfte dir in den Weg treten, denn du warst jung und hattest Arme von Stahl —

als in der Nacht, in der kurzen Sommernacht, das Glück gelaufen kam und euch vergessen ließ, daß Stine die Erbtochter war und du der Junge eines Tagelöhners.

Und dann ist es ganz anders gekommen. Vierzehn Tage später haben sich die Leute erzählt, daß Stine Bachmann mit Hinnerk Schurbohm versprochen sein solle. Und bald darauf ist die Hochzeit gewesen. Auf dem Schlag am Mühlenberge hast du gepflügt, als die Hochzeitswagen aus der Kirche zurückgekommen sind. Einen Augenblick innegehalten hast du wohl. Aber da ist nichts in dir gewesen, das sich aufgebäumt hätte. Eine Bauerntochter und ein Knecht? Das leidet das eiserne Dorfgesetz nicht. Nie hast du mit der jungen Frau Schurbohm wieder gesprochen. Es ist auch nicht mehr viel Zeit dazu gewesen. Denn gleich nach der Geburt des Mädchens, der jetzigen Herrin auf der Bachmannsstelle, Marie Stolt oder Schurbohms Marie, wie sie früher hieß, gleich nach deren Geburt hat man die Mutter auf den Kirchhof getragen. Mitgegangen bist du auch im Trauergefolge, ganz hinten natürlich, wie es sich gehörte, — und ganz wunderlich ist dir zumute gewesen.

Beinah so wie heute. Nur daß du jetzt hinter einem Leben hergehst, das dir einmal gehörte. Nein, es gehört noch dir, Jochen Steinfatt! Bei dir steht es, ob du es von dir werfen willst.

Natürlich willst du das. Unnütze Gedanken, die sich jahrelang nicht gerührt haben, sollen dich gewiß nicht beirren. „Nich mihr bei Bodder tau 't Brot!" Das läßt sich nicht leicht beiseite schieben.

Digitized by Google

Fester umschließt die Faust den Strick in der Rocktasche. Als ob er festgehalten werden müßte. Härter bohren sich die Augen in den Waldrand. Sie sehen kaum die weidenden Kühe auf der Bachmannskoppel, merken nicht, daß sie herrenlos sind. Was gehen dich fremder Leute Kühe an! Einen Baum mußt du haben, der in Mannshöhe einen zuverlässigen Ast trägt. Du brauchst gar nicht so tief in den Wald hineinzugehen. Auf alle Fälle nicht bis an den Bruch. Dann dauert es womöglich Wochen, ehe sie dich finden. Und unnötig brauchst du ihnen die letzte Arbeit, die sie für dich tun müssen, nicht zu erschweren.

Die Buche, in deren Rinde die Kuhhirtenjungen Namen eingeschnitten haben? Selbstverständlich geht sie. Daß die Buche dann nachher gemieden wird, soll dich nicht kümmern. Schnell den Strick heraus! Mit einem sicheren Wurf wirfst du ihn über den Ast...

Warum zögerst du plötzlich, Jochen Steinfatt?

Warum steckst du hastig den Strick in die Tasche?

Horchst du wie ein Dieb, der den Herrgott bestehlen will?

Ach nein, ein Kinderweinen kreist dich ein. Ein Junge kommt aus dem Unterholz gelaufen. Seine Tränen laufen mit ihm.

Lauf nicht weg, Jochen, es ist zu spät dazu.

Du kennst doch den Buben. Es ist der Hütejunge von der Koppel. Es ist der neunjährige Junge von der Bachmannsstelle. Es ist Willem Stolt, der Enkel von Stine Bachmann — —

Bück dich, schneid Birkenruten! Vielleicht daß Willem Stolt an die Ehrlichkeit deiner Arbeit glaubt — —

Heiß überläuft es dich. Du mußt daran denken, daß Willem Stolt hätte ebenso gut eine Viertelstunde später kommen können. Auf den Tod hättest du ihn erschrecken können — auf den Tod — —

Du kriegst es nicht fertig, einen weinenden Jungen einfach vorbeigehen zu lassen. Vielleicht ist ihm leicht geholfen. Und wenn dein letztes Erdenwort die Tränen von dem Enkel Stine Bachmanns trocknen könnte, vielleicht daß der Strick dann schnell und barmherzig wäre...

„Watt fählt di, Jung?“

„Unſ' Breitkopp is mi weglopen. Sei is achter in't Holt un will nich wedder trügg nah dei Koppel.“

Es hilft nicht, Jochen Steinfatt, du mußt deinem Leben noch eine Viertelstunde zulegen. Es ist ja auch schließlich gleich, ob das, was geschehen muß, etwas später geschieht. Dafür nimmt auch Willem Stolt, du weißt, der Enkel von Stine Bachmann, deine Hand und zeigt dir den Weg zu Breitkopp der einjährigen Starke.

Aber eine Starke hat mehr Mucken, als die andern Kühe zusammengenommen. Wenn ihr hinankommt, nimmt sie den Schwanz in die Höhe und läuft davon, nur läuft sie nicht dahin, wo die Koppel ist.

Bis Willem Stolt schließlich den Vorschlag macht: „Ick lop nah Huſ' un hal 'n Strang.“

„Ne, lat man, Willem — —“

Und dann hast du schon den Strick, den neuen Bindestrick, in der Hand.

Digitized by Google

Und als du ihn nur siehst, machst du eine Bewegung, als müßtest du ihn wieder verstecken. Ach, du brauchst nicht zu erschrecken. Ein Strick ist ein Strick. Kein Mensch kann ihm seine Bestimmung ansehen, am allerwenigsten ein neunjähriger Junge. — —

Dann sorgt die Starke dafür, daß dein Denken abreißt. Es ist ein starkes Stück Arbeit, bis es euch gelingt, ihr den Strick über die Hörner zu werfen. Als ihr auf die Koppel kommt, stehen die andern Kühe und brüllen nach dem Stall. Es ist hohe Zeit zur Heimkehr geworden.

Doch willst du etwa Willem Stolt mit der unruhigen Starke allein lassen? Den Strick kannst du ihm doch unmöglich nehmen. Und was willst du ohne Strick im Walde? Hilf nur die Kühe nach Hause bringen. Die Buche findest du wieder. Nur einen andern Strick mußt du dir suchen. Denn einen Strick, den eben noch die kleinen Fäuste von Willem Stolt — du weißt, die Fäuste von Stine Bachmanns Enkel — umspannt haben, den kannst du nachher nicht um deinen Hals legen — —

Da steht schon Marie Stolt in der Tür und kommt mit schnellen Schritten, als sie sieht, daß du Breitkopp am Strick führst. Mit starken Worten erzählt Willem seiner Mutter das Abenteuer. Ein Held bist du in seinen Augen.

Marie Stolt läßt dich nicht fort. Erst mußt du in die Stube kommen, um wenigstens einen Schluck Kaffee zu trinken. Woher soll sie auch wissen, daß deine Zeit knapp ist!

Du sitzt in der Wohnstube auf der großen Wandbank. Und neben dir sitzt auf den Knien Willem Stolt, und kaum einen Augenblick steht sein Mund still. Immer wieder mußt du ihm bestätigen, wie schwer es gewesen ist, Breitkopp einzufangen. Kaum mehr als ein „Ja, so wier 't, Willem", kannst du hinwerfen.

Bis Marie Stolt — die Tochter von Stine Bachmann, Jochen Steinfatt — mit der weißen Kaffeekanne hereinkommt.

Bis du ihr in die Augen sehen mußt, als sie mit der Kaffeekanne das harmlose Wort auf den Tisch stellt: „Mi is dat buten all upfollen, Vadder Steinfatt — du künnst bei Großvadder von uns' Willem sin, hei hett grad so'n stuwe Näs as du."

In diesem Augenblick spaltet ein Blitz dein Denken, reißt ein jahrzehntealtes Dunkel auseinander. Siehst du die Wahrheit, Jochen Steinfatt?

Halt dich fest! Die Stube gerät in Bewegung, Tisch und Bänke drehen sich im Kreis, ziehen dich hinein in den Wirbel, — das Heute fällt über das Gestern —

„Dat geiht männigmal wunnerlich tau in'e Welt." Hast du das Wort wirklich herausbringen können? Dann hat es dich mehr Anstrengung gekostet, als die Starke einzufangen.

Aber du hast gar keine Zeit mehr.

Mußt den Kaffee schlucken, daß du dir fast die Kehle verbrennst.

Hörst nicht auf den Dank von Marie Stolt.

Darfst ihr nicht noch einmal in die Augen sehen.

Darfst ihr um Gottes willen nicht die Hand geben.

Wenn du nur noch eine Minute verweilst, dann muß in dir etwas zerbrechen. Dann muß ein Damm vor einem Wunderland zerbrechen. Und nie darf er brechen, dieser Damm! — —

Deinen Strick hast du vergessen, Jochen Steinfatt!

Digitized by Google

Ach, du hast keine Zeit mehr, an den Strick zu denken oder an das böse Wort deines Herrn.

Rechnen mußt du — — und mit dem Kopf nicken — — und dich freuen.

Ganz ungebärdig freuen, wie ein Schulbube, der in die Ferien rennt, oder wie ein Vater, dem man zum ersten Male sein Mädel in den Arm legt.

Nie wirst du einem Menschen von deiner Freude sagen können, nur mit deinem Herrgott kannst du dich besprechen und ihm danken für jeden Tag, den er dir noch schenken wird.

Fast täglich geht dein Arbeitsweg am Bachmannshof vorbei, und manchmal wird Marie Stolt in der Tür stehen oder auf dem Hof.

Und wenn du zu den Weidenruten gehst, mußt du über Bachmanns Koppel. Willem Stolt, der Hütejunge, muß Weidenflöten haben. Vielleicht werdet ihr beide sitzen unter der Buche, in deren Rinde die Namen eingeschnitten sind. Willem Stolt guckt zu, und du sagst beim Abklopfen der Ruten den Vers, den du noch von deiner Jugendzeit weißt:

Piepen, Papen, Pasterjahn,
Lat dei wieden Fläut afgahn. —

Und die sechshundertdreißig Mark kriegt nicht deine Mutterschwestertochter im Brandenburgischen. Willem Stolt soll sie haben.

## Ewiger Frühling · Von Helene Brauer

**Wie das tröstet, nun ich älter werde,**
**Frühling, daß du nimmer altern kannst,**
**Daß dein Schritt so leichtbeflügelt tanzt**
**Wie vor alters über meine Erde;**

**Daß der Fliederzweig, drein ich beglückt**
**Frische atmend meine Stirn gesenkt,**
**So vollkommen reine Schönheit schenkt**
**Wie der Zweig, den ich vorm Jahr gepflückt;**

**Und daß einer, makellos geboren,**
**Einst mein Alter überblühen wird,**
**Alles lösend, drein ich mich verirrt,**
**Alles wiederbringend, was verloren.**

**Wie das tröstet: Über Zeit und Leid**
**Blühn und brausen Jahre und verwehen,**
**Doch der Frühling kann nicht untergehen,**
**Und die Schönheit ist von Ewigkeit.**

Digitized by Google

# Gedanken über das christliche Glaubensbekenntnis

## Von Hans von Wolzogen

Das Christentum ist in Bekenntnisse („Konfessionen") zerspalten, und doch hat es immer noch ein allgemeines Bekenntnis, das „apostolische". Da dies aber nicht verhindern konnte, daß dennoch verschiedene Bekenntnisse entstanden und das einige Christentum zerrissen, so muß doch wohl am Apostolikum etwas mangelhaft sein. Betrachtet man seinen Inhalt genauer, als die Gewohnheit es zuläßt, dann zeigen sich auch bald bedenkliche Eigentümlichkeiten. Daß die Dreiteilung auf der Idee der Dreieinigkeit Gottes beruht, braucht nicht als Übergriff in das Dogmatische gerügt zu werden; denn ist auch jene Idee nicht eigentlich im Evangelium selber ausgedrückt, sondern spätere, apostolische Ausdeutung, so müssen wir doch gerade die Dreiheit darüber hinaus als eine Urform menschlichen Geistes erkennen und als wohlberechtigt für jede symbolische Fassung eines Glaubensbekenntnisses gelten lassen. Nun aber erscheint jeder Einzelteil dieser Dreiteilung hier ganz verschieden geartet, als käme er aus einer besonderen, eigentümlichen Betrachtung und wendete sich an besondere, eigentümlich betrachtende Gläubige. Der erste Artikel faßt Gott noch am allgemeinverständlichsten als Vater und als Schöpfer auf; man könnte ihn eine christlich-jüdische Formel nennen. Der christliche Begriff des Vaters versteht sich erst vom Sohne aus. Der zweite Artikel sagt gar nichts aus über das Wesen, die Lehre, die Bedeutung Christi für die Menschenseele, nichts vom Heiland, vom Versöhner, vom Erlöser; nur der „Richter" wird genannt, sonst aber ist dies Bekenntnis viel mehr eine Geschichte, eine Zusammenfassung des Lebens Christi in die Momente Geburt, Tod und mit besonderer Betonung des Wunderbaren: jungfräuliche Geburt, Höllenfahrt, Auferstehung und Himmelfahrt. Eben diese Wunder sind es, welche der Mehrzahl von Menschen sonst gut christlicher Gesinnung das Bekenntnis erschweren; ihr Verstand sträubt sich dagegen, und das Bekenntnis gibt ihnen nicht den metaphysischen Grund, woraus jene heiligen Symbole sich erklären, dem Glauben lebendig vertraut werden. Der Artikel von Christo gibt nicht den Christus, an den als göttliche Offenbarung zu glauben der Verstand für die Erdendinge von vornherein ausscheidet; er gibt aber auch nicht den Menschen Jesus, in dessen Leben und Leiden das Wesen Gottes sich offenbart hat, dessen Persönlichkeit allein den Glauben an ihn und an den Gott seiner Offenbarung erweckt und begründet hat. Es ist, streng genommen, kein Bekenntnis der Menschenseele, sondern eine Formel dogmatischer Theologie. —

Der dritte Artikel ist ein Gemisch verschiedenartiger Begriffe, welche in ihrer Gesamtheit unverständlich wirken; was der „Heilige Geist" sei, kann daraus nicht erkannt, das Unerkennbare nicht in einem ausdrucksvollen Symbole wenigstens geahnt werden. Auch wollen die dabei angewandten Begriffe sich teils der evangelischen Auffassung nicht fügen — die Auferstehung des „Fleisches" —, teils

Digitized by Google

bedürfen sie einer geschichtlichen Erklärung — die Gemeinschaft der „Heiligen“ —, teils widersprechen sie den Tatsachen — die „Eine allgemeine Kirche“ —, und endlich steht daneben unvermittelt die „Vergebung der Sünden“ mit dem „ewigen Leben“, wobei man eher an Christus den Erlöser und an Gottvater und sein ewiges Reich erinnert wird. Vom Heiligen Geiste weiß man aus dem Evangelium nicht viel mehr, als daß die Sünde gegen ihn nicht vergeben werde, und hier soll man ihn als den eigentlichen Sündenvergeber bekennen? Der einfache Christengeist, der solches Glaubensbekenntnis ablegen soll, wird verwirrt und ist nachher über den Gegenstand seines Bekenntnisses, ja seines Glaubens selbst, so unklar wie vorher. Mit dem Bilde der Taube, das ihm etwa noch vorschwebt, vermag er sich nicht mehr zu beruhigen; die mythische Vorstellung hat keine Wurzeln in seinem Glauben.

Weil das apostolische Glaubensbekenntnis nicht aus dem ewigen Wesensgrunde des Christentums geschöpft ist, mußte es im Verlaufe der Geschichte zu einer überlieferten Formel werden, die nur noch allsonntäglich vorgetragen wird, ohne als wirklich lebendiger Glaube von allen ehrlichen Gliedern der christlichen Gemeinde bekannt werden zu können. Man hat ja doch gar schon den wunderlichen Vorschlag gemacht, es lieber zu singen als zu sprechen, weil der Gesang nicht dem geistigen Wortlaute, sondern dem allgemeinen Gefühle Ausdruck gäbe! Das hieße, eine Unwahrhaftigkeit verdecken wollen durch das Ausdrucksmittel tiefster Wahrhaftigkeit, die Musik. Auf solche Gedanken kommt man in der Verlegenheit, daß man ein Glaubensbekenntnis besitzt, das nur ein dunkles Symbol nicht vorhandener Einheit bedeutet.

Wie soll aber ein allgemeines, einheitliches Bekenntnis geartet sein? Kann es ein solches denn überhaupt geben? Ist Glaube nicht etwas ganz Persönliches, ein Selbsterlebnis des Menschen? Hat nicht, genau genommen, ein jeder sein eigenes Bekenntnis, wenn er es auch nicht immer in eine feste und klare Form zu fassen weiß? Sollten diejenigen nicht am Ende doch recht haben, die da meinen, ein allgemeines Bekenntnis müsse von möglichst weiter Fassung sein, damit auch die verschiedensten persönlichen — sagen wir: Glaubenserlebnisse darin sich zurecht- und wiederfinden können? Die weiteste Fassung wäre — wenn man an der Urform der Dreiteiligkeit festhält — etwa diese: „Ich glaube an Gott, an Christus als Offenbarer Gottes und an den Geist dieser Offenbarung“; wobei jedoch für den Denkenden zu ergänzen sein würde, daß unter Gott die wirkende Urkraft alles Seins und unter dem Geiste die heiligende Kraft Gottes in der Menschenseele zu verstehen sei, sowie der Begriff des Offenbarers richtig aufzufassen wäre als eine Wesenheit, die weit über den Begriff des Verkünders oder Lehrers hinausgeht. Man sieht hieraus schon, wie die weiteste Fassung als solche wiederum erst der Erklärungen bedürfte, also für ein Bekenntnis doch auch nur Formel bliebe, womit wenig gewonnen wäre.

Dabei fehlen noch in beiden Formeln, der alten apostolischen wie der weitestgefaßten, gerade die beiden wesentlichsten Begriffe christlichen Glaubens: Liebe und Erlösung. Von ihnen ist gar nicht die Rede; und doch wäre es das Allereinfachste und Allessagende, wenn wir nur den Glauben bekennten, daß Gott

Digitized by Google

die Liebe und Christus der Erlöser ist. Ja, darin wäre zugleich der „heilige Geist“ des Christentums ausgesprochen und bekannt. Auch stimmt damit der Beweis aus dem Gegenteile: Das ist Glaube, was stärkster Zweifel trifft. Wie weit verbreitet ist die Enge selbstischer Auffassung, die an der Liebe Gottes zweifelt bei jedem persönlichen oder irdischen Mißlingen und Mißgeschick! Aber wenn auch noch die Idealität der Vorstellung eines liebenden Gottvaters anerkannt wird, wieviel größerem Unverständnis und ärgerem Widerwillen begegnet der Begriff des erlösenden Gottessohnes, ja der Erlösung selbst, die der enge selbstische Geist sich nur als Selbsterlösung denken kann, wofür es dann freilich weder eines Gottes noch eines Glaubens und Glaubensbekenntnisses bedarf.

Nun ließe sich wohl denken, ein ebenso nachdenksamer wie gläubiger Vertreter der weitesten Fassung möchte im vorsichtigen Bemühen der Ausschaltung so strittiger Begriffe, wie die „Erlösung“, zugleich aber zur Abwehr des Vorwurfes unevangelischer Gesinnung, ein Glaubensbekenntnis einfach nur aus den reinen Hauptbegriffen des Evangeliums selbst zusammenstellen, als da sind: Gott ist die Liebe, Christus ist das Licht der Welt, der heilige Geist (das „Reich Gottes“) ist inwendig in uns, unser seelisches Leben. Diese Begriffe wären johanneisch, und allerdings ist es ein johanneisches Christentum, worin der Glaube vieler ernster Christen die Zukunft unserer Religiosität erblickt. Wollte man die Erlösung aber dennoch zum Ausdruck bringen, indem man es als unchristlich empfindet, damit — wenn auch im „Lichte der Welt“ — ein Versteckenspiel zu treiben, so ließe sich alles, was jenes „evangelische“ Bekenntnis besagen will, schließlich kurz zusammenfassen in die „Formel“:

„Ich glaube an die erlösende Liebe als Wesen Gottes offenbart in Christo“ — nicht nur durch Christus! —

Kann dies eine Formel für alle sein? Auch für solche, denen das Erlösungsbedürfnis der Menschenseele, woraus doch alle Religion entstammt, noch nicht bewußt geworden, oder die es für befriedigt halten durch eine „Selbsterlösung“, worin ihre enge selbstische Auffassung noch nicht das wahre Selbst ihrer Seele, das göttliche „inwendig in ihnen“, erkannt hat, das einzig die Kraft haben kann, das menschliche Ich aus seinem sinnlichen Truge zu erlösen? Für diese, die an ihre Wesensart, ihre Geistesschranken Gebundenen, für ewige Dinge Blinden, tritt freilich gerade der Glaube an den Gott ein, der die Liebe ist, und dessen Erbarmen die tiefe Lücke gnädig bedecken wird, welche ihr Unvermögen in ihr Glaubensbekenntnis reißt. Wenn Gott die Liebe ist, so ist er auch die erlösende Liebe, wie sie in Christo uns offenbart worden ist. Es bleibt die Aufgabe einer rechten „Nachfolge Christi“, eben im Geiste dieser Liebe das weiteste Gefühl walten zu lassen, auch Schwach- und Irrgläubige mit den Armen dieser göttlichen Liebe zu umfassen. So wird der Glaube zum Leben, wie er auch selbst ein Erlebnis sein muß, um wahrhaft und lebendig zu sein und zu wirken. —

Braucht solch ein lebendiger Glaube überhaupt noch die Formel eines Bekenntnisses? Ist nicht das Erlebnis viel mehr als jedes Bekenntnis? Dürfen wir nicht geradezu sagen: „Ich glaube“, das heißt: „Ich lebe“? Ich habe die Offenbarung in Christo, den Gott Christi, der die Liebe ist, erlebt und lebe in ihm, durch

Digitized by Google

ihn, zu ihm mein seelisches Leben? Ist dies nicht auch Bekenntnis genug, und indem es das Bekenntnis, nämlich das Erlebnis, eines jeden einzelnen ist, in Wahrheit das Bekenntnis aller? Keine Formel, die nie ausreicht und nie beständig gilt, aber ein „Wort Gottes", darin die Menschenseele ihr Innerstes ausspricht. „Das Wort ist Fleisch geworden", heißt es bei Johannes, „und wohnete unter uns, wir sahen seine Herrlichkeit, als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit". Darin ist alles gesagt, was hier in Frage kam, und es führt uns mit größter Bestimmtheit zurück auf das Erlebnis, dem der Glaube der ersten Jünger entstammte, worin aber auch der Glaube aller derer zu allen Zeiten wurzeln muß, die sich mit Recht noch Christen nennen dürfen: die Persönlichkeit Christi. —

Das ist gewiß: es ist kein Christentum denkbar ohne die Persönlichkeit Christi als dessen Mittelpunkt. Es mag ein anständiger moralischer Deismus sein, vielleicht ein etwas christlich gefärbter Rationalismus, oder gar ein modernisiertes Judentum: aber Christentum ist es nicht. Die Persönlichkeit Christi, auch wenn sie nur erst als sittliches Vorbild gälte, steht jedenfalls an der Pforte zum Glauben an das Wesen Gottes, das in ihr offenbart ward. Sie führt durch die Pforte immer tiefer hinein in das Reich Gottes, also uns, die Menschenseele, in uns selber, je weiter diese selbst eindringt in das Wesen jener einzigen Persönlichkeit, bis zum vollkommenen Erfassen, Erleben des göttlichen Wesens in ihr.

Wir hätten ohne dies Erleben der Persönlichkeit Christi auch nicht die wahrhaft erlösende Erkenntnis von dem Gott im Leiden, dem leidenden und daher mitleidenden Gotte, dem Göttlichen, das im Leiden der Seele sich offenbart. Nur in Christus haben wir diese persönliche Offenbarung und nur in dieser Erkenntnis sind wir wahre Christen. Es ist aber das Christentum nicht ein einmal abgeschlossenes, fertiges, vollkommenes Reich Gottes auf Erden, sondern ein Werdendes, Wachsendes, sich Vervollkommnendes, eben ein Eindringen zur Erfassung des göttlichen Wesens, unter der innerlichen Führung des Geistes Christi. Nur dadurch ist es ein Lebendiges, ein wirkliches Erleben, in der Einzelseele gleichwie in der Gemeinschaft der Gläubigen. Immer ist dies ein Wunder. ohne Wunder keine Religion! Ein Wunder, nicht an die Zeit gebunden — es mag in einem wunderbaren Augenblicke sich vollziehen oder in einer nicht minder wunderbaren geschichtlichen und seelischen Entwicklung —, stets innerhalb der Zeitlichkeit, aber als freie Kraftwirkung des Ewigen. Der Christusglaube tritt also in die Welt, wie Christus selber, und so ist er ein lebendiges Spiegelbild der Persönlichkeit.

Auf jeder Stufe, in jedem Augenblicke des Erlebnisses dieser Offenbarung, bis zur vollen Vereinigung der Menschenseele mit dem Wesen Gottes, im irdischen Tode, gilt für alle, die diese Straße wandeln, das gemeinsame Bekenntnis: „Ich glaube an die Persönlichkeit Jesu Christi."

Digitized by Google

# Rundschau

## Was will die Relativitätslehre?

Eine Entgegnung auf Dr. Georg Biedenkapps „Bolschewistenphysik"

In seinem Artikel „Bolschewistenphysik" (Heft 6 des Türmers, 22. Jahrgang) greift der Verfasser Dr. Georg Biedenkapp die Lehren der Relativitätstheorie sowie deren hauptsächlichste Vertreter aufs heftigste an. Hierzu möchte ich mir als Fachmann einige Bemerkungen zu machen erlauben, die geeignet sind, die große Theorie ins rechte Licht zu setzen. Die Form, unter der die vielseitigen neuen Lehren vorgetragen werden und in die Öffentlichkeit gelangen, ist, wie ich dem Verfasser recht geben muß, gewiß einer durchaus berechtigten, ja schärfsten Kritik zu unterziehen. Es geht nicht an, große Gegenstände und dazu noch begrifflich so schwierige wie hier ohne genügende Klarheit und Präzision darzustellen. Im Gegenteil, gerade bei so verwickelten Verhältnissen wie hier gehört, abgesehen von der Eleganz, die man aus Höflichkeit dem Leser gegenüber zu geben sich verpflichtet fühlen sollte, in erster Linie größte Klarheit, ausführliche Darstellung und zwingende Logik. Jedes Wort, jeder Satz sollte hundertmal gewendet und gebessert werden, ehe er für die Öffentlichkeit festgelegt wird. Sonst sind schwere, ja schwerste Mißverständnisse nicht zu vermeiden. Hierin weiß ich mich mit dem Verfasser eins. Professor Einstein durfte z. B. niemals in einer seiner ersten Abhandlungen (in den Annalen der Physik) zum Ausdruck bringen, daß nach seiner Meinung kein logischer Widerspruch vorliege, wenn die Wirkung der Ursache vorausginge. (Ich zitiere nach dem Gedächtnis, da mir die betreffende Literatur augenblicklich nicht zur Hand ist.) Philosophisch genommen ist dies natürlich vollendeter Unsinn. Ähnliche Blüten absurder Ausdrucksweise hat sich vielfach auch Poincaré geleistet. Ich erinnere an die „Löcher im Äther", die das eigentlich Wirksame sein sollten. Solche und ähnliche Äußerungen bringen für die weiter abstehenden gebildeten Kreise die ganze Relativitätstheorie und deren Urheber nur in Mißkredit. Ein wahrer großer Geist wird sich weder in sprachlicher noch in logischer Hinsicht auch nur das geringste zuschulden kommen lassen. Natürlich können verzeihliche Irrtümer unterlaufen. Nun aber zur Sache selbst!

Was will denn eigentlich die sog. „Relativitätstheorie"? Sie will nichts anderes und nichts Größeres, als die gesamte Erfahrung der experimentellen messenden Physik unter einen Hut bringen oder, was dasselbe ist, in ein oberstes Grundgesetz, eine „Weltformel", zusammenziehen, um daraus umgekehrt nach Maß, Zahl und Gewicht auf rein rechnerischem Wege alle Erfahrung an den Dingen und Vorgängen der leblosen Natur herzuleiten. Welch kühnes Unternehmen! Man denke, aus einer obersten Formel oder einem höchsten Prinzip will man, um nur einige Beispiele zu nennen, herleiten, nach welchen Gesetzen ein Ziegelstein vom Dach fällt, ein Geschoß durch die Luft fliegt, wie sich die Planeten um die Sonne bewegen, wie sich die Körper bei Erhitzung und Abkühlung verhalten, wie sich das Licht durch den Weltenraum und in ponderablen Körpern fortpflanzt, wie es z. B. durch Wasser gebrochen, durch Glasprismen in Farben zerlegt wird, welcherlei Lichtarten leuchtende Gase aussenden, welches die Gesetze der Elektrizität und des Magnetismus sind, wonach



Digitized by Google

leistungsfähige Dynamomaschinen gebaut werden können, wie sich die einzelnen Wassertropfen in einer Wasserleitung oder in einem Fluß bewegen (nach Bahn und Geschwindigkeit), wie sich der Schall fortpflanzt, welches die Naturgesetze des Telephons sind, wie die verschiedenen Naturkörper eigentlich chemisch aus Molekülen, Atomen, Elektronen aufgebaut sind, kurz, welches die exakten Gesetze der mechanischen Vorgänge (grobe Bewegungen und Molekularbewegungen) und der elektromagnetischen (Licht, Elektrizität, Magnetismus, Gravitation) sind, wohlgemerkt nicht bloß beschreibend, sondern zahlenmäßig jede einzelne Phase des Vorgangs streng und eindeutig festlegend. Diese bunte Reihe der verschiedensten sinnfälligen Vorgänge soll die logische Folge eines einzigen obersten Grundsatzes sein. Eben dieses Gesetz bis auf wenige noch fehlende Bausteine gefunden zu haben, ist das unstreitige Verdienst der Urheber der allgemeinen Relativitätstheorie. Und in der Tat, die allgemeine Relativitätstheorie umfaßt nahezu restlos alle bisherige physikalische Erfahrung, ohne daß ihr eine zweite ebenbürtig zur Seite träte. Dies im einzelnen hier zu zeigen, wäre freilich ein vollständig aussichtsloses Unternehmen. Meine Leser müßten dann erst einmal in harter jahrelanger Arbeit die experimentelle und theoretische Physik und ihre Geschichte auf das gründlichste studieren und müßten mit allen Gebieten und Kunstgriffen der höheren und höchsten Mathematik vertraut sein. Wer nicht weiß, was ein Differential, ein Integral, eine Transformation, eine Gruppe, eine quadratische Form, ein Vektor, Tensor usw. ist, oder wer nicht die Forschungen und Ergebnisse der Spektralanalyse beherrscht oder die Maxwellschen Gleichungen, überhaupt die mathematische Zeichensprache, zu lesen versteht, kann den Wert der Relativitätstheorie und das, was sie leistet, überhaupt nicht beurteilen. Dazu verhelfen auch populäre Darstellungen nicht, weil sie die einzelnen Vorgänge als Folge übergeordneter Gesetze nicht darstellen und logisch begründen können, ohne nicht sofort in eine Kette mathematischer Formeln zu verfallen. Ein Beispiel für vieles: Wie soll ich jemandem populär klarmachen, daß die Brechung der Lichtstrahlen bei ihrem Eintritt in Wasser und die Äußerungen der Anziehungskräfte einer elektrischen Metallkugel aus einer und derselben gemeinsamen Quelle, eben den Maxwellschen Gleichungen, hergeleitet werden können oder daß die drei Keplerschen Gesetze durch das Newtonsche Gravitationsgesetz ersetzbar sind? Jede populäre Darstellung muß darin notwendig einseitig oder mindestens höchst unbefriedigend wirken. Wer wirklich einen genauen Einblick in die neuen Verhältnisse nehmen will, dem kann die ausgezeichnete bisher vielleicht beste Darstellung der Relativitätstheorie von Hermann Weyl (Raum, Zeit, Materie) empfohlen werden, natürlich nachdem er sich die oben genannten Vorkenntnisse ganz zu eigen gemacht hat. Andernfalls bleiben ihm auch die Weylschen Vorlesungen ein Buch mit sieben Siegeln.

Was nun die vermeintlichen „Phantasien“ eines Gauß oder Riemanns hinsichtlich der „vierten Dimension“ und der „nicht-euklidischen Geometrie“ betrifft, so hat das eine ganz andere Bewandtnis, als der Verfasser des Artikels „Bolschewistenphysik“ annimmt. Kein Mensch der Gegenwart, der mathematisch einigermaßen bewandert ist, behauptet, daß es eine vierte Dimension gäbe, die senkrecht stünde zu den schon vorhandenen drei Dimensionen des Raumes: der Länge, Breite, Höhe. Das ist natürlich unvorstellbar und wirkt so ausgedrückt absurd. Wenn man in mathematisch-physikalischer Literatur vom vierdimensionalen Raum spricht, so meint man damit etwas anderes, was sich über die naive Vorstellung der verschiedenen Dimensionen erhebt und diese, wie erforderlich, wesentlich präzisiert. Stellen wir uns zunächst auf den naiven Standpunkt. So ist ein gerader Bleistiftstrich (Linie) unzweifelhaft eindimensional, er hat nur eine Länge, eine Visitenkarte (als Ebene) zweidimensional, sie hat Länge und Breite, ein Mauerziegelstein dreidimensional, der hat Länge, Breite und Höhe. Das ist sicher! Nun frage ich, von wieviel Dimensionen sind denn die folgenden ohne Dicke vorzustellenden Gegenstände: eine Seifenblase, ein Drahtring und eine Drahtspirale (Windungen übereinander)? Der naive nach Länge, Breite und Höhe urteilende Mensch sagt: Seifenblase und Drahtspirale sind offenbar dreidimensional, denn sie haben

Digitized by Google

ja Länge, Breite und Höhe, die ich messen kann, auch beanspruchen sie ein Stück dreidimensionalen Raumes; aus ähnlichen Gründen sei der Drahtring nur zweidimensional. Und doch ist das nicht richtig! Denn wenn ich sage, die Körper unserer Welt (z. B. ein Stück Butter) seien dreidimensional, so kann sich diese Aussage unmöglich ändern, wenn ich die Körper ganz nach Belieben knete, verbiege, zusammendrücke, kurz deformiere. Das Stück Butter bleibt dreidimensional, in welche Form ich es auch pressen mag. Eine (flächenartige) Visitenkarte bleibt zweidimensional, wie sehr ich sie auch verbiegen mag, ein Draht (linear) ebenso allemal eindimensional. Darum sind Ring und Spirale notwendig eindimensional, weil man sie zu geraden Drähten verbiegen kann, die Seifenblase (als flächenartiges Gebilde) ähnlich zweidimensional. Die Frage nach der Dimension eines Körpers fällt eben nicht zusammen mit der Frage, einen wieviel dimensionalen Raum der Körper zu seiner Existenz beansprucht. Blase und Spirale beanspruchen beide wohl einen dreidimensionalen Raum, sind selbst aber nur zwei- bzw. eindimensional. — Man sieht, der naive Standpunkt liefert ein nicht alle Fälle umfassendes Kriterium. Deshalb muß man strenger, am besten mathematisch vorgehen. In der Mathematik erkennt man die Dimensionsverhältnisse daran, daß man zur Charakterisierung eines ein-, zwei-, dreidimensionalen Dinges je ein, zwei drei ... Zahlen nötig hat. Die einzelnen Punkte des (idealisierten) Drahtringes oder der Spirale werden z. B. durch ihre längs der Drahtbögen gemessenen Entfernungen von einem Anfangsdrahtpunkt festgelegt, d. i. eine Zahl. Jeder Punkt der Seifenblase braucht zwei Zahlen zu seiner Festlegung, genau wie die Orte der Erdoberfläche geographische Länge und Breite. Die einzelnen Punkte, aus denen ein dreidimensionaler Körper aufgebaut ist, brauchen drei Zahlenangaben zu ihrer Markierung. Verlangt man z. B. aus einer Kiste voll Erbsen eine bestimmte herauszuholen, so muß man die Entfernung der betreffenden Erbse von den Kistenwänden, also mindestens drei Zahlen angeben. Deswegen ist „die Gesamtheit aller Erbsen" oder populär „unsere Erbsenkiste" dreidimensional. Das wissenschaftliche Kriterium der Dimensionszahl ist hiermit klar gegeben. — Übrigens wird vielfach behauptet, daß es zweidimensionale Dinge in Wahrheit nicht geben könne. Man beruft sich wohl darauf, daß man eine Ebene gar nicht für sich allein zeigen könne. Das ist aber auch gar nicht nötig; das zweidimensionale Ding kann ruhig dem Auge verschlossen sein. Z. B. ist die Gesamtheit aller musikalischen einfachen Töne in physikalischem Sinne notwendig zweidimensional oder vorsichtiger gesagt: eine zweidimensionale Mannigfaltigkeit, denn jeder Ton ist erst durch zwei Angaben bestimmt: seine Schwingungszahl und seine Intensität oder, wie die Sprache treffend sagt, durch seine „Höhe" und „Stärke". Ähnlich ist die Gesamtheit aller Farben dreidimensional, insofern jede von ihnen aus drei Grundfarben bestimmten Mengenverhältnisses zusammensetzbar ist. Jetzt dürfte es nicht schwer sein, „vierdimensionale Dinge" aufzufinden. Die Gesamtheit aller musikalischen Töne, die zwei Obertöne besitzen, ist z. B. eine vierdimensionale Mannigfaltigkeit oder kurz vierdimensional, denn vier Zahlen erst bestimmen einen solchen Ton: die Höhe und Stärke des Grundtones und die Stärken der beiden Obertöne, deren Höhen durch den Grundton festgelegt sind. Ebenso ist die Gesamtheit aller (physikalisch meßbaren) Ereignisse oder populär gesagt „unsere (leblose) Welt" vierdimensional, weil jedem Teilereignis, z. B. dem Setzen eines bestimmten i-Punkts, notwendig vier Festlegungszahlen: der Ort (etwa geographische Länge, Breite und Höhe über NN.) und die Zeit (Minute, Sekunde) des Ereignisses zukommen.

Das alles ist höchst einfach und klar. Ist nicht ein Satz wie „unsere (physikalische) Welt ist vierdimensional" recht simpel und einfach? Kann man im Ernst über eine solche Ausdrucksweise stolpern, deren Sinn, wenn nicht durch sich selbst, so doch durch den Zusammenhang einleuchtet? Was hat das mit „mathematischen Absonderlichkeiten", mit „Phantasiegebilden" oder mit „Mystik" zu tun? Im Gegenteil, es ist alles reichlich nüchtern, fast trivial. Mystik und Mathematik sind durchaus heterogene Begriffe. Freilich gibt es auch in der reinen Mathematik manche problematische ungelöste Frage. Wenn gleichwohl Minkowski in einem seiner be-

Digitized by Google

kannten Vorträge, die er vor einem nicht durchweg fachmännisch gebildeten Publikum gehalten hat, in seiner Begeisterung für die junge Relativitätstheorie zur Belebung des Vortrags einen originellen Gedanken in Gestalt einer unverbindlichen mehr scherzhaften Formel ausgedrückt hat, in der Kilometer mit Sekunden gepaart sind, so kann ihm niemand daraus ernstlich einen Strick drehen. Mit dem gleichen Recht dürfte man dann auch nicht die Bezeichnung „cm²“ für eine Fläche oder „$\frac{cm}{sec}$“ für eine Geschwindigkeit unwidersprochen hinnehmen, denn Zentimeter kann ich nicht durch Sekunden teilen.

Doch nun zu der euklidischen Geometrie, deren Einzigkeit für Dr. G. Biedenkapp trotz der Untersuchungen von Bolyai, Lobatschefskij, Gauß, Riemann u. a. unbedingt feststeht. Daß sich schon bedeutende griechische Gelehrte über die geometrischen Axiome des Euklid gestritten und gehauen haben, scheint ihm jedoch ganz zu entgehen, desgleichen die durch die ganze Geschichte der Geometrie sich hindurchziehenden eifrigsten und dennoch ergebnislosen Bemühungen dahin, zu beweisen, daß durch einen Punkt außerhalb einer Geraden zu dieser nur eine Parallele möglich sei. Vergeblich suchte man nach einem exakten Beweis trotz beinah 2000jähriger Bestrebungen. Gerade dieser Umstand führte mehr und mehr zu der Erkenntnis, daß auch andere Verhältnisse in der Geometrie zutreffend sein könnten, als Euklid sie lehrte. Ganz ähnlich gelangte man seinerzeit durch das erfolglose Suchen nach dem vermeintlichen perpetuum mobile (2. Art) schließlich zur Auffindung des Satzes von der Erhaltung der Energie. Um den Wert oder den Unwert neu auftretender Theoreme wirklich gerecht beurteilen zu können, darf man eben niemals den Werdegang bzw. die Geschichte der betreffenden Disziplin außer acht lassen; andernfalls verfällt man leicht in Einseitigkeit und Irrtümer. So auch hier. Wie recht hatte Gauß, wenn er seine Untersuchungen über die „nicht-euklidische Geometrie“ aus Furcht vor dem Geschrei „der Böoter“ der Öffentlichkeit vorenthielt. Hätte nicht Einstein vielleicht auch klüger getan, seine relativistischen Ideen zunächst der Schublade anzuvertrauen, bis seine Zeitgenossen den Kern der neuen Lehren verstehen würden und er selbst sich zur vollen Klarheit durchgerungen hätte? Leider hat er es nicht getan, sich selbst und der Sache zum Schaden. Das Geschrei hat prompt eingesetzt. Ich erinnere z. B. an Leo Gilberts Heftchen „Die neueste Modenarrheit der Wissenschaft“, wo der Verfasser in höchst humoristischer und satyrischer Weise alle die großen Herren von der Relativität und diese selbst auf das köstlichste geißelt. Solche Erscheinungen zeigen lediglich die Unkenntnis des Problems und dessen Geschichte. Die genannten von Euklid abweichenden Geometrien sollten viel bekannter und aufmerksamer studiert sein. Einen befriedigenden Abriß einer solchen neueren Geometrie hier wiederzugeben, wäre ohne Figuren, geschweige ohne das nötige mathematische Rüstzeug von vornherein aussichtslos. Auch das Anführen von Analogien oder von plausiblen Gründen würde nicht weiter führen, weil man solchen Angaben mit Recht keinerlei Beweiskraft beilegt. Es bleibt eben nichts anderes übrig, als sich in medias res zu begeben und durch das Formelgestrüpp einen Weg zu bahnen. Aus welchem zureichenden Grunde sollten auch ausgerechnet Euklids Lehren absolute Gültigkeit besitzen? Wie ist überhaupt Euklid zu seinem gewiß stolzen Lehrgebäude gekommen? Lagen vielleicht die Erfahrungen ägyptischer Geometer seinen Abstraktionen zugrunde? Könnte nicht Euklids Fassung des Parallelenaxioms viel zu eng sein?

Trotz dieser Erörterungen will ich gleichwohl durch eine freilich nicht zwingende Analogie das Problem nicht-euklidischer Geometrie etwas näher beleuchten. Angenommen, auf einer größeren ebenen Papierfläche lebten zweidimensionale (flache) Wesen, die daselbst ein quadratisches Papierblatt (etwa eine Briefmarke) vor sich herschieben und drehen. Nichts hindert die Wesen daran, das in beliebiger Weise zu tun, am wenigsten die „Struktur der Ebene“, wie wir vom Standpunkt unseres dreidimensionalen Raumes aus sagen können. Die Briefmarke kann an alle Stellen der Ebene und dort in beliebige Lage gebracht werden, ohne daß das Quadrat zu irgend einem unregelmäßigen Viereck oder einer anderen Gestalt verzerrt

Digitized by Google

würde. Nun erfährt die Bewegungsfreiheit der Briefmarke für die zweidimensionalen Wesen auch dann keinerlei Beeinträchtigung, wenn das Papierblatt samt seinen Bewohnern zu einer Rolle (Zylinder) oder zu einer Düte (Kegel) gewinkelt wird. Nach wie vor kann in der nunmehr krumm gewordenen Fläche die Briefmarke, die sich der Fläche anschmiegt, dort frei herumbewegt werden. Wenn wir auch wissen, daß die Fläche samt Lebewesen und Briefmarke krumm geworden ist, so bemerken die Flächenwesen selbst davon nichts, da sie keinerlei Sinn für eine dritte Dimension haben. Nicht alle krummen Flächen besitzen die Eigenschaft, ein in ihrer Oberfläche gelegenes Viereck ohne Gestaltsänderung freie Beweglichkeit in ihnen zu gestatten. Die Hauptvertreter sind: die Ebene, die Kugeloberfläche und die sogenannte Pseudosphäre (Gestalt etwa wie zwei mit ihren Breitenden zusammengefügte Trompeten gleicher Größe). Diesen Sachverhalt kann man natürlich rein analytisch und in aller Strenge verfolgen; ich verweise z. B. auf Kommerells Theorie krummer Flächen (Sammlung Schubert). Fragt man nun umgekehrt, welche zweidimensionalen krummen oder ebenen Flächen die genannte Eigenschaft haben, alle in ihr enthaltenen Figuren verzerrungslos in sich verschieben und drehen zu lassen, so führt eine streng analytische Lösung eben auf die oben genannten drei Hauptvertreter krummer Flächen. Solche Flächen nennt man Flächen „konstanten Krümmungsmaßes". Betrachten wir nun einmal eine Ebene und eine Kugel mit ihren Lebewesen! Beide „Welten" sind für die Sinne ihrer Bewohner von durchaus gleicher Beschaffenheit. Die Wesen werden sich naturgemäß der euklidischen Geometrie bedienen; beide werden die Winkelsumme im Dreieck zu zwei Rechten annehmen und in näherer Umgebung ihres Wohnortes auch erfahrungsgemäß durch Messungen bestätigt finden. Würden freilich die Kugelwesen genauer messen, indem sie zugleich große Dreiecke untersuchten, so werden sie notwendig Widersprüche mit ihrer vermeintlichen euklidischen Geometrie finden, da die Winkelsumme notwendig den Betrag von 180 Grad übersteigt. Um diesen Tatbestand zu erklären, sehen sie sich gezwungen, ihrem Leberaum, eben der Kugeloberfläche, eine besondere, für sie nicht näher erklärbare „Struktur" (für uns die Krümmung) zuzuschreiben und zu behaupten, daß für ihren Raum die euklidische Geometrie mit großer Annäherung, jedoch nicht exakt gilt. — Aus diesem Beispiel ersieht man deutlich, daß man trotz euklidischer Vorstellungen sehr wohl die Unzulänglichkeit der benutzten Geometrie erkennen kann, entgegen der Meinung des Herrn Dr. Biedenkapp. — Gehen wir noch einen Schritt weiter.

Die geschilderten Verhältnisse lassen sich ganz analog auf unsern dreidimensionalen Raum, der uns als Lebewesen enthält, übertragen, was freilich in Ermangelung der Anschaulichkeit nur noch rein analytisch unter Zuhilfenahme einer beliebigen vierdimensionalen Mannigfaltigkeit (wie sie oben begrifflich auseinandergesetzt wurde) und der Annahme geschehen kann, daß unser Raum homogen ist und alle darin befindlichen Körper verzerrungslos in beliebiger Weise bewegen läßt. Und gesucht wird die „Struktur" unseres Raumes, also die Antwort auf die Frage, ob dieser in übertragenem Sinne „eben" oder „krumm" sei. Das läßt sich mathematisch streng und einwandfrei erledigen. Nun das Ergebnis der Rechnung: unser Raum kann danach von dreierlei „Struktur" sein, nämlich, wie man in Analogie zu dem einfacheren Fall sagt, „eben" (entsprechend der Ebene), „sphärisch" (entsprechend der Kugel) oder „hyperbolisch" (entsprechend der Pseudosphäre). Ist er „eben", so gilt in ihm Euklids Geometrie exakt, ist er „sphärisch" oder „hyperbolisch", d. h. weicht er also von seiner „ebenen" Gestalt in gewisser zahlenmäßig erfaßbarer Weise ab, so ist die euklidische Geometrie nur angenähert, niemals aber exakt richtig. Eine Entscheidung hierüber wäre für uns nur durch Messung genügend großer Räume, die uns jedoch nicht zur Verfügung stehen, im Prinzip möglich. Soviel in bezug auf die nicht-euklidischen Geometrien.

Der Zweck der vorstehenden ganz speziell gehaltenen Erörterungen war lediglich der, darzutun, daß die euklidische Geometrie keineswegs eine ausgemachte Sache ist, sondern daß sie sich je nach den Erfahrungen der messenden Physik ev. eine mehr oder weniger folgen-

Digitized by Google

schwere Änderung gefallen lassen muß. Von einer Vergewaltigung des gesunden Menschenverstandes kann dabei nicht die Rede sein. Um so weniger haben Ausdrücke wie „Übermathematik“ oder „Irrlehre“ eine Berechtigung. Es ist gewiß bedauerlich, wenn hochbedeutsame Lehren, die die Feuerprobe streng mathematischer Logik bestanden haben, in eine Form gegossen werden, die ungenießbar ist und beißende Kritik herausfordert, und wenn dabei die Sache gefährdet oder gar tödlich getroffen wird. Wie in allen Dingen, so heißt es auch hier Kritik am Kern, nicht an der Schale zu üben. Nur so kann man hoffen, von Mißverständnissen und Irrtümern frei zu bleiben. Bei aller Kritik auf physikalischem Gebiet darf aber das mathematische Rüstzeug nicht fehlen, denn nur mit Formeln läßt sich trefflich streiten.

Dr. J. Stein

# Gleiche Brüder, gleiche Kappen

Eine beiläufige Bemerkung, die aus Anlaß der neuen Beamtenbesoldungsreform gemacht wurde und die ich irgendwo las, fesselte mein Interesse: „bislang hatten wir dreiviertelhundert Beamtengehalts- und somit Beamtenklassen; künftig sollen es nur ein Dutzend sein, — es ist aber inzwischen schon wieder eine hinzugekommen.“

Siebzigfache Schichtung unserer Beamtenwelt, wer hätte sich das träumen lassen! Eine Schicht über der andern; so gewaltig war die Gliederung; unser Beamtenstaat ein richtiger Turm! Und dabei bilden schließlich die Beamten nur einen Stand im Staate! Über ihm noch andere Stände, die ebenfalls wer weiß wie mannigfaltig abgestuft sind; es gibt allein „Räte“ erster bis vierter oder fünfter Klasse. Und unter den Beamten die Angestellten, die Festbesoldeten und solche, die es gern sein möchten. Dann die Arbeiter, wieder überreich gegliedert: Qualitätsarbeiter, gelernte Arbeiter, ungelernte, Gelegenheitsarbeiter, Maschinenarbeiter, Handarbeiter und Handlanger. Ach, darüber ließe sich wohl noch viel sagen! So sieht es also wirklich in unserm Staate aus, ja, wieviel Stände, Ränge und Klassen haben wir nun eigentlich? Ich glaube, niemand kann das sagen.

Wir wissen nun freilich schon aus der Kinderschule, daß es in jedem Volke — bei den alten Ägyptern, Chinesen — „Kasten“ gegeben hat. Daher das Wort „Kastengeist“; es war uns immer ärgerlich. Gleichwohl hatte jedes Volk eine Zeit, in der es das nicht gab; das war seine Jugend. So auch bei den Deutschen. Sie alle waren „Freie“. Unfrei waren lediglich die Angehörigen unterjochter Völkerschaften; sie wurden später „Hörige“, noch später nannte man sie — ein trostloses Wort — leibeigen. Die Freien aber standen einander ganz gleich. „Stand“ kommt von stehen; sie standen auf gleicher Stufe, waren der erste und einzige „Stand“ und duldeten niemand über sich, sofern er sich nicht vor allen andern besonders auszeichnete und so lange er sich in dieser Beziehung bewährte. So wurden, auf Grund außerordentlicher körperlicher Tüchtigkeit — denn zuerst war diese das einzige, was in den Augen der damaligen Zeitgenossen etwas galt — Heerführer gewählt; von einem Herzog verlangte man zum wenigsten, daß er reiten konnte.

Es hat jahrhundertelang gedauert, ehe diese von Fall zu Fall gewählten Heerführer Volksregenten wurden, und abermals Jahrhunderte, bis ihre neue Königs- und Kaiserwürde in ihren Familien erblich wurde. Gleichzeitig bildete sich, in ihrer engeren Umgebung, ein besonderer Kriegerstand heraus, die Ritterschaft, der Adel, und daneben — zur Führung der geistlichen und geistigen Geschäfte — die Geistlichkeit, beide im Laufe der Zeit vielfach unter einander abgestuft. Daneben, oder eigentlich schon darunter, der Bürgerstand, — immer noch „freie“ Leute: Stadtluft macht frei! — und unter diesen die Bauern, die im weiten Lande wohnten. Alles das immer schärfer voneinander und untereinander abgegrenzt.

Digitized by Google

Als es soweit war, wurde die „Uniform“ geboren, ein Ausdruck, der eigentlich zu dieser Mannigfaltigkeit in Widerspruch steht. Sie war aber nicht das Kleid aller Volksgenossen, sondern gewissermaßen das äußere Kennzeichen jedes besonderen Standes. Die Mönche trugen ihre Kutten, die Bauern — zunächst in ihrer Kleidung wenig von den Bürgerlichen unterschieden — durften sich die Haare nicht anders als „unterm Topf“ schneiden lassen; die Bürger trugen einerlei Tuch und Mützen; daher der Ausdruck „gleiche Brüder, gleiche Kappen“. Und dasselbe galt vom Militär. Da gab es schon bald eine besondere Landsknechtstracht, durch die sich jedoch auch schon manche einzelne Gruppe von andern unterschied: der Bundschuh; und etwa gleichzeitig auch eine besondere Tracht der reisigen Leute, die die Fürsten umgaben und ihnen Heeresfolge leisteten. Für alle diese wurde ebenfalls von jedem Hofe einerlei Tuch mit gleichem Zierat beschafft und dem ganzen Hofgesinde — hoch und niedrig — geliefert; daher die Bezeichnung „Livree“, die später auf die engere Umgebung der Fürsten beschränkt, darüber hinaus aber durch das Wort „Uniform“ verdrängt wurde. Wir alle wissen, wie prachtvoll sich das dann alles noch weiter entwickelt und bis ins einzelste gegliedert hat; schon ein blanker Knopf am Rockkragen bezeichnete „die höchste Stufe der Gemeinheit“.

So wurde also ein Stand, ein Rang, jede Klasse vor der andern sichtbar gemacht. Begreiflich, daß das manchen Leuten nicht paßte. Jeder strebte „über seinen Stand“ hinaus. Da gab es dann unaufhörliche Gebote und Verbote; unzählich sind die im Laufe der Jahrhunderte erlassenen Kleiderordnungen; Kaiser und Könige, ja Reichstage haben sich damit beschäftigt, was jedem einzelnen Stande zu tragen erlaubt sein sollte, und was nicht. Das ging bis in die höchsten Regionen: als Kurfürst Johann Georg IV. von Sachsen am 27. Februar 1688 in Dresden ein Geheimes Konzil abhielt, thronte er auf purpurnen Kissen, während der Kurprinz auf einem grünsamtenen Stuhle, die Geheimen Räte aber nur auf grüntuchenen saßen.

Was aber von den Lebenden galt, galt auch sogar von den Toten. In Wittenberg begrub man sie beispielsweise i. J. 1533 in drei verschiedenen Klassen „gemein mensch, mittelmeßige burger und redliche leute“; ganz allgemein wurden nur die Angehörigen der ersten Klasse mit Glockenklang und — je nachdem — mit der „ganzen“ oder „halben Schule“ beerdigt. Derartiges erhielt sich bis in die allerneueste Zeit. Wenn man im Jahre 1848 in Oldenburg jemand fragte, was Großes denn die Revolution zuwege gebracht, erhielt man wohl zur Antwort: „Die platten Särge der Armenleichen wurden abgeschafft“.

Nun, den Toten konnte es schließlich gleich sein, wie man sie begrub, bei den Lebenden aber trieben die vielerlei Finessen selbst in den persönlichsten Angelegenheiten wunderliche Blüten. Wurde in Schaffhausen ein Junge geboren, so steckte die Magd, die das freudige Ereignis der Bekanntschaft ansagen ging, einen Strauß vor die Brust und einen andern trug sie in der Hand; war es aber „nur“ ein Mädchen, dann ließ sie den Strauß am Busen weg. Noch am 12. Februar 1682 erließ Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen eine Schlittenfahrtsordnung: „wer mit Geläute und ohne Geläute, zweispännig oder nur im Rennschlitten fahren oder sich dessen enthalten solle“.

Doch man beschränkte sich nicht nur auf solche Äußerlichkeiten. Kundige Leute schrieben Titulaturbücher, nach denen sich jedermann auf das genaueste und strengste zu richten hatte. Das älteste erschien schon i. J. 1487 in Nürnberg, dann kam 1522 das „Straßburger Kanzleibüchlein“ und als drittes wohl Fabian Frankens weit verbreitetes Kanzlei- und Titelbüchlein i. J. 1531 heraus. Sie alle werden den Zeitgenossen damals sehr willkommen und nützlich gewesen sein, denn die allezeit richtige Anwendung der jedermann zukommenden Anrede und Titel war eine Wissenschaft und beinahe eine Kunst.

Und wie sind wir denn schließlich zu unsrer jetzigen Beamtenhierarchie gekommen? Im Jahre 1680 wurden den sächsischen „Ständen“ zwei verschiedene Rangordnungen vorgelegt, von denen die eine 32, die andere 52 Klassen enthielt, und die erste „Lokation“ erhielt am

Digitized by Google

30. März genannten Jahres die Billigung des Landesherrn. Doch das war nur ein bescheidener Auftakt zu Größerem. Kurz vor Ablauf des 18. Jahrhunderts wurde in der Oberlausitz, wo die „Präzedenzstreitigkeiten" gar kein Ende nehmen wollten, ebenfalls die Entwerfung einer bürgerlichen (!) Rangordnung für die „Sechsstädte" (Bautzen, Görlitz, Kamenz, Lauban, Löbau, Zittau) angeordnet. Viele Jahre arbeitete man an dem schwierigen Werk; i. J. 1793 wurden endlich dem Geheimen Konsistorium mehrere ausführliche Entwürfe vorgelegt. Derjenige der Landeshauptmannschaft erscheint als der erschöpfendste; er enthält in 126 Klassen eine vollständige Stufenleiter, die mit den kurfürstlichen Räten beginnt und mit den zünftigen Meistern schließt. Unterhalb dieser bürgerlichen Schicht gab es aber noch die nicht minder breite der Gesellen und Bauern und dann auch noch den weiten Kreis „unehrlicher" Leute, zu denen nicht nur die Scharfrichter, Henker und Schinder, sondern auch alle Leineweber, Müller, Barbiere, Bader, Zöllner und Hirten zählten, deren Kinder man von allen „Gaflen, Ämtern, Gilden, Innungen, Zünften und Handwerken" ausschloß. Das Geheime Konsistorium ließ schließlich die Sache bis — 1868 liegen und ordnete dann die Einreichung eines anderweiten Entwurfes mit Berücksichtigung der seitdem stattgefundenen Veränderungen an. — So in Sachsen. Aber in Celle (Hannover) bot noch im Herbst des Jahres 1860 der Lohndiener Buhr im dortigen „Moniteur" für den Preis von 7½ Ngr. eine gedruckte Liste an, „woraus jedermann ersehen könne, ob er zur ersten, zweiten oder dritten Rangklasse zähle und bei welchen Familien er seine Visite zu machen habe". Ausgerechnet ein Lohndiener!

Dr. Johannes Kleinpaul

# Der Bilderbühnenbund deutscher Städte

Im 11. Heft dieser Zeitschrift richtete Georg Göhler einen beredten Appell an die deutschen Stadtgemeinden, sich zu Städtebünden zusammenzuschließen, um die zukünftigen Aufgaben der Volksbildung wirklich erfolgverheißend in Angriff nehmen zu können. Der Gedanke, daß die Städte in ihrer Einzelheit viel zu schwach sind, um gesondert Ersprießliches in Kulturangelegenheiten leisten zu können, und daß „die Mittel- und Kleinstädte sich nur durch den Zusammenschluß die Bildungsmittel schaffen können, die nötig sind, um allen Schichten des Volkes in ganz Deutschland den Zugang zu den geistigen Gütern zu schaffen, die wir unseren Vätern verdanken und die uns die besten unserer Zeitgenossen schenken", ist so bestechend, daß man sich wundern muß, ihm nicht schon längst begegnet zu sein. Es bestand schon vor dem Kriege Anlaß genug, solche Maßregeln zu ergreifen, um das geistige Leben vornehmlich der kleinen Gemeinden nicht nur zu erhalten, sondern überhaupt erst zu wecken. Gerade hier machte sich eine Verkümmerung jedes geistigen Lebens bemerkbar, die im Vergleich etwa zu schweizerischen Städten gleicher Größe etwas Beschämendes hatte. Wenn jetzt durch Gründung von Städtebünden alles versucht werden soll, um Bildungsmöglichkeiten zu sichern, so ist es dazu allerdings höchste Zeit. Geschieht nichts, um diesen Weg gangbar zu machen, so ist vielleicht die Hauptmöglichkeit versäumt, an ideellen Werten zu ersetzen, was an politischen verloren ging.

Wie aus Göhlers Zeilen hervorgeht, ist es nun in der weiteren Öffentlichkeit so gut wie unbekannt, daß tatsächlich schon ein Städtebund ins Leben getreten ist, der sich die Pflege von Aufgaben der Volksbildung zum Ziel gesetzt hat: der Bilderbühnenbund deutscher Städte. Auf dem Gebiet des Lichtspielwesens bedarf es der Anregung Göhlers nicht mehr, hier ist ein erstes Beispiel geschaffen, das, wenn es auch nicht als mustergültig gewertet werden will, doch zur Nacheiferung auffordert.

Die Gründung des Bilderbühnenbundes hat eine längere Vorgeschichte.

Digitized by Google

Daß der Kino sich allmählich zu einer ganz großen Volksgefahr ausgewachsen hatte, war seit langem die Erkenntnis aller Einsichtigen geworden. Es war offenkundig, daß der Film sich alle die Elemente zu eigen gemacht hatte, die man bei der Schundliteratur so wirksam bekämpfte, und daß diese unter den ungleich günstigeren Bedingungen des Bewegungsbildes eine viel verhängnisvollere Wirkung auf die Volksseele und besonders auf das Seelenleben der Jugend ausübten. Der Schundfilm besaß eine unheimliche Anziehungskraft, und die Filmfabrikanten bemühten sich, statt ihrerseits auf Hebung des Niveaus bedacht zu sein, um eine möglichst ergiebige Ausnützung der Konjunktur, so daß der Markt mit einer wahren Sintflut von Schundfilmen überschwemmt wurde. Es handelte sich nicht um vereinzelte Fälle, in denen das vom Film Gebotene allen sittlichen und ästhetischen Forderungen hohnsprach, sondern um eine förmliche Seuche, für deren immer weiter ausgedehnte Verbreitung der Umstand kennzeichnend war, daß allenthalben die Lichtspieltheater wie Pilze aus der Erde schossen. Hatten doch diese kleinen und kleinsten Unternehmungen nur in der skrupellosen Bevorzugung des belletristischen Schundfilms die unentbehrliche wirtschaftliche Sicherung. Wenn der Versuch gemacht wurde, diese als ernste Gefahr für die sittliche Gesundheit des Volkes erkannte Seuche mit negativen Mitteln zu bekämpfen, so mußte sich das mit Sicherheit als unzulänglich erweisen. Die Polizei, die man um ihren Beistand anrief, schritt mit Verboten ein, die Zensur entfaltete eine rege Tätigkeit. Aber Polizeiverbote konnten sich nur auf den Kinobesuch der Jugendlichen erstrecken, und die Zensur konnte wohl die öffentliche Vorführung allzu krasser Sensationsfilme untersagen und Einzelheiten ausmerzen, die zu anstößig erschienen, vermochte aber nicht zu verhindern, daß die bisher beliebten Verbrecherfilme nun durch Filme voll verlogener Sentimentalität abgelöst wurden, die nicht minder verwerfliche Schauderdramen darstellten als jene, und daß die früher offen zur Schau gebrachten sexuellen Obscönitäten sich nun als „Aufklärungsfilme“ u. dgl. maskierten. Irgend eine Hebung trat dadurch nicht ein, die Instinkte wurden nur auf eine andere Bahn abgelenkt. Was aber am wesentlichsten war: es bestand bei dieser Art des Kampfes gegen den Kino keine Möglichkeit, die sehr erheblichen Werte des Films, die in ihrer großen Bedeutung für volkspädagogische und schulmäßige Zwecke doch auch schon erkannt waren, planmäßig nutzbar zu machen. Dazu boten die aus Anstandsgründen wohl hin und wieder veranstalteten Jugendvorführungen, die den Film doch überwiegend als Unterhaltungsmittel verwendeten, und die im Beiprogramm der öffentlichen Vorstellungen gezeigten Naturaufnahmen, die viel zu spärlich erschienen, als daß sie eine besondere pädagogische Beweiskraft haben konnten, nicht ausreichend Anlaß. Man mußte sich aber auch sagen, daß selbst die Zusammenstellung ganzer Reformprogramme nur eine vergeblich aufgewendete Mühe sein müßte, wenn ein solches Programm im Kreis der Vorführung nur gelegentlich einmal erschien. Es hatte gar keinen Wert, dem Publikum heute etwa einen mit Geschmack und Feingefühl angefertigten Märchenfilm vorzuführen, wenn es morgen ein blutrünstiges Verbrecherdrama oder ein pikantes Kokottenabenteuer zu sehen bekam. Was mit aller Entschiedenheit gefordert werden mußte, war die Errichtung von Lichtspielbühnen, die ihre gesamten Vorführungen ausschließlich in den Dienst des Reformgedankens stellten und bei denen jede Spielfolge den Charakter des Mustergültigen hatte. Versuche in dieser Richtung sind kurz vor dem Kriege gemacht worden, doch kam es dabei über die gute Absicht nicht heraus, und durch den Ausbruch des Krieges sind alle Anfänge jäh abgeschnitten worden. Einzig in Stettin vermochte der Reformgedanke dauernde Gestalt zu gewinnen. Der zähen Energie, mit der der dortige Oberbürgermeister und der Direktor der Stadtbibliothek, Dr. Ackerknecht, an seiner Verwirklichung festhielten, gelang es, in dieser Stadt das Interesse für die Angelegenheit wach zu halten und durch das Zusammentreten von einigen dreißig Geldgebern die Errichtung einer Musterlichtspielbühne auf genossenschaftlicher Grundlage zu ermöglichen. Am 8. November 1914 wurde in einem auf städtischem Grund und Boden gelegenen ehemaligen Rundpanorama-Gebäude die Stettiner Urania eröffnet; für die sehr

Digitized by Google

billige mietweise Überlassung des Terrains war der Stadt ein weitgehendes Mitbestimmungsrecht bei der Verwaltung zugesichert worden, das sich auf die im Sinne des Reformgedankens notwendige Kontrolle der öffentlichen Vorstellungen sowie auf die Einrichtung eines geregelten Schullichtspielbetriebs erstreckte.

Die Stettiner Urania wurde nun zum Ausgangspunkt für die weitere Entwicklung der praktischen Kinoreform. An sie knüpfte zunächst die Errichtung des Deutschen Ausschusses für Lichtspielreform an. Bei dem im März 1915 zu Berlin eröffneten Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht wurde man aufmerksam darauf, in wie erfolgreicher Weise durch das Stettiner Vorgehen die bisher allzu ideologische Vertretung des Reformgedankens in eine gesunde Praxis umgesetzt wurde. Für die Sache ließ sich die willkommenste Förderung erwarten, wenn die in Stettin gewonnenen Erfahrungen zur Grundlage eines Lehrganges für alle an der Kinoreform ernstlich interessierten Kreise gemacht wurden und die daraus hervorgehenden Anregungen die weiteste Verbreitung fanden. Im Winter 1916/17 trat man diesem Plan näher und ließ die Einladungen zu einem vom 2.—4. April 1917 in Stettin stattfindenden Lehrgang ergehen, wobei im Hinblick auf den kommunalen Charakter der Urania die Magistrate aller deutschen Gemeinden über 20 000 Einwohner besonders berücksichtigt wurden. Die Veranstaltung nahm einen erfreulichen Verlauf, über den im einzelnen hier nicht zu berichten ist. Als wertvollste Frucht zeitigten die gemeinsamen Besprechungen die Gründung des Deutschen Ausschusses für Lichtspielreform, zu dessen Vorsitzenden Oberbürgermeister Dr. Ackermann bestellt wurde. Der Ausschuß hatte in der Hauptsache zum Zweck: „Anregend und fördernd in bezug auf die Herstellung, Sammlung und Verteilung guter Lichtbilder — stehender wie beweglicher — zu wirken ... Rat und Auskunft in bezug auf die Einrichtung und den Betrieb von Lichtspielbühnen zu erteilen ...“ Als Unterausschuß bildete er aus seiner Mitte den Deutschen Lichtspielrat, der als unabhängige Prüfungs- und Beratungsstelle auf dem Gebiet des Lichtspielwesens für die „Aufnahme und Fortführung eines sachlich geordneten Inventariums der in Deutschland vorhandenen, im Sinne der Lichtspielreform brauchbaren und in guten Kopien verfügbaren Bewegungsbilder belehrenden und unterhaltenden Inhalts sowie entsprechender Begleittexte ...“ gedacht war.

Die Gründung des Deutschen Ausschusses war ein bedeutender Schritt weiter auf dem Wege zu einer wirklich konsequenten Reform. Es waren nicht mehr nur einzelne, die ganz auf sich angewiesen einen exponierten Posten verteidigten, ohne viel Aussicht auf Erfolg, sondern es bestand nun eine festgeschlossene Gruppe, die durch ihren Anschluß an ein staatliches Institut und ihr organisches Herauswachsen aus einem wirtschaftlich wie pädagogisch einwandfreien Unternehmen an sich schon eine ansehnliche Macht bedeutete. Alles in allem vertrat der Deutsche Ausschuß überwiegend die ideelle Seite der Kinoreform; er sammelte reformgerechtes Filmmaterial, er übte eine beratende Tätigkeit in allen einschlägigen Angelegenheiten aus, er entfaltete eine rührige Propaganda, kurz: er bereitete den Boden für die kommende große Organisation vor, die zur eigentlich praktischen Arbeit berufen war. Wenn die Bestrebungen der Kinoreformer eine durchgreifende Heilung und nicht bloß vorübergehende Anregungen bringen wollten, durften nicht nur einzelne Symptome des Übels bekämpft werden. Man mußte es an der Wurzel packen, und das konnte nur geschehen, wenn die Produktion in andere Bahnen gedrängt oder wenigstens gelockt wurde. Das war möglich, wenn ein im Sinne des Reformgedankens vorgehender Großabnehmer vorhanden war, der von der Filmindustrie im eigensten Interesse nicht gleichgültig behandelt werden konnte. Die einzelne Reformbühne war, wenn sie auch noch so entschieden als Organ des Ausschusses wirkte, zu einem solchen Einfluß auf die Produktion außerstande; sie wäre nach vielleicht anfänglich bewiesenem wohlwollendem Entgegenkommen doch wieder dazu genötigt, mit dem am wenigsten Unzulänglichen der Marktware vorlieb zu nehmen. Ein genügend großer Kreis solcher Reformbühnen durfte dagegen eines richtunggebenden Einflusses auf die Produktion sicher sein. Voraussetzung dafür mußte

Digitized by Google

sein, daß der Zusammenschluß auf kultureller Basis, nicht auf geschäftlicher Spekulation beruhte. Für diese Voraussetzung lag eine sichere Gewähr wiederum nur im Zusammenarbeiten der Stadtverwaltungen, weil in heutiger Zeit allein diese als Träger des Volksbildungswesens, für dessen Gedeihen eine organische Wurzelung im lokalen Kulturboden Hauptvoraussetzung ist, wirken können. Zudem berührte gerade das Ziel, den Film für Schulzwecke zu verwenden, die ureigenste Domäne kommunaler Bildungspflege. Aus solchen Erwägungen heraus richtete im Juli 1917 Oberbürgermeister Dr. Ackermann ein Rundschreiben an die deutschen Stadtverwaltungen, in dem er aufforderte, den Beitritt zu einem Bilderbühnenbund deutscher Städte in Erwägung zu ziehen. Bis die Errichtung des Bundes erfolgen konnte, vergingen noch einige Monate; es erwies sich naturgemäß als untunlich, zu ihr zu schreiten, bevor durch die Zusage einer genügend großen Anzahl deutscher Städte die Existenzfähigkeit gesichert war. Es durfte keinen Augenblick aus den Augen gelassen werden, daß eine Betätigung auf dem Gebiet des Lichtspielwesens, das durch das mit äußerster geschäftlicher Skrupellosigkeit angewandte Übergewicht des Kapitals mit am meisten so versumpft war, ein ungewöhnlich starkes finanzielles Rückgrat voraussetzte, ohne das der Kampf schließlich doch aussichtslos, weil zu ungleich, sein mußte. Zu Beginn des Jahres 1918 war es so weit, obgleich sehr viele Gemeinden unter dem Druck der Zeitverhältnisse mit Bedauern von einem Beitritt hatten absehen müssen. Im Februar konnte der Beginn praktischer Arbeit in Aussicht gestellt werden, am 1. April trat der Bilderbühnenbund mit 30 ordentlichen und 32 außerordentlichen Mitgliedern als eingetragener Verein mit dem Sitz in Stettin ins Leben. Inzwischen ist die Zahl der Mitglieder auf 95 angewachsen, zu denen außer den Stadtverwaltungen eine beträchtliche Anzahl gemeinnütziger Vereine und Stiftungen gehören. Der Vorsitz wurde wieder dem Stettiner Oberbürgermeister übertragen, der sich durch seine Tätigkeit beim Deutschen Ausschuß als die berufene Persönlichkeit dazu erwiesen hat.

Der Sinn des Bilderbühnenbundes ist, wie sein Name schon andeutet, der Zusammenschluß solcher Städte, die ein städtisches Lichtspielhaus, eine sogenannte Bilderbühne, unterhalten. Durch diese soll in öffentlichen Vorführungen die Verwirklichung des Reformprogramms erfolgen. Daneben sind Schulvorführungen vorgesehen, die ihr Material aus den Beständen eines von der Betriebsstelle des Bilderbühnenbundes verwalteten Schulfilmarchives empfangen. Um die hohen Kosten für die Erwerbung dieser Schulfilme zu decken und den geschäftlichen Betrieb zu ermöglichen, ist jedes Mitglied zur Zahlung eines einmaligen Eintrittsgeldes zum Satz von 1 Pfennig auf den Kopf der Bevölkerung und eines laufenden Jahresbeitrags verpflichtet, dessen Höhe die Hälfte dieser Summe beträgt. Dafür steht das Recht auf leihweise Benutzung des Filmmaterials aus dem Schulfilmarchiv gegen tarifmäßige Gebühr zu sowie Anspruch auf Vermittlung reformgerechter, d. h. nach den Grundsätzen des Deutschen Ausschusses für Lichtspielreform begutachteter Spielfolgen für die öffentlichen Vorführungen bei auswärtigen Firmen, mit denen der Bilderbühnenbund in Interessengemeinschaft steht, da er ja vorerst die selbständige Fabrikation von Filmen nicht übernehmen kann, und schließlich auf den tatkräftigen Beistand bei Errichtung der Bilderbühnen. Es hat sich gezeigt, daß die Errichtung einer Bilderbühne in eigener städtischer Regie vielfach auf Schwierigkeiten stößt und vorerst eine ideale Forderung bleiben muß. Um durch keine allzu doktrinäre Engherzigkeit das Reformwerk zu gefährden, sind Konzessionen nötig gewesen, insofern den einzelnen Stadtverwaltungen anheimgestellt wurde, ein vertragliches Abkommen mit ortsansässigen Lichtspielunternehmern zu treffen, durch das der Stadt ein Einfluß auf das kulturelle Niveau der öffentlichen Vorführungen und in erster Linie ein systematisch geleiteter Schullichtspielbetrieb gesichert wird. Diese Konzession bedeutet letzten Endes nicht viel mehr als einen Schönheitsfehler; die Lichtspieltheater haben die Stellung unter städtische Kontrolle vielfach als vorteilhafte Empfehlung betrachtet und sich ihr nicht ungern unterzogen. Zu bedauern bleibt natürlich immer, daß das Stettiner Beispiel einer genossenschaftlichen Gründung bisher noch keine

Digitized by Google

Nachahmung gefunden hat; offenbar ist verschiedentlich der günstige Zeitpunkt dafür verpaßt worden.

Vielfach begegnet man der Ansicht, daß der belletristische Film schon als solcher zu bekämpfen, womöglich auszurotten ist, und daß das Augenmerk des Kinoreformers ganz ausschließlich auf die Pflege des Lehrfilms oder eines auf rein ästhetischer Anschauung beruhenden Filmes gerichtet sein müsse. Diese Ansicht ist ganz irrig und würde den Bilderbühnenbund, wenn er sie sich zu eigen machen wollte, sehr bald in eine Sackgasse führen. Mit dem belletristischen Film wird er sich wohl oder übel abfinden müssen, da er eben ein ganz neues Kulturobjekt ist, dem vollste Existenzberechtigung zukommt. Er enthält auch bildungspflegliche Momente in reicher Fülle, wie dies Büchereidirektor Dr. Ackerknecht in seinem aufschlußreichen Buch „Das Lichtspiel im Dienste der Bildungspflege" dargelegt hat. Schonungslos zu bekämpfen ist lediglich der belletristische Schundfilm. Den belletristischen Film aus dem Reformprogramm ausschalten, hieße außerdem leichtfertig auf die einzige Möglichkeit wirtschaftlicher Fundierung verzichten. Erst die Rentabilität des belletristischen Films gibt die Grundlage für die Arbeit mit Lehrfilmen. Um ihn also für Reformvorführungen zu verwerten, muß man ihn zu veredeln suchen. Das ist eine der Hauptaufgaben des Bilderbühnenbundes. Indem er dem Publikum seiner Bilderbühne nur Filme vorführt, die nach genauester pädagogischer und ästhetischer Kontrolle als reformgerecht befunden wurden, übt er eine erzieherische Wirksamkeit von größter Tragweite aus. Er ist überzeugt, daß er als Großabnehmer unter Ausnutzung des freien Wettbewerbs einen solchen erzieherischen Einfluß auch auf den besseren Teil der Filmerzeuger geltend machen kann.

Für die Schulfilme sind besondere Gesichtspunkte maßgebend. Es handelt sich dabei um die richtige Auswahl des schwer zu beschaffenden und zum Teil sehr kostspieligen Materials, das in der Rohform, in der es auf den Markt gebracht wird, nicht zu verwenden ist und deshalb einer fachkundigen Bearbeitung durch Beifügung von Stehbildern und Vortragstexten unterzogen werden muß.

Dem Bilderbühnenbund steht noch viel Arbeit und viel Kampf bevor. Ob es ihm gelingen wird, aus allen Kämpfen siegreich hervorzugehen, hängt nicht zuletzt vom Opferwillen und der Einsicht der deutschen Stadtgemeinden ab. Ein ansehnlicher Teil von ihnen hat den rechten Blick für das gehabt, was auf diesem einen Gebiet öffentlicher Bildungspflege not tut. Es wäre nur zu begrüßen, wenn nun auch Göhlers Anregungen auf fruchtbaren Boden fielen, mit der Arbeit allein auf dem Gebiet der Lichtspielreform ist es nicht getan. Andere ebenso dringliche Kulturpflichten fordern den engen Zusammenschluß zu gemeinsamem Handeln, zu gemeinsamer Wirksamkeit im Dienste der Volksbildungsaufgaben deutscher Zukunft.

Dr. Georg Kemp

# Kinderaussagen

Im Gerichtssaal sind Kinderaussagen häufig von einschneidender Bedeutung, mitunter sogar ausschlaggebend für Ehre und Existenz des Angeklagten. Die Kriminalpsychologie kennt leider Fälle genug, in denen Unschuldige auf bloße Angaben von Kindern hin ins Gefängnis oder gar ins Zuchthaus gewandert sind. Viele werden sich noch an den Fall des Rektors B. entsinnen, der von mehreren bereits im Backfischalter stehenden Mädchen beschuldigt wurde, sich an ihnen während der Schulzeit vergangen zu haben. Er wurde zu 1 Jahr 3 Monaten Gefängnis verurteilt und aus dem Amte entlassen. Als er seine Strafe verbüßt hatte, widerriefen mehrere der Mädchen schriftlich ihre Beschuldigungen und erklärten, ihre Aussagen nur auf Drängen der Polizei gemacht zu haben. Als sie dies aber vor Gericht bezeugen sollten, fielen sie erneut um, da sie Gefahr liefen, sich wegen Meineids verantworten zu müssen.

Digitized by Google

Selbst der Sachverständige wird trotz größter Gewissenhaftigkeit nicht immer in der Lage sein, Kinderaussagen richtig zu bewerten. Wieviel weniger der Jurist, dem die Psyche des Kindes oft unbekanntes Land ist. Heute, wo die Forschung tiefer in dieses dunkle Gebiet eingedrungen ist, muten die jetzt noch vor Gericht üblichen Vernehmungsbehelfe Kindern gegenüber völlig veraltet an. Aufgabe der neuen Strafprozeßordnung wird es daher sein, hier gründlichen Wandel zu schaffen und die nötigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen, damit Kinder im gerichtlichen Verfahren nicht weiterhin eine verhängnisvolle Rolle spielen, wie es bisher häufig genug der Fall war. Es darf nicht wieder so kommen, daß wie bei anderen Gesetzentwürfen die unmittelbar beteiligten Kreise überhaupt nicht angehört werden. Der Justizausschuß für Aussagepsychologie in Leipzig hat sich der Aufgabe unterzogen, dem Fachmanne geläufige Dinge in eine auch für den Richter und Staatsanwalt handliche Form zu kleiden. Der Deutsche Lehrerverein hat diese Richtlinien an das Reichsjustizministerium weitergegeben, und es ist nur zu wünschen, daß sie die ihnen zukommende Beachtung finden.

Denn eins ist klar: Hier handelt es sich um ein Problem, bei dem in erster Linie dem Lehrer, dem Pädagogen das Wort gebührt. Aus seinem täglichen Verkehr mit den ihm anvertrauten Kindern, aus der Praxis seiner Lehrtätigkeit schöpft er wertvollere Erfahrungen, als theoretisches Studium zu gewähren vermag. Die „Leipziger Lehrerzeitung“ hat in mehreren Nummern ein reichhaltiges Material zusammengetragen, das an Beispielen, die mitten aus dem Leben gegriffen sind, eindringlich dartut, mit welcher Vorsicht Kinderaussagen zu bewerten sind. Jeder erfahrene Pädagoge weiß, daß Kinder, deren sittliches Betragen in der Schule mit der Zensur I abgestempelt worden ist, bisweilen außerhalb der Schule als Diebe und Lügner Staunenswertes geleistet haben. Das schüchterne Kind zeigt, schon um sein sprachliches Unvermögen zu verbergen, häufig den Hang, den Fragesteller wenigstens der Form nach zu befriedigen, so daß statt des verhängnisvollen „Ja“ vielleicht ebensogut das befreiende „Nein“ hätte ertönen können. Interessant ist, was in diesem Betracht eine Dame, die Frau eines Hauptlehrers, als ein Erlebnis ihrer eigenen Kindheit mitteilt. Es handelte sich um ein geringes Vergehen eines Mannes, eines Schäfers, neben dem die Dame, damals ein Kind von 9—10 Jahren, während des Augenblickes der Tat gestanden hatte. „Mir kam“, berichtet sie über ihre Vernehmung, „anfangs die ganze Sache sehr lächerlich vor, namentlich als mein Onkel, der Amtsrichter, mich fragte, ob ich mit dem Angeklagten verwandt sei. So was Dummes, das wußte doch der Onkel ganz genau: ich, das Pfarrerstöchterlein, verwandt oder verschwägert mit dem Schäfer? Ich lache deshalb hell heraus. Darauf werde ich vom Herrn Amtsrichter streng auf den Ernst der Sache aufmerksam gemacht, und von da an war es mit meiner Unbefangenheit vorbei. Er hätte mir jede Antwort in den Mund legen können. Daß ich den Angeklagten gesehen und gesprochen, bejahte ich wahrheitsgetreu; über Zeit und Stunde hatte ich keine Ahnung, sagte nur ‚ja‘, weil mir eben gesagt wurde, es wäre wohl so gewesen. ‚Wie weit warst du von dem Angeklagten entfernt, als die Schafe das Kraut abfraßen? Wohl ungefähr so weit wie von hier nach B.s Haus?‘ (Das waren wohl 50 m.) ‚Ja‘, sagte ich, obwohl ich dicht daneben gestanden hatte. Es war die Antwort wohl von keinem großen Belang; ... doch ich hatte die Unwahrheit gesagt, nicht mit Bewußtsein, hatte auch nicht den geringsten Zweck dabei, aber der Onkel Amtsrichter fragte: Nicht wahr, ungefähr so weit war es? und da sagte ich einfach ja.“

Man ahnt oft gar nicht, was man alles aus Kindern herausholen kann. Daß Gänse vier Füße haben, Äpfel auf Birnenbäumen wachsen, Regen auch trocken sein kann usw. „Bei einem Vortrage“, schreibt J. Loewenberg in seinen „Geheimen Miterziehern“, „war ein kleiner Quintaner zugegen. Am nächsten Tage fragte ich ihn scherzweise: ‚Junge, warum hast du mir gestern abend nicht geholfen, als ich stecken blieb?‘

Zu meinem Erstaunen antwortete er:

‚Ich wußte es ja selber nicht.‘

Digitized by Google

Nun frage ich weiter: ‚Wievielmal bin ich stecken geblieben?'
‚Man zweimal.'
‚Und was habe ich da getan?'
‚Da haben Sie Wasser getrunken.'
‚Und dann?'
‚Das Buch rausgekriegt und abgelesen.'

Von alledem war kein Wort wahr, nicht einmal Wasser habe ich getrunken; aber durch meine Frage veranlaßt, glaubte der Junge, es sei geschehen, wonach ich gefragt habe."

Die Gedankenbahnen des Kindes sind so ganz anders als die des Erwachsenen, daß es von vornherein verfehlt ist, auch bei bestimmtestem Auftreten des Kindes an dessen Aussagen denselben Maßstab zu legen wie bei reiferen Personen. Der Schreiber dieser Zeilen entsinnt sich, daß er als kleiner Schuljunge auf die Frage, ob evangelisch oder katholisch, schlankweg der Wahrheit entgegen katholisch antwortete, nur weil ihm das „vornehmer" und „heiliger" klang. Auch erinnert er sich sehr deutlich, von einem Schulnachbar daheim behauptet zu haben, er hieße „Himmelbläulich". Der Junge hatte einen ganz gesunden Namen, aber für das Kind knüpfte sich an die Person des Nachbars eine gewisse farbig-poetische Vorstellung, und es blieb trotz aller Hänseleien im Elternhause steif und fest bei seiner Fiktion. Viele werden aus ihrer Jugend ähnliche Erinnerungen mitteilen können, über die man als Erwachsener lächelt, die dem Kinde aber die ernstesten Angelegenheiten bedeuteten.

Dem Typ des schüchternen Kindes steht der für den forensischen Gebrauch nicht minder gefährliche des phantasiebegabten gegenüber, das, ohne sich dessen bewußt zu sein, Wahrheit und Dichtung bunt zusammenmengt. Solch ein Hang zum Fabulieren tritt mitunter ganz plötzlich auf, und ein unbedeutender Anlaß genügt, um die wundersamsten Gebilde im Gehirn des Kindes erstehen zu lassen. Ein wohlgearteter und gut befähigter, anscheinend durchaus nicht mit besonders lebhafter Phantasie begabter Schüler einer Gymnasial-Vorschulklasse kam eines Tages sehr aufgeregt aus der Schule nach Hause und erzählte den Angehörigen, daß er gesehen habe, wie sich der Schüler einer höheren Klasse derselben Schule durch einen Sturz aus dem Fenster getötet habe. Er beschrieb den Vorgang und seine eigenen Empfindungen mit allen Einzelheiten so lebhaft, wie es eben nur ein Augenzeuge zu tun vermag. Als später die Zeitungen mit genauer Zeitangabe von dem Unglücksfall berichteten, stellte sich heraus, daß der Knabe unmöglich Zeuge des Ereignisses gewesen sein konnte. Er blieb aber auf Vorhalten bei seiner Angabe, daß er dem Vorfall beigewohnt habe, und beharrte bei seiner Aussage auch, nachdem durch genaue Nachforschungen seine Abwesenheit vom Tatort über allen Zweifel hinaus sichergestellt war und der über die Lüge und Verstocktheit seines Sohnes aufgebrachte Vater es an harten Strafen nicht fehlen ließ. Es fiel dem Lehrer, der von dem über seines Sohnes „Lügenhaftigkeit" erschrockenen Vater um Rat angegangen wurde, schwer, den Erzürnten davon zu überzeugen, daß der Knabe nur durch die Lebhaftigkeit seiner Vorstellungen dazu geführt worden sei, ein ihm erzähltes, seine Phantasie außerordentlich anregendes Ereignis in allen Einzelheiten zu einem selbsterlebten zu machen. Man macht sich — und der an mathematisches Denken gewöhnte Jurist wird am wenigsten dazu geneigt sein — als Erwachsener kaum mehr recht klar, wie ungemein lebhaft das Vorstellungsvermögen mancher Kinder ist. Ein Knabe zog sich durch die Behauptung, im Ofen säße ein Hund, die scharfe Zurechtweisung des Vaters und den Spott der Geschwister zu. Als erwachsener Mann erklärte er, den Hund damals tatsächlich im Ofen gesehen zu haben. Natürlich war der Hund in Wirklichkeit nicht vorhanden, wohl aber in der ungemein leicht erregbaren Phantasie des Knaben, der somit zwar objektiv die Unwahrheit, subjektiv aber ganz gewiß keine Lüge ausgesprochen hatte.

Bei den Kinderaussagen bildet auch die Suggestion in ihren verschiedensten Formen, insbesondere die völlig unbewußte durch die ganze Umgebung eine ausschlaggebende, vom heutigen Strafrichter durchweg wenig beachtete Rolle. Die positive Äußerung des einen Kindes

Digitized by Google

übt mitunter auf andere Kinder eine solche Suggestion aus, daß sie die Behauptung ohne weiteres bestätigen. Bezeichnend dafür ist folgende Mitteilung eines Lehrers: „Ich erteile Turnunterricht in meiner 1. Knabenklasse. Ich begann mit Dauerlauf. Nach dem Zurücklegen einiger Runden kam ein Junge auf mich zu, er habe sein Geldtäschchen mit 1,50 ℳ verloren. Als andere Jungen dies hörten, gaben sie sofort an, sie hätten gesehen, wie es dem Knaben aus der Tasche gefallen sei, ja, wie er es schon vorher einmal aufgehoben habe. Etwa sechs Knaben bestätigten dies. Ja, fünf Knaben hatten in der vorhergehenden Stunde das Geldtäschchen bei dem Knaben gesehen. Alle machten ihre Aussagen in bestimmter Weise. Um allen unangenehmen Weiterungen aus dem Wege zu gehen, schickte ich den Knaben nach Hause, er solle sehen, ob er das Geld zu Hause liegen gelassen habe. Nach kurzer Zeit erschien er freudestrahlend mit dem verlorenen Gute. Es hatte zu Hause auf der Kommode gelegen." Oft genügt ein belangloser äußerlicher Vorgang, um bei den Kindern Vorstellungen wachzurufen, die sich allmählich infolge der gegenseitigen Suggestion zu festen Tatsachen verdichten. Dr. Loewenberg berichtet: „Vor einiger Zeit bringe ich einer Lehrerin ein Schreiben von der Oberschulbehörde in die Klasse, die Kinder sehen das große Kuwert, das Siegel, vielleicht auch das erregte Gesicht der Lehrerin. Einige Tage darauf verreist die Lehrerin, um ein Examen zu machen, und — die Geschichte ist fertig: ‚Das Schreiben war von der Polizei, die Lehrerin hat etwas Polizeiwidriges getan, wahrscheinlich wird sie verurteilt werden'." Daß es ungeheuer schwierig ist, hinterher die Ursache eines solchen Gerüchtes festzustellen, leuchtet jedem ein. Der Strafrichter wird jedenfalls eher geneigt sein, aus der Mehrheit der übereinstimmenden Aussagen eine verstärkte Glaubhaftigkeit der jugendlichen Zeugen herzuleiten, statt das Gegenteil, nämlich das Kennzeichen der Massensuggestion.

Zum Schluß sei aus der Fülle des Materials noch ein Fall hervorgehoben, der ein psychologisches Rätsel aufgibt und zeigt, was für versteckte und unerforschte Abgründe im Seelenleben des Kindes klaffen. Der Tatbestand ist folgender: „Ein Lehrer und ein Vater kamen zum Schulleiter. Der Lehrer sagt aus, der Vater habe ihm erklärt: Mein Kind (Mädchen) hat mir erzählt, daß der Lehrer bei Züchtigung der Mädchen seiner Klasse diesen die Kleider aufhebt und sie so züchtigt. Der Vater, der von der Wahrhaftigkeit seiner Tochter überzeugt ist, hat diese Erzählung seiner Tochter als Tatsache angenommen und dem Lehrer als Tatsache vorgetragen. Der Schulleiter wird vom Lehrer dringend gebeten, der Sache auf den Grund zu gehen. Er geht in die Klasse und vernimmt die Kinder, hält aber die Sache von vornherein für höchst unwahrscheinlich um der Person des Lehrers willen und ganz besonders deshalb, weil die eigene Tochter des Lehrers mit in der Klasse sitzt. Es stellt sich auf wiederholtes, zunächst mehr allgemeines, später sehr ernstes und eindringliches Befragen der Kinder heraus, daß die Beschuldigerin fest bei ihrer Behauptung stehen bleibt, alle übrigen Kinder aber von Vorgängen ähnlicher oder gleicher Art nichts wissen. Z. B. bezeichnet die Beschuldigerin bestimmte Mädchen, an denen der Lehrer in der angegebenen Weise gehandelt habe. Befragen dieser Kinder (die auffälligerweise alle um die Beschuldigerin herum sitzen) ergibt: Entrüstung über diese Behauptung, keinerlei Anhalt und Bestätigung für Wahrheit derselben. Oder: die Beschuldigerin sagt den Kindern scharf ins Gesicht: ‚Ihr wollt nur nichts sagen, ihr schämt euch!' Der Schulleiter nimmt scheinbar ihre Partei. Ergebnis: wiederum starke Entrüstung und keinerlei Bestätigung. Der Schulleiter gewinnt ganz und gar den Eindruck, daß die Sache völlig erlogen ist, in das Kapitel der unglaubwürdigen Kinderaussagen gehört, und teilt dies Ergebnis den beiden Herren mit. Dabei macht er den Vater darauf aufmerksam, daß er eine Behauptung nicht als Tatsache behandeln darf. Der Vater nimmt diese Entgleisung mit Bedauern zurück und will sein Kind zunächst weiter befragen. Das wird ihm zugestanden. Eine Stunde später befragt der Schulleiter das Kind vor versammelter Lehrerschaft. Dabei gibt es zu, daß es gelogen habe. Nachmittags gegen 3 Uhr erscheinen Vater und Mutter beim Schulleiter und erklären, daß ihre Tochter von ihrer Behauptung in keiner Weise abweiche,

Digitized by Google

ihr Geständnis vom Vormittage widerrufe. Sie ständen vor einem Rätsel. Der Schulleiter riet ihnen, ihrerseits einige Kinder der Klasse zu befragen, um ein endgültiges Urteil zu gewinnen. Das hat der Vater getan. Am nächsten Tage erklärt der Vater tief erregt, daß er zur vollen Überzeugung gekommen sei, daß sein Kind gelogen habe. Sie habe es beiden Eltern eingestanden. Der Vater erklärt, daß er den Vorfall äußerst bedaure, den Lehrer als völlig gerechtfertigt ansehe, seine Tochter als Urheberin und Verbreiterin eines gänzlich falschen verleumderischen Gerüchts ansehe. Wie das Kind (noch nicht 9 Jahre alt!) zu diesen Verleumdungen gekommen ist, ist psychologisch rätselhaft. Es ist ein sehr begabtes Kind mit starker Phantasie. Die Eltern sind durchaus achtbare, angesehene Persönlichkeiten, die häuslichen und erziehlichen Verhältnisse ausgezeichnet. Überraschend war die außerordentliche Hartnäckigkeit der Behauptung und das ausgezeichnete, fast advokatorische Geschick, mit dem es seine schlechte Sache führte."

# Die Piasten — deutschen Geblütes

Als in Gnesen König Popiel für seine beiden Söhne das Fest der Haarbeschneidung ausrüstete, strömten dazu von allen Seiten die Menschen zusammen. Unter ihnen waren zwei Fremde. Die wurden von den Einwohnern unter Schimpfen und Schelten am Betreten der Stadt gehindert. Da wandten sie dem ungastlichen Orte den Rücken. Als sie durch die Vorstadt schritten, sahen sie einen einfachen Landmann mit seiner Frau vor der Tür seines Hauses sitzen. Der nahm sie freundlich auf und labte sie mit allem, was die Küche bot, auch mit einem Schweinchen, das er für das Fest der Haarbeschneidung seines eigenen Sohnes bestimmt hatte. Aber siehe, die Speisen nahmen nicht ab, obwohl sie tüchtig schmausten, sondern vermehrten sich vielmehr auf wunderbare Weise. Nun kamen viele Leute, darunter der König selbst mit großem Gefolge, und staunten ob des nie gesehenen Wunders. Die Fremdlinge aber nahmen aus Dankbarkeit die Haarbeschneidung an dem Sohne vor und gaben ihm den Namen Semovit.

So erzählt der Chronist Martinus Gallus, der im 12. Jahrhundert lebte. Noch wunderbarer gestaltet dann der spätere Chronist Boguphal die Sage aus. Da sind es nicht mehr zwei gewöhnliche Fremdlinge, die bei dem Bauern Pazt und seiner Frau Repca einkehren, sondern Engel vom Himmel oder die beiden Heiligen und Blutzeugen Johannes und Paulus. Nach Ausrottung des Popielschen Hauses kommen die Edlen des Landes in Kruschwitz am Goplosee zusammen, um einen neuen Herrscher zu erwählen. Nun erscheinen die Engel, verrichten das erwähnte Wunder und bewirken so, daß der Bauer Piast selbst, nicht sein Sohn Semovit, zum Könige gewählt wird.

Damit erhielt das glorreiche polnische Haus der Piasten, das erst 1675 mit dem letzten Herzoge von Liegnitz und Brieg ausgestorben ist, die polnische Krone. Längst hat die kritische Geschichtsschreibung mit dem dichterischen Märlein, das an das klassische von Philemon und Baucis erinnert, aufgeräumt; niemand aber hat bisher an der polnischen Herkunft des Hauses der Piasten gezweifelt.

Heut wissen wir, daß das russische Zartum in seinen Anfängen auf den Normannen Rurik zurückgeht, wir wissen, wie bis in die neueste Zeit das zur Staatenbildung wenig befähigte Slawentum unter Führung von Männern deutschen Geblüts sich staatliche Organisationen geschaffen hat.

Ein freundlicher Zufall will es nun, daß gerade jetzt, wo das Polentum mit unerfüllbaren Forderungen sich breit macht, deutscher Forscherfleiß den Nachweis führt, daß auch das von den Polen so gefeierte Piastengeschlecht deutschen Ursprungs ist. Es geschieht dies im letzten (52.) Bande der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens (Breslau 1918)

Digitized by Google

durch Professor Dr. Robert Holtzmann in einem Aufsatze über Böhmen und Polen im 10. Jahrhundert. Weitere Beiträge dazu liefert in demselben Bande ein Aufsatz des bekannten schlesischen Geschichtsforschers P. Lambert Schulte O. F. M. über die älteste Geschichte Polens. Im 10. Jahrhundert begann die Schaffung des polnischen Reiches, das sich damals auch über Schlesien auszudehnen anfing, durch Mjsika I. oder Miecyslaus, unter welchem Namen er bisher bekannter ist. Ihm folgte dann sein berühmterer Sohn Boleslaus Chrobry, der polnische Nationalheld. Beiden hat Friedrich Wilhelm IV. — echt deutsch — ein prächtiges Doppelstandbild von der Meisterhand Rauchs in der goldenen Kapelle des Posener Domes gewidmet.

Für diesen Mjsika kommt nun noch ein anderer Name vor, nämlich Dago, unzweifelhaft ein deutsches Wort. Er hängt mit unserem deutschen Tag zusammen und tritt auch in der dänischen Sage auf. [Vgl. auch die Namen: Dagano, Tagano, Dagino, Tagino, Dagobald, Dagomar.] Nach seiner ersten Ehe mit der böhmischen Prinzessin Dobrawa, aus der der große Boleslaus hervorging, war er mit Oda vermählt, auch einer Deutschen, wie schon der Name besagt. Beider Sohn hatte wieder einen Doppelnamen Mjsika-Lambert, so daß auch hier der deutsche Einschlag deutlich erkennbar ist. In der Schenkung, durch die er Polen an den Heiligen Stuhl überträgt, bezeichnet sich Miseka nicht als slawischen Stammeshäuptling, sondern als iudex, d. h. soviel wie consul, dux, comes, senator, Magnate, Herr; seine Gemahlin wird senatrix genannt, d. h. Angehörige eines deutschen Fürstengeschlechtes. Aus diesem Grunde dürfte er in dieser Urkunde wohl auch den ursprünglichen Namen Dago, statt des polnischen Miseka, beibehalten haben. Das von ihm zusammengeschweißte Reich hatte noch keinen Namen, ebensowenig das Volk; der Name des Herrschers vereinigte alles. So spricht z. B. auch der Jude Ibrahim-ibn-Jakub (Abraham Jakobsohn), der im Jahre 965 von Sachsen aus in die westslawischen Lande kam, nur von dem Lande des Meschekka. Aus alle dem, was in dem erwähnten Aufsatze noch näher begründet ist, geht hervor, daß Dago-Miseka in Polen ein stammfremder Mann war. Leise klingt das auch in der Sage von dem Bauer Piast an. Nach ihr wäre sein Vater Chossistko gewesen; das aber bedeutet soviel wie Wanderer und deutet auf die fremde Herkunft des Geschlechtes hin. Sicher war es aus dem Norden gekommen, dänischen Ursprungs, und wir dürfen Holtzmann wohl recht geben, wenn er am Schlusse seines Aufsatzes sagt: „Vermutlich waren es dänische Herren, die an den einladenden Strand der Odermündungen ans Land stiegen und von hier aus unter Führung Dagos die kleinen slawischen Völkerschaften zwischen Oder und Weichsel bezwangen, ihr Reich um Posen und Gnesen begründeten. Nicht also ein unansehnlicher slawischer Stammeshäuptling hat dem Papst Johannes XV. eine Schenkung gemacht. Sie vollzog der edle Normanne Dago, der ‚iudex', d. h. Herr, in einem neuen großen Staat. Erst Boleslaus Chrobry ist der Schöpfer des regnum Polonorum."

Prof. Dr. Paul Knötel

# Bismarck und berufsständisches Parlament

Von allen Staatsmännern des vergangenen Jahrhunderts, bemerkt Hans Siegfried Weber im roten „Tag", hat wohl allein Bismarck trotz mancherlei Irrwegen, die er im Kampfe gegen die sozialistischen Bestrebungen gegangen ist, über Raum und Zeit hinweg die sich anbahnende Weltentwicklung erkannt, die Umbildung des mechanistischen, unnatürlichen Parteistaates zum wahrhaften, freiheitlichen Volksstaat, der auf der Durchgliederung der Volksglieder aufgebaut ist. Schon die Beziehungen Bismarcks zu Lassalle und seine vom Staatssozialismus durchzogene Gedankenwelt zeigen, wie Deutschlands größter Staatsmann versuchte, den Kapitalismus positiv durch den Sozialismus zu überwinden. Hohe Worte der Anerkennung fand Bismarck im Reichstage über Lassalle, dessen früher Tod ihm für seine eigenen Pläne eine nie mehr auszufüllende Lücke bedeutete. Es steht für mich



Digitized by Google

unbedingt fest, daß Bismarck trotz seiner anfänglichen Gegnerschaft bei einer längeren Amtszeit die Bedeutung der Gewerkschaften als reiner Arbeitervertretungen erkannt und sie dementsprechend in den Staatsorganismus eingeschaltet hätte. Die Gewerkschaften leben und weben in einer Bismarck verwandten konservativen Ideenwelt. Sie sammelten in stiller, geräuschloser Arbeit, fernab von agitatorischem Gebaren der Sozialdemokratie, die einzelnen Arbeiter, die losgelöst von allem Wurzelhaften als Atome im Meer der Großstadt und der Industrie dahinlebten, und banden sie an ein großes Ganze.

Welchen Seherblick in die Zukunft Bismarck besaß, davon zeugen seine Versuche, im Jahre 1881 bereits ein berufsständisches Parlament ins Leben zu rufen. Die sozialen und wirtschaftspolitischen Gesetzentwürfe sollten hier eine sachliche und sachverständige Beratung erfahren. An dem Widerstand des Reichstages ist die Verwirklichung dieses Planes gescheitert. Aber noch in seinen „Gedanken und Erinnerungen" zeichnet Bismarck sein Staatsideal der Zukunft: eine Monarchie, die von einer unabhängigen berufsgenossenschaftlichen Landesvertretung kontrolliert werden soll. Hätten die Nachfolger Bismarcks an Stelle der Routinenhaftigkeit nur etwas von seinem Geiste besessen, so hätten sie an diese Bismarcksche Gedankenwelt angeknüpft. Das Deutsche Reich hätte den Kapitalismus und seine naturgemäße staatliche Auswirkung, den Parlamentarismus, praktisch überwunden und die Staatsform gefunden, nach der alle Kulturvölker lechzen. Statt einer solchen Politik im Bismarckschen Geiste ließ man jedoch den Staatswagen seinen gefährlichen Weg bergab laufen. Man erblickte auch in Deutschland immer mehr das Ideal in dem parlamentarischen Parteistaat. Mit dem hohlen Schlagwort von der Demokratie wurde der deutsche Geist eingekerkert.

# Der Kampf mit dem Drachen

Alle Sagen haben wohl mit Sicherheit irgend ein wirkliches Ereignis als Unterlage, wenn auch aus längstvergangener Zeit. So beruht die Sage von der Arche Noah unzweifelhaft auf einer stattgehabten gewaltigen Überschwemmung. Die Sagen sind daher keine Märchen, die rein erdichtet sind. Der Kampf mit dem Drachen, über den bis in die geschichtliche Zeit hinein gefabelt wird, ist so eine Sage und kein Märchen. Auch hier müssen wirkliche Ereignisse aus der urältesten Zeit zugrunde gelegen haben. Unwillkürlich muß man an die Ichthyosauren denken. Ich nehme diesen Namen als Sammelnamen für all die verschiedenen ungeheuerlichen und riesenhaften Amphibien, die einst die Erde bevölkerten. Nach der in der Erdkunde sich offenbarenden Entwicklung der Erde und ihrer Lebewesen lebte allerdings der Mensch noch nicht zur Zeit der Ichthyosauren, erst, als diese durch eine Weltkatastrophe so massenhaft zugrunde gingen. Aber es ist doch anzunehmen, daß vereinzelte Exemplare dieser Art noch weiter durch die Jahrtausende hindurch gelebt haben und dies bis zu der Zeit, als die ersten Menschen auftraten. Sind doch von den schauerlichen Amphibien die Krokodile bis auf unsere Zeit in Massen erhalten, wohl dadurch, daß sie mit ihren gefährlichen Kieferwerkzeugen eine gute Verteidigungs- und Angriffswaffe hatten und haben. Mit diesen verspäteten Ichthyosauren haben die Menschen dann Kämpfe gehabt, die anscheinend stets siegreich waren, da die Amphibien bei ihrer Mächtigkeit ungeschickt waren. Deshalb gelingt es in der Sage auch immer dem Ritter, im Kampfe mit dem Drachen zu siegen. — Die durch Überlieferung aus der urältesten Zeit stammende Sage ist dann viel später in der geschichtlichen Zeit poetisch umwoben und ausgeschmückt worden, und damit so in das Bewußtsein des Volkes gedrungen, daß heute sinnbildlich noch viel von dem Kampfe mit dem Drachen gesprochen wird.

Dr. Konr. Küster

Digitized by Google

# Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

## Es ist eine Lust zu leben

(Ein Beitrag zu unserer Steuergesetzgebung)

Der Türmer bringt in Heft 7 lfd. Jahrgangs unter Briefen eine Klage des „Vorwärts", daß ein Gutsbesitzer sein vor einigen Jahren um 120000 ℳ erstandenes Gut um 150000 ℳ an einen Engländer weiterverkauft habe und daß dies „himmelschreiend" sei. Man hätte wenigstens Bezahlung des Ankaufspreises in englischer Währung zum Friedenskurs — 6500 £ — verlangen sollen. Warum? Das deutsche Volk ist politisch nicht reif und nie reif gewesen, für den verflossenen „Obrigkeitsstaat" war der Ersatz dafür der Glaube des Staatsbürgers an eine Staatsautorität. Diesen Glauben haben unsere jetzigen Gewalthaber bekämpft, unterwühlt, und durch die Revolution vernichtet, und damit auch den Grund, „dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist". Statt der Ehrfurcht vor der Staatsgewalt haben sie die „Vernunft" auf den Thron gesetzt, diese aber fragt in dem erwähnten Verkaufsproblem: was hat der Verkäufer davon, daß er so teuer verkauft, wenn davon der Staat jenseits einer gewissen Grenze alles als Kriegsgewinn vollständig einsteckt? Wenn man allerdings diesen Preis hört, dann wird mancher vermuten, daß über die Differenz zwischen dem Preise und der erwähnten Steuergrenze für Kriegsgewinne sich Käufer und Verkäufer im stillen geeinigt haben, bei der Teilung dieser verschwiegenen Summe profitieren beide, entgehen beide hohen Steuern und bedeckt sich der Verkäufer mit dem Ruhm, er wolle von Kriegsgewinnen nichts wissen. Diese Schiebung ist aber durchaus nicht notwendig anzunehmen, es genügt vollkommen der offenkundig gewordene Tatbestand, begründet ist er in der Besteuerung. Es ist unverständlich, daß gerade der „Vorwärts", dessen Partei stets die Autorität des Staats herabgesetzt hat, sich einbildet, der genannte Gutsbesitzer solle sich um des Staats willen mit dem Bewerber um sein Gut in ein großes Feilschen um die Kaufsumme einlassen auf die Gefahr hin, einen glatten Verkauf zu verhindern und hernach mit der Steuerbehörde sich über die Frage unterhalten zu dürfen: „ob das wirklich alles sei". ...

Ein anderes Bild. Ich versteuere ein Jahreseinkommen von ℳ 4200.— und zahle ℳ 600.— Reichseinkommensteuer. Um meine Telephonanleihe bezahlen zu können, will ich mein Mikroskop verkaufen — Neuanschaffungswert heute 2300 ℳ —, dabei würde also noch etwas für Ergänzung meines Handwerkszeugs, die dringend erwünscht ist, übrig bleiben. Wenn ich das Mikroskop einem Arzt verkaufe, so setzt der seine Ausgabe von der Praxiseinnahme ab und belegt diesen Steuerabzug mit meinem Namen, ich muß also in dem Fall Einnahme von 2300 zugestehen, womit mein steuerpflichtiges Einkommen auf 6500 ℳ, die Reichseinkommensteuer auf 910 ℳ steigt. Es haften an dem Verkauf aber außer diesen 310 ℳ Steuern noch rund 35 ℳ Umsatzsteuer, und ich habe die Wahl, entweder den Verkaufswert um 345 ℳ zu steigern, oder mich um 345 ℳ zu schädigen. Ich weiß, daß schon an dem Wert

Digitized by Google

des Mikroskops von 2300 ℳ ähnliche Steuerprobleme kleben, und das Mikroskop höchstens 1500 ℳ wert ist, andererseits verlangt der Staat von mir 1000 ℳ für eine nachlässig bediente Fernsprecheinrichtung, die ich nicht für mich, sondern im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege unterhalte, die für mich keinesfalls 100 ℳ wert ist, und deswegen muß ich ja das Mikroskop verkaufen. Von Reellität ist nach keiner Seite auch nur eine Spur zu entdecken. Auf die Steuerberechnung unter Berücksichtigung der Besitzzeit für das Mikroskop kann ich mich nicht einlassen, denn dieser Teil des Gesetzes ist unklar und imaginäre Größen kann ich bei der Kalkulation nicht gebrauchen. Es besteht aber noch eine Möglichkeit. Wenn ich das Mikroskop an einen Schieber verkaufe, so zahlt der 2300 ℳ bar und schweigt darüber. Dann habe ich das Mikroskop mit leidlich anständigem Preis verkauft und habe das Geld, das ich brauche. — Bei einem Jahreseinkommen von ℳ 25000 sind leichter 1000 ℳ übrig, und die Steuer beträgt 3900 ℳ. Wenn aber ein „Kapitalist" dieser Art doch ein Mikroskop verkaufen muß, dann hat er's einfacher. Er zahlt nämlich für die 2300 ℳ Mehreinkommen keinen Pfennig Steuer mehr und kann also das Mikroskop, das ich zur Vermeidung eigenen Schadens nur mit 3645 ℳ verkaufen kann, im legitimen Handel mit 2300 ℳ abgeben. Warum muß ein schon an sich wirtschaftlich Stärkerer auch den Vorteil noch haben?

Wo etwa durch das Gesetz selbst der Bürger nicht zugrunde gerichtet werden kann, da erreicht man es durch die Art der Handhabung. Seit 1. 1. 20 müssen wir fürs Reichsnotopfer Zinsen zahlen. Wenn man es bezahlen könnte, wären die Zinsen erspart, das ist's aber gerade! Für 1920 habe ich heuer noch keinen Einkommensteuerzettel, vielleicht bekomme ich dafür zunächst eine mit Mahngebühr beschwerte Zuschrift in üblichem Kurialstil oder gar gleich den Besuch des Herrn Gerichtsvollziehers. Dann merkt der Untertan doch, daß er eine vorgesetzte Obrigkeit hat, die über sein Tun und Lassen und über die Ordnung wacht. Auf der Eisenbahn merkt man von dem wachen Auge der Obrigkeit hinsichtlich Ordnung nichts, und Schiebern gegenüber scheint es nicht allein geschlossen, sondern sogar vernäht, aber das wußten wir ja als Studenten schon: Der Studio wurde leichtlich eingesteckt, Ludewig aus der Scheunenstraße hatte es besser, der nahm nötigenfalls sein Messer raus.

Dr. Hövel

Digitized by Google

# Literatur, Bildende Kunst, Musik

## Karl Storck †

Ein schwerer Schlag hat den Türmer getroffen. Dr. Karl Storck, nicht nur der Leiter unseres Kunst- und Musikteiles — der mit dem Türmer innig verwachsene älteste und vertrauteste Mitarbeiter in Rat und Tat, ist ihm jählings entrissen. Am 9. Mai ist der Nimmermüde in Westfalen, wo er Erholung suchen wollte, einer Lungenentzündung erlegen, am 11. Mai, dem Tage, an dem mich die Nachricht erreicht, muß ich, weil Toresschluß des Heftes ist, diese Kunde den Lesern vermitteln, wo ich ja selber noch nicht daran glauben mag!

An die zwei Jahrzehnte im gleichen Schritt und Tritt der treue Kamerad. Aber er war noch ein anderer: ein Führer auf seinen Gebieten, eine der wertvollsten Persönlichkeiten und Triebkräfte im geistigen Deutschland, ein Volkserzieher durch das Mittel der Kunst. Ich weiß nicht, ob ein anderer unserer Zeit diese Aufgabe so in ihren religiösen Tiefen erfaßt, dabei so greifbar auch praktisch vor Augen geführt hat, wie Karl Storck. Eine glänzende, erstaunlich vielseitige Begabung, ausgestrahlt durch einen warmherzigen Menschen, eine Künstlerseele, in der sich scharfe kritische Urteilskraft mit hingebendem Enthusiasmus vereinigten.

Ist er denn wirklich nicht mehr?... Ich sitze mit ihm winters nach Arbeitsschluß im Redaktionsraume, einem behaglich durchheizten „Berliner Zimmer“ in der Wormser Straße bei einem Glase süddeutschen Weines. Eine trauliche Ecke mit einem altmodischen grünbezogenen Sofa und ovalem Mahagonitische... Wir fahren gemächlich im Wagen durch die bäuerlichen grünen westfälischen und lippischen Lande... Krieg! — Bei mir in Zehlendorf-Berlin. Schwere, drückende Stimmung. Wir wissen: wenn diese politische Leitung am Ruder bleibt, sind alle Siege fruchtlose Opfer. Aber wir wollen alle befreienden Kräfte anspannen und aufrufen und — wir verstehen uns, wie wir im Letzten und Tiefsten uns immer verstanden haben.

Und das ist es, was mich den Verlust so bitter hart empfinden läßt: daß hier ein Kamerad von mir gerissen ward, der auch bei zufälligen scheinbaren Unstimmigkeiten in allen Grundfragen so — ich möchte sagen: musikalisch — mit mir eingestimmt war, „als wär's ein Stück von mir“. Als ich vor vielen Jahren Storck einmal fragte — es war in jener „Dickensschen“ Redaktionsstube der Wormserstraße —, was ihn eigentlich zum Türmer geführt habe, erwiderte er: „Ihre Gedichte“. Er meinte, wie ich ihn verstand, diese Gedichte suchten Gott. Das war der gemeinsame steile Pfad, nicht die breite Heerstraße.

Hätte er die beschreiten wollen, der Haufen der Geführten hätte ihn auf den Schild gehoben. Aber dieser universell gebildete und kultivierte Deutsche bekämpfte, nicht aus „Nationalismus“, sondern aus ethisch-religiösen, deutsch-kosmopolitischen Gründen, das aufdringliche, undeutsche Händler- und Artistentum auf dem von ihm beherrschten Kunst- und Kulturmarkte. Karl Storck hat nach Lorbeer von dieser Seite nie getrachtet, dafür legt ihm eine große treue Gemeinde der Besten seines Volkes den Eichenkranz aufs allzu frühe Grab. — Die Würdigung, die seinem Gesamtwerke gebührt, muß vorbehalten bleiben.

J. E. Freiherr von Grotthuß

Digitized by Google

# Dickens

## Zur Erinnerung an seinen 50. Todestag

„Ist er nicht ein wenig altmodisch, der gute Dickens, für den unsere Großeltern schwärmten?“ fragte ich den Freund, der mit mir am Ofen saß. „Zu viel Altvätertum, um den Kindern noch etwas bedeuten zu können; zu wenig leider, um bei den Enkeln schon wieder letzte Mode geworden zu sein. Eine Art von Gutestuben-Einrichtung, eine Art von Sofa mit Umbau, wie man es unsern Eltern zur Hochzeit schenkte; leider aber noch kein ‚geblümtes Biedermeierzimmer‘, wie es ein junges Paar von heute bevorzugt. Wieviel hat sich in der Welt, in den Menschen geändert, seit die Engländer es am Posttage nicht über sich gewinnen konnten, den Boten zu Hause zu erwarten, der endlich das neue blaue Heft von Boz im Bündel trug. Wie simpel erscheinen uns heute seine Seelenbilder: kohlschwarz ist der Schurke, eine Ausgeburt der Hölle, wie Uriah Heep etwa; blütenweiß und zu gut für diese Erde ist die Jungfrau, ist der Engel, der Agnes Wickfield heißt. Unerschöpflich dagegen ist die Maskenkammer von falschen Bärten, totgeglaubten Söhnen, unverhofft wiedergefundenen Freunden, vom Himmel gefallenen Erbschaften, deren sich das Schicksal bei Dickens bedient. Und im Vertrauen gesagt: ist nicht alles, Problem und Lösung, Glück und Unglück, ein wenig philisterhaft und herdenbehaglich? Gar zu moralisch geht alles seinen Gang — wie in den Traktätchen aus der Sonntagsschule: der Gute wird belohnt, der Schlechte wird bestraft; und wenn das irdische Schicksal seine Lungenkraft erschöpft hat, dann muß die Geisterwelt herbei, der alte Marley, der mit seinen Ketten rasselt, die Geister der Silvesterglocken und ihr ganzes Gelichter — ist das nicht alles ein wenig blaß geworden? Von Sonne und Regen der Jahre ausgezogen?“

„Recht hast du, ganz recht!“ entgegnete der Freund. „Wie altmodisch ist der Frühling, daß er jedes Jahr wieder im selben Kleidchen erscheint: grün, grün, immerzu grün! Könnten die Bäume nicht einmal rote Blätter bekommen? — Wie altmodisch ist der Hunger, der sich jeden Morgen von neuem meldet; Frühstück und Mittag, Mittagbrot und Abendbrot — wäre nicht Fasten ersprießlich, der Abwechslung halber? Am alleraltmodischsten aber ist der Tod. Zu Adam und Eva ist er gekommen, zu König Xerxes und zu Napoleon — gibt es einen unmoderneren Besucher? So altmodisch wie diese drei starken Gesellen, so altmodisch ist auch Dickens. Denn aus den gleichen Quellen hat er getrunken. Solange die drei ihr Recht behalten im Leben des Menschen, so lange wird auch die schöne, wilde, unerschöpflich reiche Welt seiner Gestalten leben. Seine Menschen werden leben, auch wenn ihre Schicksale verwehen sollten. Noch immer ein ungläubiges Gesicht? Laß einmal sehen ...“

Das Zimmer wurde zusehends dunkler. Dafür entglomm in der Ecke ein schwacher Lichtschein; keine Gestalt, nur ein Schein- ein Irrlicht — noch eins — was mochte es sonst sein? Wie aus weiter Ferne hörte ich die Stimme des Freundes:

„Fürchte dich nicht. Du hast die Geister gerufen, die Dickens willfährig zur Seite standen. Nun kommen seine Freunde, dich eines Besseren zu belehren. Hab’ keine Angst, mein Lieber! Wir wollen uns einen angenehmen und umgänglichen Geist herzitieren — er darf nicht mit den Ketten rasseln wie der alte Marley, weil wir zwei doch keine Geizhälse sind wie der hartgesottene Scrooge —, so einen rechten Heimatsgeist und Herdfeuergeist will ich haben, der überall dabei ist, wo Menschen lachen und weinen. Was meinst du zu den Glockengeistern, die dem armen Trotty Veck die Zukunft offenbarten? Nein — noch lieber ist mir das Heimchen vom Herde. Das ist überall dabei, weiß alles, hört alles, sieht alles. Dem können wir uns ruhig anvertrauen. Wenn ich nicht irre — da ist’s schon.“

Vom Kamin her klang ein leises, zirpendes Getön. Dann flackerte die Kohle noch einmal auf und erstarb. Dunkel wurde das Zimmer, ganz dunkel, bis seine Wände sich im

Digitized by Google

Wesenlosen auflösten. Aber der Lichtschein blieb. Er wich uns nicht von der Seite. Und plötzlich war das Zimmer ganz verschwunden. Wir standen in einem kleinen Garten, dessen hohe Rüstern mit ihren blattlosen Ästen an das Fenster eines alten Hauses klopften. „Schau hinein!“ meinte der Freund. „Weißt du, wer dort sitzt? Kennst du die ehrliche Peggotty nicht mehr?“ — „Gott segne sie und schicke allen Hausfrauen solch ein Dienstmädchen!“ — Peggotty mit den roten Backen und den drallen Armen im allzu engen Mieder, von dem regelmäßig ein paar Knöpfe abspringen, wenn sie ihren kleinen Pflegling im Überschwang des Gefühles an ihren umfangreichen Busen drückt. Da steht ihr Nadelbüchschen mit der St. Paulskirche drauf, das Zentimetermaß und das Stückchen Wachslicht, an dem sie ihren Faden wichst, ihre unzertrennlichen Begleiter. Und bei ihr sitzt der einsame kleine Junge mit dem weichen blonden Haar und den ängstlich fragenden Augen, David Copperfield, dessen Vater auf dem Friedhof schläft und dessen junge Mutter einen andern geheiratet hat — ganz allein auf der Welt, wenn sie nicht wäre. Jetzt liest er ihr aus dem Krokodilbuch vor. Und aus dem Buch wachsen für ihn und für uns wie aus einer Wunderblume Not und Glück des einsamen Kindes: Schauern im Bett, wenn aus dem Dunkel gefürchtete Gestalten hervorwachsen, Freude und Seligkeit, wenn es in der Postkutsche hinter dem schweigsamen Fuhrmann Barkis, der sein Leben lang „willens ist“, Peggotty zu freien, in die Ferien geht, an den Meeresstrand, zu den Fischersleuten, Peggottys Verwandten. Da ist das alte Bootshaus, wo der alte Fischer drin wohnt mit dem treuen Ham — „vielleicht hieß er so, weil er in einer Arche wohnte?“ — und der zierlich trippelnden, blondzöpfigen kleinen Emmy, die wie ein Bachstelzchen am Strande daherkommt, höchste Freude für ihre Verwandten, in Zukunft ihr tiefstes Leid. Hörst du das Meer rauschen? Da steht auch der Liegestuhl des armen kleinen Paul Dombey, des blassen, zarten Pflänzchens, das in den Augen des Vaters die ganze Zukunft des Welthauses Dombey & Sohn verkörpert, und das doch vor der Zeit welken muß wie ein abgestorbenes Reis. Was mögen die Wellen ihm sagen? „Immer dasselbe ... immer dasselbe ...“

Aber nicht immer gibt's Ferien. Und die Leiden der Kinder verkörpern sich in der Schule. Da ist das finstre Haus mit der hohen Ziegelmauer. „Salemhaus“ steht über dem Eingang. Keiner, der David Copperfield liebgewonnen hat, vergißt, welche Qualen er dort erduldete, seit ihn der arme Herr Mell, der schlecht bezahlte und gering geachtete Hilfslehrer, dessen Stiefel der Schuster zurückschickt, weil er sie nicht mehr flicken kann, in die Hände des Schultyrannen Creakle ablieferte. Da ist jenes noch viel schlimmere Haus, die Hölle der Kinder, wo der junge Nikolas Nickleby als Unterlehrer seine erste Bekanntschaft mit der Verderbtheit der menschlichen Seele machte. Erinnerst du dich noch an die Schuljungen in ihrem possierlichen Nebeneinander? Sieh, da ist der dicke Tommy Traddles, dem die blauen Hosen zu eng geworden sind, der immer in der Klemme steckt und sich für die erlittenen Prügel tröstet, wenn er lauter Gerippe auf sein Löschblatt zeichnet. Hochmütig guckt Steerforth auf ihn herab, schön, wild und unbekümmert, der Held und Abgott der Schule. Wenn er dem kleinen Copperfield sein Taschengeld fortnimmt, um Süßigkeiten dafür zu kaufen, so kann man ihm doch nicht böse sein. Und wenn er später dem ehrlichen Fischer die Liebste fortnimmt — man liebt ihn trotzdem, wenn er als ein Toter am Meeresstrande angespült wird, den Kopf auf dem Arm, ruhig schlafend scheinbar, wie ihn David oft abends im Schlafsaal gesehen hat. Schulen der Zeit lernt man kennen mit aller glühenden Entrüstung, die ihr grausames Treiben in empfindlichen Herzen erweckte. — Weißt du auch, daß der schreckliche Shaw, der Inhaber einer Schulhölle in Yorkshire und das Urbild des Tyrannen aus Nikolas Nickleby, seine Schule schließen mußte, weil alles mit Fingern auf ihn wies, als jenes Buch erschienen war?

Das rote Ziegelhaus verschwindet, wir stehen auf der offenen Landstraße; viel zu staubig für kleine Füße, viel zu unerbittlich für traurige Herzen. Da wandert die kleine Nelly, die lieblichste von Dickens Kindergestalten — verklärtes Bild einer Frühverstorbenen — mit ihrem feinen Gestältchen und dem lichtbraunen glattgescheitelten Haar. Immer ein Schrittchen

Digitized by Google

hinter dem Großvater her, daß der alte Mann nicht merkt, wie müde die Füßchen sind und wie schmerzhaft der Dorn in der Sohle brennt. Und doch führt sie den Alten an der Hand wie ein Mütterchen, das begriffen hat, daß er nicht allein für sich sorgen kann. Komm mit, wir gehen ihr nach. Da ist das Tor mit dem rostigen Klopfer, schon stehen wir in dem alten Raritätenladen, wo die Ritterrüstungen verstauben und buntes Gerümpel sich antürmt. Halt, wer sitzt in der Ecke, rittlings auf der Lehne eines Stuhls, und wartet auf die beiden, grinsend die gelben Zähne entblößend? Das ist der scheußliche Zwerg Quilp, der böse Geist des alten Mannes, mit dem unförmlich großen Kopf und den zugekniffenen Äugelein. Mitten aus einem bösen Kindertraum heraus scheint er gestiegen, zusammen mit den andern Spukgestalten aus Satans Reich: Frau Pipkin mit ihrer schwarzen Katze, der alten Hexe mit dem Drosselbartkinn, und die grauenvollste Gestalt von allen, weil sie nicht nur Spukgestalt geblieben ist, sondern modern kostümiert und realistisch verkörpert tief ins Schicksal unserer lieben Helden eingreift. Uriah Heep, der Demütige, der Schreiber in Mr. Wickfields Bureau. „Ach, ich bin eine gar zu geringe Person!" ist sein Lieblingswort. Siehst du ihn vor dir, mit dem rötlichen Haar, mit den feuchtkalten Händen und den ringelnden Schlangenbewegungen des Körpers? Zugleich ein böser Alb und Nachtmahr und dabei in seiner verlogenen Demut eine Satire auf englisches (und anderes!) Scheinchristentum — sieht du ihn?

Der Freund schien ein wenig zu schaudern, und auch mir lief es kalt über den Rücken. „Das sind Träume," meinte er, „so wahr und wirklich, wie nur Träume sein können. Aber du willst nicht Träume sehen, du willst Menschen sehen, im Kampfe um des Lebens Not — schau' hin! Da kommen die Arbeiter aus der Fabrik. William Fern ist unter ihnen, der keine Wohltaten will, keine Almosen; der keine Hilfe für den einzelnen will, sondern für den ganzen Stand; bessere Wohnung, bessere Bezahlung, bessere Gesetze. Und Stephen Blackpool, der Unbeirrte, der sich am Streik seiner Genossen nicht beteiligen will und dafür verfemt und ausgeschlossen wird. — Das, geb' ich zu, ist unzeitgemäß," sagte der Freund leise und etwas schüchtern; „Arbeiter von vorgestern! Aber ist nicht Stephens Schicksal von neuer und gefährlicher Gegenwärtigkeit?"

Geblendet muß ich die Augen schließen, so helles Licht überströmt mich. Aus dem Palaste des reichen Dombey dringt es, aus dem Ankleidezimmer seiner schönen Gemahlin. Aber Diamantspangen und Perlenketten, seidene Röcke und glitzernde Armreifen liegen achtlos am Boden verstreut. Fortgeschleudert hat sie die Unselige, ehe sie den Gatten verließ, der sie mit all seinem Golde nicht fesseln konnte; an den sie verkauft wurde wegen dieses Goldes. „Was ist Geld?" fragt der kleine Paul nachdenklich.

Weiter, weiter. Da ist die niedere Gasse, das ärmliche Haus, wo Bob Cratchit wohnt, mit seiner unscheinbaren Frau im oftmals gewendeten Sonntagskleid und den vielen Kindern, der arme Buchhalter, dem der geizige Scrooge widerwillig sein ach so bescheidenes Gehalt bezahlt. Aber da wird Weihnachten gefeiert; da duftet alles nach dem „außerordentlichen" Pudding, dem größten Erfolg in Frau Cratchits Leben, und nach dem Gänsebraten, dem wunderbarsten Vogel, der je auf einen Tisch kam; „nicht einmal aufessen konnten sie ihn!"

Was ist Geld? fragen wir wieder. Vielleicht kann es uns die lange Gestalt im Frack sagen, die eben daherstolziert kommt, den Zylinder im Nacken.

„Obwohl der britische Staat keine Verwendung für einen Mann von meinen Geistesgaben hat; und obwohl meine Ausgaben wachsen, da die Königin meines Herzens, Frau Micawber, darauf besteht, von Jahr zu Jahr die Anzahl der Pfänder unserer Liebe durch einen unschuldigen Fremdling zu vermehren; so lasse ich doch die Hoffnung nicht sinken, daß Wilkins Micawber noch einmal nach seinen Fähigkeiten gewertet werden wird. Sehen Sie dort das Schuldgefängnis? Dort schmachtete ich, als der Gott des Tages für mich versunken war; dort wohnte mein wohlgeborener Freund, Kapitän Hopkins, der uns dazumal zu unserm bescheidenen Mahle Messer und Gabel borgte ..."

Digitized by Google

Der Freund rührte mich am Ärmel. „Laß ihn reden! Er ist gut im Zuge und hört so bald nicht auf. Aber wir müssen weiterwandern. Finstre Wege warten unser, schlimme Schlupfwinkel. Siehst du das düstre Haus dort? Das ist die Teufelsherberge, wo der alte Jude Faggin und seine christlichen Spießgesellen ihr lichtscheues Handwerk treiben; der Mörder Bill Sikes und Noah der Spion. Da sitzt der arme verschüchterte Oliver Twist mitten unter ihnen, verprügelt und scheu, seit er im Armenhause das Licht der Welt erblickte, und sucht vergebens, sich aus den Schlingen der Umgebung loszuwinden. Es ist ein Glück, daß Dickens es nicht gar so schlimm meint; selbst unter den Verbrechern streut er die Samenkörner seiner Menschenliebe aus; und Nancy, die Dirne, die Liebste des Mörders, erbarmt sich des armen Jungen. Und zum Schluß baumeln die Bösewichter am Galgen, und Oliver Twist bekommt eine honette Abstammung, bekommt Freunde und sogar — ein Vermögen. „Gott segne das gute Herz seines weichherzigen Schöpfers Charles Dickens; und den Optimismus und — das englische Spießbürgertum!“ warf ich ein.

„Stille!“ begütigte mich der Freund. „Denn jetzt kommen wir, da du Diebeshöhlen und Raritätenladen, Schule und Schuldgefängnis besucht hast und sie bevölkert fandest von dem quicklebendigen Durcheinander dieses Menschengewimmels — jetzt kommen wir zum Schönsten, zu seinen Weihnachtsbildern; wo das Lachen sich mit der Träne paart.“ Der Lichtschein, der uns begleitete, schien merklich stärker zu werden. „Siehst du dort das Kontor des hartgesottenen Geizhalses Mr. Scrooge? Seit meiner Kinderzeit ist mir's eingeprägt, als könnte ich's malen. Und hier ist auch der Türklopfer, der es sich auf einmal einfallen ließ, die Züge des alten Marley anzunehmen. Bob Cratchit haben wir schon besucht, jetzt aber schau' dir noch einen Augenblick den Weihnachtsball bei den alten Fezziwigs an: die Lehrlinge, Dienstmädchen, Geschäftsangestellten alle in der Verbrüderung des Weihnachtsabends ... Und dann komm mit dorthin, wo das Heimchen zu Hause ist, zu dem ehrlichen John Peerybingle, der immer ganz nahe dran ist, einen guten Witz zu machen, ‚aber wirklich ganz nahe dran'! Zu seiner entzückenden kleinen Dot, zu Caleb Plummer in seinem Mantel aus Sackleinwand und der blinden Berta, die er gelehrt hat, selbst in diesem Kleidungsstück einen schönen neuen Winterpaletot zu sehen. Laß den verkleideten Sohn aus Südamerika beiseite und gönne dem guten Dickens das kindliche Vergnügen, den alten Caleb durch eine wunderbare Schicksalsfügung zu beglücken; hat er nicht selbst etwas von Berthas Eigentümlichkeit? Alles Schlimme wird gut, alles Häßliche wird schön, wenn sein magischer Finger es berührt. Selbst der brummige Spielwarenhändler muß den Hochzeitskuchen opfern und darf als reuiger Sünder mit am Tische sitzen. Und da ist auch Tilly Tollpatsch ...“

Das Heimchen zirpte noch einmal und schwieg. Der Lichtschein glomm schwächer und schwächer und verlosch. Alles dunkel und still. Jetzt aber war an mir die Reihe, Einspruch zu erheben.

„Heimchen, Heimchen! Jetzt schon willst du mich verlassen? Willst du mir gar nichts mehr zeigen? Ach! und dabei hab' ich doch noch nicht den alten Pickwick gesehen, mit der weißen Weste; und Sam Weller; und Betsy Trotwood, die Dragonertante mit dem weichen Herzen, und Kapitän Cuttle mit dem Haken am rechten Arm; und Doro“ ...

Keine Antwort. Die Uhr schlug Eins. Von draußen fiel der Schein einer Laterne ins dunkle Zimmer. Im ungewissen Licht schien mir's, als hätte ich meinen Freund schadenfroh lächeln sehen. Aber ich kann mich auch getäuscht haben ... Dr. Bertha Badt

Digitized by Google

# Goethes Wetzlarer Zeit

Wetzlar als Wertherstadt ist mit der Geschichte der deutschen Literatur für immer verknüpft, aber auch auf dem Boden der deutschen Rechtsgeschichte steht sie mit dem alten deutschen Reichskammergericht als eines der leuchtenden Denkmäler, das uns mit dem verklungenen Wesen altdeutscher Art aufs innigste vertraut macht. Zwar stehen wir den rechtlichen Grundsätzen, nach welchen das alte Reichskammergericht aufgebaut war, heute innerlich fremd gegenüber, dennoch war es ein echtes Kind seiner Zeit und nur in dieser verständlich.

Goethe war gerade in Straßburg Lizentiat der Rechte geworden, hatte im August 1771 in seiner Vaterstadt Frankfurt die Advokatur begonnen und sollte nun nach dem Wunsche des Vaters zur Vollendung seiner juristischen Persönlichkeit den Reichsprozeß am Kammergericht in Wetzlar studieren. In Erfüllung dieser Aufgabe hielt der in der Vollkraft der Jugend stehende, erst 23jährige Dichter im Mai 1772 in Wetzlar seinen lautlosen Einzug, wo er sich zunächst einer ihm fremden Welt gegenüber sah. Als Straßburger Student war Goethe an der deutschen Art Herders gesundet, streifte er die Fesseln französischen Geschmackes ab, um die belebende Flut deutscher Dichtkunst über die fruchtbaren Gaue der Heimat zu senden. Der Götz lag vollendet hinter ihm, war allerdings noch nicht veröffentlicht, mit allen Gaben männlicher Schönheit bedacht, ein Feuergeist der fesselndsten Art, so trat er in die Arena der Frauenwelt. Die hölzerne Juristerei des Reichskammergerichts ward ihm schnell eine unerträgliche Last, und da seine äußerliche Beziehung zu diesem hohen Gerichtshof nicht viel weiter als über die Eintragung in die Matrikel der Rechtspraktikanten ging, so unterblieb naturgemäß erst recht jedes innere Verhältnis. Die Rousseausche Naturschwärmerei erfüllte damals die Welt, und auch Goethe ließ sich von diesen raunenden Wellen in den Ozean des verklärten Jenseits tragen. Wetzlar, sonst von altdeutscher, winkliger Stadtarchitektur, besaß in seiner malerischen Umgebung eine wahre Idylle; für einen Dichter wie Goethe ein köstliches Eldorado.

Übrigens verbanden Goethe mit Wetzlar verwandtschaftliche Beziehungen, denn Goethes Großmutter Anna Margareta Textor war 1711 zu Wetzlar geboren, und bei seinem Eintritt in die alte Lahnstadt fand der junge Goethe noch die jüngste Schwester seiner Großmutter vor, die Frau Hofrat Lange, mit der sich aber nur ein loser Verkehr entwickelte. Goethe traf aus seiner Leipziger Studentenzeit einige Bekannte, darunter den braunschweigischen Legationssekretär Wilhelm Jerusalem, zu dem der Dichter zwar kein enges Freundschaftsverhältnis fand, obgleich Jerusalem später das Urbild zum Werther abgab. Auch der damals noch junge Freiherr von Hardenberg, der spätere berühmte preußische Staatskanzler, zählte 1772 zu den Wetzlarer Freunden Goethes. Er hatte 1768 im Sommer mit Goethe Zeichenstunde bei Öser in Leipzig genommen, Goethe fand nach seiner Ankunft in Wetzlar schnell Anschluß an eine Schar von Legationssekretären, die sich regelmäßig im Gasthaus zum Kronprinzen gegenüber dem alten Dom versammelten. Etwas übermütig, mit einem phantastischen Anhauch, bildete diese Schar eine Rittergesellschaft, wo jeder einen Ritternamen mit einem Beiwort führte. Goethe hieß Götz der Redliche. Der Ritterschlag erfolgte unter einem Aufwand reichlicher Symbole. Der Orden hatte sich, wohl ohne ernstliche Absicht, die Aufgabe gestellt, der Verteidigung des Rechts und der Rettung der unterdrückten Unschuld zu dienen. Die Seele dieses mehr dem Scherz geweihten Ritterordens war Siegfried v. Goué, der 1742 als Sohn eines Majors zu Hildesheim geboren war, seiner Stellung als braunschweigischer Legationssekretär in Wetzlar 1772 verlustig ging, da er mehr dem Trunk und der Posse als ernster Arbeit huldigte.

Das Band wirklicher Freundschaft flocht Goethe jedoch nur mit Joh. Chr. Kestner und mit v. Kielmannsegg, beides tüchtige junge Juristen, die trotz dem dumpfen geistigen Nebel

Digitized by Google

des Reichskammergerichts dennoch schließlich den richtigen Lebenspfad wiederfanden. Die bedeutungsvollste Bekanntschaft, die der ganzen Wetzlarer Zeit den Stempel aufdrückte, machte Goethe jedoch am Nachmittag des 9. Juni 1772, als er Charlotte Buff zum erstenmal kennen lernte. An diesem Tage holte der jugendliche Dichter mit seiner Großtante die umschwärmte Charlotte aus dem Deutschordenshause zum Ball nach Volpertshausen, der in Werthers Leiden später den Rahmen zu einer so wundervollen Schilderung abgab. Charlotte Buff fehlten alle weiblichen Züge, die ihrem Charakter irgend etwas Flatterhaftes oder Kokettes verliehen hätten. Ein heiteres, von lautester Naturfreude getragenes Mädchen, wirkte es allein schon hierdurch bestrickend, wobei eine anmutsvolle Schönheit in glücklichster Weise unterstützend wirkte. In dem Deutschordenshause zu Wetzlar, dem Wohnsitz des pflichttreuen und von Eigenheiten nicht freien Amtmanns Buff, ging es geordnet und züchtig her; seine Gattin, eine bekannte Stadtschönheit, gebar ihm 16 Kinder in zwanzig Jahren. Diese Fruchtbarkeit, die wir heute nur noch bewundern, aber nicht mehr erreichen können, war lediglich der Ausdruck einer selbstverständlichen zeitgemäßen Sitte. Als dann die allverehrte Mutter unerwartet schon im vierzigsten Lebensjahre starb, übernahm Charlotte als Zweitälteste das dornenvolle Amt, den Haushalt des Vaters zu führen, dem die Schar unerzogener Kinder eine besondere Last bedeutete. Charlotte hatte schon als Fünfzehnjährige dem leidenschaftlichen Werber Kestner ihr Jawort gegeben, und als Goethe Lotte kennen lernte, lag bereits ein fünfjähriger Brautstand hinter ihr und die Hochzeit mit Kestner vor ihr. Auf der Rückfahrt von dem literargeschichtlich berühmten Balle im nassauischen Jägerhause zu Volpershausen saß Goethe der Charlotte Buff gegenüber und teilten sie den Wagen mit der Großtante des Dichters und einer unverheirateten Tochter der letzteren. Angesichts der liebreizenden Erscheinung Lottes verflog die den Dichter sonst vielfach quälende Melancholie in nichts, helle Sonnenfreude zog in sein Gemüt, und der schwarze Schleier, welcher so oft die Morgenröte der Jugend verdunkelte, fiel für immer zu Boden. Da zwischen Charlotte Buff und Kestner keine öffentliche Verlobung bestand, gewährte Goethe seiner Neigung ahnungslos volle Freiheit, die denn auch schnell mit Sturmsegeln auf ihr Ziel lossteuerte. Als Goethe dann auch seinen Einzug in das Deutschordenshaus hielt und hier Lotte als treusorgende Mutter in dem lichten Glanz ihrer jugendlichen Schönheit schaffen sah, wich der letzte dünne Reif, der nur zaghaft seine Neigung bedeckte. Auf einer solchen Höhe weiblicher Vollendung hatte sich weder Käthchen Schönkopf noch die anmutsvolle Pfarrerstochter von Sesenheim gezeigt; das Frauenhafte im Gewande der Jugend schien das magisch Reizbare für den Dichter. Goethe ward jetzt ein täglicher Gast im Deutschordenshause; seine Kinderliebe vereinte sich oft mit den tollen Streichen der sieben Buben vom Geschlechte Buff, und diese ungezwungene, natürliche Art machte den Dichter schnell zu dem erklärten, allseitig willkommenen Hausfreund. Und so entspann sich ein merkwürdiger Dreibund Lotte-Goethe-Kestner, die sich alle drei in inniger Freundschaft zugetan waren und die sich gegenseitig nur ungern entbehren mochten. Kestner als Bräutigam Lottens zeigte in seiner eifersuchtslosen Haltung die klassische Größe eines Mannes, der von dem Adel seiner Geliebten zu überzeugt war, um auch nur einen Augenblick den niedrigen Gedanken der Untreue fassen zu können. Nichtsdestoweniger hatte Goethes Neigung sich langsam aus einem glimmenden Funken zur Flamme entwickelt, die immer stärker alle Fasern seines innerlich schwerkämpfenden Ichs mit einem auflohenden Flammenmeer bedeckte, das ihn zu vernichten drohte. Das Wetzlarer Tagebuch Kestners läßt uns in dieses seltsame Freundschaftsverhältnis der drei tiefe Einblicke tun, und wir sehen, daß sich auch hier und da ein schlichter Zweifel regte. Oft wandelte dieses Dreigestirn auf Spaziergängen zu dem nahen idyllischen Garbenheim, wo man tiefgründige Gespräche über Philosophie und Poesie pflegte und wo beide Verliebte nach der Gunst einer keuschen Schwärmerin haschten. Dennoch verlor Charlotte in diesem Labyrinth verwirrter Liebe nicht einen Augenblick den sicheren Pfad der Tugend. Wenngleich Goethe die umstrickende Macht seines Genius im vollen Glanze erstrahlen ließ und Lotte sich

Digitized by Google

an der klassischen Größe dieses einzigen Geistes berauschte, freiwillig gab sie ihre Würde nicht preis. Höher und höher stieg die Liebesflut des Dichters, Lotte ahnte das kaum noch zu dämmende Übertreten des wild dahinjagenden Stromes, den sie noch zu bannen wußte. Oft saßen Goethe und Lotte daheim im Elternhaus oder sie wandelten auch allein auf stillen Wegen, während Kestner als Legationssekretär seines Amtes waltete. Im Freundeskreis ging bald ein schalkhaftes Raunen, und viele glaubten in Goethe den sieghaften Nebenbuhler von Kestner erblicken zu müssen.

Da nahte der kritische Tag, der die verzehrende, sich wild aufbäumende Liebe des Dichters in eine jähe Niederlage verwandelte. Goethe hatte sich im Überschwang seiner Gefühle hinreißen lassen, Lotte zu küssen, woraus die Quelle einer nicht mehr aufzuhaltenden Katastrophe entsprang. Lotte machte ihrem Bräutigam pflichtschuldigst Meldung von diesem Vorfall und wenn Kestner seinem berühmten Freunde nicht sofort hiernach die Freundschaft kündigte, so legte sie doch seit dieser Stunde das Gewand der Innigkeit ab. Wenige Tage nach diesem verhängnisvollen Kuß eröffnete Lotte ihrem gestürzten Verehrer, daß er nur auf die Huld echter Freundschaft rechnen könne, deren Maß und Ziel durch das Herzensbündnis mit Kestner klar bestimmt werde. Goethe hatte die Schlacht verloren, zögerte aber noch vor dem allein rettenden Rückzug. Es gibt Küsse, die den Himmel oder die Hölle bedeuten. Goethe traf das letztere Geschick. Waren bis dahin die Wetzlarer Tage in sonniger Fröhlichkeit verlaufen, so senkte sich jetzt auf das Gemüt des Dichters der Schleier tiefster Traurigkeit. Die Palme des Sieges war ihm entglitten und ein Irrtum der Seele verlieh ihm den Makel der Gesittung. Lotte hatte standhaft die Rechte ihres Bräutigams geschützt, der in diesem freiwilligen Geständnis seiner Braut nur ein erneutes Zeugnis ihrer wahren Liebe sah. Und das mit Recht. Lotte strafte die leidenschaftliche Kühnheit ihres berühmten Freundes nicht mit der an sich berechtigten Aufkündigung ihrer Freundschaft, aber dennoch empfanden alle, daß die Stunde der Trennung nicht mehr fern sein konnte.

Auch Goethe wurde sich klar, daß ihn dieser Kuß von Wetzlar trennen mußte. Eine gewisse Unentschlossenheit war die nächste Folge, und das Bild der Zukunft verzerrte sich zu durcheinanderlaufenden Linien. Es war ein Glück für Goethe und auch für die deutsche Literatur, daß just in dieser kritischen, hoffnungslosen Zeit der Freundschaft des Dichters der damalige Kriegszahlmeister und spätere Kriegsrat Johann Heinrich Merck in Wetzlar eintraf, um den Dichter für uns zu retten. Merck, ein geistreicher, satyrischer Kopf, wußte seinen jungen Freund zu bestimmen, Wetzlar im rechten Augenblick zu verlassen. Mit zerrissener Seele lebte Goethe dahin, den Titanenkampf einer verlorenen Liebe bis zum Letzten auskostend. Es gelang Merck nach vielen Mühen, den Dichter zur Teilnahme an einer Rheinreise zu bestimmen, die Merck mit Frau und Sohn von Koblenz aus unternehmen wollte. Kestner hatte in edlem Vergessen dem jugendlichen Dichter unentwegt die Freundschaft gehalten. Man traf sich nach wie vor fast täglich, und so stand Lotte dauernd im Genuß doppelter Verehrung zweier Verliebten, von denen einen der Bannstrahl eines grausamen Sterns getroffen hatte.

Im Sinne der mit Merck verabredeten Rheinreise mußte Goethe schließlich dem Scheidetag ins Auge sehen. Am 10. September 1772 war Goethe mit Lotte und Kestner in dessen Garten zum letztenmal zu Mittag versammelt, und dann traf man sich abends gemeinsam im „Teutschen Hause“. „Lottchen“ begann unbewußt ein seltsames Gespräch vom Weggehen und Wiederkommen, und man traf die merkwürdige Abrede, derjenige, der zuerst stürbe, sollte wenn möglich den Überlebenden Nachricht vom Zustande des Lebens nach dem Tode geben. Goethe, der seine für den nächsten Tag angesetzte Abreise verheimlichte, wurde bei diesen Worten von tiefster Niedergeschlagenheit ergriffen. Nur ein Abschiedsbrief kündete Lotte am nächsten Tage das vollzogene Ereignis. Da schrieb der seelisch tief verwundete Dichter: „Lotte, wie war mir's bey deinem Reden ums Herz, da ich wußte, es ist das letztemal, daß ich Sie sehe.“ Wohl hatte er seinem guten Freund Kestner vorher erklärt, er werde ohne vorherige An-

Digitized by Google

kündigung abreisen, dennoch fühlten alle seinen Fortgang als einen schweren Verlust. Goethe schickte Kestner am Morgen ein Billett und einige Bücher, währenddessen zog der Dichter schon an den reizenden Ufern der Lahn, todeswund von Amors Pfeilen, die tief in seinem Herzen ruhten. Als Lotte die letzten Billetts Goethes las, empfand auch sie die volle Schwere des erlittenen Verlustes, und Tränen weihte sie opfernd diesem Einzigen. Dennoch ehrte sie Goethens Entschluß, da sie ihm das nicht geben konnte, was er wünschte. Noch einmal lebte in einem leidenschaftlichen Briefwechsel zwischen Kestner und seinem „Engel“ die ganze Herrlichkeit dieser früchtelosen, ungestillten Liebe auf. Goethe war seelisch stark genug, in Frankfurt sogar die Trauringe für das glückliche Brautpaar zu besorgen. Als die Trauung zwischen Lotte und Kestner am 4. April 1773 vollzogen war, schrieb Goethe: „Ich wandere in Wüsten, da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen.“ Man sandte dem Dichter durch eine Freundin, Änncheu Brandt, Lottens Brautstrauß, den er auf einer Wanderung nach Darmstadt an den Hut steckte. Erst als Goethe 1774 in den „Leiden des jungen Werther“ gewissermaßen eine Generalbeichte abgelegt hatte, fühlte sich seine Seele wieder frei, und die Lust des Lebens nahm ihn wieder in Besitz. Goethe blieb auch mit dem Ehepaar Kestner, das nach Hannover übergesiedelt war, in freundschaftlichem Briefwechsel, der natürlich mit den Jahren seltener wurde. Als Goethe längst den deutschen Parnaß thronend beherrschte und die Würde eines Staatsministers trug, nahte sich zögernd Charlotte als Hofrätin 1803 dem berühmten Jugendfreund, um sich bittend für ihren Sohn Theodor zu verwenden. Und als Charlotte 1816 bei ihrer Schwester Amalie, der Geh. Kammerrätin Riedel, in Weimar zu Besuch weilte, ließ es sich Se. Exzellenz der Staatsminister v. Goethe nicht nehmen, die einstige Jugendfreundin freundlichst zu Tisch zu laden. Das Wetzlarer Idyll war allerdings längst zur Historie geworden, dennoch war es eine in schwerem Golde gefaßte köstliche Erinnerung. In dem bunten, blühenden Garten der deutschen Literatur wird Charlotte Buff für immer eine der herrlichsten Edelrosen bleiben, die unserer Bewunderung und Verehrung sicher ist.

Dr. P. Martell

# „Die Brüder Karamasoff“

Das letzte große Werk, das der umgetriebene, gequälte und geschwächte Dostojewski, dieser erhabene Ringer und Denker, in einigermaßen ruhigen Verhältnissen auszuarbeiten imstande war, die auch an Umfang gewaltigen „Brüder Karamasoff“, gehören zu denjenigen Büchern des russischen Dichters, in denen die Dämonie seiner psychologischen Hellsichtigkeit am unmittelbarsten und hinreißendsten offenbar wird. In gewissem Betracht bleibt es überhaupt sein eigenster Roman, weil er all diejenigen Fragen und Probleme, an denen Dostojewski Zeit seines Lebens gegrübelt, am reinsten und inständigsten umkreist und zu lösen unternimmt. Man wird guttun, sich durch den grausamen Beginn der Erzählung nicht voreilig abschrecken zu lassen — eine Forderung, welche gerade diesem Dichter gegenüber unerläßlich und bei fast allen seinen großen Schöpfungen entscheidend ist. Denn auch hier ist Herbe und Qual, menschliche Verworfenheit und verbrecherische Gelüste und Taten. Das eben ist ja Dostojewskis unermüdliches Verlangen: auch in dem Niedersten, dem Lasterhaftesten den ewigen, unauslöschlichen Gottesfunken zu erspähen; das Leiden, das Leben zu begreifen auch in seinem zerschlissensten, befleckteften Gewande, — als einen Teil des allmächtigen, untrennbaren Zusammenhanges, in den wir alle eingefügt sind und dem wir uns dienend und helfend einzuordnen haben. Man wird Dostojewski niemals begreifen, wenn man diese wahrhaft mystische Inbrunst nicht dankbar zu würdigen weiß. Das Russische freilich, das Unbegrenzte, Hinauslangende — man sieht eine riesenhafte Steppe im Abendbrande —

Digitized by Google

ist für den Durchschnittsleser, den eiligen, unaufmerksamen, ein Widerstand, den er nur widerwillig und dürftig bestehen wird. Er wird sich ratlos, verloren fühlen unter dieser Fülle der Personen und Geschehnisse, in dieser immer bewegten Umgebung, die ihn wie ein Fiebertraum umkreist, und in die nur manchmal ein klarer, unbeweglicher Lichtstrom hereinglänzt.

Es ist hier nicht der Ort, das gewaltige Werk umfänglich zu erläutern. (Eine neue, ausgezeichnete Ausgabe des Romans erschien soeben, von Karl Nötzel anerkennenswert und fleißig übertragen, im Inselverlag zu Leipzig. Drei Bände in Halbleinen 24 ℳ.) Gewiß — man kann die Mängel der Komposition, manches Hastige in der Darstellung nicht geflissentlich übersehen; aber all das bleibt das Nebensächliche, das man gern in Kauf nimmt angesichts des Inhalts, der ethischen Idee, der unerreichten Kraft und Plastik der Gestaltung. Nur ein paar Hinweise mögen genügen.

Iwan Karamasoff, der geistig allzu Klarblickende, der zwischen Glauben und Zweifel rastlos Umherirrende, und sein milder, vertrauender, hoffender Bruder, der Mönch Alescha — sie bilden im Grunde das ewige menschliche Widerspiel, den Kampf der Geister Himmels und der Hölle, die erschauernde Einsamkeit der Seelen. Iwan wirkt nur mit dem wünschenden Verstande, im Grunde ohne Entschluß und Willensfülle — und es ist herbste Ironie, aber der Vollzug eines ausgleichenden Gerichtes, daß sein vertierter Halbbruder, der Epileptiker Smerdjakoff gerade das zu grausiger Erfüllung bringt, was der unfruchtbare Grübler nur gedacht und heimlich ersehnt hat. Einzigartig in der Weltliteratur bleibt wohl Iwans seltsame Dichtung „Der Großinquisitor", eine Verherrlichung des Satans, ein Dialog, in welchem doch der eine Partner, Christus, nur — durch Schweigen antwortet. Und daneben der dritte Bruder Mitja, immer voll Verdacht und unzähmbar aufbrennender Leidenschaft und Wut, der — und das ist ja des Buches tiefste Erlösung — ein nicht vollbrachtes Verbrechen sühnen will seiner vergangenen Untaten wegen und der zugleich seine Geliebte, die wundervoll gezeichnete Gruschenka, in dem Augenblick der Überwindung seiner selbst zu sich heranzieht und gleichfalls der Befreiung näherführt: denn nur durch reine, allesumfassende Liebe (das ist Dostojewskis Glaube und immer erneute inbrünstige Lehre) kann die Menschheit entsühnt und geläutert werden. Der Mörder, der Verbrecher aber ist derjenige, der sich aus dem großen Zusammenhange freventlich und trotzig zu lösen trachtet, der dem Eigenwillen frönt, der Überhebung. Die Lebensgeschichte des greisen Mönches Sosima, eines Heiligen, sucht darzulegen, was zu begehren und zu erhoffen ist: Nicht Absonderung, sondern Gemeinsamkeit tut not, Stille, Seelenfriede, gegenseitige Hilfe, treue, uneigennützige Unterstützung und Verantwortung. Die Menschen leben in selbstvergessener Vereinigung. „Glaubt doch nicht an eine solche Vereinigung der Menschen! Indem sie unter Freiheit die Vermehrung und rasche Befriedigung ihrer Bedürfnisse verstehen, verstümmeln sie ja ihre eigene Natur, denn sie lassen ja in sich viele sinnlose und dumme Wünsche entstehen, törichte Gewohnheiten und albernste Einfälle... Wer aber ist mehr imstande, einen großen Gedanken zu erleben und ihm dienen zu gehen — der vereinsamte Reiche oder jener, der sich befreit hat von der Knechtschaft der Dinge und der Gewohnheiten?" Ist es nicht dasselbe, was Meister Eckehart, der deutsche Mystiker, immer wieder bekennt: „Bist du gerecht, so sind auch deine Werke gerecht... Die Werke heiligen uns nicht, sondern wir müssen die Werke heiligen"? Das ist Dostojewskis innige Überzeugung: das Christentum muß wieder wahrhaft lebendig und in seligster Reinheit auferstehen. So nur ist die fraglose, unverwelkliche Liebe — auch zu den Verbrechern und Abwegigen — erfüllbar und möglich, jene Liebe, die emporziehen und erlösen kann. „Wenn du aber jedes Ding lieben wirst, dann wirst du auch das Geheimnis Gottes in den Dingen erfassen! Und du wirst dann endlich schon die ganze Welt liebgewinnen in ihrer Einheit und mit einer Liebe, die das Weltall umfaßt!" Darum empfindet Dostojewski auch den Sozialismus, den Kampf um die Befreiung der vierten Klasse zunächst als eine Frage des Atheismus, indem — ähnlich wie beim Turmbau

Digitized by Google

zu Babel — man nicht bestrebt ist, von der Erde aus den Himmel zu errreichen, sondern den Himmel zur Erde herabzuziehen.

Diese wahre, heilige Liebe zeigt sich bei Dostojewski auch in dem Verständnis der Kindesseele. Die eingefügte Kindergeschichte dieses Romans — ein erschütterndes Gegenstück zu der hinstürmenden Handlung, welche unter den Erwachsenen vor sich geht — gehört zum Ergreifendsten, Erhabensten und Reinsten, was jemals in dieser Hinsicht geschaffen wurde. Hier leuchtet am klarsten und vollkommensten des Dichters unaussprechliche Sehnsucht, um deretwillen er uns gerade heute wieder so nahe und verehrungswürdig ist — jene Sehnsucht, die er durch Leid und Entbehrung, durch Krankheit und Verdächtigung immerdar bewährt und genährt hat: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

Ernst Ludwig Schellenberg

# Griechische Tongefäße

Die Sitte, Gräber mit Vasen zu schmücken, war im Altertum allgemein verbreitet, und in den in Felsen gehauenen Grabkammern fand man sie gewöhnlich an den Wänden oder am Boden um den Leichnam aufgestellt.

Die meisten der schönen Gefäße, die jetzt über ganz Europa verbreitet und in fast allen Museen zu finden sind, hat man aus Gräbern hervorgeholt. Am ergiebigsten waren die Nachgrabungen in Italien, dann an den Küsten des Bosporus, denen von Spanien und auf Malta. Man fand die Vasen in allen Formen und Größen und oft von bewundernswerter Eleganz. Manche tragen den Namen des Verfertigers, hin und wieder auch den des Malers, zuweilen sind Verse und Trinksprüche beigefügt. Unzählige Male findet man die Worte „Das Mädchen ist schön“ oder „Der Knabe ist schön“; nach damaliger Sitte die Huldigungen von Liebhabern und Verehrern. Die Vasen geben uns nicht allein Nachrichten über Industrie und Handel des alten Griechenlands, weit wichtiger ist ihre Bedeutung für die Geschichte der Kunst. Sie zeigen uns die griechische Malerei von ihrem Anfange bis zu ihrem Verfall, wenn auch als Reflexe einer viel höheren Kunst; doch im Altertum war die Scheidung von Handwerk und Kunst keine so strenge. Die ganze Technik der Vasen ist vorzüglich. Der Ton, aus dem sie gebildet, ist oft außerordentlich dünn, sorgfältig poliert, und seine natürliche Farbe wird noch durch Firniß erhöht. Wenn die Gefäße gebrannt waren, bemalte man sie mit glänzend schwarzer Farbe, die, je nachdem man die Farbe der Figuren haben wollte, zur Ausführung derselben oder zum Grundton benutzt wurde. Bei dem ältesten Verfahren ließ man dem Gefäß seine natürliche Farbe; die Umrisse wurden in den roten Grund eingeritzt und die Flöche innerhalb derselben mit Schwarz ausgefüllt. Später ritzte man einzelne Teile, die hervorgehoben werden sollten, wie Glieder, Gewandfalten und Ornamente, abermals in die schwarze Figur hinein, so daß die rote Grundfarbe des Tons wieder zum Vorschein kam. Bei einem anderen Verfahren wurden die Umrisse auf dem ungefirnißten Ton nur angedeutet und mit Schwarz umzogen; die Ausführung geschah durch feine Linien. Um Nebendinge hervorzuheben, verwandte man auch andere Farben, z. B. Rot, Violett und Weiß, später auch Gelb, Braunrot und Grün. Diese Deckfarben wurden erst nachdem das bereits bemalte Gefäß wieder gebrannt war, aufgetragen. Bei den ältesten Gefäßen, von denen man annimmt, daß die Phönizier die Vorbilder aus dem Orient gebracht haben, sind die Malereien mit bräunlicher oder schwarzer Farbe auf blaßgelbem Grund aufgetragen. Die zahlreichste Klasse der Vasen ist mit roten Figuren auf schwarzem Grunde verziert, deren Fabrikation schon zur Zeit der Perserkriege im Gebrauch gewesen ist. Bei den Ausgrabungen im Parthenon (um 1836) wurden noch tief unter dem Fundament des nach dem Perserkriege erbauten Tempels Vasenschalen dieser

Digitized by Google

jüngeren Gattung gefunden. Man nimmt an, daß die neuere Technik mit roten Figuren auf schwarzem Grunde in Athen erfunden ist. Die ältere Technik verschwand in der Zeit des Peloponnesischen Krieges, während sich die neuere Zeit bis 300 v. Chr. verfolgen läßt.

Alle Darstellungen auf den Vasen beziehen sich entweder auf die Kultur, die Mythologie und die Sage oder auf das gewöhnliche Leben. Auf letzteren sind gymnastische und musikalische Übungen vorherrschend, aber auch Jagden, Zechgelage, hochzeitliche Züge, Ackerbau und Schiffahrt wurden dargestellt.

Auf einer zweiten Klasse der Vasen sieht man bereits die Heroensage, besonders die des Herakles und des Trojanischen Krieges mit Vorliebe behandelt. Aber diese Darstellung ist unbeholfen und hart, obgleich charakteristisch und mit peinlichster Sorgfalt ausgeführt. Die Inschriften zeigen das attische Alphabet, das bis zum Anfange des Peloponnesischen Krieges üblich war.

In der neueren Gattung macht sich schon eine freiere Entwicklung geltend. Die vorgeschrittene Kunst braucht nicht mehr die weiße Farbe, um die Frauen zu bezeichnen, denn sie strebt nach Individualisierung. Die Darstellung weist nur wenig Figuren auf, die aber um so wirksamer hervortreten. Der Stil ist streng und hart, doch zeigt er auch oft eine feierliche Würde und nicht mehr Roheit.

Aus dem strengen Stil entwickelte sich der sogenannte schöne Stil, in dem das Graziöse statt des Würdevollen hervortritt und worin alle technischen Mittel am ausgebildetsten erscheinen. Mit Vorliebe sind jugendliche Gestalten dargestellt, die leicht und anmutig, und nur spärlich mit Gewändern bedeckt sind. Der Faltenwurf, die Haltung, das Haar, alles ist natürlich und von schönster Wirkung. Die Behandlung zeigt nichts von der früheren, fast ängstlichen Ausführung, eher könnte man sie ein wenig flüchtig nennen. Aber schon erkennt man hin und wieder Spuren des nahen Verfalls. Die Heroen und Götter, besonders deren Liebesabenteuer, werden häufig dargestellt. Götter und Menschen werden in Anmut und Liebreiz vereint, denn Eros herrscht, obgleich man auch Apollo und Bacchus oft den ersten Platz einräumt. Die Szenen aus dem Leben zeigen auch nicht die strengen Sitten wie früher, denn Luxus und Ungebundenheit herrschen vor. Man findet häufig Bilder von Festen, bei denen jetzt auch Frauen erscheinen, die man bei der Toilette oder bei Spielen mit ihren Lieblingstieren, oder auch wohl in frivoler Umgebung sieht.

Die Periode des reichen Stils wird nur durch Vasen, die man in Apulien und Lucanien gefunden hat, repräsentiert. Sie zeigen den Verfall der Kunst, denn aus der Darstellung spricht mehr handwerksmäßige Fertigkeit als Adel und Grazie. Die prachtvollen Vasen sind selten mehr von wirklicher Schönheit der Form. Die Inschriften zeigen eine Orthographie, die in Attika nicht gebräuchlich, aber in Unteritalien heimisch war, und alles beweist, daß sie auch dort hergestellt worden sind.

Otto Müller

# Musikverständnis als Gemeingut

Der Aufsatz von Karl Eitz im Oktoberheft „Musikverständnis muß Gemeingut des Volkes werden“ verlangt einige Anmerkungen. Der Vergleich mit Adam Riese hinkt. Wenn vor seinen Tagen wenig Leute rechnen konnten, so konnten damals auch wenig Leute schreiben und lesen. Und lesen haben seitdem Hunderttausende gelernt, weil sich die Allgemeinbildung hob, weil die Buchdruckerkunst erfunden wurde, nicht aber, weil andere Buchstaben eingeführt wurden!

Rechnen fällt trotz Adam Riese auch heutzutage noch vielen unter den Gebildeten schwer, weil ihnen die besondere geistige Anlage dafür fehlt. Diese ist für Rechnen genau so nötig wie für Musik.

Digitized by Google

Unsere musikalische Bildung kann und muß erweitert und vertieft werden; aber es ist mit keiner Methode möglich, unmusikalische Menschen musikalisch zu machen.

Bei der musikalischen Erziehung spielen die Tonwertzeichen eine durchaus untergeordnete Rolle. Es bedeutet eine maßlose Überschätzung dieser Nebensächlichkeit, wenn man von ihr das Heil der Zukunft erwartet.

Mit aller Entschiedenheit muß bestritten werden, daß sich die Gegner von Eitz aus Unverständigen und Böswilligen zusammensetzen. Wenn Männer wie Kretzschmar und Riemann, überhaupt fast sämtliche Musikgelehrte, und die weitaus überwiegende Mehrheit aller Praktiker im Gesang- und Musikunterricht Eitz ablehnen, obwohl für die Methode teilweise mit den stärksten Mitteln Reklame gemacht worden ist, so sollte das doch zu denken geben.

Der „Türmer" ist nicht das Blatt dazu, grundsätzlich Erörterungen über Fachstreitigkeiten zu bringen. Es kann deshalb nur davor gewarnt werden, daß sich diejenigen Laien, die sich für musikalische Volksbildung einsetzen, vor den Karren einer Methodenpropaganda spannen lassen.

Musikverständnis haben Millionen mit den alten Namen c, cis usw. gewonnen; singen gelernt haben dies viele Hunderttausende von Kindern in den deutschen Schul- und Kirchenchören nach der alten Art, und reklamehaft angepriesene Ergebnisse nach der neuen Methode erweisen sich durchaus nicht als besser.

Sorgen wir für gründliche musikalische Durchbildung der Gesanglehrer an den Volksschulen, verhindern wir, daß völlig unmusikalische Menschen zum Gesangunterricht zugelassen werden, bauen wir den Gesangunterricht nicht auf das mechanische Erlernen von Tonnamen, sondern auf das gefühlsmäßige Erfassen der Tonfortschreitungen auf, nützen wir alles das, was seit Nägeli auf dem Gebiete des Schulgesangs von erfahrenen Pädagogen erarbeitet und erprobt worden ist, machen wir die Gesangstunden zu Stunden der Erziehung des Empfindungslebens und des freudigen Lernens der Beherrschung der Atmung und Tongebung, dann werden wir, unter Verzicht auf alle Tonwortmethoden, wirkliche Ergebnisse für die musikalische Volksbildung erhalten!

Georg Göhler

* * *

Der im letzten Oktoberheft unter dieser Benennung erschienene Aufsatz von Karl Eitz läßt mich innerlich nicht zur Ruhe kommen.

Ich habe mich während der ganzen Zeit eingehend mit der von Eitz vorgeschlagenen Tonwortmethode beschäftigt; habe alle nur denkbaren Möglichkeiten in Betracht gezogen, und bin, nachdem ich das „Für und Wider" nochmals reichlich erwogen, zu nachstehendem Urteil gelangt.

Daß unser Volk — wir wollen nur mal das eigene Volk als Beispiel nehmen — im Verhältnis zu seiner an sich nicht geringen Veranlagung für Empfinden mit seinem Musikschriftverständnis, oder besser gesagt, mit seinem musikalischen Verständigungsmittel, dem Noten-Abc, noch sehr im Rückstande ist, läßt sich nicht bestreiten. Es ist deshalb schon seit Jahrhunderten das Bestreben tüchtiger Männer gewesen, auf diesem Gebiete eine Erleichterung oder Vereinfachung zu schaffen; leider jedoch scheiterten alle Ergebnisse gleich ihren Vorfahren, an ihrer Unzulänglichkeit, mindestens aber daran, daß diese das bisherige Alte an Einfachheit nicht übertrafen; aus diesem Grunde also zwecklos waren.

Dieses letztere ist nun auch bei der von Karl Eitz erfundenen Tonwortmethode der Fall!

Um uns von dieser Tatsache zu überzeugen, ist es nötig, daß wir zunächst mal einen Einblick in unsere Schulen tun.



Digitized by Google

Daß z. B. die Gesangs- und Notenübungen in unseren Volksschulen nicht besonders beliebt sind, und auch keineswegs gerade geistanregend wirken — beim Tonleitersingen werden bekanntlich die einzelnen Noten und Intervalle neben dem gebräuchlichen Abc einfach mit la-la, oder ähnlichen Lauten bezeichnet — weiß jeder aus eigener Erfahrung!

Wirkten aber nun die an sich recht sonderbar klingenden, und sehr schwer zu begreifenden Bezeichnungen wie: Bi, To, Gu, Se usw. nicht ebenso eigenartig? Es kann ein Schüler diese Silben sprechen, und, nachdem er den Klang derselben gehört hat, auch singen; dasselbe kann er bei unserem Noten-Abc aber doch ebensogut?

Die Behauptung, der Gebrauch des Tonwortes schaffe mit der Zeit „Tonbewußtsein", der Schüler wüßte also beim Lesen eines solchen Wortes sofort aus seinem Eigensten heraus — ohne vorherige Klangangabe — wie der Ton (also das Tonwort!) klingt, beruht nach meinem Ermessen zum Teil auf ungenügender Sachkenntnis, zum Teil auf Selbstüberhebung!

Denn diese in obiger Behauptung erstrebten Fähigkeiten zu erreichen, wird wohl in unsern Volksschulen nicht möglich sein. Dazu gehört nämlich neben einer feinen musikalischen Begabung der Schüler ein gewissenhafter theoretischer Fachunterricht! Dieser aber kann in unseren Schulen, besonders in unseren Volksschulen, nicht gegeben werden.

Weil nun beides: eine musikalische Begabung (als Grundlage!) und ein theoretischer Fachunterricht (zur Ausbildung!) allem musikalischen Können vorausgesetzt werden muß; beides auf jeden Fall auch unbedingt voneinander abhängig ist, so werden sich wohl unsere Volksschüler irgendwelche nennenswerten Erfolge in musikalischer Hinsicht vorläufig versagen müssen. — Wesentlich leichter haben es nun die Schüler unserer höheren Schulen! Daß in vielen höheren Schulen Bayerns, Saalfeld und Jena gute Erfolge im Gesangsunterricht erzielt worden sind, ist nun keineswegs allein dem günstigen Einfluß der dortselbst bereits eingeführten Tonwortmethode zu verdanken, sondern vielmehr den musikbegabten, und, was das Ausschlaggebende ist: den „privatunterrichtnehmenden" Schülern. Derartige gute Erfolge im Schulgesang können wir übrigens in allen höheren Schulanstalten feststellen. Da nun die Volksschüler von Hause aus im allgemeinen nicht an musikalischen Nebenunterricht denken können, so können sich selbstverständlich auch die Erfolge ihrer Gesangsübungen nicht mit denen der höheren Schüler messen. Dasselbe ist wohl in allen übrigen Fächern auch der Fall! — Die Hauptsache beim Singen ist nämlich nicht das trockene Tonwort, oder die Benennung des Tones allein, sondern ein musikalisches Auffassungsvermögen, die Empfindung vom Klang des Tones, die Unterscheidung der einzelnen Intervalle usw. Dieses ist aber ohne genügende Spezialausbildung und ohne Zuhilfenahme eines Instrumentes — als Verdolmetscher — nicht denkbar. Man braucht ja nur an die Tatsache zu denken, daß von sämtlichen Berufs-Sängern und -Musikern nicht ein Drittel fähig sind, einen beliebigen Ton — ohne vorherige Klangangabe — genau zu bestimmen. Wenn man nun hier eine mehrjährige künstlerische Ausbildung und langjährige Erfahrungen voraussetzt, so leuchtet einem wohl das Undenkbare, in unsern Schulen derartige Fertigkeiten zu erreichen, ohne weiteres ein. Wie schon gesagt, kommt es beim Tonleitersingen nicht hauptsächlich darauf an, wie der Schüler die einzelnen Töne benennt, sondern weit wichtiger ist es, daß er überhaupt singen kann, daß er die einzelnen Töne dem Klange nach (nicht nur dem Worte nach!) voneinander unterscheiden kann, daß er weiß, ob die Melodie steigt oder fällt; mit einem Wort: daß er eben musikalisches Talent besitzt!

Ohne diesem ist einmal nichts zu wollen! Es ist mit der Musik das gleiche wie mit dem Zeichnen, Malen, Dichten und Turnen. Wer keine angeborne Begabung besitzt, wird ewig ein Stümper bleiben.

An dieser Tatsache ändert auch eine Tonwortmethode nichts. — Musikstudium ist eben ein Spezialfach; zum mindesten Liebhaberei, auf keinen Fall aber Sache und Geschmack für jedermann. Darüber müssen wir uns alle klar sein. —

Digitized by Google

Nun wirft Karl Eitz die sonderbare Frage auf: Wie kommt es, daß gerade C-Dur das Glück hat, die grundlegende Tonleiter zu sein? Nun ja! Wie kommt es!?

Das hat wohl seinen Grund darin, daß die Musiktheorie ebenso wie alle anderen Fächer, wie jeder andere Beruf, auch ihre Grundlagen haben muß. Als Grundlage in der Musik gilt nun eben die C-Dur Tonleiter! Daß man die Tonnamen einfach aus unserem „Abc" herausgreift, liegt ja sehr nahe, und es ist auch sehr leicht begreiflich. Ebenso leicht verständlich ist es, daß man diese Tonart als grundlegende wählte. Der Begriff, bei allem zu Lernenden zunächst das Leichte zu erfassen (hier also die Grundtonart), um von da aus zum nächst Schwereren zu gelangen, ist an sich ja ein natürlicher Vorgang; würde sich aber bei der Tonwortmethode erübrigen insofern, daß diese keine Tonart der anderen vorzieht, also gar nicht erst auf eine grundlegende Tonleiter angewiesen ist; mithin also aus dem Nichts sogleich zum Schwierigen gelangt, die theoretischen Anfangsgründe überbrückt!

An sich ein großzügiger und idealer, wenn auch unausführbarer Gedanke!

Denn ebenso wie in den Schulen zuerst das kleine Einmaleins und zuerst das kleine Abc gelehrt wird, muß es selbstverständlich auch in der Musik zuerst leichte und dann schwere Tonarten zu lehren geben. Unlogisch hieße es, wenn dies nicht der Fall wäre.

Die Gleichstellung aller Tonarten durch die Tonwortmethode bedeutete ja, die gesamten theoretischen Grundsätze und Formeln über den Haufen werfen; das ganze musikalische Gebäude aus den Fugen heben! —

Die C-Dur-Tonleiter bildet das feste und starke Fundament unserer gesamten Tonkunst!

Es lassen sich deshalb die gewaltigen Errungenschaften auf diesem Gebiet von einer Tonwortmethode nicht erschüttern.

Denn wenn diese in unseren Schulen tatsächlich zur Einführung gelangte, so übte diese aber auf unsere Konservatorien und sonstigen Fachinstitute nicht den geringsten Einfluß aus. Das bedeutete nun für die Tonwortmethode nicht nur ein nicht zu unterschätzendes Hindernis, sondern wirkte in jeder Hinsicht — der Allgemeinheit gegenüber — nachteilig!

Nehmen wir als Beispiel eine beliebige Schulanstalt, in welcher nach der Tonwortmethode unterrichtet wird. Es befinden sich unter den Schülern einige musikbegabte, welche ihre musikalischen Fähigkeiten erweitern, und zu diesem Zweck bei irgendeinem Musiklehrer Privatunterricht nehmen wollen. Dieser kennt nun die Tonwortmethode nicht und wird sich selbstverständlich wie alle andern Fachleute auch gar nicht mit dieser zwecklosen Sache beschäftigen. Den Schülern bliebe ja für immer eine weitere und ergänzende Ausbildung versagt, vorausgesetzt, daß diese auf ihrer Tonwortmethode beharren, wie anderseits der Fachmann auf seiner bewährten Schule. Würde nun bei beiden Parteien wirklich eine Einigung erzielt — und die nachgebende sind in diesem Falle die Schüler — so würden diese doch immer wieder von neuem von der Sinnwidrigkeit und Zwecklosigkeit der Tonwortmethode überzeugt und sich ihr mit der Zeit ganz entfremden.

Daß übrigens ein Unterricht nach zwei sich gegenseitig bekämpfenden Methoden geradezu gefährlich wirken kann, wissen wir alle aus eigener Erfahrung!

Weil nun einerseits feststeht, daß die gesamte musikalische Fachwelt sich von einer Tonwortmethode nicht im geringsten beeinflussen läßt, so wäre auf der anderen Seite eine nicht zu unterschätzende Gefahr darin zu erblicken, daß in unseren Schulen eine Methode gelehrt wird, welche aus dem Grunde völlig zwecklos und sinnwidrig ist, weil diese für das spätere Leben der Schüler, für die Öffentlichkeit überhaupt nicht in Frage kommt, also überflüssig ist. —

Von Vorteil wäre es vielleicht, wenn an Stelle anderen, an sich überreichen Unterrichtsstoffes die wöchentliche Gesangsstundenzahl auf drei oder vier erhöht würde. Möglicherweise könnte dadurch eine Verbesserung und größere Verbreitung unseres Volksgesanges erreicht werden.

Digitized by Google

Man wird vielleicht einwenden, daß z. B. die Erfolge unserer Gesangvereine auch nur von ein oder zwei wöchentlichen Übungsstunden abhängig sind. Das ist jedoch ein Irrtum!

Vielmehr verdanken diese Vereine ihre mitunter glänzenden Erfolge einzig und allein der musikalischen Begabung und dem persönlichen Interesse ihrer Mitglieder. Man darf nämlich nicht vergessen, daß diese sich ja alle „freiwillig" — in vielen Fällen nur unter gewisser musikalischer Vorbildung — zur Pflege des Volksgesanges vereinigt haben, während in den Schulen nur der Stundenplan maßgebend ist.

Wirkliche musikalische Begabung oder Unfähigkeit kommt ja im Schulgesang nicht in Betracht?

Auch durch regere Beteiligung an Gesangsvereinigungen, Wandervogelgruppen und ähnlichem würde das Verständnis für Musik und die Liebe zu dieser edlen Kunst erhöht!

In vielen Turnvereinigungen wird schon heute neben dem Turnsport der Gesang von Marsch-, Lager- und Volksliedern gepflegt! —

Wenn nun Karl Eitz behauptet, daß jedermann durch den Gebrauch des Tonwortes, beim Lehren und Lernen, den Eindruck gewinnt, diese Methode habe tatsächlich alle dem Abc anhaftenden Mängel überwunden, so muß diese Behauptung entschieden in Abrede gestellt werden. Genau das Gegenteil ist der Fall!

Die Tonwortmethode in unseren Schulen einführen, bedeutete nach obigen Beispielen und nach meiner festen Überzeugung nichts geringeres, als unser Notensystem, die ganze musikalische Einheit zur Spaltung zu bringen! Und sind erst in unserer Tonkunst verschiedene, sich bekämpfende Parteien oder Richtungen entstanden, dann können wir getrost auch unsern Schulgesangunterricht zu Grabe tragen. — Grundbedingung zur weiteren Verbreitung unseres Volksgesanges, sowie des Musikverständnisses überhaupt ist, daß vorerst alle in den letzten zwei Jahrzehnten, ganz besonders aber während des Krieges bis heute sich angesammelte „musikalische Schundliteratur" mit Stumpf und Stiel ausgerottet wird!

Ehe nicht in dieser Hinsicht ein großes Reinemachen von Grund auf geschehen ist, ist mit einer Veredelung unseres Volkes in musikalischer Beziehung überhaupt nicht zu rechnen. —

Paul Friedrich Schäfer

Digitized by Google

# Türmers Tagebuch

## Monarchie und Monarchisten · Der parlamentarische Parteistaat · Gegen den „inneren Feind“ · Sozialdemokratie im demokratischen Spiegel · Prahlerische Bettler! · „Auf den Boden der Tatsachen stellen“?

Es ist zu begrüßen, daß endlich doch eine namhafte Persönlichkeit aus dem monarchistischen Lager hervortritt und sich mit klaren Worten und sachlichen Gründen über die Frage einer Wiederaufrichtung der Monarchie in Deutschland an sich, ihre Möglichkeiten und die Umstände, unter denen sie erfolgen könnte, äußert. Es hätte längst geschehen sollen, nachdem wir von den Umstürzlern und Verrätern der Monarchie nur wüste Haßgesänge und blöde Verunglimpfungen einer jahrhundertealten ruhmreichen Geschichte, von den Anhängern aber nicht viel mehr als kritiklose Verhimmelungen und sentimentale Deklamationen, die sich zumeist in Allgemeinheiten erschöpften, hören mußten.

Es ist kein anderer als der vielberufene Graf Ernst zu Reventlow, der sich dieser Aufgabe unterzieht in den „Grenzboten“. „Das verflossene monarchistische System in Deutschland,“ stellt auch er, wie das im Türmer stets geschehen ist, zunächst fest, „war nicht, wie die Antimonarchisten behaupten, verrottet, sondern es war fest und in der Hauptsache gut. Das System hat nicht versagt, es ist ungeheuerlichen Beanspruchungen gerecht geworden und hätte als System noch viel mehr tragen können. Versagt hat nicht das System, sondern die Personen haben versagt, vor allem die Monarchen und ihre unmittelbaren, ersten Diener und Berater. Es hätte keinen Sinn, das als Vorwurf, zum Zwecke des Vorwurfes oder im Tone des Vorwurfes zu sagen. Es handelt sich aber um eine politische und geschichtliche Tatsache von maßgebender Bedeutung. Man kann die Aussichten des monarchischen Gedankens in Deutschland nur dann einigermaßen richtig einschätzen, wenn diese Tatsachen des persönlichen Versagens der Fürsten und ihrer Berater in die Zukunftberechnung eingestellt werden.

Man mag wie auch immer über die persönlichen Beweggründe urteilen: es war politisch von verhängnisvoller Tragweite, daß der Kaiser und König von Preußen und der Kronprinz das Land verließen, und die Art, wie sie es verließen. Kaum etwas hat dem monarchischen Gedanken im Volke so geschadet — für die damalige Gegenwart und noch eine nicht absehbare Zukunft —, wie das Verschwinden des Kaisers und des Kronprinzen ins Ausland.

Digitized by Google

Das Verschwinden der anderen deutschen Fürsten ohne Widerstand in irgendeiner Form war vielleicht teils eine Folge des Verhaltens des Kaisers, machte aber auch den Eindruck trübseliger, persönlicher Schwäche. Es ist möglich, daß Kaiser Wilhelm und der Kronprinz, wenn sie im Bewußtsein ihrer Pflicht um ihr Recht auf deutschem Boden gekämpft hätten, nachher durch die Feinde auf irgendeine Art und Weise direkt oder indirekt beseitigt worden wären. Es ist auch möglich, daß die Träger der Revolution es getan hätten. Wie anders würde es dann aber um den monarchischen Gedanken und dessen Zukunft gestanden haben. Wie anders würde wahrscheinlich die Revolution verlaufen sein. Denn dann wären die auf die Monarchen eingeschworenen Offiziere, Soldaten und Beamten nicht mit einem Male direktionslos, verwirrt — und hilflos geworden, sondern hätten gewußt, was ihre Pflicht von ihnen verlangte. Kurz der Kaiser hat durch sein Verschwinden ins Ausland dem monarchischen Gedanken den schlimmsten Dienst erwiesen, den er erweisen konnte. Den Tatbeweis hierfür bietet wiederum die Taktik der Antimonarchisten, welche mit der Behauptung von der Fahnenflucht des Kaisers und des Kronprinzen eine dauernd höchst werbekräftige Propaganda treiben.

Die Regierung Kaiser Wilhelms des Zweiten hat im Zeichen der Schwäche und der unüberwindlichen Scheu vor der Anerkennung und vor dem Angreifen unangenehmer Tatsachen gestanden. Dabei sollen die persönlichen sonstigen Fähigkeiten und Verdienste des Kaisers nicht in Abrede gestellt werden. Sie sind vorhanden, und sein Herrschen war in manchem besser, als es vielfach jetzt hingestellt wird, auch wenn wir von der ausgezeichneten Qualität des Systems absehen. Während der langen Friedenszeit ließ sich das Gesicht wahren. In dem langen Kriege verschwand es mit jedem Monat mehr. Ich habe im Sommer 1916 im Verfolg eines Gespräches mit dem damaligen Chef des Admiralstabes meine Besorgnis über die Tatsache schriftlich zum Ausdruck gebracht, daß der Kaiser und die Fürsten immer mehr im Hintergrunde verschwänden. Das müsse den monarchischen Gedanken schwer schädigen. In den Friedenszeiten waren die Fürsten, war besonders der Kaiser stets und überall sichtbar, stets war er in der Leute Mund, sprach selbst und ließ von sich sprechen. Im Kriege verschwanden er und die Fürsten immer vollständiger. Welch eine beispiellose Volkstümlichkeit hat sich dagegen im Kriege der König der Belgier erworben, der immer sichtbar, immer im engsten Kontakt mit seinem Volke war, besonders auch in der Front. Die deutschen Fürsten und ihre Ratgeber haben die monarchische Sache auch durch ihr Verhalten während des Krieges schwer geschädigt. Dazu kam die Politik der Schwäche und Furchtsamkeit gegenüber den antimonarchischen Parteien und Strömungen. Es ist so merkwürdig, wie gerade die Monarchen aus der Geschichte nie die einfache, immer wiederkehrende Wahrheit lernen, jedenfalls keinen praktischen Gebrauch von ihr machen, daß man durch Nachgiebigkeit und durch Aufgeben der eigenen Stellung eine Monarchie nicht rettet, sondern sie mit unfehlbarer Sicherheit zugrunde richtet. Es gibt kein Beispiel in der Geschichte, welches diese Wahrheit nicht bewiesen hätte...

Ich wollte weder noch will ich unnachgiebige bornierte Starrheit wirklicher neuzeitlicher Entwicklung gegenüber vertreten. Eine solche ist vielfach in den

Digitized by Google

monarchistischen Parteien vorhanden gewesen. Sie war, abgesehen von allem andern, politisch kurzsichtig. Der springende Punkt aber war stets, daß der Monarch, ob er Wünschen der Masse folgte oder nicht, doch führend blieb und führen konnte und den Antimonarchisten immer politisch an der Klinge blieb, sich niemals durch Manöver täuschen ließ. Das ist aber bekanntlich im äußersten Maße geschehen. Der Kaiser glaubte noch im Augenblicke, als er Ludendorff den Abschied gab, er könne nunmehr im Verein mit der Sozialdemokratie ein neues Deutschland bilden. Wer so die Wirklichkeit verkannte, der Tatkraft entbehrte, tatkräftige, aufrechte Ratgeber nie um sich hatte dulden können, in schwierigen Lagen zu Entschlüssen unfähig war und sich durch jahrelange Abgeschlossenheit zu eigener Beobachtung außerstande gesetzt hatte und hatte setzen lassen, — dieser Monarch war verloren. Auf der anderen Seite stand die seit Jahrzehnten zielbewußt geleitete antimonarchische Strömung verschiedener Art. Sie war äußerst tatkräftig, geduldig und geschickt in der Benutzung der Gelegenheiten und vor allem in einer skrupellosen Agitation gegen die Monarchie und den Monarchen. Die Massen wollten die Herrschaft ergreifen, und ihre Führer ordneten diesem Ziele alles unter. Die monarchischen Parteien, das Bürgertum, das Offizierkorps, sie alle versagten oder waren, soweit es einzelne Persönlichkeiten anlangte, außerstande, sich geltend zu machen. So wurde dann der Krieg benutzt und, als die Lage reif schien, der große Schlag ausgeführt. Und das Bürgertum ebenso wie die seit Jahren eindringlich gewarnten Monarchen und Fürsten in Deutschland rieben sich erschreckt die Augen.

Wohl selten in der Geschichte hat ein ähnlicher Vorgang ein schmählicheres Schauspiel geboten und an sich ein Bild, das lächerlicher in seiner Miserabilität gewesen wäre. Gleichwohl hätte sich während der ersten Zeit nach den Novembertagen durch einen entschlossenen Führer rückkehrender Truppen, der über politisches Verständnis und Zivilcourage verfügte, außerordentlich viel wiederherstellen und der Grund für eine spätere, den Verhältnissen angemessene und praktisch mögliche Monarchie legen lassen. Damals hätte vielleicht die Überraschung vom November durch eine zweite Überraschung erfolgreich auch auf die Dauer abgelöst werden können. Freilich hätte es großer Weisheit und Kraft bedurft, den neuen Zustand festzuhalten und auszubauen. Ihn durch Überraschung und Gewalt herzustellen, erschien aber seit dem Frühjahr 1919 mir jedenfalls immer aussichtsloser und ich glaube, daß diese Auffassung richtig war und ist. Seit einer langen Reihe von Monaten konnte man sich nicht mehr darüber täuschen, daß der weit überwiegende Teil der Massen einer Restauration feindlich gegenüberstehe und diejenigen der ihren, welche es nicht taten, durch Zwang und Terror an sich binden würde. Auf der anderen Seite stand und steht ein in der Hauptsache indolentes, des moralischen und politischen Mutes bares Konglomerat der ‚gebildeten Stände'. Und schließlich: wo war der Napoleon? ...

Daß die Monarchie gerade für die Deutschen die beste und einzig ersprießliche Form ist, scheint mir ebenso unzweifelhaft wie vor dem Kriege. Der Hinweis auf andere Völker ist töricht, denn es gibt kein Volk, das so geartet wäre, wie die Deutschen. Je geringer das Nationalgefühl und die nationale Energie sind, desto notwendiger ist die Monarchie für die Deutschen, als Kristalliso-

Digitized by Google

tionspunkt, als Garantie für stetige, über den Parteien befindliche Führung, als ein Hort schließlich des deutschen Idealismus im nationalen Sinne verstanden. Einen solchen brauchen die Deutschen nach wie vor, wenn sie sich zum Volk bilden wollen. Sie sind keines. Das Gefühl hierfür ist gewiß weithin vorhanden. Ob die innere Energie im Laufe der Zeit entwickelt werden wird, das Gefühl in die Tat umzusetzen und sich der falschen Propheten zu entledigen, muß die Zukunft zeigen. Hier aber liegt das Arbeitsfeld für den Monarchisten. Es muß von vorne angefangen werden und man soll sich nicht einbilden, nach allem, was geschehen ist, mit einem Sprunge oder durch einen Kniff ans Ziel kommen zu können. Man muß lernen, auf weite Sicht politisch zu arbeiten, was dem Deutschen besonders schwer wird. Nur die Sozialdemokratie hat es gekonnt. Generationen ihres Nachwuchses sind von Jugend auf im Geiste der Revolution zur Herstellung der Republik erzogen und gebildet worden. Wo ist aber bis jetzt eine zielbewußte monarchische, systematisch geleitete Energie, welche bestrebt wäre, überall auf allen Lebensgebieten den monarchischen Gedanken zu vertreten, zu entwickeln, zu vertiefen und zu propagieren? Mit ein paar Deklamationen und mit Putschgedanken wird nichts erreicht, höchstens das Gegenteil des Gewollten. Gewiß kann unter den augenblicklichen Weltverhältnissen keine Überraschung, keine Veränderung als unmöglich abgetan werden, aber man darf mit solchen Dingen politisch nicht rechnen, am allerwenigsten darf es derjenige, welcher darauf hofft. Die Wandlung muß von innen herauskommen und dazu gehört auch das Verschwinden, zum mindesten die Möglichkeit einer Überbrückung der jetzigen Kluft zwischen den Arbeitermassen und den sogenannten bürgerlichen Schichten. Die bis jetzt nach links gehende Entwicklung der Massen beziehungsweise deren Führung denkt sich die Sache derart, daß das Bürgertum proletarisiert werden soll und will damit gleichzeitig die Republik verewigen. Wir unserseits wollen keine ‚Unterdrückung' der Massen und keine Partei, überhaupt keine Parteien im bisherigen Sinne, sondern eine organisch gegliederte Einheit auf dem Boden des wirtschaftlichen, des berufsständischen Gedankens. Aus diesem Prozeß heraus kann einmal auch der monarchische Gedanke wieder zur Blüte und zu genügender Kraft gelangen. Ohne stille Arbeit, zu der ich ganz besonders die wissenschaftliche rechnen möchte, die bis jetzt so gut wie ganz fehlt, wird es aber nicht möglich sein. Kämen aber irgendwelche nicht zu berechnende, grundstürzende Ereignisse, so wäre das Volk um so besser bereit, je fleißiger und weit ausschauender man vorher die stille Arbeit geleistet hätte. Sich in diesen Zeiten, und wie die Dinge heute liegen, darüber zu streiten, welcher Fürst als Monarch in Betracht käme, ist kindlich, außerdem sehr schädlich. Das gleiche gilt von Streitereien über die Form einer späteren deutschen Monarchie. Anderseits ist für die rein politische Propaganda auch ohne dem an wirklichem Material genügend vorhanden. Man braucht sich nur die ‚junge deutsche Republik' anzusehen."

* * *

Hans Siegfried Weber hat sich diese „junge deutsche Republik" sehr genau angesehen, und er umreißt ihr Bild im roten „Tag" mit klaren scharfen Strichen: „Der parlamentarische Parteistaat ist kein Volksstaat. Er ist einerseits ein aus ab-

Digitized by Google

straktem Denken geschaffenes Gebilde, andererseits verdankt er sein Leben einem schrankenlosen Individualismus, dem reinen Nützlichkeitsstreben der Menschen. Der Einzelmensch wird bei diesem parlamentarischen Parteistaat aus seinen natürlichen Bindungen gerissen und von ehrgeizigen Parteiagitatoren lediglich als Stimme gewertet, aber nicht zur verantwortungsvollen Mitarbeit am Staate erzogen. Der Volkswille kann auf diesem Wege gar nicht erfaßt werden. Wenn der Mensch aus allen seinen Gemeinschaften herausgerissen wird, was der auf dem krassen Individualismus sich aufbauende Parteistaat erreicht hat, so steht er dem ‚Staat' als Vereinzelter gegenüber. Auch die zu Massen zusammengeschlossenen Menschen vermögen nichts auszurichten. Eine Summe ist kein Produkt, anders ausgedrückt: aus einem künstlich geschaffenen Bevölkerungsmechanismus, wie es der leblose parlamentarische Parteistaat ist, kann niemals ein lebendiger Organismus werden, den ein Volksstaat darstellt, dessen Glieder zweckvolle Funktionen erfüllen.

Daß dem so ist, haben wir auch in der sozialen Frage erkennen müssen. Auf politischem Wege konnten niemals die sozialen Schäden Heilung finden, sondern nur dadurch, daß über den Individualismus hinaus neue Gemeinschaften geschaffen wurden. Durch diese natürlichen neuen sozialen Bindungen, wie sie in Arbeitergewerkschaft, Handelskammer usw. zum Ausdruck kommen, hätte man auch den gleichmacherischen unnatürlichen Parlamentarismus durch den organischen freiheitlichen Volksstaat überwinden können. Dann wäre auch der öde Mechanismus, den die französische Revolution in das Staatsleben einführte, verschwunden. Allein auf diesem Wege hätte man auch aus der Arbeiterklasse, die sich trotz aller Wahlrechte entrechtet und dem Staate fremd gegenüber empfand, einen Arbeiterstand heranbilden können, der tätig an den Staatsaufgaben mitarbeitet. So wäre wirkliche Freiheit für die Arbeiter, an Stelle jener parlamentarischen Gleichheit, geschaffen worden, die letzten Endes doch Unfreiheit bedeuten muß. ‚Denn allein logisch betrachtet kann dort, wo Gleichheit herrscht, keine Freiheit bestehen...

Wie zeigt sich nun das wahre Wesen des demokratischen Parteistaates in der Wirklichkeit? Er hat die sozialen Gebrechen am Volkskörper durch eine Unwahrhaftigkeit, ja, man kann sagen durch einen Volksbetrug zu beseitigen gehofft. Mit dem Phantom der angeblichen Volksherrschaft haben die kapitalistischen Mächte den Staat erobert und ihn ihren Zwecken dienstbar gemacht. Unter diesem Joche seufzen die Kulturvölker. In allen parlamentarisch regierten Staaten ist diese Tatsache von klaren Geistern erkannt worden. Die Völker verschließen sich der Erkenntnis nicht mehr länger, da sie als Betrogene vom Kapitalismus in der schamlosesten Weise ausgebeutet werden. Über diese Entartung des Staatslebens und über die Machenschaften der kapitalistischen demokratischen Geschäftspolitik haben ernste politische Denkerköpfe aller parlamentarisch regierten Länder genügend klar geurteilt. Ich verweise nur auf die Arbeiten der französischen Sozialisten Lysis und Delaisi sowie des Liller Professors Duthoit. Besonders ist aber auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika das wahrhafte Wesen des demokratischen Parteistaates klar erkannt worden. Selbst Präsident Wilson hat wiederholt bekannt, daß in Wirklichkeit die Selbst-

Digitized by Google

regierung des amerikanischen Volkes einer plutokratischen Oligarchie Platz gemacht hat, in der der Wille einzelner herrschender Männer entscheidet. Wilson hat angesichts dieser Zustände das Bekenntnis abgelegt: ‚Ehe Amerika das Ideal, daß der Starke den Schwachen nicht an die Wand drückt, nicht in die Praxis umgesetzt hat, hat es kein Recht, sein Haupt inmitten der Völker so hoch zu erheben, wie es das zu tun gewohnt ist.‘

Aus der Fülle der Urteile von Amerikanern und Franzosen seien nur noch zwei angeführt:

Brooks, Professor der Nationalökonomie an der Universität Cincinnati, urteilt in seinem 1910 zu Neuyork erschienen Buche: ‚Die amerikanische Korruption in Politik und Leben‘ folgendermaßen: ‚Mag die Demokratie noch so wohltätig gewirkt haben, so kann doch nicht geleugnet werden, daß sie der Korruption Tür und Tor in einer Weise geöffnet hat, wie sich das weder die antike noch die mittelalterliche Welt hat träumen lassen‘ ...

Der Franzose Delaisi faßt sein Urteil über die demokratischen Zustände Frankreichs in den Worten zusammen: ‚Dem Großkapitalismus ist es gelungen, aus der Demokratie das wunderbarste, biegsamste und mächtigste Werkzeug zur Ausbeutung der Gesamtheit zu machen‘ ...

Von dieser demokratischen Weltkrankheit haben wir uns noch anstecken lassen, Entartungsformen, die andere Völker überwinden wollen, führten wir als Trödlerhändler, mit der Marke ‚Die moderne Staatsform‘ versehen, bei uns ein. Professor Hugo Preuß, der Schöpfer des Entwurfes der neuen deutschen Reichsverfassung, hat schon im Jahre 1915 in seinem Buche: ‚Das deutsche Volk und die Politik‘ dem deutschen Volke den Rat gegeben, sein Andersein baldigst aufzugeben und ‚die moderne Staatsform‘ sich anzulegen. Zur Begründung seiner Anschauung hat Herr Preuß bis auf das Alte Testament zurückgegriffen und Deutschland infolge seines Andersseins als den Ismael unter den Völkern bezeichnet.

Man kann doch heute wohl bestimmt sagen: die hier vertretene und nachgebetete kleinliche Anschauung, Deutschland werde als demokratischer Staat von den feindlichen Mächten geachtet werden, ist wie eine Seifenblase zerronnen. Wer mit solchen Albernheiten über die wirklichen Triebkräfte in der großen Politik hinweggeht, der soll seine Finger lassen von der Politik. Man erinnere sich jedoch zur Lehre an folgendes Ereignis: In den Oktobertagen des Jahres 1918 hat die Fortschrittliche Volkspartei, die Vorgängerin der Deutsch-demokratischen Partei, ein würdeloses Huldigungstelegramm an den Präsidenten Wilson geschickt und diesem uns feindlichen Staatsmann verkündet, daß sich Deutschland entsprechend seinem Willen demokratisiert habe. Nun müßten doch auch unsere Demokraten die nötige Folgerichtigkeit des Denkens bewahren und ehrlich bekennen, daß am 9. November 1918 ihr Ideal, die parlamentarische Monarchie, unter den Stürmen der Revolution den Untergang fand. Der Bund zwischen ehrgeizigen und verantwortungslosen Parlamentariern und einem willenlosen Monarchen, der die Dinge treiben ließ, mußte zersprengt werden. Diese Regierungsform war eine Episode! Der jetzige demokratische Parteistaat wird aber gleichfalls eine Episode sein.

Wie wenig man selbst in sozialdemokratischen Kreisen diese neue deutsche Staatsform ernst nimmt, das bezeugt ein Vorgang bei der letzten Lesung der

Digitized by Google

Verfassung in der Nationalversammlung. Der sozialdemokratische Redner Loebe nannte hier wegwerfend nach dem Muster der dunkelsten ‚Reaktionsperiode' die heilige Verfassung ein Stück Papier. Herr Staatsminister Heine erklärte nicht weniger achtungslos, man müsse froh sein, wenn eine Verfassung vier Jahre standhielte.

Diese Selbsterkenntnisse sind gewiß schon erfreulich. Aber sie sind leider nur negativer Art und zeugen nicht von der Einsicht, wie die große Weltkrise, in der wir uns befinden, deren letztes Ziel die Überwindung des Kapitalismus und Parlamentarismus bedeutet, zu bestehen ist.

Eine Weltrevolution und eine allmähliche Umwertung aller bestehenden wirtschaftssittlichen und staatssittlichen Anschauungen steht bevor. Daß diese tiefe umstürzlerische und gleichzeitig neuschaffende Ideenwelt bereits im heutigen Bolschewismus enthalten ist, halte ich für ausgeschlossen. Der Bolschewismus will in primitiver Weise das, was wir alle wollen, er ist eine Teilerscheinung jener Mächte, die am sausenden Webstuhl der Zeit schaffen. Vielleicht stürzt er die ganze Welt in sein Flammenmeer, und neues Leben blüht erst aus den Ruinen. Aber niemand vermag, was kommen mag, heute zu prophezeien. Dieser Weltkrieg wird im wahrsten Sinne des Wortes bei allen Großmächten umstürzend wirken. Es gibt keine Sieger und Besiegte.

Das englische Weltreich steht, wenn nicht alle Anzeichen trügen, vor einer gewaltigen Krisis, die vielleicht mit einer vollkommenen, noch nicht zu übersehenden Neugestaltung Größer-Britanniens ihren Abschluß findet. In Amerika werfen heute schon soziale Umwälzungen ihre Schatten vorauf. Aber keineswegs ist bei den beiden angelsächsischen Mächten allein diese Prognose zu stellen, auch in Frankreich und Italien treten analoge Vorgänge zutage. Man darf überhaupt nicht Formen und Einrichtungen eines Staates isoliert betrachten, da die einzelnen Staaten tiefe Entwicklungzusammenhänge zeigen.

Dieser ganzen Weltentwicklung steht also unsere Regierung vollständig ohnmächtig gegenüber. Sie hat nicht begriffen, daß wir nicht am Ende, sondern am Anfang einer neuen Weltepoche stehen. Der Rätegedanke ist nur ein Ausfluß dieser sich anbahnenden neuen Staatsform. Er ist der einzige schöpferische Gedanke, den die Revolution, wenn auch nicht geboren, so doch aus der Tiefe hervorgeholt hat. Was wirklich wertvoll in dem Rätesystem ist, das stammt aus jener christlich-germanisch-preußischen Ideenwelt, wie sie in Bismarck Gestalt gewann, an der aber unser demokratischer Parteistaat, mit Blindheit geschlagen, vorübergeht. Das Betriebsrätegesetz, das man in letzter Minute angesichts des Generalstreiks geschaffen hat, kann nur als eine Verzerrung jener preußischen Idee angesehen werden. Mit dem Betriebsrätegesetz hat man den Rätegedanken verzerrt, ihn seines tiefen Inhaltes beraubt. Die Gefährlichkeit der Betriebsräte wird gerade jetzt offenbar werden, wenn unser Volk allmählich den Weg zur notwendigen Arbeit finden will. Gerade in den Industriegegenden ist man der ständigen Arbeitseinstellung müde und begehrt Ruhe zum Arbeiten.

Mitten in diesen allmählich werdenden wirtschaftlichen Gesundungsvorgang kommt das Betriebsrätegesetz hinein. Die Geister werden erneut aufeinanderplatzen, eine fesselose Agitation wird entfaltet werden, Schreier und Wichtigtuer,

Digitized by Google

die von großen Worten leben, werden das Feld erobern. Das ist die naturnotwendige Folge einer demokratischen Parteiregierung, die auch dort, wo sie nicht will, alles Schwergewicht auf die parteipolitische Entfesselung der Leidenschaften legt, aber nicht auf ein sachliches Vorgehen. Daß sie trotz heißestem Bemühen, die Masseninstinkte zu befriedigen — denn dieser Furcht vor den Massen verdankt das Betriebsrätegesetz sein Leben — nicht einmal ihren Zweck erfüllen wird, dürften uns die blutigen Vorgänge am 13. Januar in Berlin gezeigt haben."

* * *

Seitdem haben sich noch ganz andere, viel furchtbarere Vorgänge abgespielt, und immer und immer wieder hat sich, trotz allen „demokratischen" Gejammers über dieses beschämende Armuts- und Ohnmachtszeugnis, die „Demokratie" von „erzreaktionären Truppen" heraushauen lassen müssen, von Kräften, deren Schwerpunkt nicht in ihrem Boden ruht. Und doch hätte es den drei großen Koalitionsparteien ein leichtes sein müssen, die Leute zu stellen, die zur Niederwerfung der Spartakisten und Bolschewistenaufstände nötig waren. „Wo blieben da," fragt die „Süddeutsche Zeitung", „die Arbeitermassen der Mehrheits-Sozialisten, die Judenjünglinge und Geschäfts-Söhne der Demokratie, die christlichen Gewerkschaften und die Bauernscharen des Zentrums? Sie waren nicht zu sehen. Das junge Blut aus unseren Reihen durfte und mußte immer wieder Gesundheit und Leben einsetzen, um den Staat zu retten. Was Noske offenherzig von den Anfängen der Revolution gesagt hat, das galt erst jüngst wieder auch vom Ruhr-Aufstand: man mußte auf die Anhänger der alten Ordnung zurückgreifen. Und darum hat Reichswehrminister Geßler jetzt so schwere Mühe mit der Aufstellung seiner ‚republikanischen Garde'. Die Sorte von republikanischer Gesinnung, die ihm am liebsten wäre, hat blaue Bohnen nicht zu ihrem Lieblingsgericht, und demokratische Gesinnungstüchtigkeit ist in dieser unvollkommenen Welt nicht gleichbedeutend mit soldatischer Tugend. Gewiß gibt es in den Bevölkerungsschichten jeder Parteistellung mutige Leute, aber militärische Gesinnung erwächst nicht aus körperlichem Mut allein. Herr Geßler ruft jetzt nach den ‚Grundsätzen des alten Heeres', das bedingungslos dem Befehl gehorchte; sie möchte er auch seiner republikanischen Garde einhauchen. Dieser bedingungslose Gehorsam, den die Demokratie am alten Heer verabscheut und den sie geflissentlich zerstört hat, läßt sich nicht herbeizaubern. Er beruht letzten Endes auf sittlichen Werten, die aus den jetzigen Zuständen und Regierungs-Grundsätzen unmöglich ersprießen können. Geld, das einzige, was die Republik dem Soldaten bieten kann, ist kein Same soldatischer Erziehung. Die Demokratie konnte wohl das deutsche Heer zerstören, ein neues aus eigenem Geist aufbauen kann sie nicht. Sie kann dem Soldaten auch kein Ziel zeigen, das ehrliche Leute innerlich erfüllen kann, und ehrliche Leute sollen schließlich doch auch die ‚Söldner' der Reichswehr sein. Einst machte man einen Lebtag daraus, als der Kaiser in unvorsichtiger Zuspitzung sagte, daß der Soldat gegebenenfalls auch auf Vater und Geschwister müsse schießen können; heute sagt die Demokratie ganz offen, die Truppe sei für den Schutz der Verfassung da, also zum Kampf gegen den ‚inneren Feind', gegen die eigenen Landsleute, unter Umständen gegen die eigenen Verwandten. Das große Ziel

Digitized by Google

nach außen fehlt vollständig, und soll nach dem Willen der Demokratie fehlen. Das macht die Aufgabe der Reichswehr ideen- und ideallos. Wenn einst der deutsche Soldat für die Ordnung im Innern eintrat, so geschah es im Blick auf die Größe und Macht des Vaterlandes, für welche die innere Ordnung Vorbedingung war. Heute soll er eine dem Volk willkürlich aufgezwungene Verfassung schützen, die mit dem Niedergang und der Niederhaltung des Vaterlandes aufs engste zusammenhängt. Das ist ein Polizeidienst äußerlichster Art, bei dem Zuverlässigkeit höheren Grads, seelische Verbundenheit niemals Platz greifen kann. Mag man daher die Auswahl der Reichswehr ruhig ‚Zivilkommissaren' anvertrauen, mag man die Leute mit ‚Aufklärungsmaterial von der Reichszentrale für Heimatdienst', mit ‚geeigneten Zeitungen', mit ‚Ansprachen von Koalitionspolitikern' bearbeiten, man wird niemals sicher sein, daß sie in der Stunde der Gefahr nicht zu den Bolschewisten übergeht, die über noch wirksameres ‚Aufklärungsmaterial' verfügen." ...

„Auf zum Kampf für die heiligsten Güter der Demokratie gegen den inneren Feind!" Kommt euch das Sprüchlein nicht gar vertraut vor? Ist es nicht am Ende das alte vergilbte Formular aus den Tagen des „seligen Kampfes gegen den Umsturz", nur mit veränderter Ausfüllung des „Nationale", wie es damals so schön in der Polizeisprache hieß? Damals: „für Religion, Sitte und Ordnung", heute: für die junge deutsche Republik, damals stand „der Feind" links, heute steht „der Feind" rechts. Ist das nicht eine herrliche Selbstbeleuchtung, wie die revolutionäre Demokratie in allen, aber auch allen ihren Mitteln und Methoden sich keinen anderen Rat weiß, als in die Rumpelkammern des von ihr in Grund und Boden verdammten ancien régime zurückzugreifen, die Fehler dieses Regimes zu wiederholen, nur in plumpester geistloser Vergröberung, nur ohne das Gute, das Positive des alten Regimes, das wir doch alle — seien wir nur ehrlich — mit gutem Appetit zu schätzen wußten. Auf die jüdisch-russischen und gallischen Anleihen und Nachäffungen können sich nur Affen etwas einbilden.

* * *

Ja ist denn auch nur die demokratische und sozialistische Idee ihrer Verwirklichung näher gerückt? Sehr tüchtige Demokraten können, wenn auch bedrückten Herzens, nicht umhin, das Gegenteil festzustellen. Sie behaupten, mit jedem Schritte der „jungen deutschen Republik" entferne sich das Ideal immer weiter von der Wirklichkeit, und eigentlich habe es ihr mit Götzens von Berlichingens Gruße schon ganz den Rücken gekehrt. Schärfer, als Georg Bernhard in der demokratischen „Vossischen Zeitung" mit der Sozialdemokratie ins Gericht geht, könnte es auch der „reaktionärste Alldeutsche" nicht:

„Die sozialdemokratische Agitation während der letzten drei Jahrzehnte hat in immer wachsendem Maße die ethischen Ideale des Sozialismus vernachlässigt. Es war zu bequem, über die ungerechte Verteilung im Kapitalismus zu zetern und dem Arbeiter von den Wonnen und Genüssen des sozialistischen ‚Zukunftsstaates' zu predigen. Und es war andererseits für den Durchschnittsagitator nicht verlockend, von der schweren Pflicht der Mitverantwortung zu sprechen, die jedes sozialistische System der Produktion von allen Gliedern der Gesellschaft fordert. So wurde denn die Verteilung für die Massen das so-

Digitized by Google

zialistische Hauptprinzip. Daß alles möglichst billig zu kaufen sein müsse, war zwar ein ganz unsozialistischer Gedanke, wurde aber zur Hauptagitationsforderung der deutschen Sozialdemokratie. So wurde sie zur Freihandelspartei, die jeden Produktionsschutz bekämpfte. So forderte sie hohen Lohn ohne Verantwortung für die Arbeiter, so verlangte sie Steuern und Lasten — für die andern. Und so kam es, daß unter der Herrschaft einer sozialistischen Partei die Revolution zu einer Lohnfrage, das Sozialisierungsproblem zu einem Raub an den Kassenschränken und die Frage der Produktivität zu einem System der Massenfabrikation von Assignaten degradiert wurde.

Das ist die Sünde der Sozialdemokratie gegen den heiligen Geist des Sozialismus, daß sie keine Produktionspolitik trieb, ja daß sie jeden schöpferischen Aufbau im Keim erstickte. Die Sozialdemokratie hat es in erster Linie zu verantworten, daß die deutschen Grenzen sperrangelweit für die nutzloseste Einfuhr offen geblieben sind, daß die deutsche Landwirtschaft verkümmerte, daß der freie Handel Deutschland von dem Notwendigen entblößen konnte. ... Die Sozialdemokratie trägt in allererster Linie dafür die Verantwortung, daß die Preise dauernd in die Höhe schnellten, daß das Geld in ungeahnten Mengen sich über die Lande ergoß und sich dauernd in seinem Werte verminderte, daß Schieber die wirtschaftliche Herrschaft über Deutschland an sich rissen und daß deutsche Arbeiter sich an den Anteilen bereicherten, die ihnen von wucherischen Unternehmern in Lohnprozenten von den gestiegenen Warenpreisen gewährt wurden. Die deutsche Sozialdemokratie hat die deutsche Arbeiterschaft und weite Kreise des deutschen Volkes mit ihr in dem Irrglauben gewiegt, daß die hektische Röte vor dem Zusammenbruch Aufbau sei."

* * *

Kann man sich da wundern, wenn die verzweifelte Frage auftaucht und um sich greift: „Lohnt es sich denn noch zu schaffen? Wir haben Frieden, wir haben Demokratie", schreibt Paul Busching (mit besonderem Hinblick auf Bayern) in den „Südd. Monatsh.". „Wir werden vielleicht auch bald Brot haben, damit unsere Kinder sich wieder einmal satt essen können. Und vielleicht gibt es wieder so viel Milch, daß die Tuberkulosen einen halben Liter abgerahmte Milch am Tag erhalten können. Trotzdem ist alles hin. Weil wir den Frieden haben. Um den Frieden zu erhalten, haben die Deutschen, allen voran die Bayern, die Monarchie beseitigt. Heute wissen wir, daß die Würdelosigkeiten Eisners, seine Enthüllungen und Selbstanklagen uns nur geschadet haben.

Um den Frieden zu erhalten, haben wir überall Demokratien mit sozialistischer Spitze eingeführt. Es hat uns bei den Feinden nicht geholfen; sie haben uns doch zerschmettert. Um den Frieden zu erhalten, haben wir die staatliche Autorität aufgelöst, Einrichtungen geschaffen, durch die das unparteiische Walten einer bescheidenen, streng ehrlichen Beamtenschaft zur Unmöglichkeit, dagegen die Gesinnungslumperei, Charakterlosigkeit, Streberei und Denunziationssucht zur Mode wurde. Bei der Entente hat uns das alles nichts genützt, und den Frieden haben wir nicht einen Tag eher bekommen, als bis wir gänzlich vernichtet waren. Um den Frieden zu erhalten, haben wir das Heer zerstört, planmäßig und bewußt zerstört. Wir wissen jetzt, was wir

Digitized by Google

damit getan haben. Den Frieden haben wir nicht eher erhalten, als bis unser stolzes Heer von eigener Hand in Stücke geschlagen war. Wir haben uns wehrlos gemacht, aber wir haben keinen Feind davon überzeugt, daß wir reinen Herzens sind. Wir haben uns nackt ausgezogen, um zu beweisen, daß wir ganz sauber sind und haben uns dann fünfundzwanzig Peitschenhiebe herunterziehen lassen. Wir haben uns zur Sklaverei erboten, aber wir haben nicht bedacht, daß wir das Arbeiten verlernt haben. Wir haben gesehen, daß das Proletariat nicht herrschen kann, weil es keine Führer hat und weil es in der Minderheit ist, und wir sehen, wie das durch den Krieg völlig ausgesogene, verarmte, verprügelte Bürgertum, jenes Bürgertum, dessen Sparpfennige in Kriegsanleihen festliegen, das kein Kapital zur Auswanderung hat, von den Feinden jeder gesellschaftlichen Ordnung zum Tode verurteilt ist. Wir sehen, daß Juden, reiche und arme, deutsche und polnische, im Bunde mit den radikalsten Ausläufern eines in sich zerrissenen, kranken Proletariats das arme Volk um die letzten Möglichkeiten einer langsamen Genesung bringen wollen.

Indem wir der Zukunft mit Fassung entgegensehen, erinnern wir uns daran, daß uns erzählt worden ist, an unserem Unglück sei nur der Imperialismus schuld. Dieses unsinnige Märchen hat Deutschland und mit ihm Bayern zu Fall gebracht. Wir haben jetzt ein halbes Jahr im freien Volksstaat zugebracht und müßten allmählich seine Segnungen schätzen gelernt haben. Der freie Volksstaat wird uns niemals das bringen, was wir verloren haben. Wir hatten einmal die Möglichkeit, ein großes Reich zu werden. Unser Volk hätte die Fähigkeiten dazu gehabt, und Führer hätte es auch gegeben. Gewiß war vieles schon Dekadenz, was noch Stärke schien, aber die Leistungsfähigkeit war ungeheuer groß. Was uns vorschwebte, war nicht ein großer Trust, war nicht die Übermacht des Kapitalismus in einem reaktionären Staat. Wer das behauptet, lügt. Was wir wollten, haben die Landwehrleute 1914 mit Kreide an die Eisenbahnwagen geschrieben: ‚Unsere Kinder sollen es besser haben.‘ Das hieß nicht: Wir wollen die Reaktion, sondern es hieß: Wir wollen in einem freien Staat glücklich werden. Und die jungen Soldaten sangen wie die Kinder: Gloria, Viktoria. Sie meinten damit nicht belgische Greuel und Triumphzüge, sondern ein angesehenes, großes Deutschland. Wer das bestreitet, lügt.

Heute steht es so, daß alles, was wir jemals hatten und jemals hätten gewinnen können, verloren ist. Wir sind keine Nation mehr, wir haben kein Heer, keine Schiffe, kein Geld, keine Industrie, keine Rohstoffe, keine Ehre, keine Würde, keine Arbeitsfreude, und wir haben nichts zu essen. Wir haben den tödlichen Haß der Feinde nicht um ein Atom gemildert, seitdem wir unseren Nacken gebeugt haben. Sie verachten uns, und es gibt keine Neutralen, keinen Papst, der für uns ein gutes Wort eingelegt hätte... Wir sind in einem halben Jahre zu Arbeitsscheuen, prahlerischen Bettlern geworden, wir, das deutsche Volk.“

* * *

„Prahlerische Bettler!“ — das Wort trifft ins Schwarze. In Deutschland scheint man noch wenig Empfinden dafür zu haben, um so häufiger hört man es (in der einen oder anderen Variante) von feindlichen und neutralen Beobachtern.

Digitized by Google

Was könnte sich auch herausfordernder von dem Hintergrunde unserer allgemeinen Verelendung und Verkommenheit abheben, als die geschwollenen Reden von der freiesten „Verfassung", vom „freien Volksstaate", vom „Sieg des Volkes" und wie das großtuerische Geklapper sonst geht? Und die brutale Überheblichkeit der „Sieger" gegen die „besiegten" Volksgenossen, die ihr würdiges Gegenstück in der kriechenden Unterwürfigkeit, dem feigen Zurückweichen vor jedem Stirnrunzeln des Feindes findet, auf dessen Gnade allein, unter Ausschaltung auch des Willens zu jeder eigenen Initiative, man sich gestellt hat. Oder das zur Schau getragene Protzentum der neuen Herren und ihrer Sippen mit ihren schnell nachgeäfften Imperator-Allüren und dem ebenso schnell erworbenen Luxus sehr oder auch gar nicht zweifelhaften Geschmackes. In den Unterhaltungsstätten, Theatern, Lichtspielen usw. scheinen die billigeren Plätze für das Bürgertum reserviert, auf den teuren und teuersten sitzen nur „Proletarier" mit ihrem nach neuester „Pariser" Mode ausstaffierten weiblichen Anhang — und Schieber.

Am 9. November 1918 wurde die große Ära des „freien Volksstaates" mit Brot und Frieden und Völkerverbrüderung und allen gebratenen Tauben der Welt eingeleitet, heute schreiben wir Mai 1920, noch ist uns keine Taube in den aufgesperrten Mund geflogen, und doch dauert der Taumel an. Aber wir sollen uns ja „auf den Boden der Tatsachen" stellen. Wirklich? Auf den Boden dieser Tatsachen? Dieser „Errungenschaften", die der demokratische Vizekanzler a. D. Schiffer in einer Münchener Rede also kennzeichnete: „Es besteht kein Anlaß, den 9. November als einen Tag des ‚Sieges' zu feiern. Der Makel des Rechtsbruches haftet diesem Tage an; die Folgen zeigten sich: Der Rechtsstaat, unser Stolz von einst, ist erschüttert in seinen Grundfesten; geschwunden ist der Sinn für Mein und Dein, selbst der Beamtenstand konnte den Versuchungen nicht überall widerstehen. Kein besserer Beweis für die Rechtsohnmacht unserer Tage ist möglich, als die Tatsache, daß man nicht einmal einen Hölz auf deutschem Gebiete festnehmen konnte."

Auflösung des Rechtsstaates, ins Mark des Volkes eingefressene Korruption, Willkür und strafloses, weite Gaue deutschen Landes beherrschendes Verbrechertum, Unfähigkeit, selbst bandenführende Mordbrenner und Räuber auf deutschem Boden dingfest zu machen —: ist es nicht ein bißchen viel verlangt, sich „auf den Boden" dieser Tatsachen zu stellen? Die Meinung ist weder zeitgemäß, noch reicht sie an die „Errungenschaften" heran, aber ich kann sie nicht unterdrücken: wir müssen ganz im Gegenteil mit diesen Tatsachen gründlichst aufräumen, diesen „Boden" um- und auskehren, denn das ist kein Boden, auf dem ein Volk stehen kann, sondern ein Sumpf, in dem es rettungslos versinken muß. Hinter dieses blutnotwendige Säuberungs- und Reinigungswerk hat die Frage „Monarchie oder Republik?" unbedingt zurückzutreten, sie sollte dabei auch völlig aus dem Spiel gelassen werden, erst recht vom Standpunkte des unentwegten, aber nicht Phantomen nachjagenden Monarchisten.

Digitized by Google

# Auf der Warte

## Regieren gegen die Gebildeten

In einem Aufsatze „Auswärtiges Amt und Auslandspolitik“ in der „Deutschen Politik“ bemerkt Paul Rohrbach:

Eduard Bernstein hat neulich im „Vorwärts“ gesagt, die Sozialdemokratie solle nicht unterschätzen, was es bedeutet, daß sie den größeren Teil der deutschen Bildung gegen sich hat. Dieser Zustand wird sich nicht mildern, sondern verschärfen, wenn die auswärtige Politik von den amtlichen Stellen behandelt wird, als ob es eine Sache sei, die mit nationalen deutschen Empfindungswerten nichts zu tun hat. Man kann über die Form, in der dem Bewußtsein des unzerstörbaren Zusammenhanges zwischen der alten deutschen Größe und der erhofften besseren Zukunft Ausdruck gegeben wird, je nach den Umständen verschieden denken, aber das Bewußtsein und der Wille es zu bekennen, müssen da sein. Wo aber mit Absicht und Betonung ein Schnitt gemacht wird, der jeden Zusammenhang zertrennen soll, wo alles Frühere schuldvoll und dunkel gemalt wird und nichts aus dem früheren Deutschland mehr stolzer Erinnerung wert sein soll und des Bewußtseins, daß es dieselbe deutsche Kraft ist, auf deren Fortwirken wir hoffen, da ist kein Ausgleich mit den geschichtlich-, national- und vaterländisch-ideal empfindenden Volksschichten möglich. Gegen die deutsche Bildung ist auf die Dauer kein Regiment möglich. Man kann diese Bildung zerstören und man kann die Nation dadurch ruinieren, aber man kann sie durch nichts, auch durch keine parteipolitischen Bekenntnisse und Nützlichkeitserwägungen, ersetzen. Wenn man die deutsche Bildung haben will, so muß man das deutsche Nationalgefühl pflegen, das als solches vom Kapitalismus so unabhängig ist wie vom Sozialismus oder jeder anderen Wirtschaftsordnung; das aber nicht verträgt, mit den Scheuklappen eines Parteivorurteiles kutschiert zu werden.

*

## Aus Feigheit geopfert!

Aus einer großen Abrechnung, die Staatssekretär Helfferich auf einer Massenversammlung in Hannover mit dem uns in Grund und Boden regierenden „System“ vorgenommen hat, verdienen die folgenden Feststellungen ins schärfste Licht und den weitesten Kreisen ins volle Bewußtsein gerückt zu werden:

Heute, nach der Besetzung Frankfurts und des Maingaues durch die Franzosen, entringt sich selbst einem so waschechten Demokraten wie dem Karlsruher Abgeordneten Dr. Haas das Geständnis, es wäre besser gewesen, damals alle Folgen der Nichtunterzeichnung des Friedens zu übernehmen. Die Erkenntnis kommt leider fast ein Jahr zu spät. Abg. Dr. Haas hat recht, wenigstens heute, denn heute wissen wir und zwar durch Veröffentlichungen aus Ententekreisen, daß die Bedingungen von Versailles nicht das letzte Wort der Entente sein sollten. Wir wissen durch den Sekretär von Lloyd George, der die ganzen Verhandlungen unter den Alliierten von Versailles mitgemacht hat, daß die Versailler Bedingungen zum Abhandeln bestimmt waren. Wir wissen, daß nur durch den Hinweis auf die sicher zu erwartenden Abhandlungen Amerika und England und Clemenceau die Bedingungen weit über die ursprünglichen Absichten hatten hinaufschrauben lassen, und wir wissen durch einen anderen Zeugen,



Digitized by Google

Tardieu, eins der hervorragendsten Mitglieder der französischen Friedenskommission, wie das ursprüngliche Programm aussah. Das heißt, wenn ich sagte: Wir wissen es, so sage ich zuviel. Das deutsche Volk weiß es noch lange nicht. Die Regierung ist ängstlich bemüht, es vor solchen Gemütserregungen, die sich gegen diese Regierung selbst kehren könnten, zu bewahren. Aber gerade deshalb lassen Sie mich ein wenig auf die ursprünglichen Bedingungen, wie sie Herr Tardieu jetzt publiziert hat, eingehen und die wesentlichsten Bedingungen des Programms mit den von uns blindlings unterzeichneten vergleichen. Da heißt es: „Keine französische Besetzung deutschen Gebietes für länger als 18 Monate und keine auf dem rechten Rheinufer." Unterschrieben haben wir: „Nicht nur die Besetzung des ganzen linksrheinischen Gebietes für mindestens 15 Jahre, sondern auch die Zulassung sogenannter Brückenköpfe auf dem rechten Rheinufer. Weiter heißt es: „Keine Abtretung der Saargruben an Frankreich und Sonderregime für die Bevölkerung des Saargebiets." Also das Saargebiet sollte bei Deutschland bleiben mit seinen Kohlenzechen. Unterschrieben haben wir unentgeltliche Übereignung der Saargruben an Frankreich und interalliierte Verwaltung des Saargebietes unter französischer Führung. Weiter heißt es im ursprünglichen Programm: „Zusicherung, daß Deutschland auf alle Fälle nach 30 Jahren seiner finanziellen Verpflichtungen an die Entente ledig sein soll." Unterschrieben haben wir unsere Schuldknechtschaft auf unabsehbare Zeit mit einem unbestimmten Betrag.

Diese Proben mögen genügen, um zu zeigen, was eine geschickte und entschlossene Politik unter schwierigen Verhältnissen auch hatte erreichen können. Die vollste Unfähigkeit, die wüste Unentschlossenheit und — ich will mich höflich ausdrücken — Mutlosigkeit unserer Regierung hat dem deutschen Volk den schlimmsten Teil des Versailler Friedensvertrages beschert.

*

## Der Fall Hänisch

In unseren Ämtern greifen Gebräuche Platz, die den letzten Rest von Staatsautorität — soweit von einer solchen überhaupt noch gesprochen werden kann — untergraben müssen. Jetzt ist es das Reich des Herrn Hänisch, aus dem Wunderdinge an unser Ohr dringen. Auf Wunsch des Kultusministeriums war der Berliner Spezialarzt Dr. Dreuw, Mitglied des Beirats zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten im Wohlfahrtsministerium, zum Zwecke der Salvarsanprüfung an das Ehrlichsche Institut für experimentelle Therapie nach Frankfurt a. M. entsandt worden. Nach seiner Rückkehr von der Reise, für die ihm das Kultusministerium selbst aus Mitteln des der Salvarsanforschung dienenden Speyerhauses Geld angeboten hatte, worden Dr. Dreuw von dem Nachfolger Ehrlichs, dem Geheimrat Kolle, im Amtszimmer und in Gegenwart des Geheimrats Krüß, also unter Verantwortung des Kultusministers, 25 000 ℳ jährlich (trotz der bekannten Verarmung der wissenschaftlichen Institute!), ebenfalls aus dem Fonds des Frankfurter Speyerhauses, das u. a. durch die Salvarsaneinnahmen unterhalten wird, zu einem privaten Salvarsaninstitut angeboten. Dreuw, der sich durch seine Untersuchungen in Frankfurt a. M. durchaus nicht von der Unschädlichkeit der gegenwärtigen Salvarsantherapie hatte überzeugen lassen, lehnte dieses eigentümliche Angebot ab, um sich nicht dem Vorwurf der Käuflichkeit auszusetzen. Die Folge davon war, daß die vom Kultusminister selbst in eigener Person für Dr. Dreuw beantragte Professur auf Grund eines geheimen Gutachtens der medizinischen Fakultät, das notorisch unwahre Angaben enthielt, abgelehnt wurde.

Diesen geradezu haarsträubenden Tatbestand hat Herr Hänisch unumwunden zugeben müssen. In einer Erklärung bestätigt er ausdrücklich: „Der dem Kultusminister unterstellte Geheimrat Kolle bot tatsächlich Dr. Dreuw im Ministerium nach seiner Frankfurter Reise 25 000 ℳ jährlich

Digitized by Google

aus Fonds des Speyerhauses an und knüpfte daran lediglich die Voraussetzung, daß Dr. Oreuw künftig nicht in der bisherigen Form die Polemik weiterführen möchte, wogegen Dr. Kolle ihm die seit längerer Zeit verschlossene Fachpresse wieder zu eröffnen bemüht sein wolle." Ein bezeichnendes Licht fällt in dieser Erklärung auf die medizinische Fachpresse. Es ist also durch amtliches Eingeständnis erwiesen, was der „Türmer" in seinem Kampf gegen den Salvarsanrummel schon vor Jahren festnagelte, daß nämlich die medizinische Fachpresse über jeden Salvarsangegner den rücksichtslosesten Boykott verhängt hat.

Tiefe Einblicke gewährt auch ein Brief des Herrn Hänisch an Dr. Oreuw, den dieser inzwischen veröffentlicht hat und in dem der Herr Kultusminister schreibt: „Alle Kosten Ihrer Frankfurter Reise und des Aufenthalts werden vom Speyerhaus getragen. Bis dahin rate ich Ihnen, über die Salvarsankonferenz am 1. Februar 1919 (in der Oreuw seine Gegner in die Flucht schlug) nichts zu unternehmen."

Ohne ein Urteil über die sonstige Befähigung des Herrn Hänisch zu fällen, fragen wir angesichts solcher Vorgänge: Traut die Regierung Herrn Hänisch, der erwiesenermaßen den eigennützigen Interessen gewisser Cliquen Tür und Tor sperrangelweit öffnet, noch die moralische Festigung zu, die man von einem Staatsbeamten in so verantwortlicher Stellung billigerweise verlangen kann?

*

## Erzberger und der Friede

Aus einer Mitteilung der „Bayerischen Staatszeitung": „In der Sitzung des Reichsausschusses hat der Präsident der Nationalversammlung, Fehrenbach, der frühere intimste Freund Erzbergers, das unehrliche Spiel Erzbergers seit 1917 aufgedeckt und durchblicken lassen, daß wir ohne Erzberger wahrscheinlich schon 1917 einen annehmbaren Frieden bekommen hätten."

Ein weiteres Zeugnis. Helfferich in einer Hamburger Rede: „Gerade hier ist bekannt, mit welcher Leichtfertigkeit die Handelsflotte angeboten wurde. Das amtliche Graubuch, das Erzberger über die Verhandlungen herausgegeben hat, ist in den entscheidenden Punkten falsch. Geheimrat Cuno und Direktor Heineken haben das nachgewiesen und festgestellt, daß ihre Bedenken, die sie geäußert haben, einfach im Protokoll weggelassen worden sind. Die Ratlosigkeit und die Untauglichkeit der Regierung erreichte ihren Höhepunkt, als der Friede unterzeichnet werden sollte. Keynes, der Sekretär Lloyd Georges, und Tardieu, Clemenceaus rechte Hand, haben es ausgesprochen, daß der Vertrag nur so hart war, weil man auf Abhandeln gefaßt war. Es gab große Uneinigkeiten unter den Alliierten, und eine geschickte Regierung hätte durch Verweigerung der Unterschrift den Keil in die Feinde treiben können, die keine Lösung der Frage, wie die Unterschrift zu erzwingen sei, finden konnten.

*

## Solche Dinge machen wir nicht!

Sehr bezeichnende Vorgänge bringt Paul Nikolaus Coßmann in den „Südd. Monatsh." zur Sprache:

Wir sagen nach dem Erzbergerprozeß der Welt keine Geheimnisse mehr, wenn wir sagen, daß der deutschen Regierung der Meinungskrieg kein Selbstzweck war, sondern ein Mittel, um Parteileute, Zeitungsverleger, Journalisten, Historiker durch Aufträge, Diäten, Dispositionsfonds an sich zu ketten, letzten Endes also ein Mittel zur Majoritätsbildung im Reichstag.

Während das Reutersche Bureau im Kriege derartige Ausgaben machte, daß es finanziell zusammenbrach und durch reiche Engländer neu mit Mitteln versehen werden mußte, hat das Wolffsche Bureau flotte Dividenden bezahlt; es hat während des Kriegs seine ausländischen Korrespondenten immer wieder angewiesen, möglichst wenig zu telegraphieren (zur Ersparung von Depeschenkosten) und von sich aus während des ganzen Krieges bei der absichtlichen Spärlichkeit seiner Berichterstattung an das Ausland nichts getan, um den Lügen der Entente

Digitized by Google

entgegenzutreten. Auch nach dem Krieg hat es, als die deutschen Gefangenen in Gefangenschaft blieben, die feindlichen heimkehrten, niemals ins neutrale Ausland eine Depesche über Mißhandlung deutscher Gefangener gesandt, während Havas und Reuter die Welt mit Berichten über die angeblich unmenschliche Behandlung der Gefangenen in Deutschland überschwemmten.

Kurz nach Kriegsausbruch hatte einer der größten deutschen Zellulose-Importeure die Reichsleitung darauf hingewiesen, daß England, Frankreich und Italien zum Betrieb ihrer Papierfabriken fast ausschließlich auf den Bezug skandinavischer Zellulose angewiesen wären, und daß bei Unterbindung dieses Bezuges die gesamte englische, französische und italienische Papierindustrie zum Stillstand kommen, dadurch die feindliche Propaganda unterbunden und außerdem der deutsche Bedarf sichergestellt werden würde. Er hatte zu diesem Zweck den Ankauf der skandinavischen Zelluloseproduktion für zwei Jahre beantragt, zu welchem die Vorbereitungen getroffen waren, so daß das Reich nur hätte zuzugreifen brauchen. Diesem Kaufmann wurde im Reichsamt des Innern erklärt: Solche Dinge machen die Engländer, solche Dinge machen wir nicht.

*

## Niedergang des Parlamentarismus

Ein deutliches Symptom für ihn sieht Prof. Dr. E. Metger im roten „Tag“ auch darin, „daß der gehässige Ton, den die Abgeordneten gelegentlich anzuschlagen belieben, nicht auf die Gegner beschränkt bleibt, sondern daß man es dem eigenen Parteigenossen gegenüber nicht fehlen an der nötigen Rücksichtnahme fehlen läßt. Als Erzberger im Reichstage gegen Friedberg auftrat, nahmen dessen Parteigenossen das ruhig hin und stimmten sogar für die Gesetze, die Friedberg als blutigen Dilettantismus verurteilt hatte. Dr. Spahn mußte sich im Helfferich-Prozeß vor Gericht entschieden dagegen verwahren, daß seine eigenen Parteigenossen ihn als alten Trottel darstellten. Den Abgeordneten Schiffer ließ seine Fraktion ohne weiteres fallen, als er durch sein politisch sehr geschicktes Verhalten während der Kappepisode das Mißfallen der Gewerkschaften erregt hatte; auch wie sich der Fraktionsredner der Deutschnationalen zum Abgeordneten Traub stellte, war alles andere als schön zu nennen.“

*

## Kindliche politische Einstellung

An eine törichte deutsche Übung erinnert Georg Bernhard in der „Voss. Ztg.“, es wäre an der Zeit, sich dieser Ammenmilch endlich zu entwöhnen:

„In Deutschland ist man immer noch allzusehr geneigt, die Reden der ausländischen Staatsmänner daraufhin zu prüfen, ob sie für oder gegen Deutschland lauten. Das ist dieselbe sentimentale Art, Politik zu machen, wie sie Deutschland vor dem Kriege betrieben hat. Das ist eine Verkennung der Tatsache, daß überall außerhalb Deutschlands Politik nicht eine Frage der Sympathie oder Antipathie, für oder gegen ein anderes Land, sondern lediglich eine Frage der eigenen völkischen und staatlichen Interessen ist. Es würde eine sehr schwere Täuschung sein, wenn man in Deutschland annehmen wollte, irgendein Land oder irgendein Staatsmann in Europa sei heute prodeutsch. Die Gefühle, die auch jetzt noch dem deutschen Reiche und dem deutschen Volke in der Welt entgegengebracht werden, sind überall im besten Falle kühl, in der Mehrzahl der Fälle aber mißtrauisch, wenn nicht gar feindlich. Und ohne jeden Unterschied vertreten die Länder ihre eigenen Interessen. Der Unterschied, der allein gemacht werden darf, ist zwischen solchen Staatsmännern, die das Interesse ihres Landes mit den Interessen Europas identifizieren, und solchen, die dem europäischen Aufbau, weil er ihnen dem Interesse ihres eigenen Landes nicht förderlich zu sein scheint, uninteressiert oder gar feindlich gegenüberstehen. In diesem Sinne — aber nur in diesem Sinne — gibt es Staatsmänner, die national, und Politiker, die europäisch denken.“

Digitized by Google

# Kopp, Cohn & Co.

Herr Migdor Koppelowitsch alias Kopp, der Vertreter Räte-Rußlands in Berlin, ist durch die Zubilligung der Exterritorialität in den Stand gesetzt, die Propaganda für den Bolschewismus ungeniert und unter den Augen der deutschen Behörden mit Hochdruck zu betreiben. Ungreifbar für die deutsche Justiz darf er als grinsender Puppenspieler die Drähte ziehen, an denen die Kommunisten und Unabhängigen mit ihrem Geschrei „Rettet Räte-Rußland" herumtanzen. Unter Herrn Kopps Oberaufsicht leitet der frühere Unterstaatssekretär Cohn, der durch seine eigentümliche Rolle bei der Überleitung russischer Gelder an den kommunistischen Generalstab hinreichend gebrandmarkt ist, die systematische Wühlarbeit. Was Kopp, Cohn & Co. bezwecken, verraten die Funksprüche aus Moskau, die in ungeschminkten Worten die proletarische Revolution für Deutschland fordern. Getreu diesen Anweisungen befaßt sich der Sowjetvertreter ähnlich wie vordem Herr Joffe unter dem harmlosen Deckmantel von Staatsgeschäften mit der Herbeischaffung russischer Rubeltransporte zu Putschzwecken und der Bearbeitung der Kriegsgefangenenlager in bolschewistischem Sinne. Für diese ausgedehnte Propagandatätigkeit ist eigens eine russische Abteilung eingerichtet, der ein zahlreiches Personal „bewährter Kräfte" z. T. noch aus der Joffezeit zur Verfügung steht. Zwischen allen russischen Kriegsgefangenenlagern, ursprünglich 84 an der Zahl, wird ein lebhafter Kurierdienst und Schriftwechsel unterhalten, und in den Gefangenenlagern oder deren Nähe sind fürsorglich Waffendepots eingerichtet, natürlich um die Republik gegen Rechtsputsche zu sichern... Das weitverzweigte System der sauberen Doppelfirma Kopp & Cohn steht auch, wie der „D. Tagesztg." festzustellen gelungen ist, in engerem Zusammenhange mit dem Auswandererbureau der Kommunistischen Partei und dem Arbeiterrat der Arbeitslosen. Die Verbindung mit der ukrainischen Sowjetregierung wird durch die sogenannte ukrainische Militärmission aufrechterhalten. Nachdem sich die Schweiz gegen unliebsame Gäste etwas mehr gesichert hat, laufen die Berliner Fäden weiter nach Kopenhagen, wo Herr Litwinow-Finkelstein das bolschewistische Szepter schwingt.

Ein besonderes Interesse beansprucht das in Berlin gegründete „Westeuropäische Sekretariat", das nicht weniger als drei Büros unterhält und dessen Aufgabe es ist, unter Vorgabe wirtschaftlicher Bestrebungen die Zentralleitungen der radikalen Parteien durch geschickt gefärbte Situationsberichte zu beeinflussen, die Massen im Inland aufzupeitschen und das Ausland gleichzeitig gegen Deutschland aufzuhetzen. Die von diesem Unternehmen herausgegebene Korrespondenz „Berlin-Expreß" ist Eigentum einer Firma Guttmann, in Wirklichkeit sind verantwortlich folgende Herrschaften: Dr. Schwab, Herr Guttmann, der bekannte kommunistische Agitator Dr. Goldberg und vor allem aber Herr Reich, der sich Dr. James nennt und in engsten Beziehungen zu Herrn Kopp steht. Der „wirrschaftlichen" Tätigkeit des Instituts ist es gelungen, gegen Ende März der Berliner Kampforganisation der K. P. D. 50000 Mark zu überweisen. Aus einem Schriftwechsel des Sekretariats mit der Presseabteilung der Reichsregierung geht hervor, daß es dem betriebsamen Institut, das sich nebenbei mit verbotenem Rubelhandel befaßt, sogar gelungen ist, sich von dem derzeitigen Pressechef der Regierung, Herrn Friedländer alias Breuer eine warme Empfehlung ausstellen zu lassen!

Dies alles pfeifen in Berlin die Spatzen von den Dächern und man weiß wirklich nicht, worüber man mehr staunen soll: über die unerhörte Dreistigkeit, mit der Cohn, Kopp & Co. ihre dunklen politischen Geschäfte unmittelbar unter den Augen der behördlichen Stellen betreiben, oder über die grotesk stumpfsinnige Gelassenheit, mit der die Regierung zuschaut, wie der Ast abgesägt wird, auf dem sie selber hockt.

*

Digitized by Google

## Der deutsche Gedanke?

In den Augen vieler, vielleicht der meisten, schreibt der italienische Vertreter der „Deutschen Tagesztg." aus Rom, steht heute die Türkei in größerem militärischem Ansehen als Deutschland. Gewiß, hinter der Türkei erhebt sich als mächtiger Schatten der Moslemismus, während es einen deutschen Weltgedanken nur ganz vorübergehend, als Bismarcks Geist das Deutschtum anblies, gab. Es gab einen hellenischen Gedanken, der das militärisch siegreiche Rom besiegte, es gab einen italienischen Gedanken, der während der österreichischen Herrschaft in Venetien und der Lombardei lebte, obwohl damals Österreich Ordnung, Arbeit und Wohlstand, die italienische Kleinstaaterei meist das Gegenteil davon verkörperte, und der schließlich Österreich besiegte, es gibt einen russischen Gedanken, der eine Mehrheit von Fremdvölkern ergriffen hat und der sich aus der Nacht dieser Epoche wieder zu Licht und Macht emporringen wird, aber der deutsche Gedanke in Amerika, in der Schweiz, in Elsaß-Lothringen ist ein müdes Licht, vom politischen Windhauch hin und her geblasen.

*

## Goethe und Frankreich

Bei der Eröffnung der verwelschten Universität Straßburg ließ der Präsident der französischen Republik, Poincaré, der bösartigste Feind Deutschlands in Frankreich, in seiner Ansprache die Bemerkung einfließen, „daß Goethe nach Straßburg gekommen sei, um sein Französisch zu vervollkommnen, das er als seine zweite Muttersprache angesehen hat". In „Dichtung und Wahrheit" hat nun zwar Goethe geäußert, daß er Straßburg gewählt habe, um sich der französischen Sprache, die „mir ohne Grammatik und Unterricht durch Umgang und Übung wie eine zweite Muttersprache zu eigen geworden, mit größerer Leichtigkeit bedienen zu lernen". Wenn aber Poincaré seine Bemerkung machte, um daraus eine Vorliebe Goethes für Frankreich zu folgern, so wollte er irreführen. Denn Goethe betonte gleich darauf in „Dichtung und Wahrheit", daß er gerade in Straßburg von der französischen Sprache und vom französischen Wesen abgewendet worden sei. Wir fanden, sagt er, „die französische Dichtung zu kalt, die französische Kritik vernichtend, die französische Philosophie unzulänglich. Wir faßten daher den umgekehrten Entschluß, die französische Sprache gänzlich abzulehnen und uns mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zuzuwenden." Dieses deutsche Bekenntnis Goethes verschwieg Poincaré, um den größten deutschen Dichter als Franzosenfreund, ja als halben Franzosen erscheinen zu lassen.

*

## Aus der Luderwirtschaft der „freien Volksregierung"

Wohlgemerkt: nur „aus" der Luderwirtschaft: nur ein Scheinwerferlicht auf einen kleinen Ausschnitt dieser Luderwirtschaft, — man kann das Wort nicht dick genug unterstreichen. Es ist die gewiß unverdächtige „Vossische Zeitung" des Ullstein-Verlages, die unter dem 29. April folgende, bei uns leider nichts weniger als „unglaublichen" oder „unerhörten" Dinge berichtet:

Seit etwa vier Wochen stehen auf dem Güterbahnhof Lichterfelde-Ost an die 30 Güterwagen, hochbeladen mit Heu und Stroh. Seit einigen Tagen sind sie verschwunden, nach Tempelhof dirigiert worden, wie man sagt. Sie kamen vor etwa vier Wochen aus Neukölln; die Wagenzettel der Absendestation waren überklebt, so daß weder Abgangsdatum noch der ursprüngliche Absender festzustellen waren. Es ist aber anzunehmen, daß die Wagen auch schon in Neukölln mehrere Wochen gestanden haben. Empfänger ist die Reichsverpflegungsstelle Erfurt; ob der Weg von Lichterfelde nach Erfurt über Tempelhof der kürzeste oder nur der sogenannte „Dienstweg" ist, ließ sich nicht feststellen. Dagegen steht fest, daß das Heu und Stroh, das schätzungsweise einen Wert von über 100 000 Mark darstellt, schon halb verdorben in Lichterfelde ankam; die vier Wochen genügten gerade, die Fäulnis zu vollenden. Die 30 Wagen ließen sich naturgemäß nicht so scharf be-

Digitized by Google

wachen: es wurde gestohlen, nicht nur die Ladung, sondern auch die Decken und Plane, die sie vor Regen und Nässe schützen sollten.

Der Verlust des unersetzlichen Futters ist also sicher; denn das verdorbene Stroh ist bestenfalls noch als Streu zu benutzen. Aber dieser Verlust vervielfacht sich: 30 Wagen sind (feststellbar) vier Wochen dem dringenden Güterverkehr entzogen worden! Und dieser Verlust scheint überhaupt uneinbringbar.

Der Vorsteher des Güterbahnhofs verweigert jede Auskunft; aber man glaubt gern, daß ihn die Schuld nicht trifft. Die Eisenbahndirektion weiß von nichts; die Wagen selbst sind in Tempelhof „beheimatet". Nur eine Stelle in der Eisenbahndirektion schien etwas zu ahnen: „Ach ja, das ist aber nur ein Zug in Lichterfelde. In Berlin stehen gegenwärtig 400 bis 500 Güterwagen seit Wochen überall auf den Ring- und Vorortbahnhöfen!" — „Und warum?" — „Ja, die Proviantämter behaupten, sie könnten die Wagen jetzt nicht entladen; da werden sie eben von einem Bahnhof zum andern geschoben, denn jeder will sie los sein."

Eine beliebige Fahrt auf der Ring- oder Vorortbahn bestätigt diese Auskunft; überall stehen ganze Heu- und Strohzüge herum. Auf dem Hamburger Güterbahnhof sind schon ein paar Wagenladungen verbrannt. Die großen Strohmengen bilden auch eine stete Feuersgefahr für den gesamten Güterverkehr.

400 bis 500 Güterwagen stehen wochenlang unbenutzt; 500000 Zentner Heu und Stroh verderben. Der Gesamtverlust ist unberechenbar.

*

## Von Heine auf Kuttner

Eine kleine Notiz, die aber wie ein Blitzlicht den Niedergang der sozialdemokratischen Partei, wie auch unserer ganzen politischen Entwicklung beleuchtet:

Die sozialdemokratische Wahlkreiskonferenz für Anhalt I beschloß, von der Wiederwahl Wolfgang Heines zur Nationalversammlung abzusehen und an dessen Stelle den Redakteur Erich Kuttner vom „Vorwärts" aufzustellen.

Wolfgang Heine ist Deutscher und war in alter Burschenherrlichkeit Mitglied des Vereins Deutscher Studenten. Das ist zwar schon sehr lange her, und Heine hat alles getan, sich von dem Makel dieser Vergangenheit zu reinigen. Aber immerhin: den Deutschen in sich und seine deutsche Bildung konnte er doch nicht ganz verleugnen. Herr Kuttner ist einer der giftigsten Hetzer und Schmutzkübelergießer im „Vorwärts". Vor allem: er ist — Jude.

*

## Die Hundepeitsche — das Mittel, mit den Deutschen zu verkehren

Im „Firn", einer ehrlichen und reinlichen sozialdemokratischen Wochenschrift, ist zu lesen:

Ein Schrei. Durch die Stadt Aachen bewegt sich ein Zug von Demonstranten. Stumm ziehen deutsche Männer und Frauen dahin. Nur ihre Schritte dröhnen dumpf auf dem harten Pflaster. Kein Gesang. Kein Ruf. Und doch schreit es aus diesem Zuge, so blutig und schaurig, daß Gutgläubige einen Augenblick die Hoffnung nähren mögen, der Schrei könne aus den Mauern dieser alten deutschen Stadt dringen und an allen Orten der Welt im Echo widerklingen ...

In diesem Zuge wird eine Tafel getragen: „Keine Prügel für Deutsche!" So schreit es in schwarzen Buchstaben von dieser Tafel.

Wer ist es, der diesen Schrei veranlaßt hat? Es ist die belgische Besatzung von Aachen.

Keine Prügel für Deutsche! Warum ist dieser Schrei unserer Aachener Landsleute noch nicht über ganz Deutschland gehallt? Warum gibt es noch deutsche Zeitungen, die diesen Schrei nicht in den größten Lettern ihren Lesern in die Augen werfen? Keine Prügel für Deutsche! Deutsche! Erniedrigt euch nicht durch Proteste gegen diese Schmach. Schreit es nur laut hinaus in alle Welt: Deutsche werden heute, bald ein Jahr nach dem Friedensschlusse, von der feindlichen Besatzung geprügelt.

Ja, warum, fragt die „Tägl. R.", hallt dieser Schrei nicht durch ganz Deutschland?

Digitized by Google

Warum wird er in der sozialdemokratischen und demokratischen Tagespresse erstickt? Warum gellt er nicht im Reichstage? Warum erwacht die eifervolle Entrüstung des „Berl. Tagebl." nur, wenn auf der Tafel stände: „Keine Prügel für Juden"?

Aber mit dieser „Kulturtat" stehen die Belgier im besetzten Rheinlande nicht einzig da, sondern sie sind, wie der „T. R." weiter berichtet wird, darin nur die Nachahmer einer französischen Behandlungsmethode, die die „siegreichen" Franzosen bereits vor etwa Jahresfrist im Saargebiet angewandt haben. Unter dem Regime des französischen Polizeikommissars Simon in Saarbrücken herrschten geradezu skandalöse Zustände. Nach seiner Meinung, die er in der Öffentlichkeit vertrat, gibt es nur ein Mittel, mit den Deutschen zu verkehren: das ist die Hundepeitsche. Und diese ließ er im reichsten Maße anwenden. Anspeien, Faustschläge, Peitschenhiebe, Fußtritte, darin bestand die allgemeine Behandlung, welche die Bevölkerung wegen geringfügiger Übertretungen der Besatzungsvorschriften auf dem französischen Polizeibureau oder dem Polizeigewahrsam zu erdulden hatte. Je nach der sozialen Stellung der Beschuldigten richtete sich die Auflage der Strafmaßnahmen nach oben berechnet. Während des Belagerungszustandes im Oktober v. J. konnten auch die Soldaten ihren Sadismus austoben lassen. Die wegen nichtiger Vergehen oder auch willkürlich einfach von der Straße weg Verhafteten wurden mit Ohrfeigen, Fußtritten, Auf-den-Boden-werfen usw. im Beisein der Vorgesetzten mißhandelt. In Saarlouis wurde z. B. ein verhafteter Student, der sich nichts weiteres zuschulden hatte kommen lassen, als daß er preußischer Leutnant war und von dessen militärischer Stellung man Kenntnis hatte, im Militärgewahrsam im Beisein eines französischen Offiziers auf die gleiche Weise wie oben geschildert, behandelt.

Was deutsche „unabhängige" Freiheitshelden nicht abhält, den Franzosen wertvolle Denunzianten- und Spitzeldienste zu leisten, von ihnen zu freundschaftlichen Fußballwettspielen sich einladen und mit Wein, Schnaps und Bier bewirten zu lassen. (S. unten: „Auch Deutsche!")

*

## Die guten Proletariergroschen

Es sind wirklich „gute Groschen", wie folgende Anzeige im Korrespondenzblatte der Generalkommission der Gewerkschaften beweist:

Gewerkschaftssekretärin gesucht.

Erste Kraft nach Düsseldorf. Anfangsgehalt 1000 ℳ monatlich und alles frei. Dieselbe hat sich der Agitation unter den Arbeiterinnen zu widmen und die 10 000 freigewerkschaftlich Organisierten zu schulen. Bewerbungen bis zum 15. April ans Gewerkschaftskartell Düsseldorf, Wallstr. 10. Eintritt nach Übereinkunft.

Ein solides Geschäft — die Verhetzung der Volksgenossen gegeneinander. Aber man muß schon „erste Kraft" in der Branche sein, um 1000 ℳ monatlich und „alles frei" zu erhalten. „Zweite Kräfte" werden wahrscheinlich nur mit 900 ℳ und „alles frei" abgefunden werden. Oder sollte die Partei für den eigenen Gebrauch von ihrem Grundsatze möglichst gleicher Entlohnung für alle abweichen? Es soll dergleichen schon vorgekommen sein. Übrigens, man sieht: die Partei hat es dazu.

*

## Auch Deutsche!

In Homburg (Pfalz) fand ein Fußballwettspiel zwischen dem Fußballklub „Union" (U.S.P.) und Franzosen in Zivil statt, dessen Glanz erhöht wurde durch Anwesenheit einer französischen Militärmusik, die eigens von Saarbrücken geschickt war, und von drei Offizieren zu Pferde, darunter ein General. Außerdem war von den Franzosen ein Büfett gestellt von Wein, Schnäpsen und Bier.

Die Franzosen kennen ihre „unabhängigen" Pappenheimer!

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Müde Frauen

Beilage zum Türmer

Fritz Gärtner

Digitized by Google

Der Türmer

Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss

22. Jahrg. Juli 1920 Heft 10

# Reifsein ist alles

## Von Harold Schubert

Das Ziel nimmt die Aufmerksamkeit des modernen Menschen oft so restlos in Anspruch, daß wenig oder nichts für den Weg zu ihm erübrigt wird. Und doch ist die Erinnerung an die Wanderschaft in vielen Fällen das einzige, was bei einem Scheitern von Plänen für den scheinbar vergeblich gewesenen Aufwand an Kraft entschädigt. Was verleiht denn den Tagen der Jugend in den Augen des Alters so verführerischen Zauber, wenn nicht der Gedanke an ein fortgesetztes Unterwegsgewesensein, das von Stärke und Begeisterung für nur selten klar erfaßte Hochziele überbrauste, die nie erreicht wurden. Der Sturm und Drang, der Weg selbst, war das Glück, und das Ziel nur ein Hebel, um unsere Kräfte an die Ruder zu rufen.

Je mehr „Wille zur Macht" das ganze Wesen erfüllt, desto weniger verbleibt für das Gemüt, und je zweckhafter Gedanke, Blick und Gebärde in Schnellzugstakten arbeiten, desto ungepflegter wird die Lebenswanderschaft im ganzen wie in ihren Einzelheiten. Die jedesmal bis zum Ziel zu durchmessenden Strecken häufen sich dann im Bewußtsein an zu einer Masse von Erinnerungen an Hindernisse anstatt an Gelegenheiten freudiger Betätigung und gern genossener Rast.

Am unseligsten ist in dieser Hinsicht der Fanatiker der geraden Linie, der am liebsten jeden Gegensatz und Widerspruch in sich und im Leben ausmerzte, um quer durch das Kräftespiel des Daseins eine pfeilgerade Kraftwagenstraße von sich bis hin zum Ziel zu bauen. Ihm fehlt der feine Instinkt des Künstlers, der



Digitized by Google

just die Kontraste aufsucht, so sehr er auch bisweilen von ihrem Gegenspiel in seiner Brust zerrissen zu werden droht. Als mutiger und ehrenhafter Kriegsmann des Lebens stellt er sich ihnen zum Kampfe, und was er bis auf den Grund ausgefochten hat, das hat er auch bemeistert und bezwungen. Aus den furchtbarsten Spannungen und Krisen quillt ihm grade die reichste Fülle des Selbst- und Weltbewußtseins entgegen. Was wäre uns Goethes Antlitz, wenn es nur widerstrahlte vom Lichte eines ewigen Sonnentages im Olymp, von dem andere Sterbliche ausgeschlossen sind! Die hoheitsvolle Ausgeglichenheit seiner Züge kann nicht die Furchen von Kämpfen tilgen, in denen jeder gestanden hat der allem Menschlichen ehrlich in die Augen sieht. Daß aber ohne heuchlerische Umgehung und ohne Blinzeln eine solche Majestät aus menschlichem Geblüt möglich war, das verklärt auch Wege, die nicht bis zum erstrebten Ziel hin führen.

Der Torso und das Fragment eines bedeutenden Künstlers, sie bleiben groß und edel vor unseren Augen wie am ersten Tag, da sie ihr Schöpfer als ein Ganzes in seinen Sinnen entwarf, während uns der zielstrebige Erfolgsanbeter, der „arriviste", „moneymaker" und wie sie sonst noch heißen mögen, die am Dasein Raubbau treiben, von Herzen gleichgültig, wenn nicht gar verächtlich sind.

Am unseligsten wirkt der Fanatiker der geraden Linie, wenn er als Lehrer und Erzieher dort auf das Leben trifft, wo es am freiherrlichsten über Zweckhaftigkeit und Absicht hinaus zu einem Fest der Freude an sich selbst auftauscht, also mit der Jugend. Er macht dem Schüler den Weg von der Aufnahme in die Schule bis zur Abgangsprüfung zu einem Gepäckmarsch auf schnurgerader Arbeitsstraße, auf der er an den bestimmten Abschnitten der Schuljahre, Quartale und Stunden mit einem genau festgesetzten Mehr an Nutzlast des Wissens einzutreffen hat. Wie anders befruchtend und segensreich wirkt aber der Erzieher, der mit einem heimlichen, durchaus nicht des Ernstes entbehrenden Schalk den Zögling stets empfinden läßt, welch herrliches Erlebnis beispielsweise die große Literatur des eigenen Volkes und seine Geschichte dem älteren und erfahrenen Manne bedeutet, und daß es eine Gunst ist, an einem solchen Erlebnis teilhaben zu dürfen. Und zwar immer gewissermaßen mit einer Hand darüber, die sein Führergeheimnis nie voll aufdeckt, so daß in das beiderseitige Verhältnis von vornherein unausgesprochen aber dennoch allzeit fühlbar die Auffassung getragen wird, daß nicht der Lehrende, sondern der Lernende das größte Interesse daran hat, soviel wie nur irgend möglich miterlebend und miterfahrend aufzunehmen. Sofern nur etwas Verwandtes in dem Zögling schlummert, wird es diesen mit aller Kraft seines Durstes nach Erfahrung und Erlebnis hintreiben zu dem Meister, der nicht künstlich mit Drohworten und Strafen zu totem Stoff hinzuzwingen braucht, weil er eben mit der natürlichen Anziehungskraft des Begehrenswerten und als begehrenswert Hingestellten arbeitet. Was Kinder schließlich von Eltern und Erziehern annehmen, das ist nicht so sehr abstraktes Wissen und Weisheit als vielmehr deren Gebärde auf das Leben zu. Und eine der anfeuerndsten Gebärden ist die der Erwartung und Verheißung; denn sie entspricht dem Wesen der Jugend, die noch voller Lust nach unbekannten Schönheiten fahndet und gern demjenigen zufällt, der die Suche nach dem Neuen bei allem Ernst wie ein beglückendes Spiel zu leiten versteht.

Digitized by Google

Hinter jeglichem Erzieherdienst an der Jugend taucht bereits das Shakespearewort aus dem König Lear auf, das wohl für ein ganzes Leben richtunggebend zu sein vermag: „Die Menschen müssen es hinnehmen, daß sie von hinnen gehen und ebenso daß sie hierher kommen. Reifsein ist alles!“ Als Hinnehmender im Sinne dieses Wortes unterwerfe ich mich einem Zwange, aber als Reifender suche ich mich immer mehr innerlich über jede Nötigung zu stellen und als freiherrliches Geistwesen zu leben.

Zwang und Freiwahl, das sind die beiden Teile und Wagschalen dieses Dichterwortes, an dem man wie an einer geistigen Wage den Wert und Unwert jeglichen Erlebnisses abmessen kann. Der Zwangspädagoge wirft die Gewichte toter Wissensmassen in die erste Schale und läßt seine Zöglinge jedes Kommen und Gehen in der Schule nur wie etwas Hinzunehmendes empfinden, das stöhnend wie eine unerbittliche Notwendigkeit ertragen wird. Er weiß es nicht, daß jedes richtige Lehren auch immer Erziehen bedeutet. Der echte Erzieher aber nutzt den Vorgang des Reifens im Zögling, indem er ihm das Wissen als Erfahrung nahe bringt.

Zwischen beiden Wagschalen des Shakespearewortes waltet eine eigenartige Beziehung, insofern sie sich stets das Gleichgewicht halten, auch wenn nur in eine von ihnen etwas gelegt wird. Wen Erzieher, Lehrer und später eigene Lebensführung alles als hinzunehmenden Zwang empfinden lassen, dem füllt sich nicht nur die erste Schale mit lastendem Gewicht, sondern auch die zweite — wenn auch nicht mit Nutzlast —, indem nun jede wahre Bemühung um Reife doppelt schwer wird. Wer aber, ganz der zweiten Schale zugewandt, alles leicht wie ein natürliches Reifen aufnimmt, gleich jenen Gotteskindern der Bibel, denen alle Dinge zum besten dienen müssen, dem dünkt auch der Inhalt der Schale des Zwanges und Müssens nicht ungebührlich schwer, weil er sich selbst das Gesetz zu geben versteht.

Was den echten Erzieher, wie überhaupt jeden höher gearteten Menschen auszeichnet, das ist die Kunst, das Gesetz von der indirekten Wirkung im Leben auszuüben und ausübend zu lehren, wie es beispielsweise im Billardspiel anschaulich versinnbildlicht wird: man zielt mit seinem Ball nach einem dritten, indem man einen zweiten so geschickt in Bewegung setzt, daß er den dritten treffen muß. Was freilich in diesem Spiel bewußt zur Anwendung gelangt, das haben die Großmeister dieser Kunst, Dichter, Künstler, Feldherren, Staatsmänner und andere, sehr oft nur unbewußt kraft eines glücklichen Instinktes und einer besonderen Begnadung ihres Genius zur Ausführung gebracht. Entsprechend dem Worte Goethes: „Nach keinem Ideale springen, sondern kämpfend und spielend Gefühle sich zu Fähigkeiten entwickeln lassen!“

Paul Deussen schildert in einer seiner Schriften, wie Kant zu der Lehre von dem „nur vorstellungsartigen Charakter“ von Raum, Zeit und Kausalität gelangte und gibt dabei gleichzeitig zwei Beispiele für diesen indirekten Weg: „Indem Kant die alten und morschen Lehrgebäude der rationalen Psychologie, Kosmologie und Theologie zertrümmerte, wuchs ihm unter den Händen eine neue und positive Erkenntnis hervor, die er vielleicht selbst nicht erwartet hatte, deren Tragweite er jedenfalls noch nicht zu ermessen imstande war. Er kommt uns

Digitized by Google

dabei vor wie Saul, der Sohn des Kis, welcher von seinem Vater ausgesandt wurde, die Eselinnen zu suchen und eine Königskrone fand.

Überall, auf dem grünen Tuch des Billardtisches wie im Leben folgen Sieg und Erfolg dem Gesetz der indirekten Wirkung oder dem Glücksprung über eine zweite Kugel.

Wieviele Krieger mögen seit dem Tage, da das erste Schwert geschmiedet wurde, geträumt haben, Feldherren zu werden, ohne ihr Ziel zu erreichen, aber Friedrich der Große, der als junger Prinz des Vaters Soldatenspielen verabscheute, und Napoleon, der als Leutnant unmutig fragte, wie man ihn zu einem Berufe habe zwingen können, zu dem er am wenigsten tauge, werden die größten Heerführer der neueren Geschichte.

Niemals ist so wie in den letzten Jahren der „Wille zur Macht" so bewußt und absichtlich, so nackt als Forderung aufgestellt und als Ziel erstrebt worden, aber hat auch nur ein einziger Baumeister unserer Tage ein solches Werk geschaffen wie jene wahrhaft machtvoll wirkenden, in ihrer Hoheit und architektonischen Folgerichtigkeit gleich bezaubernden Dome der Gotik? Wie bemüht sich das Kunstgewerbe unserer Zeit um das Material und um neue Zierformen, es zu schmücken! Wertvolles mag erreicht worden sein, aber in dem eifrigen Dienst am Stofflichen ist ihm doch ein so überschwengliches Aufblühen des Materiales versagt geblieben, wie es die ferne Renaissancezeit sah, da in den schöpferischen Meistern wohl weniger Materialgedanken als vielmehr eine Geistigkeit voll überschäumender Kraft aus den Jahrhunderten religiöser Gebundenheit nachwirkte.

Reifsein ist alles! Auf unserem Volke lastet furchtbarer Zwang fortgesetzten Hinnehmenmüssens, weil seine königliche Siegerkraft vorübergehend gelähmt ist. Die Geisterwage des Dichterwortes steht vor uns, dem einen eine Drohung, dem anderen eine Verheißung. Nicht eine Lohnbewegung wird ihre Schalen bezwingen, so daß die erste Schale leichter wird. Seien wir der Sympathie eingedenk, die zwischen beiden Schalen waltet und allen Gewichten spezifische Leichtigkeit verleiht, wenn wissende Seelen sich ganz der zweiten Schale zuwenden, die nur dem Edelgut der Reife dient.

Die Leidenden sind die zur Herrschaft Vorausbestimmten; denn ihre einzige Tröstung bleibt Denken, Nachdenken und Überlegung, und so geht, mählich wachsend, von ihnen eine geistige Beschwörung aus, die über den weniger Gedankenstarken, weil mehr genießenden Sieger Gewalt gewinnt; denn nur beim Geiste ist alle Macht, ist die Allmacht.

Reifsein ist alles!

Digitized by Google

# Das Opfer

## Erzählung von Emmy von Egidy

Im November des Jahres 188. erschoß sich in Rom ein junger Graf K. auf dem Grabe von Goethes Sohn, während noch die letzten Rosen des Jahres aus den Zypressen des Kirchhofes herabhingen. Er hatte einer der Gesandtschaften zugehört. Sein Vater, durch ein Telegramm herbeigerufen, stand am nächsten Tage schon an der Leiche des Sohnes; ihm überreichte dessen Vorgesetzter, Baron H., einen Brief, der mit seinem Namen gefunden worden.

Graf K., nachdem er rätselnd eine Weile auf die wenigen Zeilen gesehen, senkte den Kopf, raffte sich dann plötzlich aus schwerem Sinnen auf, faltete das Papier, barg es in seiner Brieftasche und sagte, daß auch dies Schreiben keine Aufklärung enthalte und teilte seine Absicht mit, in der Wohnung des Sohnes einige Tage zu bleiben. Hier am ersten werde ein Geheimnis sich zeigen, sollte ein solches bestehen und eines Eingreifens bedürfen.

„Wenn ich es der Baronin zumuten darf, einen so gebeugten Vater zu empfangen?“ fragte zögernd der Graf, und der Baron erwiderte schnell einfallend: „Meine Frau läßt Exzellenz ihr tiefstes Mitgefühl ausdrücken, wollen Exzellenz nur die Zeit bestimmen?“ „Nach der Beerdigung, lieber Baron, bitte vorläufig meinen Dank auszusprechen.“

Allein gelassen, versenkte sich der Graf wieder in das Briefblatt und starrte, eine Offenbarung erwartend, auf die dunklen Worte. Bald aber irrten seine Gedanken ab, und in sein Sinnen mischten sich Erinnerungen aus jener Zeit, in der er selbst als junger Diplomat hier gewesen. Besonders klar tauchte vor ihm die Gestalt der jetzigen Baronin H. auf, die als ganz junges Mädchen eine Bedeutung in seinem Leben gehabt, über deren Stärke er jetzt sich wundern mußte. Wie eilten die Jahre und wie formten sie den Menschen!...

* * *

Graf K., noch jetzt eine schöne und nun auch durch bewußte Würde zusammengefaßte Erscheinung, war damals eines jener glänzenden Weltkinder, deren liebenswürdiges Feuer ihnen bei Frauen wie bei Männern Vergebung aller Sünden erwirbt. Für ihn galt als erlaubt, was sonst niemandem gestattet wurde. Seine Abenteuer entbehrten nicht des Charmes, oft nicht des Humors. Außerordentlich begabt, aber unbeschäftigt, weil noch zu jung für eine verantwortliche Stellung, verwandte er seine Fähigkeiten und Kräfte dazu, sich das Leben nach seinem Sinne zu gestalten, das hieß: immer mehr Existenzen in wirbelnder Bewegung um sich kreisen zu machen. Bereits in Gefahr, sich in solchem Leben zu erschöpfen, faßte er eine plötzliche Leidenschaft zu einer ihm an Geist, Feuer und Schönheit ebenbürtigen jungen Dame aus sehr guter, aber armer und verbindungsloser Familie. Ältere, äußerlich glänzendere Pläne beiseite stellend, verheiratete ihn sein Vater mit dieser schönen Frau, hoffend, daß es ihr gelingen würde, ihn zu bändigen. Zwei Jahre hielt er auch aus in Liebe und Treue. Da aber seine Frau ihn unveränderlich anbetend liebte, stumpfte sich seine flammende Begeisterung ab und

Digitized by Google

er überließ sich mit um so ruhigerem Gewissen einem Bedürfnis nach Abwechslung, als seine Frau, wohl unterrichtet, ihn weder durch Tränen noch durch Vorwürfe zu sich zurückzubringen suchte. Die Gräfin spielte nicht die Vernachlässigte, Huldigungen anderer Männer nahm sie mit einer kleinen Nuance von Sarkasmus hin; ihr Mann konnte nicht umhin, sie oft ganz außerordentlich zu bewundern und einen überraschten Blick auf sie zu werfen, wenn ein Wort ihrer biegsam klaren Stimme ihn traf. Es reizte ihn manchmal, daß sie ihn so gut zu entbehren verstand, während er immer neuer, immer rascher wechselnder Anregungen bedurfte.

Um diese Zeit wurde die jüngste Komtesse C. als erwachsen in die Gesellschaft eingeführt. Schon als Kind war sie in den Salons ihres Hauses gesehen worden, und Graf K. hatte die dunkle kleine Isabella oft, wenn ein scheuer Blick des Kindes ihn anlockte, aus irgend einer Ecke hervorgezogen, hatte ihr den Arm gereicht und sie einige Minuten umhergeführt, wie eine Erwachsene. Sie ließ dies widerstrebend geschehen, wagte nicht, sich loszureißen, wenn er sie neckte, kniff ihn aber heimlich in die Arme, was zu bemerken er ihr nicht den Gefallen tat. Nach beendetem Rundgang lieferte er sie bei ihrer Erzieherin wieder ab, rief dann wohl laut genug, daß sie es hören konnte, einer ihrer erwachsenen Schwestern eine lustige Bemerkung zu über den seltsamen kleinen Kobold Isa, und vergaß sie, bis er sie das nächste Mal sah. Isa aber haßte ihn und konnte es doch nicht lassen, ihn mit den Blicken zu suchen, wenn sie im Salon erscheinen mußte. Nachdem sie einige Zeit verschwunden gewesen, ohne daß jemand nach ihr gefragt, erschien sie zur Vermählungsfeier einer ihrer Schwestern, kaum sechzehnjährig, in großer Toilette in der Gesellschaft. Mit jenem Instinkt, der seine Augen stets ganz sicher dahin lenkte, wo eine besonders reizvolle weibliche Erscheinung zu sehen war, fiel Graf K.s erster Blick auf Isabella. Schnell sich erkundigend, wer diese junge Schönheit sei, trat er langsam auf sie zu, Zug um Zug ihres Gesichtes wiedererkennend und sich wundernd, daß er nicht geahnt, was in der früheren Verpuppung verborgen gewesen. Sie war groß und schlank, auf stark abfallenden, etwas geneigten Schultern und langem Halse trug sie den schmalen Kopf, der sich unter der Last eines schweren dunklen Haares beugte. Die Züge, fein und sehr bestimmt, entbehrten zwar der großen Linie der Schönheit, waren aber voll Überraschung und Reiz, das Oval vollkommen, die Haut von ganz gleichmäßig mattem Ton schmiegte sich weich wie Samt über die noch unentwickelt mageren Formen der Schultern. Als Graf K. sie begrüßte, traf ihn ein so eigentümlicher Blick aus den tiefliegenden Augen, daß das Scherzwort auf seinen Lippen erstarb und seine Augen sich nur weit öffneten, um den seltsamen Zauber dieses süßen, geheimnisdunklen Gesichtchens zu trinken. Was sie sagte, hörte er nicht, so sehr war er beschäftigt, die rätselhafte Atmosphäre zu ergründen, die, sie umhüllend, mehr und besser von ihr sprach, als Worte es hätten tun können. Dabei glitt sein Blick über ihre schmalen Schultern herab auf die fast knabenhaft eckigen Arme und entdeckte, daß da über die samtene Haut kleine dunkle Haare sich bogen. Er lächelte. Diese schwarzen Haare hatten einen so unmittelbar süßen Zauber für ihn, sie schmiegten sich in so zärtlicher Betonung an diese jungen Arme, daß er sich fast gewaltsam beherrschen mußte, um einem suggestiven Zauber nicht zu unterliegen, nicht sofort seine Lippen auf die warmgetönte Haut zu pressen. Er lächelte immer

Digitized by Google

noch, denn nun fiel ihm ein, daß er ja vor kaum vierundzwanzig Stunden geschworen hatte, keine Frau je lieben zu können, die solche Haare auf den Armen habe. Endlich hob er den Blick wieder zu ihrem Gesicht, es war leicht errötet: als habe sie alles erraten, alles verstanden, weit besser als er selbst, lag in ihrer ganzen Haltung ein leiser Zug vollkommener Hinneigung, in einer Mischung von Unschuld und Wissen, wie sie der verwöhnte Kenner nirgends getroffen. Wie er auch von gesellschaftlichen Pflichten in Anspruch genommen war, er hielt sie schon an diesem ersten Abend in seinen Blicken gefangen, ein Netz um sie spinnend, in das sie sich nur allzu willig locken ließ. Als er aber ganz zuletzt noch so hinter ihr stand, daß er ihren weich gebogenen Nacken sah, blieb er vollkommen fasziniert und starrte auf das in zwei tiefen Spitzen weit hinab gewachsene Nackenhaar, das da, der Form des Halses nachgebend, wie in süßer Lust Zärtlichkeit verheißend und suchend seine Sinne mit lockenden Schlingen umwand.

Er ließ auch nicht viele Tage vergehen, bis er sie in den Nacken küßte, einen der verstohlenen Momente benutzend, die zu finden er Meister war. Sie duldete es ohne Abwehr und ohne Entgegenkommen wie das ganz Selbstverständliche. Aber der Schauer, den dieser erste Kuß über ihren Körper jagte, schlug wie eine Flamme so stark auf ihn zurück, daß er besinnungslos, alle Vorsicht vergessend, ihr Gesicht mit Küssen bedeckte. Kein Wort wurde gesprochen, es war ein atemloses Zueinanderdrängen, ein plötzlich auflodernder Rausch, genährt aus ihren Sinnen wie aus der mit Maßlosigkeit sie umblühenden Natur. Hinter den üppig herabhängenden, am Boden ihre gelbweißen Blüten hinschleppenden Ranken eines Rosenbusches küßte er sie so zum erstenmal. Und es blieben Rosen die Beschützerinnen dieser schnell aufgeflammten Liebe. Eigentlich von Liebe wurde nicht einmal gesprochen. Isa fragte nichts und wollte nichts, sie ließ sich nur finden; mit einer sanften Traurigkeit und wie abwesend ließ sie sich in seine Arme ziehen, erglühte dann aber unter seinen aufreizenden Liebkosungen und konnte sich plötzlich in ein ekstatisch liebeberauschtes Wesen wandeln.

An einem der berückenden Abende des Südens, als sie der größeren Gesellschaft vorangeeilt, allein unter Zypressen an der Steinfassung eines Wasserbeckens standen, bückte sie sich und zog an ihren langen weißen Fingern Tropfen des klaren Wassers empor, die wie nach ihrem Willen langsam fielen, während sie mit bedeckter Stimme Verse in wiegenden Rhythmen sprach. Er setzte sich auf den niederen Steinrand, um besser zu verstehen, und sie, mit einer lässigen Bewegung, führte ihre Hand so, daß die klaren Tropfen auf sein lauschendes Gesicht fielen, während sie ernst und nur in den Klang ihrer Verse vertieft weitersprach. Er aber fing mit seinen Lippen die Tropfen auf und ihm war, als reiche sie ihm ihr Blut zu trinken, als schwöre sie durch ihre glutvoll schönheitstrunkenen Worte ihm sich zu eigen mit Leib und Seele. Sie schien ihn nicht zu sehen, ihre Augen blickten in ein fernes Unsichtbares; sie selbst, wie die Zypressen, zwischen denen ihre Gestalt aufragte, umspielt von der blauen Luft des Südens, hineingehoben in den goldenen Himmel, war wie die Dinge des Märchens: unleugbar gegenständlich und doch unwirklich; aber ihre leise raunenden Töne banden in unheimlicher Weise sein Geschick mit dem ihren: so fühlte er es, und den Zauber zu brechen, der ihn fast ängstigte, fragte er:

Digitized by Google

„Sprichst du von unserer Liebe?“

Wankend da wie eine angerufene Traumwandlerin, fahlblaß geworden, streifte sie ihn mit finsterem Blick und wiederholte langsam:

„Liebe ... wenn du mich liebtest, würdest du mich forttragen von hier, in ein Schloß mit festen Mauern, dort würdest du mich gefangen halten, daß keines Menschen Auge mich je erblickte, dorthin würdest du kommen, so oft du könntest, ich würde dich erwarten, dich ersehnen — dort würde ich dir dienen.“ Sie sagte das alles mit dem unbestimmbaren Ausdruck eines wiederholten Märchensatzes, und doch fühlte er, daß sie eine Vorstellung damit verband, die sie vielleicht ersehnte. Er war aufgesprungen, als müsse er sofort wahr machen, was sie gesagt, aber in diesem Augenblick kam die Gesellschaft ihm nach, Isabelle tauchte wieder ihre Finger in das Wasser und ließ die klaren Tropfen daran hinunterlaufen, nur sprach sie keine Verse mehr. Ihm aber war dabei nicht anders, als sei er verzaubert, gebunden an den rätselhaften Willen dieses Mädchens, das scheinbar keinen Willen hatte.

Alle frühere Wildheit verlassend, war sie das Geschöpf seiner Laune geworden, und eine stille Sanftheit ergoß sich über ihre gefährliche Schönheit, besonders wenn sie in seiner Nähe war. Eine letzte Grenze nie überschreitend, überschüttete er sie mit maßlosen Zärtlichkeiten, und in jener seltsamen Mischung von Unschuld und erwachender Erfahrenheit, von kindlicher Zutulichkeit und zielsicherer Betörung wurden sie erwidert.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Gesellschaft aufmerksam wurde auf die bedeutend den Kreis seiner gewöhnlichen Kurmacherei überschreitenden Beziehungen dieser beiden. Die Eltern der Komtesse, in der Überzeugung, daß etwas Gefährliches doch nicht geschehen werde, hielten es für das beste, zu tun, als bemerkten sie nichts und erwarteten, daß die Sache bei der bevorstehenden Trennung des Sommers von selbst sich auseinanderfinden würde. Gräfin K. allerdings, nach einem vergeblichen Versuch, Isabelle an sich heranzuziehen und so das Gerede zum Schweigen zu bringen, hielt es doch für angezeigt, sich den Zuschauern zu entziehen und war mit ihren beiden Kindern schon verreist. Von den Schwestern Isas, die beide am Ort verheiratet waren, wagte nur die eine einmal eine leise andeutende Warnung, aber die Veränderung in dem Gesicht der Schwester, der böse Ausdruck der Augen, der herrisch verschlossene Mund, dieser abwehrende Wille, der entschlossen schien, alles auf seinem Wege niederzuwerfen, machte die Warnerin verstummen. Überhaupt gewann in jener Zeit ihre seltsam beunruhigende Schönheit eine fast dämonische Färbung. Die feinen kleinen Züge wurden noch bestimmter, oft waren die Augenbrauen so zusammengezogen, daß sie ein böse gerichtetes Wollen ausdrückten, unheimlich scheu blitzte darunter ein Blick hervor, der schmallippige Mund konnte etwas Grausames haben, eine schwüle Atmosphäre umgab sie, darin sonderbare Formen dunkler Triebe reiften. Niemand wagte sie auf ihrem Wege aufzuhalten.

Nach kurzer Zeit hatte Graf K. alles andere vergessen, er sah nur noch sie, und das zwingende Ziel, sie zu besitzen — er wagte den Vorschlag einer Entführung. Genau ließ sie sich sagen, wie er sich alles denke, wohin er mit ihr fliehen wolle, wie alles verlaufen werde bis zu dem Augenblick, wo das Haus, das er zu diesem Zwecke schon in seinen Besitz gebracht, vor ihrer hinter geschlossenen Lidern

Digitized by Google

arbeitenden Einbildungskraft erschien. Da sagte sie leise: „Ich werde bereit sein", und preßte sich fester an ihn, mit ihrem ganzen Körper eine Berührung suchend.

Der Plan war, daß nach einer Gesellschaft, bei einer durch angelegten Streit organisierten Verwirrung der Wagen und Kutscher, sie sich in ein bezeichnetes Kupee schleichen solle, das, einen Nebenausgang gewinnend, mit ihr fortfahren würde, während die Gesellschaft noch auf die Entwirrung der Streitenden warte. Man mußte zur Ausführung eine Gesellschaft abwarten, die in dem seiner Lage nach günstigsten Palaste stattfinden sollte. Die Zeit bis dahin mußten sie, um der Möglichkeit eines rasch aufsteigenden Verdachtes auszuweichen, sich scheinbar meiden. An dem Abend selbst wollte Graf K. spät erscheinen, seine Aufmerksamkeit kurze Zeit irgendeiner Dame widmen, mit ihr nur wenige konventionelle Worte wechseln, bald wieder verschwinden und nur zu ihrer völligen Sicherheit eine weiße Blume im Knopfloch tragen, zum Zeichen, daß alles in Ordnung sei.

Es kam der Abend. Ohne die geringste Erregung zu zeigen, ließ Isabella sich anziehen, gegen ihre Gewohnheit ließ sie sich viel von ihrem Schmuck umlegen, unter dem Vorwande, das Weiß des Kleides vertrage die Farbigkeit der Steine. In einem unbewachten Augenblick faßte sie mit einem Griff den Rest des in der Schatulle befindlichen Schmuckes und ließ ihn in den Ausschnitt ihres Kleides gleiten, während sie rasch den Deckel zuschlug. Sie war so schön an diesem Abend und ihre Stimmung so glückgehoben, daß das Urteil über sie in der Gesellschaft fast umschlug. Sie schwebte, kaum berührten ihre Füße den Boden, ein heller Schein, fast ein liebenswürdiges Lächeln strahlte von ihrem Gesicht, sie sprach, sie lachte, nie hatte ihre Erscheinung ein solches Aufsehen erregt. Ein junger englischer Aristokrat, der sie zum ersten Male sah, faßte augenblicklich die tollste Leidenschaft für sie, bestimmend für sein Leben. Schon war die Zeit gekommen, in der Graf K. erscheinen sollte, und sein unentschuldigtes Ausbleiben wurde allgemein besprochen, aber noch war Isa ganz ruhig, spät würde er kommen, aber kommen würde er, so wußte sie. Doch fühlte sie plötzlich ein Rädchen in ihrem Kopfe, das scharf und beständig sich drehte, während nichts sonst an ihr sich veränderte. Sie strahlte, sprach und lachte, sie war überzeugt, daß der Graf schon da sei, nur in einem anderen Raume sich aufhalte, sie war vollkommen sicher, aber das merkwürdige Gefühl in ihrem Kopfe wuchs und wuchs. Die Zeit verging, mit jedem Augenblick glaubte sie ihn erscheinen zu sehen, aber nichts ereignete sich. Noch als die Wagen gemeldet waren und die Gesellschaft sich zu verabschieden begann, war sie sicher, daß er plötzlich in ihrem Gesichtskreise auftauchen würde, die weiße Blume im Knopfloch. Mechanisch folgte sie ihren Eltern, betrat den Hof: in vollkommener Ordnung standen die ersten Wagen, die Abfahrt entwickelte sich ruhig wie immer, so gespannt sie auch auf einen entstehenden Lärm, Streit und Verwirrung horchte, so geschah doch nichts von alledem, und sie fand sich plötzlich ihren Eltern gegenüber im Wagen. Sie hörte auch die Stimme ihres Vaters undeutlich von fern, während ganz deutlich und entsetzlich das Rad in ihrem Kopfe anwuchs und sich mit Blitzesschnelle drehte, so daß alles in ihr und um sie in eine drehende Bewegung kam. Wie sie in ihr Zimmer gekommen, wußte sie nicht, in dem Augenblick aber, als die Jungfer ihr das Kleid abstreifte und der Schmuck, den sie zwischen ihre Kleidung geschoben, leise klirrend zu Boden glitt, sprang sie mit einem kleinen

Digitized by Google

Schrei auf die ziemlich hohe Brüstung des Fensters und hätte sich hinuntergestürzt, wenn die Jungfer sie nicht an den Unterkleidern erfaßt hätte. Ein Kampf entstand, in dem die Komtesse außerordentliche Kräfte entwickelte, schließlich aber durch einen Lachkrampf geschwächt, so weit erlag, daß das Mädchen die Klingel erreichen konnte, um Sturm durch das Haus zu läuten. Als Hilfe kam, weinte Isabella bereits, ein Weinen, das stundenlang dauerte und eine Krankheit einleitete, die sie für Jahre in die Behandlung verschiedenster Ärzte gab.

Was den Entführungsplan vereitelt, erfuhr Isabella nie. Ein Brief des Grafen, der ihr Erklärung bringen sollte, kam nie in ihre Hände. Dasselbe Kammermädchen, das schon früher ins Vertrauen gezogen gewesen, in der Hoffnung auf ein besonderes Trinkgeld, hatte ihn den Augen der Eltern und Pflegerin unterschlagen, wie aber die Komtesse immer kränker wurde, erbrach sie ihn selbst, konnte die Sprache nicht lesen, fürchtete sich vor Mitwisserschaft und verbrannte ihn. Ob der Graf selbst in letzter Stunde noch zur Besinnung gekommen, von dem unsinnigen Unternehmen abstand? Ob der Plan verraten? Ein Freund ihn zurückgehalten, ein Vorgesetzter ihn gewarnt? Ob seine Frau einen entscheidenden Schritt getan, ihn zurückzuführen, bleibt ungewiß. Wie später bekannt wurde, war Graf K. in derselben Nacht, in der Isa erkrankte, durch ein Telegramm an das Krankenbett eines seiner Kinder gerufen, nach Norden abgereist. Er wurde versetzt und kam nach Rom nur zurück, um den Umzug zu leiten. Isabella sah er nicht, sie war auf dem Lande, man konnte auf eine baldige Genesung hoffen. Aber dieie Hoffnung wurde wieder vernichtet, als nach etwa einem Jahr sie durch eine Unvorsichtigkeit die Geburt eines dritten Kindes im K.schen Hause erfuhr. Gefährlicher als die erste Krankheit war dieser Rückfall, aber es verzehrte sich in ihm das noch vorhandene Gift vollkommen, wenn auch in fast zerstörendem Kampfe. Als sie endlich genesen, hatte sie wohl den ganz besonderen unvergleichlichen Charme ihres Äußeren behalten, aber in ihrem Wesen entsprach nichts mehr den verlockenden Reizen ihres Aussehens. Etwas Müdes, Scheues lag über ihr, unendlich wehmütig wirkend. Kühl gegen Männer, erweckte sie doch noch immer Liebe und Leidenschaft und erwiderte sie nie. Auf die triebhafte Liebe voll gefährlicher, allzu früh einfallender Reize war ein schnelles Welken gefolgt, ohne eigentliche Blüte und Frucht. Erschöpft, bevor sie noch gelebt, konnte sie sich nicht entschließen, zu heiraten. Der junge Engländer, der an dem verhängnisvollen Abend die Leidenschaft für sie gefaßt, erneuerte mehrere Jahre hintereinander seine Werbung. Vielleicht in einer Regung von Grausamkeit, vielleicht um ihn vollkommen zu bekehren, erzählte sie ihm ihr Erlebnis mit Graf K. Dies änderte nichts an seinem Gefühl, und endlich von allen Seiten gedrängt, willigte sie in eine Verlobung. Nachdem sie die Heirat unentschlossen von Monat zu Monat verschoben, löste sich die Verbindung wieder. Trotzdem blieb der Engländer und widmete sich gelehrten Studien in Rom, das er so wenig wie die einmal geliebte Frau verlassen konnte; er überwand sich langsam, sie ohne Wünsche zu betrachten, und wurde ihr Freund.

Ganz anders hatte sich die Rückwirkung des heftigen Bruches auf Graf K. gestaltet. Auch bei ihm mußte sich ein Gift verzehren in jener aufreibenden Leidenschaft. Nach einigen Monaten des Urlaubs, die er still im engsten Familienkreise

Digitized by Google

auf dem Lande zubrachte, während deren er die Krise überwunden haben mußte, erschien er als ein Neuer in der Welt. Fest und gesammelt ging er an die Erfüllung einer verantwortlicheren Pflicht, als sie ihm bisher gegönnt gewesen. Er hatte das Glück, sehr bald in einer schwierigen, verwickelten Lage die Interessen seiner Regierung mit Erfolg vertreten zu können, und stieg seitdem auf der Staffel der Ämter und Würden unaufhaltsam vorwärts. Die Beziehung zu seiner Frau, auf das vollkommenste hergestellt, entwickelte sich immer beglückender für beide, von seinem früheren Bedürfnis nach Abwechslung war ihm nur eine äußerlich genießende Kennerschaft weiblicher Schönheit geblieben.

Neun Jahre etwa mochten nach jenem verhängnisvollen Frühjahr vergangen sein, als Isabella und ihre Eltern mit der Gräfin K. und den Kindern in einem der großen Kurorte der Schweiz sich fanden. Sie wohnten in demselben Hotel, ein Verkehr war unvermeidlich. Der Graf war in wichtigem Amte gefesselt. Isa wunderte sich selbst, wie wenig Überwindung es sie kostete, mit der Gräfin und ihren fünf blühenden Kindern zusammen zu sein. Während sie sonst Kinder zu meiden pflegte und für die ihrer Schwester nur eine zerstreut gelangweilte Duldung hatte, ließ sie sich mit den K.schen Kindern auf eine gleichgestellte Kameradschaft ein. Wenzel, eben das Kind, das nach jener Katastrophe geboren, dunkler als die anderen, schmaler und zarter, ein kluger, äußerst reizbarer Junge, Sorgenkind der Mutter, Stolz des Lehrers, der ihn im Wissen weit über seine Jahre gebracht hatte, faßte eine besondere Zuneigung zu ihr. Zutraulicher als es sonst seine Art war, brachte er ihr seine Steine und Bücher, erzählte ihr seine phantastischen Welteroberungspläne, und seit er wußte, daß sie in Rom lebe, machte er dies zum vornehmsten Ziele seiner eingebildeten Kriegsfahrten. Er besaß ein Buch mit Bildern der ewigen Stadt, deren Triumphbögen nun in seiner Phantasie anfingen, sich für seinen ruhmvollen Einzug zu schmücken. Sie waren aus Gold und Edelsteinen, er zog durch sie in die eroberte Stadt mit den Löwen und Elefanten seiner Kriegsbeute. Er brachte in dem Zelte auf dem Rücken eines dieser Elefanten, bewacht von vier wilden Kriegern, die schönste Perle, die allergrößte, die es gegeben, um sie Isabella zu schenken, die er zur Königin der eroberten Stadt machen würde, mit all ihren goldenen Toren, mit ihren Palästen aus Rubinen und Smaragden. Wenn er ihr solches flüsternd und sich überhastend erzählte, glühten die großen Augen in dem feinen Gesicht, er zitterte erregt von Wünschen und Erwartungen des geheimnisvoll reichen Lebens. Manchmal einem Wort von ihr fügsam wie ein Lamm, konnte er zu anderen Malen nicht ertragen, daß sie ihm eine Bitte abschlug oder gar ihm etwas untersagte. Er eiferte dann ebenso leidenschaftlich in Vorwürfen und häßlichen Worten gegen sie, als er vorher sie mit Zärtlichkeit bestürmt. Einmal saß sie mit einem verletzten Hündchen im Schoß, das sie den allzu liebevollen Untersuchungen der Kinder entzogen hatte, und streichelte es schonend. Da stand Wenzel mit hohnvoller Miene vor ihr und machte, was sie tat, lächerlich durch giftige Worte. Seine Mutter untersagte ihm empört solche Reden, aber Isabella sagte nur ruhig, indem sie ihn lächelnd ansah: „Du möchtest selber das Hündchen sein, so auf meinen Knien sitzen und gestreichelt werden, das ist alles!“ Sofort gab er das zu, und stellte sich, schon von der Vorstellung versöhnt, dicht neben sie. Die Gräfin war entsetzt; zum erstenmal bemerkte sie

Digitized by Google

an einem ihrer Kinder eine solche Umkehrung des wirklich Gefühlten in sein Gegenteil, zum erstenmal trat ihr etwas ganz Fremdes an diesem Kinde entgegen.

Auf einem Spaziergange, den Isabella allein mit den jüngeren Kindern und ihrem Lehrer machte, bekam Wenzel einen seiner plötzlichen Anfälle von Ungezogenheit; von seinem Lehrer zurechtgewiesen, warf er sich zu Boden und raufte im Zorn alles aus, was an Blumen und Kräutern ihm erreichbar war. Als alle Ermahnungen nichts halfen, ging Isa dicht zu ihm heran und sagte ihm leise, sie werde ihn schlagen, wenn er nicht sofort dieses Gebaren lasse. Darauf riß er nur um so heftiger die Blumen aus der Erde, und sofort traf ihn ein Schlag ihres Sonnenschirms. Er verhielt sich ganz still und ließ sich ohne Abwehr schlagen, während ein sonderbares Lächeln auf seinem Gesicht spielte, das sie sofort innehalten ließ. Sie ging von ihm fort. Er aber lief ihr nach, warf sich vor ihr zu Boden und wollte seine Unart fortsetzen. Weil sie fühlte, daß er es nur tat, um von ihr geschlagen zu werden, sah sie ihn nicht mehr an und ging so schnell sie konnte allein zum Hotel zurück. Von da an hielt sie sich fern von Wenzel. Seine frühere Liebe schlug in Haß um. Er tadelte, leise vor sich hin redend, ihr Aussehen, ihre Kleidung, sprach die Hoffnung aus, daß sie bald abreisen werde; traf er sie allein, so sprach er laut von ihrem häßlichen Pferdehaar, das er früher gern heimlich gestreichelt, und ahmte ihren Gang nach.

Eines Abends begegnete er Isabella auf einem Gang des Hotels, wie sie in Abendtoilette in den Speisesaal ging. Kaum sah er sie, als er sich mit Ungestüm von seinem Lehrer losriß und mit offenen Armen auf sie zustürzte. Fast warf er sie um. Bebend preßte er sich an sie, umklammerte sie und flüsterte heiße, leidenschaftliche Worte: „Ich will nur dich, nur dich, nur dich. Du bist die Schönste, die Schönste, meine Isabella, nur dich! Ich liebe dich, du weißt nicht, wie ich dich liebe, nur bei dir will ich sein, ich schenke dir alles, was ich habe, nur bei dir will ich sein!“

Isabella war ganz bleich geworden, das Zittern dieses an sie gepreßten Kinderkörpers erweckte plötzlich in ihr auf eine furchtbare und erschütternde Weise die Erinnerung an längst Vergangenes. Auch sie fing an zu zittern. Aber plötzlich sich zusammenraffend, fand sie doch die Kraft, den Knaben von sich zu stoßen, der taumelnd und weinend in die Arme seines Lehrers sank. Am selben Abend noch veranlaßte sie ihre Eltern zu einer baldigen Abreise und vermied bis dahin jedes Zusammensein mit Wenzel. Nach jenem Sommer aber zeigte sich eine Veränderung in ihrem Wesen, gerade in der kräftigen Abwendung von ungesunden Erregungen hatte sie einen neuen Zugang zum Leben gefunden. Sie heiratete noch im Laufe des folgenden Winters, nicht den englischen Gelehrten, der um ihretwillen in Rom geblieben war, sondern einen ganz neu in ihren Gesichtskreis tretenden Baron H., der mit lächelnder Sicherheit über ihre gelegentlichen Sonderbarkeiten wegsah. Er war Diplomat und war klug genug, für die ersten Jahre seiner Ehe sich einen Posten zu erbitten, möglichst weit fort von Rom, wo sie durch die ganz neuen und nicht leichten Verhältnisse eines fremden Erdteiles beschäftigt war. Sie wurde Mutter, und damit schien ein neues Leben erst recht für sie zu beginnen. Ihr großes Bedürfnis nach Zärtlichkeit, Nähe des geliebten Wesens, gefühltem Zusammenhang, übertragenem Lebenswillen, bekam eine andere Richtung und einen neuen Inhalt. Sie war die aufopferndste und zärtlichste

Digitized by Google

Mutter. Ihre drei Kinder hingen mit der größten Liebe an ihr, und sie verstand es, ihnen zu leben, ohne ihre geselligen Pflichten zu vernachlässigen. Nach dem ersten Welken ihrer frühen Jugend erhielt sie sich nun erstaunlich jung, sie wurde eine allgemein geliebte Frau, und ein Lächeln befriedigten Glückes erhöhte noch den immer gleichen Reiz ihrer Erscheinung.

Nach Jahren wieder nach Rom versetzt, kündigte ihr Gemahl ihr eines Tages die bevorstehende Ankunft eines jungen Grafen K. an, der nach einem sehr liebenswürdigen Schreiben seines einflußreichen Vaters nicht eigentlich in die Diplomatenkarriere eintreten solle, er habe gelehrte Ambitionen, und nur um ihm den Zusammenhang mit der Gesellschaft, zu der er gehöre, notwendig zu machen, habe der Vater diese Stellung gewünscht.

Isabella fragte nach seinem Vornamen, und da sie gehört, daß es eben jener Wenzel K. sei, der sie vor Jahren durch seine erregte Gefühlsweise so erschreckt, erklärte sie mit ungewöhnlicher Bestimmtheit, ihn nicht bei sich empfangen zu wollen. Baron H., nicht unangenehm berührt, daß die alte Geschichte, von der er etwas wußte, in eine Abneigung gegen alles, was K. heiße, übergegangen, redete ihr zu und sagte, daß er gar nicht in der Lage sei, dem Wunsch des mächtigen Vaters entgegenzutreten. Sie blieb dabei, daß irgend ein Unglück daraus entstehen werde, fügte sich aber und empfing Wenzel K. am Tage nach seiner Ankunft. Er war ein sehr schlanker, großer junger Mann, von gutem Benehmen, aber finsterem Wesen, nur die runden, ungewöhnlich großen Augen zwischen schön geschnittenen Lidern erinnerten noch an sein Knabengesicht. Seine seltsamen, aber sehr klugen Bemerkungen ließen schließen, daß eher geistiges Übergewicht als Familienstolz ihn so hochmütig erscheinen lasse. Er machte seine Besuche, wie die Pflicht sie forderte, zeigte sich dann aber so geschickt im Erfinden von Vorwänden, daß er nur einen kleinen Teil der Geselligkeit mitmachte. Da er in seiner finsteren Haltung verharrte, fragte niemand viel nach ihm. Die wenige Arbeit, die Baron H. von ihm verlangte, erledigte er sehr schnell, äußerst gewandt und immer so, daß er so wenig wie möglich mit seinen Vorgesetzten zu tun hatte. Niemals aber fehlte er, wenn er in das H.sche Haus geladen war, und allein dort hörte man ihn sprechen, sah ihn sich bewegen und Anteil nehmen an dem, was um ihn geschah. Isabella hatte lange gezögert, ihn mit ihren Kindern zusammenzubringen, als sie aber sein glücklich aufleuchtendes Gesicht gesehen, während ihre übermütigen Kinder ihn umsprangen, konnte sie nicht widerstehen und zog ihn in ihren engeren Kreis. Er war nun oft Zeuge, wie sie, Kind selbst unter Kindern, ein zärtlicher Kamerad bei ihren Spielen, ein liebevoller Erzieher, wenn es nötig wurde, hier den schönsten Teil ihres Lebens lebte. Und hier taute auch er auf; so verschlossen er sonst war, hier entfesselte er mit großer Anmut den verschwenderischen Reichtum seiner Natur. Die Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, zwischen zwölf und acht Jahren, wählten ihn eines Tages einstimmig zu ihrem ältesten Bruder. Er wurde ihr Sklave und ihr Berater; er hütete sie und teilte ihnen von seinem Wissen mit, so viel sie aufzunehmen vermochten; er machte Spaziergänge mit ihnen und nahm den Ältesten sogar zu seinen Ausgrabungen mit; er lud sie mit Lehrer und Bonne zum Tee in seine Wohnung, wo sie alles von unten noch oben kehren durften. Schon hatte Baron H. seine Gattin lächelnd

Digitized by Google

gefragt, wo nun ihre Angst vor dem Unglück geblieben, das geschehen müsse, und sie hatte, noch immer nicht ganz frei von einem beklommenen Gefühl, ausweichend geantwortet, als eines Abends das geschah, was ihre Ahnung bestätigte. Angekleidet zu einer Gesellschaft, nahm sie in Wenzels Gegenwart Abschied von ihren Kindern. Während sie das kleine Mädchen küßte, ergriff der älteste Knabe Harald eine der tief in den Nacken gewachsenen Haarspitzen der Mutter, ringelte sie um einen Finger, sie leicht zupfend, um den Abschied von der kleinen Schwester zu verkürzen. Kaum hatte Wenzel das gesehen, als er einen Schlag mit der Faust nach der Stirn des Knaben führte, der unmittelbar einen Strom von Blut aus seiner Nase stürzen machte. Im selben Augenblick aber hatte er den Knaben auch schon aufgehoben und trug ihn auf sein Bett, wo er den Kopf tief legend, mit Wasser schon kühlte, als die entsetzte Mutter nachgeeilt kam. Der Junge hatte sich schon wieder erholt und ergriff, als er das leidenschaftlich besorgte Gesicht seines Freundes über sich sah, in gutmütiger Aufwallung dessen Hand. Wenzel beugte sich schnell, küßte die Knabenhand, trat dann zurück und überließ den Platz der Mutter. Er erwartete sie in ihrem Salon, von wo ihr Gatte sie zum Ausfahren abzuholen pflegte, und ging ihr mit todbleichem Gesicht ein paar Schritte entgegen, als sie kam. Sie war so erschüttert, daß sie sich nicht entschließen konnte, ihn anzusehen.

„Verbannen Sie mich nicht, es soll nie wieder Ähnliches geschehen, nie wieder", stammelte er.

„Sie werden mir meine Kinder töten!" sagte sie in ihrer besinnungslosen Angst.

„Eher mich selbst!" antwortete er und trat einen Schritt näher.

„Was haben wir Ihnen getan, was habe ich Ihnen getan, warum verfolgen Sie mich?" klagte sie weiter, seine Worte überhörend.

„Ich liebe Ihre Kinder, sie sind mir das Teuerste neben .... ich werde es beweisen, daß sie mir teurer sind als mein eigenes Leben. Wie das geschehen konnte, weiß ich nicht, ich kann nicht sagen, wie es kam, ich war selbst nicht darauf gefaßt, nicht vorbereitet, ich kannte diesen Feind nicht — nun bin ich gewarnt, — ich kann gutsagen für mich, daß es nie wieder geschehen kann — nicht kann! Verstehen Sie, nicht kann! Dies ist nicht der erste Kampf. Wüßten Sie, wüßten Sie, wie es in mir aussieht, Erbarmen hätten Sie, nicht verstoßen würden Sie mich, nicht verdammen, nicht dies einzige Heil würden Sie mir nehmen, hier im Bunde zu sein, hier ..." Ein Schluchzen erstickte seine Stimme, eine ungeheure Aufregung hatte mit einem Male den Damm gebrochen, hinter dem er unter unsäglichen Kämpfen seine leidenschaftliche Natur verborgen hielt. Seine Aufregung hatte sich ihr mitgeteilt, auch sie zitterte am ganzen Körper, bleich wie er, bat sie ihn mit versagender Stimme, sie für jetzt zu verlassen. Er ging, mühsam nur zu jedem neuen Schritt die Kraft findend, und warf von der Tür einen so flehenden Blick auf sie, daß sie mit einem leisen Aufschrei auf den nächsten Stuhl sank. Noch ganz aufgelöst fand sie ihr Gatte. Sie erzählte ihm, was geschehen, ihre Ahnung über den wahren Grund des Schlages hinter stockenden Worten verbergend, und flehte ihn an, Wenzel zu entfernen. Baron H., unwillig über den störenden Zwischenfall, machte ihr Vorwürfe darüber, daß sie die Kinder verziehe und verwöhne, daß sie der Mutter gegenüber in der Tat oft ein ungehöriges Benehmen hätten, so daß sie die Szene sich selbst zuzuschreiben habe. Sie gab

Digitized by Google

alles zu, verteidigte sich gar nicht, versprach Änderung und bat nur immer wieder, in einem Ton, der ihm völlig übertrieben erschien, um die Entfernung Wenzels.

Zurückkehrend von der Gesellschaft, fand der Baron ein Urlaubsgesuch Wenzels vor. Er bat, seine erschöpften Nerven an der See kräftigen zu dürfen. Er schrieb seinem Attaché ein paar gütige Worte, die unauffällig ein Vergessen des Vorfalls umhüllten und einen Gruß Isabellas vermittelten.

Am Meer traf Wenzel mit jenem englischen Gelehrten zusammen, den seine Leidenschaft für Isabella an Rom gefesselt hatte. Sie kannten einander aus dem H.schen Hause, und Wenzel hatte die Einladung, sich in Mr. G.s wundervoller Bibliothek umzusehen, mit Freude ergriffen, weil ihm aus der Gegenwart dieses Mannes irgendwie eine Kraft zufloß, eine Stütze in dem Kampfe, den er erlitt. Jetzt lernte er den Engländer von einer neuen Seite kennen, und ihm beim Segeln im eigenen Boot zusehend und helfend, erstaunte er, daß die jugendlichen, kräftigen Bewegungen, das oft schwer unterdrückte Temperament nicht nur Ausfluß mächtiger Geisteskraft, sondern wirklich körperlich gesunden Lebens waren. Eine Bewunderung, die er sich selbst nicht ganz zu deuten wußte, erfüllte ihn für diesen Menschen, aus dessen ruhig blickenden großen Augen Kraft und Wärme in einem immer gleichmäßig leuchtenden Strome flossen. Wenn sie weit draußen im Meer zwischen den wie kristallene Berge aufsteigenden Wellen des purpurblauen Elementes dahinsausten, auf tief geneigtem Boot, und des Gefährten hohe, schlanke Gestalt in kräftigen Bewegungen sich abhob von diesem wallenden, wogenden, leuchtenden Hintergrunde, so konnte Wenzel für Augenblicke denken, daß auch für ihn eine Lösung aus der qualvollen Verwirrung seines Innern möglich sei.

Zurückgekehrt in die Stadt nach zwei Wochen, war er bemüht, durch ein gleichmäßig zurückhaltendes Wesen das Geschehene vergessen zu machen. Bald aber zeigten sich Schwankungen in seinem Verhalten. War er heute überströmend liebenswürdig und offen, so konnte er morgen, durch eine Kleinigkeit verletzt, in die verbittertste Stimmung verfallen und fühlbar machen, daß er ein Gezeichneter sei, daß man ihm nicht vertraue, ihm nicht wirklich vergeben habe. Anfangs gelang es manchmal einem mütterlich ermahnenden Wort Isabellas, ihm sein Gleichgewicht zurückzugeben, aber es kam die Zeit, in der ihn dies am meisten reizte. Einmal brach er in die gequälten Worte aus: „Nicht diesen Ton, bitte! Wenn Sie weißes Haar hätten und ein runzliges Gesicht! Aber Sie sind jung.“ Schnell brach er ab, verabschiedete sich und ließ sich für Tage nicht sehen. Als er wieder erschien, trug er eine flehend stumme Bitte um Duldung auf dem bleichen Gesicht. Die ängstlich werdende Zurückhaltung Isabellas besserte in nichts die Lage, bald war Wenzel in dem Zustand seiner Kindheit: da er sie zugleich haßte und liebte, unter dem unerhörten Reiz einer Empfindung, für die ein natürlicher Ausfluß unmöglich war.

Aber Haß und Liebe waren nicht die einzige Spannung seines Gefühls, auch seine Liebe war entsetzlich gemischt aus dem glühenden Wunsche, sie in seine Arme zu reißen, ihren Lippen Küsse zu entlocken, wie er träumte, daß nur dieser Mund sie habe, ihrer Stimme einen Klang abzugewinnen, den er nie gehört und in ihrer Stimme verborgen ahnte — und aus einem flehenden Bedürfen den Kopf an ihre Knie zu schmiegen, wie ihre Kinder taten, wie er selbst in seiner

Digitized by Google

Kindheit bei seiner Mutter getan, Schutz, Stille, Frieden findend. Wenn so seine Gedanken zurück zu der eigenen Mutter schweiften, mußte er sich gestehen, daß er sie vergessen habe, mit Anstrengung stellte er sich ihr Bild wieder her, und obwohl er sich sagte, daß sie in jeder Beziehung Isabella überlegen sei, daß sie ihn und seine Geschwister mit eben so viel Liebe und Zärtlichkeit, nur mit mehr Voraussicht, wahrerer Güte und Weisheit erzogen, so verlangte ihn doch, wie nach etwas stets Ersehntem, nach der so süßen, unvernünftigen und persönlichen Zärtlichkeit, mit der Isabella ihre Kinder umfing. Alles würde gut sein, schien ihm in solchen Augenblicken, wenn sie ihn wirklich wie ihren Sohn behandeln würde. Tat sie das aber, so bäumte sich alles in ihm auf, und um eine Szene zu vermeiden, stürzte er fort. Immer krasser wurden die Unterschiede seiner Stimmung. Unruhig beobachtete ihn Isabella, doch größer als das Mitleid, das sie für ihn empfand, war die Angst um ihre Kinder. In ihre Träume schlich sich die Vorstellung eines blutenden Opfers, und nicht selten geschah es, daß sie des Nachts aufstand, um sich zu versichern, daß ihre Kinder gesund und friedlich schliefen. Auch den Kindern entging nicht die Veränderung im Wesen ihres „großen Bruders", und sie klagten darüber. Instinktiv vermeidend, Isabellas Vertrauen auf die Probe zu stellen, hatte Wenzel schon lange nicht mehr Harald zu seinen Ausgrabungen mitgenommen, und obwohl gerade er manche Beweise besonderer Zuneigung von Wenzel erhielt, kränkte das den Knaben. Da wieder einmal fast eine Woche vergangen war, in der sich der Freund nicht bei ihnen gezeigt, ging er ohne Erlaubnis nachzusuchen allein zu ihm. Er fand ihn nicht zu Hause, hörte, daß er bei Mr. G. sei und, den einmal gefaßten Plan festhaltend, eine offene Frage an den Freund zu tun, ging er in das nahe gelegene, ihm wohlbekannte Villino des Engländers. Beide Herren waren in eine Schachpartie vertieft, von der Wenzel schnell aufsprang, als Harald gemeldet wurde. Mit Ruhe stellte der Hausherr die Figuren wieder zurecht, die Wenzels ungestüme Bewegung umgeworfen, winkte dem Diener, den Schachtisch vorsichtig beiseite zu stellen, und wandte sich zu den anderen. Wenzel, aus den Worten des Knaben entnehmend, daß man ihn geschickt habe, hielt voll Freude seine Hand fest und wollte sich mit ihm von Mr. G. verabschieden, als dieser fragte, ob Harald nicht gern die jungen Hunde sehen wolle. Sie waren noch im Stall, als Isabella in ihrem Wagen vorfuhr. Dem Erzieher vorauseilend, lief sie so schnell sie konnte auf das Haus zu. Der Engländer ging ihr rasch entgegen, und kaum sah sie ihn, so rief sie auch schon: „Ist Harald hier?" Etwas beschämt kam dieser hinter der Stalltür hervor, aber seine Mutter, seine gestammelte Entschuldigung überhörend, überhäufte ihn mit Zeichen der Freude, ihn wohlbehalten vor sich zu haben. Wenzel lehnte indessen totenbleich an der Wand, die Zähne aufeinandergebissen, die Hände verkrampft, sah er aus glühenden Augen auf die Gruppe. Als Isabella auch ihn endlich sah, war sie so bestürzt über den Eindruck, den ihre Freude auf ihn machte, daß nur das völlig weltmännisch beherrschte Wesen des Hausherrn der Verworrenheit der Situation eine mögliche Wendung gab. Man machte einige Gänge durch den nur kleinen Garten, dann fuhr Isabella mit Harald und dem Lehrer fort, während beide Herren grüßend am Tor standen. Gleich nach der letzten Verbeugung schob Mr. G. den Arm unter den seines jungen Freundes und zog den noch unsicher Gehenden ins Haus zurück. Längst hatte

Digitized by Google

er dessen Gefühl für Isabella erraten, während er von jenem Ausbruch seiner Eifersucht nichts wußte, und also nicht völlig die eben mitangesehene Szene verstand. Als sei nichts geschehen, wollte er die unterbrochene Schachpartie fortsetzen, aber Wenzel lehnte sich schon nach dem zweiten Zuge in seinen Sessel zurück und erklärte sich unfähig, zu spielen. Die Blicke auf seine aneinandergepreßten Fingerspitzen geheftet, erzählte er in wenig Worten von dem Schlage, den er einmal gegen Harald geführt, um Isabellas auffallendes Benehmen zu rechtfertigen. Ohne das zu berühren, was hinter diesem Geständnis lag, redete der Engländer eifrig auf ihn ein, Rom zu verlassen, dessen Klima so offenbar seiner Gesundheit unzuträglich sei, daß seine Nerven ihm derartige Streiche spielen könnten. „Nerven?“ rief Wenzel hohnvoll und sprang auf. Diesmal achtete auch der Hausherr nicht auf die umgeworfenen Figuren, seine Augen folgten dem aufs höchste erregten jungen Manne. „Nerven!“ wiederholte dieser noch einmal mit allem Lachen — „und fort soll ich: die Sehnsucht würde mich zerreißen, zu Fuß würde ich wiederkommen, wenn ich anders nicht könnte, Ketten würde ich mit meinen Zähnen zerbeißen, wenn man mich fesselte.“ Ohne jede Schonung seiner selbst fuhr er in dieser Weise fort, seine Leidenschaft zu gestehen. Nachdem er so die schnell aufgeglühte Energie bald erschöpft, sagte er plötzlich wie abbrechend und sich besinnend: „Gut, ich will fort, aber vorher will ich ihr alles sagen, vorher will ich ...“ „Das gerade werden Sie nicht tun,“ unterbrach ihn hier mit gewaltigem Ernst und befehlender Macht der Engländer, „das wäre nicht gehandelt wie ein Mann.“ „Wie ein Mann!“ gab wieder hohnvoll Wenzel zurück. „Ich bin kein Mann, ich bin ein lose zusammenhängendes Bündel von Nerven und Gedanken, in das wie ein vernichtender Blitz diese eine Begierde zündend gefallen ist, viel zu stark für mich ... Wie soll ich? Wie soll gerade ich?...“ Er stützte den Kopf in die Hände, Tränen quollen zwischen seinen Fingern hervor. Mit unendlichem Erbarmen sah der ältere Mann auf ihn; er setzte sich ihm gegenüber und versuchte ihm zu erklären, daß, wenn er noch kein Mann sei, ihm hier die Gelegenheit gegeben, ein solcher zu werden. Er fuhr dann fort, ihm von sich zu erzählen, von seiner Jugend, seiner Liebe, seiner Hoffnung und Enttäuschung, wie Schritt für Schritt er zurückgedrängt, wie Schlag auf Schlag das Schicksal ihn geschmiedet. Ohne das zu betonen, sprach er von derselben Frau, um die Wenzel litt, erzählte auch von deren Geschick und deutete an, daß wenn er sie früher gekannt, er wohl vermocht haben würde, sie dem zu entreißen, der ihre Jugend verdorben. Wenzel, anfangs nicht zuhörend, wurde immer aufmerksamer, und instinktiv fühlend, daß das Entscheidende der Erzählung hier liege, fragte er mit scheinbarer Kälte nach allen Nebenumständen von Zeit und Ort, und endlich, fast schon seiner Sache sicher, rief er aufspringend: „Wer war das? Wer?“ Der Engländer sah ihn ein paar Sekunden prüfend an, dann sagte er, was er um keinen Preis hatte sagen wollen, plötzlich dazu getrieben wie von einem fremden Willen: „Das war Ihr Vater — und deshalb werden Sie sich schweigend entfernen.“

Bei dieser Eröffnung ging eine furchtbare Veränderung mit Wenzel vor sich: sein Gesicht, erst weiß wie ein Tuch, wurde dann grau, sein Körper fiel zusammen wie der eines alten Mannes, und wie bei einem Greise klappte kraftlos,



Digitized by Google

zitternd sein Unterkiefer herab. Mit geschlossenen Lidern, mit scheinbar erloschenem Leben saß er da. Als er die Augen wieder aufschlug, winkte er unsäglich müde mit der Hand dem Freund ab, der ihm Kognak reichen wollte, und sagte leise: „Besser hätten Sie es nicht machen können ich bin geheilt."

In diesem Augenblick fühlte er gar nichts mehr für Isabella, überhaupt fühlte er nichts mehr. Alles war verschlungen von einem unergründlich tiefen Ekel. Irgendwie seine eigene Existenz als das Fraglichste, Fragwürdigste begreifend, so daß sie sich vor seinem Bewußtsein auflöste in ein Nichts, fraß dieses Gefühl weiter um sich, alles erfassend, was er kannte: Isabella, seinen Vater, seine Mutter und selbst Isabellas Kinder, das Leben, alles was im Leben war, löste sich auf, mischte und verband sich wieder, um in ein ununterschiedenes Chaos zu stürzen. Einzig des Engländers hohe Gestalt ragte aufrecht aus dieser Vernichtung, aber ihm fehlte die Kraft, ihn anzusehen, sich an ihm zu halten, und mit niedergeschlagenen Augen murmelte er nur: „Schweigend sich entfernen!" und wollte gehen.

Mr. G. ließ ihn nicht fort, er behielt ihn im Haus und pflegte ihn wie ein eigenes Kind, heftig bereuend, was er ihm offenbart.

Drei Tage ertrug Wenzel noch das Leben. Als sich nichts ändern wollte, als er stets von dem gleichen Überdruß erfüllt, stets mit dem gleichen qualvollen Ekel auf das Chaos sah, in das alles für ihn gestürzt, machte er seinem Dasein ein Ende. Vorher schrieb er an seinen Vater: „Ich sterbe an dem, das Du geflohen — hättest Du besser geliebt, könnte ich heute leben — oder ich wäre nicht."

# Ein Ziel

## Von Börries, Freiherrn von Münchhausen

**Lieber Gott, da es dir so gefiel, —**
**Wohl nahmst du uns alles, doch gabst uns ein Ziel!**

**Wir waren vielleicht von Siegen zu satt,**
**Wir wurden weichlich und wurden matt.**

**Nun sitzen wir wieder die lange Nacht**
**Mit brennenden Augen und aufgebracht,**

**Nun gehen wir wieder den Tag wie im Traum**
**Und spüren Hunger und Qualen kaum,**

**Denn es gab uns allen dein heiliger Zorn**
**Den Blick nach oben, den Blick nach vorn.**

**Hart ist das Los, das uns Ärmsten fiel,**
**Und doch: hab Dank, du gabst uns ein Ziel!**

Digitized by Google

# Pazifismus und Naturgesetz

## Von Hermann von Rosen

„Den Menschen ist nur mit Gewalt oder List etwas abzugewinnen. Mit Liebe auch, sagt man; aber das heißt auf Sonnenschein warten, und das Leben braucht jede Minute.“ Diese an Niemer gerichteten Worte Goethes gelten nicht allein für die menschlichen Beziehungen im einzelnen, sondern insbesondere auch für jede auswärtige Politik, und sollten daher allen den Leuten ins Stammbuch geschrieben werden, die immer noch ihre Hoffnung auf den längst diskreditierten Völkerbund setzen, die immer noch von einer Verbrüderung der gesamten Menschheit und vom ewigen Weltfrieden träumen. Heute, wo durch die Begehrlichkeit und den Chauvinismus der vielen neuentstandenen kleinen Staaten der politische Horizont mehr denn je vom finsteren Gewölk des Völkerhasses umlagert ist, erscheint es besonders töricht, immer noch auf den weltbeglückenden Sonnenschein der Humanität zu bauen. Es gibt noch ein anderes Wort Goethes, das an F. v. Müller gerichtet war und sich ausschließlich auf die Politik bezog: „Auf die Kunst, sich in der Welt zu betragen und nach Erfordernis dreinzuschlagen, kommt es bei den Nationen an.“ Dieses Wort des Weltweisen von Weimar ist um so beachtenswerter, als er gelegentlich einer Diskussion über die Kriegslieder Theodor Körners ausdrücklich betonte, er sei keine kriegerische Natur und habe niemals kriegerische Neigungen gehabt. Mit seiner großen, ruhigen Weltanschauung war er, seiner ganzen Veranlagung nach, ein Kosmopolit im besten und edelsten Sinne dieses oft mißdeuteten Wortes, er stand über den Nationen und ihren Streitigkeiten, wie als ganz seltener Ausnahmefall auch Lord Byron in England. Aber diese eigentlich mehr kosmisch als kosmopolitisch empfindenden großen Geister sind doch niemals auf den Gedanken verfallen, die eherne Notwendigkeit des Krieges grundsätzlich in Abrede zu stellen.

Stets und überall, in geschichtlicher wie in vorgeschichtlicher Zeit, sind die Stämme und Völkerschaften, die Nationen und Staaten, im Kampfe um ihr Dasein in unzählige Kriege verwickelt gewesen, wenn auch wohl niemals in einem so ungeheuerlichen Umfange wie in den letzten sechs Jahren. Daß diese fundamentale Tatsache der Weltgeschichte in überall gleichartig sich äußernden psychologischen Gesetzen der menschlichen Natur sowohl wie in mehr oder weniger konstant wirkenden äußeren physikalischen Umständen begründet ist, wird wohl auch von unseren zeitgenössischen Pazifisten erkannt und nicht geleugnet. Aber sie stehen grundsätzlich auf dem Standpunkt, daß die Menschheit durch den Fortschritt einer ständig sich verfeinernden und veredelnden Geisteskultur dazu gelangen muß, sich über die Naturgesetze zu erheben, daß der „souveräne“ menschliche Geist und die wahre Humanität früher oder später imstande sein werden, auch in der Frage des Krieges das unerbittlich harte und grausame Walten der Natur ganz auszuschalten und so zum ewigen Völkerfrieden zu gelangen. Nun haben sich die ersten Anzeichen einer pazifistischen Bewegung bereits vor mehr als sechs Jahrhunderten gezeigt, und dennoch ist seitdem von dem ethischen Kulturfortschritt, der die Voraus-

Digitized by Google

setzung des erstrebten Ideals bilden soll, bis heute nichts zu merken. Das hat uns der immer noch nicht beendigte Weltkrieg mit allen seinen Schrecken und Greueln, mit der sittlichen Korruption und dem niedrig materiellen Sinn, den hochkultivierte Nationen dabei bekundeten, mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt. Und während schon vor drei Jahrhunderten der edle Schwedenkönig Gustav Adolf den Grundsatz aufstellte, daß der Krieg sich niemals gegen die friedliche Bevölkerung eines Landes richten dürfe, war im Gegenteil der ganze Kriegsplan der Entente in erster Linie darauf aufgebaut, durch Schädigung der Zivilbevölkerung den Gegner zur Kapitulation zu zwingen. So scheinen wir heute, wo der Völkerhaß noch immer in hellen Flammen lodert, wo in Osteuropa immer noch täglich Blut in Strömen vergossen wird, von dem erträumten Ideal eines Dauerfriedens weiter denn je entfernt zu sein.

Die Völkerbundsideen des Mittelalters, als Thomas von Aquino und Dante einen Staatenbund unter Führung der Kirche befürworteten, während der französische Abt Honoré Bonnor für eine Universalmonarchie des Kaisers eintrat, hatten schon durch ihre weit engere Begrenzung mehr innere Berechtigung und realpolitische Entwicklungsmöglichkeit, als der unter ganz anderen Umständen und mit anderen Tendenzen auftretende utopistische Traum unserer modernen Pazifisten. Denn zu jener Zeit herrschten die Mongolen, nachdem sie bis Schlesien vorgestoßen waren, über Rußland, so daß ein enger Zusammenschluß des christlichen Abendlandes gegen alle von Osten drohenden Gefahren schon als ein Gebot der politischen Klugheit erscheinen mußte. Der bedeutendste Pazifist des Mittelalters war jedenfalls der französische Jurist Peter Dubois, der in seiner 1305 erschienenen Schrift „De recuperatione terrae sanctae" den Plan eines ständigen europäischen Schiedsgerichtshofes, wie er im Prinzip erst 1899 auf der ersten Haager Friedenskonferenz angenommen wurde, bereits in jenen rauhen Zeiten vertreten hat. Der Plan eines europäischen Staatenbundes, mit dem der böhmische König Georg Podiebrad im Jahre 1462 hervortrat, hatte mit der Friedensidee nichts zu tun, denn er beruhte auf rein imperialistischen Tendenzen und enthielt Kriegs- und Eroberungsabsichten gegen Konstantinopel. Auch der sogenannte „Grand dessin" Heinrichs IV. von Frankreich und seines Ministers, des Herzogs von Sully, der ganz Europa mit Einschluß Rußlands in einen großen Staaten- und Friedensbund umwandeln wollte, war im Grunde auf machtpolitischen Tendenzen und den Wunsch einer Einkreisung des Hauses Habsburg zurückzuführen.

In der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege mit seinen furchtbaren Verwüstungen haben sich sehr viele der berühmtesten Gelehrten und Staatsmänner mit dem Problem des ewigen Friedens beschäftigt. Die bedeutendsten waren: in Deutschland Samuel von Pufendorf, der Begründer des Natur- und Völkerrechts, in Holland Spinoza, in Amerika der Begründer Pennsylvaniens, der Quäker William Penn, aus dessen Entwurf, wie es scheint, das Wilsonsche Völkerbundsprojekt ziemlich unverändert hervorgegangen ist, in Frankreich Fénelon und der Abbé de St. Pierre, dessen 1716 beendigtes Werk „Projet de la paix perpetuelle etc." besonders großes Aufsehen erregte. Seinen Gedankengängen schlossen sich

Digitized by Google

viele der größten Geister des 18. Jahrhunderts an, so namentlich Leibniz, Montesquieu und Rousseau, während der größte Skeptiker unter den Enzyklopädisten, Voltaire, den ganzen Plan St. Pierres als einen unerfüllbaren Traum bezeichnete. Der weltbürgerliche Humanitätsgedanke im allgemeinen wurde auch von den großen deutschen Dichtern, von Klopstock, Lessing, Schiller und besonders nachdrücklich von Herder vertreten, der in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität" so weit ging, die meisten Monarchen als „gekrönte Henker" zu bezeichnen. Im Jahre 1795 erschien Kants Schrift „Zum ewigen Frieden", die nicht mit Unrecht von vielen seiner Zeitgenossen scharf angegriffen wurde. Sie ist jedenfalls das schwächste Werk des großen Philosophen, der hier als abstrakter Theoretiker und Utopist erscheint und den realen Boden der Tatsachen und der allgemeinen Weltlage ganz verläßt. Wenn er davon ausgeht, daß Völker und Staaten wie einzelne Menschen beurteilt werden können, so ist das wohl kaum richtig, denn große soziale Organismen haben andere Rechte und Pflichten, als einzelne Individuen. Sehr viel weiter als Kant ging bald darauf der bekannte Philosoph Karl Ch. Friedrich Krause, der von seinem freimaurerischen Standpunkte die Welt verbessern und mit dem ewigen Frieden beglücken wollte. Dieser von den heutigen Pazifisten besonders hoch verehrte, wunderliche Heilige behauptet in seiner Schrift „Der Menschheitsbund" u. a., daß jede Verteidigung, auch in der Notwehr, vernunftwidrig (!) sei, und zeigt damit, bis zu welcher perversen Widernatürlichkeit der verbohrte Doktrinarismus eines deutschen Ideologen sich versteigen kann. Ebensowenig Erfolg wie Krause und Kant hatten mit ihren analogen Bestrebungen die französischen Soziologen dieser Zeit, der Graf St. Simon, Fourier und Thierry. Dagegen erscheint es sehr beachtenswert, daß Fichte, der sich 1796 als Vierundzwanzigjähriger in seinen „Grundlagen des Naturrechts" mit Begeisterung den pazifistischen Gedankengängen Kants anschloß, zwölf Jahre später, durch die großen Weltereignisse der napoleonischen Zeit belehrt, in seinen „Reden an die deutsche Nation" als energischer Patriot sich wieder ganz auf die Seite einer kraftvollen Macht- und Gleichgewichtspolitik stellte.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts fanden sich in England und besonders in Amerika eine Anzahl Männer, die aus den Reihen der Quäker hervorgegangen waren oder ihnen nahestanden, so der Geistliche Dymond, der Sklavenbefreier Garrison, Wayland, Daniel Musser und der „Herder Amerikas", Channing, die ganz ebenso wie später Leo Tolstoi mit großem Eifer und Nachdruck für die Lehre des „Nichtwiderstrebens" eintraten. In Europa traten in dieser Zeit, abgesehen von dem Plane Bluntschlis, der 1878 die Grundzüge zu einem „europäischen Staatenverein" entwarf, keine nennenswerten Vorschläge in pazifistischer Richtung hervor, so daß Bertha von Suttner mit ihrem Tendenzroman „Die Waffen nieder" und Leo Tolstoi mit seinen Schriften „Soldatenpflicht" und „Christentum und Patriotismus" im ganzen doch nur wenig Proselyten machen konnten. Erst in unserem Jahrhundert lebte die Friedensbewegung wieder mehr auf, und namentlich seit den Haager Friedenskonferenzen haben von 1908 bis 1919 neben Alfred Fried mit seinem „Handbuch der Friedensbewegung" und seiner Zeitschrift „Friedenswarte" auch viele bedeutende Gelehrte, wie Philipp Zorn, Liszt, Schücking u. a.,

Digitized by Google

sich auf diesem Gebiet publizistisch betätigt. Daß Deutschland, das „große Schlachtfeld der Ideen und Theorien", wie es der Franzose Fouillée noch kürzlich genannt hat, auch in dieser geistigen Bewegung die Führung übernahm, erklärt sich leicht aus der deutschen Volkspsyche und ihrem Begriffsdoktrinarismus. Einen lebhaften Anstoß und moralische Förderung erhielt der deutsche Pazifismus seit dem Januar 1918 durch die Wilsonschen Völkerbundsideen. Allzusehr übersahen dabei die vertrauensseligen deutschen Optimisten, daß der frühere Präsidentschaftskandidat der Republikaner, Charles Evans Hughes, und der Senator Lodge sehr mit Recht gegen den jetzigen Entwurf des Völkerbundes geltend machten, daß er nur geeignet sei, viele neue Kriege hervorzurufen. Ebenso daß die Entstehung vieler neuer chauvinistischer Staatsgebilde die Reibungspunkte und die Anlässe zu neuen Kriegen naturgemäß in erschreckender Weise vermehren muß. — Während die ersten Antimilitaristen, die Kirchenväter Origenes, Tertullian und Cyprian, ebenso die den Krieg verwerfenden Sekten in alter und neuer Zeit, die Waldenser und Albigenser, die Mennoniten, Quäker und russischen Duchoborzen, von der festen Grundlage eines konsequenten Christentums ausgingen, steht der moderne Pazifismus bekanntlich der religiösen Begründung ganz fern. Er erhält seine Richtlinien vielmehr ausschließlich von der ethischen Kultur, die sich von der Religion völlig losgelöst hat, und erstrebt das „Ideal echter Humanität". Im allgemeinen haben die Friedensapostel der neueren Zeit die abstrakten Begriffe der Humanität, Sittlichkeit, Religion und Vernunft, indem sie je nach ihrer Weltanschauung diesen oder jenen stärker betonten, als wirksamste Waffen in ihrem geistigen Kampfe stets reichlich verwendet.

Der Krieg ist aber überhaupt kein ethisches, sondern ein vorwiegend soziologisches Problem, und gehört als solches zu den moralisch indifferenten Dingen. Mit der Ethik steht er nur insofern in einem positiven Zusammenhange, als die Pflichtenlehre, wie ein Teil der Ethik seit Schleiermacher genannt wird, im Kriege ihre höchste und idealste Ausbildung und Betätigung findet. Nach den Worten Moltkes sind es die edelsten Tugenden des Menschen, die sich im Kriege entwickeln: Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit, Eigenschaften, an die nur im Kriege die höchsten Anforderungen gestellt werden. Dostojewski läßt in einem Zwiegespräch über den Krieg seinen fingierten Partner genau die gleiche Ansicht vertreten und mit hinreißender Beredsamkeit entwickeln. Bei der Relativität und Veränderlichkeit der Moralbegriffe einerseits, der absoluten Unbedingtheit und Unabänderlichkeit der Naturgesetze andrerseits handeln wir jedenfalls am richtigsten, wenn wir bei unserer Stellungnahme zum Kriegsproblem, wie zu einer jeden anthropologischen Frage, vor allem vom naturwissenschaftlichen Standpunkt ausgehen. Der erste bekannte Antimilitarist, der Kirchenvater und große Häretiker Origenes, hatte grundsätzlich gewiß recht, wenn er das Gebot Gottes mit dem Gebot der Natur identifizierte; es kommt jedoch nicht darauf an, wie ein solches Gebot oder Gesetz genannt wird, sondern darauf, daß es richtig erkannt wird. Eine auf empirischem Wege gewonnene, möglichst klare Erkenntnis der Naturgesetze und ihrer ausschlaggebenden unveränderlichen Bedeutung in den menschlichen Beziehungen ist für die Frage, die uns hier beschäftigt, um so notwendiger,

Digitized by Google

als die recht verschwommenen Begriffe der internationalen und nationalen Moral so unklar sind und so wenig scharf definiert werden können, daß man auf ihnen unmöglich, wie die Pazifisten es wollen, etwas „ewig" Dauerndes aufbauen kann.

Daß das Gesetz des Lebens mit dem Naturgesetz des Kampfes unauflöslich verknüpft ist, hat schon in vorchristlicher Zeit Empedokles erkannt, in neuerer Zeit Schelling, der gleich dem griechischen Weisen in seiner Philosophie der Natur den Kampf und Konflikt der Elemente als Leben, ihre Vereinigung als Tod bezeichnete. Der alte griechische Philosoph aus Agrigent, der an zwei ständig wechselnde Weltepochen glaubte, an eine Periode des Hasses oder des Lebens und eine Periode der Liebe oder des Todes, hat seine Erkenntnis in poetische Form gekleidet, aber das Wesen der Sache gewiß richtig geahnt. — Die Natur erscheint uns gleichzeitig gütig und grausam; gütig und freigebig in der unendlichen Fülle schöpferischer Tätigkeit, hart und grausam in dem ungeheuren Maß der Vernichtung.

Da diese beiden Äußerungen der Natur sich gegenseitig bedingen, so spielt der allenthalben nachweisbare, blutige oder unblutige Kampf ums Dasein in der Ökonomie der Natur eine überaus wichtige, ganz unerläßliche Rolle. Von Naturforschern haben zuerst der Botaniker De Candolle und der Geologe Lyell in philosophischer Weise den Nachweis geliefert, daß alle Organismen in schärfster Konkurrenz zueinander stehen. Schon 1798 aber hatte Malthus auf den bitteren Kampf ums Dasein innerhalb der menschlichen Gesellschaft hingewiesen, den er auf sein bekanntes Gesetz zurückführte, nach welchem die Bevölkerung in geometrischer, ihre Nahrungsmittel nur in arithmetischer Progression zunehmen. Darwin hat dann später die Bevölkerungstheorie des englischen Nationalökonomen auf die ganze organische Welt übertragen und weiter ausgeführt, indem er mit Recht bemerkt, daß diese Theorie für die Tier- und Pflanzenwelt ganz besonders Geltung hat, weil hier die künstlichen Hemmungen des Gesetzes fortfallen. Der Kampf ums Dasein in der ganzen organischen Welt, auf dem der originelle Grundgedanke der Darwinschen Lehre, die Selektionstheorie, aufgebaut ist, vollzieht sich vielfach ganz im verborgenen und für uns unbemerkt; er ist jedoch am auffälligsten und heftigsten zwischen Individuen und Varietäten derselben Art oder nahe verwandten Arten. Das Resultat dieses fast ununterbrochenen Krieges ist das natürliche Gleichgewicht zwischen der Verbreitung der Organismen und der zu ihrer Ernährung nötigen Stoffe. Wir finden dieses Gleichgewicht überall da, wo es nicht durch das künstliche Eingreifen des Menschen gestört wird. Letzteres findet in kultivierten Ländern ja im weitesten Umfange statt und hat in manchen exotischen Gegenden, z. B. durch Ausrottung von Raubtieren und Giftschlangen, für die Landwirtschaft sehr traurige Folgen gehabt. Obschon die Lehre Darwins als Ganzes unter den heutigen Biologen sehr viele Gegner hat, die mit Recht sehr gewichtige Einwände gegen manche allzu gewagte Schlußfolgerungen des genialen Forschers erheben, so beruht doch der Grundgedanke seiner Theorie, von dem Kampfe ums Dasein und der im wesentlichen durch ihn bedingten natürlichen Zuchtwahl, auf unzweifelhaften Tatsachen, die überall unserer Beobachtung

Digitized by Google

zugänglich sind. Daß Kampf, Not und Gefahr im Haushalt der Natur notwendig sind, um jede Art von Tieren stark, gesund und lebensfähig zu erhalten, können wir besonders leicht in größeren Jagdrevieren beobachten. Wenn hier durch völlige Ausrottung des Raubzeugs und reichliche Wildfütterung der Kampf ums Dasein ganz ausgeschaltet oder wenigstens äußerst eingeschränkt wird, so sehen wir oft schon sehr rasch eine Degeneration des Wildes mit wachsender Neigung zu Erkrankungen eintreten. Auch der sprichwörtlich gewordene „Hecht im Karpfenteiche" zeugt von dieser alten Erfahrung.

Im größten Maßstabe sehen wir die gleiche Erscheinung in der Geschichte der Menschheit, die, den gleichen Naturgesetzen unterworfen, als ein Kampf ums Dasein und eine natürliche Zuchtwahl der Rassen und Völker erscheint. Kein Volk kann deshalb eine sehr lange Reihe von Friedensjahren ungestraft vertragen, und die größten und stärksten Kulturnationen, wie die römische, brachen in Degeneration und sittlichem Verfall kläglich zusammen, wenn sie Jahrhunderte hindurch keinen großen Krieg mehr geführt hatten. Damit steht auch in Zusammenhang, daß die höchste Kulturblüte der Völker des Altertums stets mit der höchsten kriegerischen Betätigung zeitlich zusammenfiel. Es ist deshalb eine ganz utopistische, durch nichts begründete und den Gesetzen natürlicher Entwicklung widersprechende Anschauung, wenn die Pazifisten von dem goldenen Zeitalter des ewigen Friedens einen ungeahnten Aufschwung der ethischen und künstlerisch-ästhetischen Kultur erhoffen. Das genaue Gegenteil ist jedenfalls viel wahrscheinlicher. Die Versumpfung und der Niedergang der Kultur in China ist jedenfalls darauf zurückzuführen, daß in diesem literarisch-philosophisch angelegten Volke die kriegerische Vitalität schon längst erlahmt ist. Auch die von auswärts in den chinesischen Karpfenteich eingedrungenen Hechte haben bisher noch keinen Nutzen gebracht. Nietzsches Ausspruch, daß ein Volk, welches nicht mehr an Krieg und Eroberung denkt, sich damit selbst aufgibt, ist durch die Weltgeschichte bisher noch nicht widerlegt worden. Und auch der alte Moltke ist von deutschen Pazifisten und von Guy de Maupassant zwar scharf angegriffen, aber nicht widerlegt worden, als er meinte, der ewige Friede sei nur ein Traum, und dabei nicht einmal ein schöner Traum; Versumpfung und krasser Materialismus würden die Folge sein.

Bei einer oberflächlichen Betrachtung der Natur scheint uns bei der Tierwelt der Selbsterhaltungstrieb der stärkste und wichtigste aller Triebe zu sein; eine eingehendere Naturerkenntnis zeigt uns jedoch, daß bei den sehr häufig eintretenden Konflikten konkurrierender Naturtriebe die sozialen Instinkte der Tiere stets stärker sind als der Selbsterhaltungstrieb. Es entspricht das den allgemeinen Zwecken der Natur, die das Wohlergehen und Leben des Individuums überall hinter den Interessen der Arterhaltung zurücktreten läßt. Dieses Grundgesetz der belebten Natur läßt beim Menschen schon auf sehr niedriger Entwicklungsstufe aus den sozialen Instinkten die sozialen Tugenden entstehen, die sich vor allem im Sippen- und Stammesgefühl, Patriotismus, persönlicher Tapferkeit und Opfermut äußern. Mit Recht hat Darwin darauf aufmerksam gemacht, daß den wilden Völkern überhaupt keine andern Tugenden als die sozialen bekannt sind.

Digitized by Google

In seiner „Abstammung des Menschen" erwähnt er einen Fall, in dem drei gefangene patagonische Indianer, bei der Wahl zwischen dem Tode und dem Verrat der Kriegspläne ihres Stammes, sich kaltblütig erschießen ließen, ohne ein Wort zu verlautbaren. Sie hätten ja leicht lügenhafte Angaben machen können — dazu waren aber diese sogenannten Wilden zu stolz. Eine völlig andere Weltanschauung vertreten in der „Friedenswarte" die modernen „ethischen Kulturmenschen", die das individuelle Leben für der Güter höchstes halten und persönliche Tapferkeit und Todesverachtung als Überbleibsel einer „barbarischen" Vergangenheit ansehen. Vor einigen Jahren erschien in der Friedenswarte ein Artikel, in dem der Verfasser als schwerwiegendstes Argument gegen den Krieg die Tatsache anführte, daß „niemand sich gern töten oder verwunden lasse" (!) Dieser Appell an den individuellen Selbsterhaltungstrieb — um hier keinen schärferen Ausdruck zu gebrauchen — verrät sehr deutlich den eudämonistischen und antisozialen Untergrund des Pazifismus, dem der Krieg schon deshalb verhaßt ist, weil er vom einzelnen die größte Selbstentäußerung und die höchsten sozialen Opfer verlangt. Das stimmt überein mit der schon vor längerer Zeit von Flammarion mit Bezug auf den Krieg ausgesprochenen Ansicht, daß das Leben eines jeden Menschen sein persönliches Eigentum ist, einer Ansicht, die z. B. einem Japaner mit seiner unpersönlich sittlichen Weltanschauung unverständlich und verächtlich erscheinen muß.

Wir müssen hier noch auf einen Umstand eingehen, der schon oben kurz angedeutet wurde, auf die volkswirtschaftliche Gegenwirkung gegen die Gefahren der Verelendung, die durch das von Malthus aufgestellte Bevölkerungsproblem drohen. Da diese Gefahren im Jahrhundert seit Malthus durch die volkswirtschaftliche Entwicklung mit ihrem mächtigen Aufschwung von Industrie und Handel anscheinend sehr wirksam bekämpft worden sind, so könnte leicht der Gedanke entstehen, die völlige Ausschaltung des Kampfes ums Dasein in der menschlichen Gesellschaft für möglich zu halten. Bei näherem Zusehen finden wir jedoch, daß die Maschine und der Industrialismus zwar vielen von Millionen Proletariern Brot geschafft, gleichzeitig aber den Kampf ums Dasein durch den immer schärfer hervortretenden Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit noch wesentlich gesteigert haben. Wie leicht dieser Gegensatz zu den blutigsten Bürgerkriegen führen kann, sehen wir heute an dem Beispiel Rußlands, und selbst in einem allgemeinen europäischen Staatenbunde würden solche innere Kämpfe niemals ganz ausgeschlossen sein. Denn von dem ehernen Naturgesetz des Kampfes ums Dasein kann uns keine Art der Kulturentwicklung völlig befreien.

In allen Kriegen, von den ersten Anfängen menschlicher Entwicklung bis zum letzten Weltkriege, hat es sich im engeren oder weiteren Sinne um einen Kampf ums Brot gehandelt, also um ein Streitobjekt, das bei der ständig zunehmenden Bevölkerung des Erdballs immer der gefährlichste Reibungspunkt bleiben wird. Dazu kommt noch die immer schärfer hervortretende Differenzierung der Völker, die schon Wilhelm v. Humboldt als einen biologischen Prozeß, als einen Ausfluß des allgemeinen Naturgesetzes der Differenzierung erkannte, während die im Unterbewußtsein des Menschen wurzelnden, mit seiner Natur unauflöslich

Digitized by Google

verknüpften, dunkeln Triebe stets wirksam bleiben werden. So werden wir wohl niemals auch nur die Völker Europas zu einer „glücklichen Familie“ vereinigt sehen, wie sie in manchen Menagerien zur Schau gestellt wird. Und David Strauß wird mir seiner ironisch-bissigen Bemerkung über die Doktrinäre des ewigen Völkerfriedens wohl recht behalten, wenn er meint, „die Kriege würden erst dann ganz aufhören, wenn die Menschheit sich nur noch durch vernünftige Reden fortpflanzt“.

# Der junge Ritter · Von Paul Wolf

Das war, ich sah der Königin
Holdeste, süßeste Fraue.
Nun ist mir so traumhaft selig zu Sinn —
Über mein Herze flog es hin
Wie Frühlingsglast über die Aue.

Was sangst du, Vöglein, die lange Nacht
Von süßer Not und Verderben? —
Im mondstillen Garten hab' ich gewacht,
Ferne Stimmen haben silbern gelacht,
Nun ist mir weh' zum Sterben ...

O leidvoller Minne sehrende Glut! —
Was klirrst du, Schwert an der Seite?
Wer ruft als Erster ein jung frisch Blut,
Noch eh's am wärmsten Herzen geruht,
Vor Tau und Tag zum Streite!

Digitized by Google

# Abend

## Von Gertraud Knab

Der Schein der Straßenlaterne fällt ins Zimmer,
Die Zweige des Akazienbaumes nicken zum Fenster herein und werfen zitternde Schattenblumen auf die hohe, weiße Türe. In der Ofenecke erblüht ein zartes Ornament. Auf silberweißem Grund leuchtet goldenes Gitterwerk. Daran ranken sich geheimnisvolle Pflanzenformen empor.

Erschließt sich die Eingangspforte zu einem verlorenen Traumland? Nein; es ist nur die Spiegelung des Straßenlichtes mit den flimmernden Schatten der Fensterschleier und der wiegenden Zweige. Aus dem Düster des Raumes blinken die Zinnkrüge des Wandbrettes und die hohen Gläser des Speiseschrankes. Wie ich in das Helldunkel hineinträume, wird die Luft lebendig und schaut mich mit tausend Augen an.

Ich stehe auf und gehe an den Flügel.

Auf dem nachtschwarzen Deckel ruht ein flächiges Glanzlicht.

Es ruft Tiefen hervor, die braun, rot und blau leuchten, als wenn dort unten die Töne farbig geworden wären; die letzten Töne eines Festes, das in Leid ausklang.

Ich spiele eine schwermütige Melodie, vom Augenblick geboren, immer von den gleichen sanftbewegten Akkorden begleitet.

Es klingt wie ein Harfenlied.

Es kommt aus der Tiefe, wo ein farbenfrohes Fest gefeiert wurde, wo auf weißschimmernden Tischen die letzten Tropfen Weines gleich Tränen an goldenen Gefäßen herabrinnen, wo auf dem Boden rote Rosen zertreten liegen.

Es ist ein stilles Lied, das aus mir fließt, eine Erinnerung.

Einmal saß ich an der reichen Tafel des Lebens im wallenden Kleid, mit dem Kranz im Haar und mein Freund reichte mir einen goldenen Becher, am Knauf mit meerblauen Steinen besetzt.

Ich griff nach dem Lebenssaft, um ihn in vollen Zügen zu genießen.

Da stürzte der Sternenhimmel über uns ein; die Säulen zerbarsten und begruben uns. —

Mein Herz weiß, was die Töne vom Schmerz erzählen.

Aber es spricht nicht mehr davon. Es bewahrt alles wie ein Geheimnis.

Doch die Gedanken wandern hin und her; sie weben das Leid zu einem wundervollen, farbensatten Teppich, darauf Waldfräulein und Ritter spazieren gehen; auf wippenden Zweigen schaukeln farbige Vögel; auf schwankenden Stengeln blühen bunte Blumen. Und alle sagen von der Liebe.

Digitized by Google

# Menschliches und Göttliches

## Von Fr. Schaal

Er war ein Einsamer. Von dem unwissenden, im Finstern wandelnden Volke, dessen Führer er war, trennte ihn eine tiefe Kluft. In die verheißene Heimat, zu seinem Gott, wollte er das Volk zurückgeleiten. Aber wußte er selber, wer Gott war? Uralte ägyptische Weisheit hatte ein Bild von demselben entworfen. Das blasse Bild der Gottheit stand vor seinen Augen. „Ich bin, der ich bin und werde sein, der ich sein werde“ hieß der, dem er in scheuer Ehrfurcht diente und der weit über allen Himmeln an einem Orte wohnte, da ihn kein Blick erreichte. Ein heißes Verlangen, Gott von Angesicht zu Angesicht zu schauen, brannte einem verzehrenden Feuer gleich in die Seele des Mannes.

Da trat der Einsame auf die Spitze des heiligen Berges in der Wüste, er allein, und das Volk lagerte sich am Fuß des Berges. Eine dichte Wolke umhüllte die Felsenfeste und trat zwischen das Volk und seinen Führer. Feuergarben schossen aus den Wetterwolken, und Blitze spalteten die Felsen. Der ganze Berg rauchte und man hörte den Ton einer sehr starken Posaune. Mose stand über der Wolke, und der Himmel strahlte in seiner ewigen Klarheit. Um den Mann Gottes her war ein überirdisches Leuchten, daß sein Angesicht glänzte. Und Gott erschien Mose und schrieb ihm die Worte des Gesetzes auf zwei steinerne Tafeln. In der Tiefe, unter der schwarzen Wolke, war die Welt begraben. Und fern entrückt stand Mose auf seiner Warte; die Unendlichkeit lag vor ihm hingebreitet.

Vielleicht schwanden ihm in der hehren Bergeinsamkeit die leiblichen Sinne, und nur sein Geistesauge blieb wach. Er sah die Herrlichkeit Gottes. — „Ich bin, der ich bin und werde sein, der ich sein werde“, sprach Gott zu ihm in seinem innersten Ergriffenwerden: In diesem Augenblick verwandelte sich seine Seele, er war der Mann Gottes, der große Prophet. Sein kleines menschliches Ich zerschmolz; ein Strahl der göttlichen Heiligkeit hatte es getroffen. Der Höchste hatte sich dem Einsamen auf dem Berge geoffenbart in seiner unendlichen Gottheitsfülle. Mose hatte die Heiligkeit des Herrn geschaut als ein verzehrend Feuer, und dies Feuer brannte in der Seele des gewaltigen Gottesmannes. Zehn Worte, in Stein gegraben, waren das sichtbare Zeichen seines einzigartigen Erlebens, und diese zehn Worte des Gesetzes flammen seither herein in die Nacht der sündigen Menschheit. Sie bereiten denen Qual, die sie mißachten. Es gibt ein heiliges Soll — einem Einsamen ist es als Gottesoffenbarung tief in die Seele gedrungen, als er jenseits der Wolke stand, erdentrückt, von der Gottheit Glanz umleuchtet. Er verkündigte seinem Volk die Worte des Gesetzes. Es waren Worte — das, was in seinem Herzen vor sich ging, konnte Mose nicht mitteilen. Als starre Gebote wurden die Worte erfaßt. Das Volk kannte wohl den Buchstaben des Gesetzes, aber nicht den Geist, aus dem das Gesetz geboren war. Es diente dem unbekannten Gott mit Zittern, und der heilige Berg, umgeben von der Wetterwolke, war ein Ort des

Digitized by Google

Schreckens. Mose war der Verkündiger der göttlichen Gerechtigkeit mit ihrem Segen und mit ihrem Fluch, der Verkündiger einer diesseitigen Vergeltung.

* * *

Der Einsamste unter den Menschen kniete in tiefster Seelenqual zu mitternächtlicher Stunde im Ölbaumhaine und wußte wohl, daß die wenigen Getreuen, die ihm noch verblieben waren, aus Furcht vor Menschen ihn bald verlassen werden. So war er allein mit seiner Qual, er, der wunderbare Fremdling unter den Menschen, ein Gerechter unter Ungerechten, der Bürger eines weltenfernen Reiches unter den Erdgeborenen und Irdischgesinnten. Verlassen war er von allen, auch von denen, die ihm bisher so nahe gestanden, denen er die Wahrheit verkündigt hatte. Die Jünger hatten ihn nicht verstanden und die andern, die Vornehmen, die Ältesten des Volkes haßten ihn, der Pöbel verspottete ihn. Sie richteten ihn nach ihrem Gesetz, das seinem hohen, reinen Geiste nicht verständlich war, weil die ganze Erdenschwere es belastete, weil es ein Gesetz des Buchstabens war. Diesem Gesetz sollte der Reine zum Opfer fallen. Es war nicht das Gesetz, das ihn verdammte, sondern der abgrundtiefe Haß, der sich gegen den Reinen wandte, weil er rein war, weil er nicht war wie andere. Der Haß der Menschen stand vor ihm in seiner Furchtbarkeit, das Reich der Finsternis öffnete sein weites Tor. Sollte der Haß Sieger sein? — Mein Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir. — Angst ergriff die Seele des Reinen. Der Haß, der die Welt zugrunde richtet, sollte siegen? — Mein Vater, ist es nicht möglich, daß dieser Kelch von mir gehe, so trinke ich ihn denn und es geschehe dein Wille. — Es geschehe dein Wille — da ward es leicht um ihn, und ein Engel kam und stärkete ihn. Ein Engel kam, ein Bote aus jener Welt, der er selber zugehörte. Sollte er nicht auch die hassen, die ihn ohne Ursache haßten? — Nein, des Vaters Wille war es, daß sie ihn haßten. Abgrundtiefer Haß wird allein durch abgrundtiefe Liebe überwunden. Himmelskräfte strömten nieder in das Herz des Einsamen und es war voll Ergebung und voll Liebe, voll Erbarmen mit denen, die in den Banden des Hasses lagen. Da war das Erlösungswerk begonnen: Haß war besiegt durch die Liebe, und die Finsternis mußte dem Lichte weichen. Ein ewiges Reich der Gnade öffnete die glanzvollen Pforten, ein Reich, das nicht von dieser Welt ist. Der Reine und Geduldige ging hin und erlitt den Tod am Kreuz als ein Opfer des Hasses, der Sünde der Menschen, aber indem er sich opferte, war er der Sieger und der Fürst im überweltlichen Reich der Gnade, das er in seiner ganzen Fülle und in seinem Gottesglanze als eine neue Offenbarung den Menschen aufgetan hat. So muß doch ewige Gnade sein in jenem Reiche, das nicht von dieser Welt ist, da andere Gesetze walten als bei den Sterblichen hienieden, denn nur aus jenem Reiche kommt die Liebe, die den Haß überwindet, die göttliche Gnade, die erhaben ist über alles, was die Menschen Gesetz, Gericht, Vergeltung nennen. Göttliches können wir nicht messen mit menschlichem Maß; könnten wir es begreifen, dann wäre es nimmer göttlich, sondern menschlich. Göttlich ist der Erlöser und sein Werk, und göttlich sind wir, wenn wir Haß durch Liebe überwinden.

Digitized by Google

# Rundschau

## Lebensdauer, Lebensverjüngung und Tod

Neunhundertneunundsechzig Jahre, das Jahr zu drei Monaten gerechnet, also 323 Jahre, soll Methusalem alt geworden sein. Thoma Pareen, den William Harvey, der Begründer der neueren Physiologie, sezierte, war 152 Jahre alt geworden. Kürzlich hat Dr. Eugen Fisk, Präsident des „Instituts für Lebensverlängerung", in der Jahresversammlung der Neuyorker Medizinischen Gesellschaft in einem Vortrag allen Ernstes der Ansicht Ausdruck gegeben, es werde der Wissenschaft bald nicht schwer fallen, das menschliche Leben bis zu einem Alter von 1900 Jahren und darüber zu verlängern.

Wie verschwindend erscheinen aber solche Alterszahlen gegenüber jenen, die wir von verschiedenen Baumgreisen kennen. Adanson berechnete das Alter von Affenbrotbäumen des tropischen Westafrika nach ihrem Dickenwachstum auf 5000 Jahre. Das Alter des berühmten Drachenbaumes von Orotava auf Teneriffa, dessen Umfang bei einer Höhe von 22 m 14 m beträgt, wurde auf 6000 Jahre geschätzt. Die Platane von Bujukdere bei Konstantinopel, unter der Alexander der Große gelagert haben soll, wurde auf 4000 Jahre, das Alter mexikanischer Sumpfzypressen ebenso eingeschätzt. Mögen diese Schätzungen wohl zu hoch greifen, so darf man doch auf Grund ziemlich sicherer Berechnungen annehmen, daß Eiben und Zypressen 3000, Stieleichen und Kastanien, desgleichen die Libanon-Zedern 2000, Fichten 1200, Sommerlinden 1000, Zirbelkiefern 700 Jahre alt werden können.

Auch verschiedene Tiere können ein hohes Alter erreichen. Wohl stoßen wir auch da auf ältere Angaben, denen wir skeptisch gegenüberstehen müssen. Oft erwähnt wird Alexander von Humboldts Erzählung von dem Aturenpapagei, der die letzte Familie der Aturen überlebte und den die Indianer nicht verstanden, weil, wie sie sagten, der Papagei die Sprache dieses untergegangenen Indianerstammes spreche. Im Jahre 1497 soll bei Kaiserslautern ein Hecht gefangen worden sein, der nach Angabe einer Inschrift auf einem an dem Kiemendeckel des Fisches befestigten Ring von Kaiser Friedrich II. am 5. Oktober 1230 in den Teich geworfen worden sei. 1772 wurde am Kap der Guten Hoffnung ein Falke gefangen, der ein Halsband mit der Aufschrift „Jakob, 1610" trug. Willughby und Bacon berichten, daß Raben in der Gefangenschaft über 100 Jahre ausgedauert haben. Aldrovandi gibt an, daß Schwäne 300 Jahre alt werden. Eiderenten erreichen nach isländischen Berichten ein Alter von über 100 Jahren.

Wirklich verläßliche Angaben über die Lebensdauer verschiedener Tiere haben wir neueren Berichten aus den Zoologischen Gärten zu danken. So lebte in der Schönbrunner Menagerie ein Fahlgeier 117, ein Aasgeier 101, ein Steinadler 80 Jahre. Am 8. Juli 1863 kam das Elefantenweibchen „Lilly" als etwa dreijähriges, 1,35 m hohes Tier in den Dresdener Tiergarten und war im Jahre 1913 die einzige Überlebende von all den Tieren, die zur Zeit ihres Eintrittes in den Tierbestand des Gartens vorhanden waren. Als halbmeterlanges Tier gelangte 1840 ein Hechtkaiman an die Menagerie des kaiserlichen Hof-Naturalienkabinetts in

Digitized by Google

Wien und von da 1849 in die Menagerie von Schönbrunn, wo er noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts zu sehen war. Der 1876 in den Londoner Tiergarten gelangte Alligator „Dick" lebte dort noch im Jahre 1908. Der im Garten von St. Jaimes eingegangene Schwan, der der Londoner Bevölkerung als der „Old Jack" bekannt war, ist nachweislich 72 Jahre alt geworden. Souzier schätzte im Jahre 1895 die seit 1810 im Hofe der Artilleriekaserne von Mauritius befindliche, 157 cm lange und 484 Pfund schwere Elefantenschildkröte auf 200 Jahre. Eine im Besitze des Lord Rothschild befindliche, vor einigen Jahren mit 194 cm Länge und 583 Pfund Schwere angegebene Riesenschildkröte, die täglich 17—18 Pfund Kohl verspeist, wird noch älter eingeschätzt. Als die „Valdivia" der der wissenschaftlichen Führung Prof. Dr. Chuns unterstellten deutschen Tiefsee-Expedition im Jahre 1898 auch nach den Seychellen kam, fanden die Zoologen der Expedition riesige Landschildkröten vor, die auf den Farmen der Bewohner gehalten wurden. Mister Harald Baty, der Besitzer der Insel Felicité, ließ eine der größten von einem der Insel vorgelagerten Riff herabholen und machte sie den Deutschen zum Geschenk. Diese Schildkröte war vor mehr als hundert Jahren von Aldabra auf die Insel gebracht worden, und schon der Großvater eines bejahrten, auf der Insel ansässigen Negers hatte dieses Tier gekannt. Sehr alt müssen meiner Meinung nach die riesigen Orangmännchen, wie man solche erst in neuerer Zeit nach Europa bringen konnte, werden. Man weiß durch die Forschungen Selenkas, daß beim Orangmännchen die Zähne bis ins hohe Alter weiterwachsen, daß die immer länger und dicker werdenden Wurzeln immer geräumigere Höhlen und die gleichfalls immer größer werdenden Kronen den nötigen Raum zwischen den Zähnen des Gegenkiefers brauchen. Es müssen daher für diese stetig weiterwachsenden Zähne die Schädelknochen gleichfalls eine fortwährende Umbildung erleiden, die Kieferknochen müssen nach allen drei Dimensionen weiterwachsen, die Kau- und Nackenmuskeln müssen sich verstärken, für diese massigeren Muskeln wieder der Anheftung wegen die betreffenden Schädelteile sich ausweiten. Diese Umformungen des Orangschädels dauern an, solange die Eckzähne wachsen. Der Zug und Druck der Muskeln und die Verbreiterung der Muskelansätze erzeugen dann die häßlichen Leisten, Kämme und Höcker, welche den Schädel alter Orangmännchen so entstellen, ihren Gesichtsausdruck so scheußlich wild erscheinen lassen. Wie viele Jahre mögen da vergehen, bis das possierliche Orangjunge zu der wilden alten Bestie geworden ist!

Die Lebensdauer der Insekten gilt gemeinhin als eine ganz kurze. Wenn es aber auch richtig ist, daß von den Milliarden Fliegen, Wespen, Faltern und anderen Kerfen, wie sie während der schönen Jahreszeit unsere Fluren beleben, nur ein winziger Bruchteil den Winter sieht und überlebt, so gibt es doch auch längerlebige Insekten. Schon wenn man immer wieder die Eintagsfliege als lebhaftes Beispiel für die Kurzlebigkeit eines Wesens nennen hört, stimmt das nicht ganz, greift man da zu nieder oder zu hoch, je nachdem man das ganze Leben dieses Insekts im Sinne hat oder nur an das fertige Insekt denkt. Das Leben einer ausgebildeten Eintagsfliege von dem Momente an, da sie das Wasser verlassen und unter nochmaliger Häutung zum geflügelten Insekt geworden ist, währt nur wenige Abendstunden, bei weitem nicht einen ganzen Tag. Warum aber soll denn ihr Kindesalter, ihr Larvenleben, bei der Bemessung der Lebensdauer außer Rechnung bleiben? Rechnen wir die von der Eintagsfliege als Larve im Schlamme der Gewässer verbrachte Lebenszeit mit, dann währt das Leben der Eintagsfliege drei Jahre. Und so dauert auch die Flugzeit des Maikäfers nur ganz kurze Zeit, während sein Larvenleben drei oder vier Jahre dauert. Ja wir kennen eine amerikanische Zikade, deren Leben siebzehn Jahre andauert. Wenn das Weibchen mit seiner dolchartigen Legeröhre zarte Baumtriebe angestochen und in deren Gewebe die etwa zehn Eier abgelegt hat, schlüpft nach zwei Monaten aus solch einem Ei eine kleine Larve aus, welche sich vom Baum zur Erde herabfallen läßt, sich durch den lockeren Boden zu den Baumwurzeln durchbohrt und hier nun vom Saft der Wurzeln siebzehn Jahre unter der Erde lebt, sich während dieser Zeit fünfmal häutet, um dann nach der letzten Häutung als fertiges Tier den Boden zu verlassen.

Digitized by Google

Solcher Lang- oder Kurzlebigkeit höherer Lebewesen gegenüber spricht man von Unsterblichkeit niederer einzelliger Organismen. Wir kennen als älteste Form der geschlechtlichen Vermehrung die Amphimixis, bei welcher sich zwei alternde Individuen vorübergehend miteinander vereinigen, in solcher Zellverschmelzung die Kernstoffe austauschen und die nun verjüngten Zellen sich wieder voneinander trennen. Beim Pantoffeltierchen unserer stehenden Gewässer, einem Wimperinfusorium, tritt solche Verjüngung periodisch immer wieder ein; man sieht nach einer Reihe von Vermehrungsteilungen ersichtlich gealterte Individuen eine Neugestaltung ihres Kernapparates durchführen. Indem es so immer wieder zu einer Verjüngung des Individuums aus sich selbst heraus kommt, was man Endomixis genannt hat, zeigt sich das Individuum selbst unsterblich und gehen lediglich Teile desselben zugrunde.

Es erscheint jedenfalls als eine Grundfähigkeit der lebenden, zelligen Substanz, einerseits zu wachsen, andererseits zu altern. Wie sich nach einer Reihe von Vermehrungsteilungen die Zelle des Pantoffeltierchens für weitere Zellteilung, Wachstum und Vermehrung unfähig zeigt, also vor ihrer neuerlichen Verjüngung alle Anzeichen des Alterns aufweist, treten solche Alterserscheinungen auch bei den Geweben vielzelliger, höherer Lebewesen auf. Mangelnde Verjüngung infolge Nachlassens der Zellerneuerung ist auch bei uns eine wesentliche Erscheinung des Alterns. Die Altersſklerose bleibt keinem unserer Organe erspart. Glücklich, wem ein harmonisches Altern gegönnt ist, wer bis in sein hohes Alter im Besitze seiner geistigen und körperlichen Kräfte bleibt. Nur zu oft kommt es zum disharmonischen Altern, indem ein Organ aus der normalen Reihenfolge ausbricht und vorzeitig altert. Ist dieses übermäßig abgenützte, frühzeitig gealterte Organ ein lebenswichtiges, dann wird der Tod von diesem Organe aus einsetzen und dieses die jugendlicher gebliebenen Organe in seinen Untergang hineinziehen. Den wirklich natürlichen Tod bekommen wir auch beim harmonischen Altern selten zu sehen. Es sterben viele Menschen an „Altersschwäche". Aber meist stellt sich beim Herannahen des Todes irgend eine zwischenlaufende Krankheit ein, und so erscheint das Bild des wirklichen Alterstodes getrübt. Wie es aber wohl auch bei uns zu solchem natürlichen Absterben kommen mag, lehrt uns die vergleichende Forschung. Man hat bei Stabheuschrecken, bei Röhrenwürmern den Verlauf des natürlichen Sterbens verfolgt und gefunden, daß verschiedene Teile des Zentralnervensystems verschieden rasch zu spontaner Auflösung gelangen, daß mit solchem Zerfall jene Organe den Anfang machen, welche die Blutversorgung und Nervenleitung der Bauchhöhlen- und Atmungsorgane beherrschen, daß bei solchen senilen Individuen, die ihr Altern schon durch das Nachlassen der Beweglichkeit und Erregbarkeit verraten, der Tod vom Bauchteil auf den Brustteil übergreift.

Wie nun stirbt die Pflanze? Auch bei der Pflanze äußert sich das Leben vor allem im Stoffwechselprozeß; das Sterben wäre also ein Aufhören der Stoffwechselvorgänge. Während die einzellige Pflanze in einem gewissen Sinne unsterblich ist, ist der vielzellige Organismus mit Ausnahme der Keimzellen dem Tode verfallen. Und doch haben manche Forscher den Baumriesen, welche viele Hunderte von Jahren leben, potentielle Unsterblichkeit nachgesagt. Sie könnten ein unbegrenztes Alter erreichen, nie eines natürlichen Todes sterben, erliegen nur schädlichen Einflüssen. Sie erreichen ein so hohes Alter, weil in ihnen immer Herde bildsamen Gewebes vorhanden sind. Und die Herde von Kambium, welches das Dickenwachstum von Stamm und Wurzel besorgt, haben die Fähigkeit, jene Teile des Pflanzenkörpers, deren Lebensdauer eine eng begrenzte, ziemlich kurze ist, durch neue zu ersetzen. So würde z. B. ein 4000jähriger Mammutbaum ein Skelett vorstellen, welches aus Tausende Jahre alten Formelementen aufgebaut wäre, aber von einem Gewebsmantel bedeckt ist, in welchem Leben herrscht. Dadurch daß mit dem Alter der Bäume die toten Elemente an Menge immer mehr zunehmen, wird der Gesamtorganismus gefährdet, es stellt sich Kernfäule ein, die mechanische Festigkeit des immer mächtiger gewordenen Stammes leidet, er fällt dann plötzlich einem Sturme zum Opfer. Infolge von allmählich sich geltend machenden Ernährungsstörungen

Digitized by Google

sterben an dem Baumgreise einzelne Äste ab, die Krone lichtet sich, der Baum altert immer ersichtlicher, weil die Triebspitzen unterernährt bleiben.

Es ist in vielen Gegenden Deutschlands zum völligen Absterben der Pyramidenpappeln gekommen. Sie stammen alle von einem einzigen männlichen Exemplare, von dem sie durch Stecklinge weiter vermehrt worden sind. Jetzt ist die Stammpflanze in ihr Greisenalter eingetreten und sind auch die Abkömmlinge dem Schicksale des Alterns und Vergehens anheimgefallen. Auch unsere gleichfalls immer ungeschlechtlich vermehrten Kulturpflanzen sind scheinbar verjüngte Greise ohne echte innere Lebenskraft, daher für verschiedene Krankheiten vordisponiert, fallen leicht tierischen und pflanzlichen Schmarotzern zum Opfer. So erkranken und sterben verschiedene alte Apfelsorten ab, sind die nur einmal aus Samen gezogenen La France-Rosen plötzlich überall abgestorben, kränkeln die Kartoffeln so leicht, leidet der Weinstock so vielfach unter Parasiten.

Verschiedenen pflanzlichen Formenkreisen fehlt also der natürliche Tod, während es wieder Pflanzen von bestimmter Lebensdauer, meist eng begrenzt, gibt. Wir haben beim Getreide kurzlebige Sommerformen und langlebige Winterformen. Man sucht die Ursache des natürlichen Todes der einmal blühenden und überhaupt der einjährigen Pflanzen in der Erschöpfung durch die große Samenproduktion. Man kann den Tod einjähriger Pflanzen hinausschieben, beziehungsweise früher eintreten lassen, indem man sie an der Samenerzeugung hindert oder das Blühen und Fruchten früher herbeiführt. Schneidet man bei der krautigen Reseda die verwelkenden Blüten ab, so bekommt man eine langlebige, holzige Reseda. Die 100jährige Aloe kommt in ihrer mexikanischen Heimat in 5—10 Jahren zur Blüte und stirbt dann ab; bei uns blüht sie oft erst nach 60 Jahren. Solche Lebensverlängerung hat man bei verschiedenen Pflanzen durchgeführt. Pflanzt man Kartoffeln aufrecht bis zur halben Höhe in den Boden, so entwickeln sich aus der unteren Hälfte beblätterte Triebe, die alte Knolle lebt weiter, ihre Lebensdauer wurde so verlängert, während sie doch sonst eine fest beschränkte Lebensdauer hat und nach Abgabe ihrer Reservestoffe abstirbt.

Bekanntlich zeigt sich das Reifwerden der Gräser durch ihr Gelbwerden an. Nicht zur Samenbildung gelangende Gräser behalten ihr Grün viel länger. Es sammelt sich nämlich im Verlauf der Entwicklung in den Ährchen Magnesiumoxyd auf Kosten des Gehaltes der Blätter und Halme an. Das Magnesium wird den Chlorophyllkörnern entzogen und dadurch kommt es zur Zerstörung des Farbstoffes, zum Vergilben der Blätter. Es liegt da der Gedanke nahe, den Gräsern die Stoffe, an denen sie bei der Samenbildung verarmen, zu ersetzen, so daß die Erschöpfung nicht eintreten, die Lebenstätigkeit wieder aufgenommen würde. Vielleicht bringen wir es auf diesem Wege bei unseren Getreidegräsern zum zweiten Schnitt.

Metschnikoff, der bekannte russische Physiologe, der sich viele Jahre am Pasteur-Institut in Paris den Studien über das Problem des natürlichen Todes widmete, vertritt die Ansicht, daß die Pflanzen und ihre Teile nicht an Erschöpfung, sondern durch Vergiftung mit ihren eigenen Stoffwechselprodukten sterben. So tötet sich die Hefe durch den von ihr erzeugten Alkohol, so begehen die Milchsäurebakterien Selbstmord, indem sie den Säuregehalt ihrer Nährflüssigkeit erhöhen.

Ein wichtiges Anzeichen für das Altern der Pflanze ist die Verminderung der Wachstumsgeschwindigkeit. Mit dem Älter- oder Altwerden der Pflanze hört manche andere Lebenstätigkeit ganz auf oder nimmt doch merklich ab. Die Assimilationsfähigkeit junger Pflanzen ist größer als die älterer Individuen. Es nimmt mit dem Alter auch die Reaktionsfähigkeit gegen äußere Reize ab. Und eine typische Alterserscheinung an der Pflanze ist das Vergilben der Blätter. Alte Blätter haben nur mehr eine kleine Assimilationsenergie, sie erzeugen daher nur wenig Kohlehydrate, es bewirkt mithin das Altern eine Schwächung des Organs, also eine Verringerung der Stärkeproduktion, es kommt zum Abbau des Eiweißes, dadurch zur Beschleu-



Digitized by Google

nigung des Vergilbens. Dieses Symptom des Alterns kann aber durch bessere Ernährung lange hinausgeschoben werden.

Und nun wollen wir betrachten, wie sich die moderne Kolloidchemie mit dem Todesproblem abfindet. „Kolloid“ oder richtiger „Dispersoid“ sind heute vielgenannte Begriffe. Man bezeichnet so den stark zerstreuten Zustand der Materie. Die Kolloide kennzeichnen sich in ihrem weitgehenden Verteilungszustande durch ihre ungeheuer große Oberfläche, wodurch sie imstande sind, eine große Menge anderer Substanzen zu absorbieren. Sie sind sehr unbeständig, treten bald zu größeren Teilchen zusammen, bald zerstreuen sie sich wieder zu kleineren Teilchen. So erscheint auch der stetigen Veränderungen unterworfene Lebensprozeß an den kolloiden Zustand geknüpft. Eine weitere wesentliche Eigenschaft der Kolloide ist ihre Quellbarkeit. Und auch jedes Organ weist eine bestimmte normale Quellung auf. Das Protoplasma des Tieres zeigt einen bestimmten Quellungszustand, bei der gesunden Pflanze finden wir einen bestimmten Turgor. Wird dieser Quellungszustand in unnatürlicher Weise geändert, so führt dies zur Krankheit, zum Tode. Der ganze Tier- und Pflanzenkörper in seinen Zellen und ihrem Inhalte erscheint aus Kolloiden aufgebaut. In erster Linie ist das Eiweiß ein Kolloid, das Blutserum, die Pflanzensäfte sind kolloide Lösungen. Aber Kristalloide und Kolloide stehen nicht in unüberbrückbarem Gegensatze. Es kommt in der Natur zu Übergängen aus dem einen Zustande in den anderen.

Dem Kolloidchemiker ist das Sterben der anorganischen Natur ein Verwittern, das Verwittern gleich Kolloidbildung. Der Felsen stirbt, d. h. das Gestein geht in den kolloiden Zustand über. Das Verwittern ist also eine greisenhafte Erscheinung, der wir überall dort begegnen, wo die Gesteine an den Grenzflächen der Erdkruste unter dem Einfluß der Luft und des Wassers stehen. Den Hauptteil der Erdkruste bilden die Kristalloide; nur an der äußersten Oberfläche finden sich, auf eine schmale Schichte beschränkt, die Kolloide. In diesem Grenzgebiet fließt das Lebende mit dem Leblosen zusammen. Auf den durch Verwitterung aus dem kristalloiden Gestein entstandenen Kolloiden fußt das Leben der Pflanze, das Leben des Tieres, unser Leben. Auf dem Totenacker treffen im Boden die organischen Kolloide mit den aus dem kristalloiden Fels entstandenen Kolloiden zusammen. Im Verlauf der Jahrtausende werden die Kolloide wieder von anderen Ablagerungen überdeckt und werden, im Schoß der Erde eingebettet, wieder zu Kristallen, zum Fels. So schließt sich der Ring im ewigen Wechsel, denn im unvergänglichen All gibt es kein Sterben, eben die Kolloide lehren uns an die Unvergänglichkeit glauben.

Beim Sterben der Pflanzen liegen die Verhältnisse genau umgekehrt. Infolge Herabsetzung der kolloiden Funktionen tritt der Tod der Pflanze ein, da ja das Pflanzenleben gerade auf dem kolloiden Zustand beruht. Lebhaft tritt uns da vor Augen, wie zweckmäßig die Natur arbeitet. Die Verfallsprodukte des Mineralreiches, die Gele, bilden die Grundlage zum Aufbau des Pflanzenreiches, nur auf gelligem Boden kommt die Pflanzenwelt zur Entwicklung. Der bei der Assimilation ausgeschiedene Sauerstoff dient wieder der Atmung, Verbrennung, also der Erwärmung des Tier- und Menschenkörpers. Das bei der Tieratmung ausgeschiedene Kohlendioxyd liefert der Pflanze im Wege der Zerlegung unter Mithilfe des Sonnenlichtes den Kohlenstoff. So erscheinen die Abbauprodukte des einen Reiches als Aufbauprodukte des anderen.

Metschnikoff führt, wie schon oben angedeutet, das Altern einzelner Organe und des ganzen Organismus auf die Wirkung von Giften zurück. Im Tierkörper entstehen sie durch schädliche Bazillen, die im Dickdarm erzeugt werden. Man könnte daher durch Beseitigung dieser Gifte, ohne zu altern, ohne etwas von seiner jugendlichen Kraft und seinem Aussehen zu verlieren, bis an die äußerste Grenze der Daseinsmöglichkeit am Leben bleiben. Metschnikoff meint auch im Glykobakter, einem von ihm in der Darmflora des Hundes vorgefundenen und reingezüchteten Bazillus, ein Mittel ge-

Digitized by Google

funden zu haben, durch welches die die Giftstoffe erzeugenden Bakterien verdrängt werden können. Wie die weißen Blutkörperchen gegen das kolloide Gift, das der kolloide Bazillus erzeugt, zum Schutze des Organismus in Kampf treten müssen, sind fast alle Reaktionen im Organismus Reaktionen zwischen Kolloiden.

Alle Organismen müssen Kolloide sein, denn nur der kolloide Zustand kann so veränderliche, so plastische Formen schaffen und dabei doch imstande sein, diese Formen unveränderlich zu wahren. Der Menge nach ist der wichtigste Stoff für den Organismus das Wasser; Kolloid und Wasser sind im Organismus eins; ein wasserfreier Organismus ist leblos. Nur im kolloiden System scheint uns solche innige und veränderbare Beziehung mit dem Wasser möglich. Schon die ersten Entwicklungsphasen des Lebens zeigen starke Quellungsvorgänge, die bald den Höhepunkt erreichen und dann in Entquellung übergehen, die bis zum Tode wächst.

Das natürliche Sterben ist so eine Zurückentwicklung der Kolloide, was eine typische Eigenschaft der Kolloide ist, im Unterschiede von den Kristalloiden, welche ihre physikalischen Eigenschaften bewahren. Was im gewöhnlichen Leben „Altern" heißt, ist also ein Sichzurückentwickeln der Kolloide. „Im Gegensatz zu den Kristalloiden", sagt Rudolf Ditmar, „ist jedes Kolloid ein Individuum für sich. Besonders ungünstig auf die Stabilität einer kolloidalen Lösung wirkt die Ungleichheit der Teilchen oder besser gesagt der spezifischen Oberfläche. Das Altern ist bisher vornehmlich als rein biologisches Phänomen aufgefaßt worden. Wir müssen aber die Organe unterscheiden in solche, welche sich stets erneuern, und in solche, welche eine längere Beständigkeit haben. An den letzteren können wir die typischen Veränderungen der Kolloide erwarten, wie wir sie bei den Alterserscheinungen derselben beobachten."

Aber wie selten erleben es die Organe, sich in der angegebenen Weise, die man als greisenhafte bezeichnet und die in der kolloidalen Natur des tierischen Organismus begründet ist, zu verändern. Wie wenige Menschen, kaum einer von Hunderttausenden, sterben eines natürlichen Todes. Die Statistik sagt uns, daß in historischer Zeit sieben Milliarden Menschen auf den Schlachtfeldern ihren Tod gefunden haben. Ein Siebentel der Menschen werden von der Tuberkulose hingerafft. Millionen fallen Überschwemmungen, Erdbeben, der Hungersnot, Raubtieren, Giftschlangen zum Opfer.

Es gehen ja ernstgemeinte Bestrebungen dahin, das Sterben durch Unfall, Krieg, Krankheit verschwinden zu machen, ja auch den natürlichen Tod durch das Alter zu beseitigen. Solchen Utopien gegenüber müssen wir nach dem Ausgeführten wohl daran festhalten, daß das Altern eine Naturnotwendigkeit ist. Wie immer sie gestaltet sein mag, strebt die lebende Substanz einem natürlichen Ende zu. „Der Mensch", sagt Rößle, „altert schon vor der Geburt; Verjüngungen kommen nur im Märchen vor. Gesund sein ist alles; der Tod durch Alter ist der schönste Tod; er ist der einzig natürliche."

Dr. Friedrich Knauer

# Hindenburg, der Mensch

## „Aus meinem Leben"

Nicht immer vereinigt die Natur gewaltige Gaben für die Wirksamkeit auf einem besonderen Gebiete mit menschlicher Größe schlechthin. Napoleon war ein Genie der Mathematik, der Strategie, des Willens und der einseitigen Menschenkenntnis. Als Mensch war er begrenzt, verbildet und anfechtbar. Oder Moltke: ein gedankenreicher Könner, ein in sich ruhender Charakter; aber letzten Endes doch ein „Spezialist" und ein in mancher Beziehung schwer genießbarer Mensch. Bei Hindenburg wird die immer gerechtere Nachwelt die Größe des Feldmarschalls, des Soldaten der des Menschen ebenbürtig finden.

Digitized by Google

Ja es ist zweifelhaft, ob die stillere aber dauerndere Wirkung seines Wesens nicht weniger in seinen militärischen Fähigkeiten als in der wundervollen großen und tiefen Geschlossenheit seiner Seele, seines ganzen Wesens gefunden werden wird.

An Taten, Gedanken, Entschlüssen, Verantwortung und Erleben hat Hindenburg in den fünf Weltkriegsjahren eine Leistung aufgetürmt, wie sie in der Geschichte einem Siebzigjährigen kaum je überwiesen wurde. Ungeheurer aber noch ist, was dieser Greis nach dem Zusammenbruch an Aufopferung für sein Volk über sich gewann. Noch ist sein Beispiel besudelt von dem ätzenden Gift der durch das Unglück entfesselten niedrigen Leidenschaften. Aber edelste menschliche Größe ist wie die Sonne: sie zerstäubt schließlich die schwärzesten Wolkenmassen und vollendet majestätisch den ihr im All gewiesenen Weg zur strahlenden Höhe, aus der herab sie Hassende und Liebende gleichermaßen bezwingt. So gehen seit Jahr und Tag schon von dem stillen Ruhesitz in Hannover, in dem der Feldmarschall von Hindenburg seine Tage beschließt, unsichtbare Wellen des Trostes, der Hoffnung, der Läuterung aus bis in die fernsten Winkel deutschen Lebens. Es ist der Geist Paul von Hindenburgs und nicht der der Frau Zietz, Emil Barths oder des Rechtsanwalts Blunck, der siegen muß, wenn je für Deutschland wieder Größe, Würde und Glück am weltgeschichtlichen Horizont emporddämmern soll.

Was ist es um diesen Geist? Wir haben jetzt sein Zeugnis vor uns liegen in der Selbstbiographie des Feldmarschalls „Aus meinem Leben" (Verlag von S. Hirzel in Leipzig). Aus der Flut der „Memoiren", der schwarzweißen, der schwarzweißroten, der rosaen und der blutroten erhebt sich dieses Buch in die klare Luft einer reinen Menschlichkeit. Es kann, mit vorurteilsfreiem, willigem Herzen gelesen, Verzagende aufrichten, Hassende demütig machen, Zornige aus der Verneinung in die Bejahung zurückführen. Ein erstaunlich einfaches Buch! Wie? Hat dieser Mensch nicht fünf Jahre lang Weltgeschichte in ungeheuerem Stile gemacht? Hat er nicht von Lötzen, von Pleß, von Kreuznach oder von Charleville aus seinen Willen, seine Gedanken über drei Erdteile geschickt? Marschierten nicht in Polen, in Syrien, in Nordfrankreich, in den Alpen, in Rußland und auf dem Balkan Hunderttausende nach den Kartenrissen seiner zehn Kriegsschauplätze zusammendenkenden Gedanken? Zählten nicht die Völker, deren Führer und Mächtige die Zimmer seines Hauptquartiers betraten, nach Dutzenden? Klang sein Name, noch 1914 seinem eigenen Volke fast unbekannt, nicht 1915 schon von den Küsten des pazifischen Ozeans bis tief hinein in die Hochebenen Asiens? Und antwortete der gewaltigen Sprache seiner Taten nicht bald ein schriller Lärm in der Presse der Welt, in dem Vergötterung und besinnungslose Beschimpfung sich ineinanderkrallten? Und nun ein Buch, in dem nichts „enthüllt" wird, in dem weder Lorbeerkränze von unwürdigen Häuptern gerissen noch Trauerweiden gepflanzt werden; in dem weder die von Erregung bebende Stimme eines tief Verletzten noch die flammende Verteidigung eines vom Schicksale Überwundenen zu vernehmen ist?

In dem vielmehr ein großer Mensch menschlich groß von sich und seinem Werke spricht. Alles Persönliche wird schlicht berichtet. Die Familiengeschichte derer von Beneckendorff und Hindenburg, das Bild des Vaters, eines Offiziers und Landedelmanns, und das der Mutter in ganz zarten, ganz unaufdringlichen Strichen gezeichnet. Die eigene Entwicklung karg, doch in wenigen Kernworten klar geschildert. Der Kadett dankt dem harten Geist Yorkscher Zucht; der Schüler gesteht, daß er nie ein Musterknabe gewesen sei. Der Mann bekennt sich, an mehreren Stellen, zur Treue, zur Wahrheit und zur Pflicht als den Hauptgrundpfeilern seiner Weltanschauung. Das sind nun freilich Begriffe, die nach dem selbstgewollten und selbstbetriebenen Zusammenbruch von den neuen Machthabern des Reiches in der Masse verramscht worden sind. Umspült von den trüben Wassern der nachrevolutionären Zeitungskatzbalgerei (Grundton: „Ich schiebe — du schiebst — er schiebt — wir schieben — ihr schiebt — sie schieben!") stehen da in einsamer Größe in dem Abschnitt „Innere Politik" die Sätze: „Ein kraftvoll in sich ge-

Digitized by Google

schlossener Staat im Sinne Bismarcks war die Welt, in der ich mich in Gedanken am liebsten bewegte. Zucht und Arbeit innerhalb des Vaterlandes standen für mich höher als kosmopolitische Phantasien. Auch erkannte ich kein Recht für einen Staatsbürger an, dem nicht eine gleichwertige Pflicht gegenüberzustellen wäre." Es ist die hellseherische Sicherheit des Menschen, dessen Größe aus wuchtig gequaderter Einfachheit erwächst, daß er nicht der weltwendigen sogenannten Klugheit, ja oft nicht einmal der oft und schmählich mißbrauchten „Sachkenntnis" bedarf, um reinliche und für sein Volk nützliche Erkenntnisse zu fassen. Dafür ist lehrreich, was der Nichtpolitiker Hindenburg über die dann so verkehrt angefaßte polnische Frage dachte, und was er in verschiedenen kritischen Zeitpunkten des Weltkrieges von den inneren Verhältnissen der Feinde und der Bundesgenossen richtiger erkannte als die „Politiker". Die Politik Hindenburgs war: Wille zum Sieg, Opferwilligkeit, Pflichtgefühl, Nationalbewußtsein. Hätten wir als geschlossenes Volk uns diese Vier bewahrt, so hätten die Fachpolitiker, selbst die geistig unzulänglichen, die dem deutschen Volk gemeinhin beschert sind, dem Weltringen wohl ein anderes Ergebnis abgewinnen können. Unsäglich aber bleibt die Schande, daß Volksgenossen diesen militärischen Führer durch Beschimpfungen wie „Massenschlächter" in den Kot ihrer Selbstsuchtskämpfe herabziehen konnten. Diesen Mann, der mit jedem Soldaten mitfühlte; der jedem persönlichen Ehrgeiz weltenfern war; der seiner Überzeugung so treu bleibt wie seinen Freunden; der im Versagen aller die eigene Seelenmarter niederkämpft und weiterarbeitet; der als besiegter Unbesiegter die schmutzige Straße vom Frontzusammenbruch bis zur Demütigung von Versailles stumm und aufrechten Hauptes zog.

Den Hauptteil des Buches füllt die Darstellung der märchenhaften Tatgeschichte, deren Leiter Hindenburg von Tannenberg bis zur endgültigen Niederlage war. Eine klassische Darstellung, denn auch bei Hindenburg ist der Stil wie der Mensch. Ein demokratisches Gemüt brach, als er die ersten Aushängebogen der Biographie des Feldmarschalls gelesen hatte, in meiner Gegenwart in den Ruf höchsten Erstaunens aus: „Das ist ja glänzend geschrieben!" Worauf ein anderer seinen „Witz", der in bestimmten Kreisen niedriger Bosheit stets zum Verwechseln ähnlich sieht, die Zügel schießen ließ und fragte: „Preisfrage: wer hat Hindenburgs Buch geschrieben?" Derartiges wird niemanden wundernehmen, der sich erinnert, mit welchen Mitteln Verständnislosigkeit und Gemeinheit bereits im Kriege die Verehrung Hindenburgs im deutschen Volke bekämpften. Eine Zeitlang konnte man in gewissen Berliner Kreisen hören Hindenburg sei fast bis zur Grenze der Trottelhaftigkeit dumm — Ludendorff mache ja alles. Was nicht hinderte, daß man dann später auch Ludendorff als sanft verblödet und tierisch verkommen verleumdete.

Nun möge, wer noch Augen hat zu sehen, sich davon überzeugen, mit welchem künstlerischen Gleichmaß man, ohne ein „Schriftsteller" zu sein, groß und schlicht deutsch *schreibt*, wenn man groß und schlicht deutsch ist.

Die letzten Seiten des Buches, überschrieben „Dem Ende entgegen" und „Mein Abschied", sind erschütternd in ihrer lärmlosen, doch furchtbaren Anklage gegen die inneren Zerstörer wie in der Ungebrochenheit des männlichen Glaubens an einen neuen Aufstieg. Ich will die letzten Worte hierher setzen: „Ist erst der nationale Gedanke, das nationale Bewußtsein wieder erstanden, dann werden für uns aus dem großen Kriege, auf den kein Volk mit berechtigterem Stolze und reinerem Gewissen zurückblicken kann als das unsere, solange es treu war, sowie auch aus dem bitteren Ernst der jetzigen Tage sittlich wertvolle Früchte reif."

Karlernst Knatz

Digitized by Google

# Die Illusion von der gebesserten Menschheit

Zurück zur Wirklichkeit! — das ist in der Nußschale die Forderung, die General der Infanterie a. D. Dr. h. c. Freiherr v. Freytag-Loringhoven im roten „Tag“ („Ein Grundirrtum unserer Zeit“) erhebt und begründet. Aller gute Wille, alle trefflichen Vorschläge können uns aus unserer Not nicht helfen, wenn wir nicht bis zum letzten Grunde vordringen, der sie verschuldet hat: zum Menschen selb't mit seiner Natur, wie sie nun einmal gegeben ist.

„Die klare Einsicht in die Kultur des Menschen hat unseren regierenden Kreisen und zum weit überwiegenden Teil auch den politischen Parteien gefehlt, und zwar lange bevor die Revolution zum Ausbruch kam. Wir haben diese mangelnde Erkenntnis als einen Grundirrtum unserer Zeit vom ausgehenden 18. Jahrhundert übernommen. Seitdem setzte sich der Gedanke einer fortgesetzten Aufwärtsbewegung der Menschheit, die es so herrlich weit gebracht hatte, fest. Der ungeheure Fortschritt, den die Naturwissenschaften und die Technik im 19. Jahrhundert nahmen, trug das seinige dazu bei, diesen Glauben zu festigen. Auf diese Weise trat eine Verwechslung von Zivilisation und Kultur ein. Wir merkten nicht, daß wir mit der wachsenden Ausbre tung der Zivilisation zugleich innerlich immer ärmer wurden.

Schon Ranke hat in den Vorträgen, die er 1854 dem Könige Maximilian II. von Bayern hielt, den unbedingten Fortschritt der Menschheit bestritten. Von seinem universalgeschichtlichen Standpunkt aus sieht er in jeder Epoche der Menschheit eine bestimmte große Tendenz sich äußern, nicht jedoch so, daß jede Generation die vorhergehende vollkommen übertreffe. Nur das Individuum in seinem endlichen Dasein vermag nach ihm sich zu einer höheren moralischen Stufe zu erheben, nicht aber die Menschheit als solche in ihrem unendlichen Dasein. Diese Erkenntnis bringt Ranke nicht dahin, das Aufwärtsstreben der Menschheit gering zu schätzen, er führt nur die Dinge auf ihren wahren Wert zurück. In seinen Universitätsvorlesungen hat er sich Alfred Dove zufolge dahin ausgesprochen, daß für den Historiker ein hoher Reiz darin liege, ‚diese vielgestaltigen Geschöpfe zu betrachten, aus welchen wir selber sind, zu diesem Wesen Neigung zu schöpfen, das immer das alte und immer wieder ein anderes, das so gut und so bös, so edelgeistig und so tierisch, so gebildet und so roh, so sehr auf das Ewige gerichtet und dem Augenblick unterworfen ist.‘ Die Menschheit, wie sie sich in den letztvergangenen Jahren gezeigt hat, ist mit diesen Worten klar umschrieben. Wie Ranke verkennt auch Treitschke nicht, daß freie, sittliche Mächte in der Geschichte wirken, daß die Menschheit emporstrebt, aber er sagt doch in der Einleitung zu seiner Politik, daß nichts wahrer sei als die biblische Lehre von der radikalen Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts, die durch keine auch noch so hohe Kultur überwunden werden könne.

Hindenburg hat nur allzu recht, wenn er in seinen Lebenserinnerungen das deutsche Volk vor wesensfremder Doktrinwut warnt. Sie ist der Urgrund unseres Elends. Ihr entsprang der verfehlte Glaube, daß alles umgebildet werden müsse, daß wir dadurch mildere Bedingungen von unseren Feinden erlangen würden, ihr das blinde Vertrauen auf Wilson und die völlige Wehrlosmachung Deutschlands, zu der wir nicht verpflichtet waren. Den Männern, die seit der Parlamentarisierung unseres Staatslebens im Herbst 1918 die Zügel der Regierung führten, und erst recht ihren Nachfolgern vom 9. November fehlte völlig der dem Staatsmann nun einmal unentbehrliche Grad von Menschenverachtung, die keineswegs gleichbedeutend ist mit kaltem Skeptizismus, wie Friedrich der Große und Bismarck bewiesen haben. Sie ist im Grunde nichts anderes als auf gesundem Wirklichkeitssinn gegründete Menschenkenntnis und daher mit richtig verstandener Menschenliebe sehr wohl vereinbar. Sind doch Leben und Lehren des Begründers der Religion der Liebe, des Erlösers, von tiefer Tragik durchzogen auf Grund seiner Kenntnis der menschlichen Schwächen.

Digitized by Google

Wir sind infolge falscher Bewertung der menschlichen Natur auf eine völlig schiefe Bahn geraten, die mit vernunftmäßigen sozialen Bestrebungen, mit Hebung der handarbeitenden Klassen nichts zu tun, wohl aber dahin geführt hat, daß jede Staatsautorität dahin ist. Die Menschheit aber bedarf ihrer, sie muß gezügelt werden. Es war nicht Zufall, sondern Notwendigkeit, daß sich nach dem Dreißigjährigen Kriege die absolute Monarchie durchsetzte und diese Zügelung übernahm. Niemand will und kann zu ihr zurückkehren. Jede Zeit erfordert andere Mittel. Die Zukunft der deutschen Menschheit aber hängt davon ab, daß sie aus sich heraus freiheitliche Einrichtungen schafft, die ihr zugleich die unentbehrliche staatliche Autorität und Zucht zurückbringen, wie sie ihr einst die absolute Fürstenmacht gegeben hat. Daß wir Zuchtmittel brauchen, ist unbestreitbar. Die Verwilderung der Sitten und Menschen, der Tiefstand der öffentlichen und privaten Moral, die Streike lehren es täglich und stündlich. Es gilt, sich zu befreien von dem verhängnisvollen Kreislauf der Dinge, in den wir hineingeraten sind, in dem Rousseaus Glauben an die ursprüngliche Reinheit des Menschen wieder zu dem unsrigen werden sollte, mit welchem Recht, davon braucht sich der Deutsche jetzt nicht erst in Rußland zu überzeugen, es genügt leider, wenn er den Blick nach Mitteldeutschland, nach dem Vogtlande und nach der Ruhr richtet.

Wir haben in Gestalt der Lehren der französischen Revolution von Westen, in der des Bolschewismus von Osten her Undeutsches entlehnt und zugesehen, wie unser Volk ihm zum großen Teil zum Opfer gefallen ist. Wer auf die Verkünder dieser Lehren hört, übersieht, daß sie den Menschen in eine unerträgliche Schablone zu pressen unternehmen, daß die gepriesene Freiheit, die sie verheißen, nur die Gleichheit aller herbeiführen kann und damit jeder wahren Freiheit den Tod bringen muß. Selbstbesinnung tut uns dringend not. Wir müssen die Illusion von der gebesserten Menschheit fallen lassen, nicht einem Glück nachjagen, das es auf Erden nun einmal nicht geben kann. Es gilt, die Deutschen erneut zur Pflicht zu erziehen, sie darin zu erhalten, nur dann werden wir uns aus dem jetzigen Tiefstand erheben, nur dann die Errungenschaften unserer Kultur retten können. Es ist hohe Zeit, daß wir das Truggebilde der Menschenherrlichkeit von uns tun und auf den Boden der Wirklichkeit zurückkehren."

# Hegel und unsere Zeit

## Zum 150. Geburtstage des Philosophen

Als vor mehr denn einem Jahrzehnt der altehrwürdige Lasson, der „Letzte der Hegelianer", noch in den Berliner Hörsälen lehrte, da war es eigentlich mehr eine Art von respektvoller Neugierde, die uns um die originelle Patriarchengestalt versammelte, als Wissensdrang um die Hegelsche Philosophie. Nur zehn Jahre sind indessen vergangen. Aber daran, wie man damals und heute den Namen Hegels nannte, ist der Wandel der Zeiten zu erkennen. Der Instinkt der Nachfahren, der an dem großen Geschehen der eigenen Zeit erwacht ist, beginnt hier langsam wieder eine geistige Ursächlichkeit ersten Ranges zu ahnen: Der Schöpfer des preußisch-konservativen Staatsbegriffs und der Ahnherr der sozialistischen Weltanschauung — beides in einem ist Hegel.

Hegels Lehre gehört der Vergangenheit an. Aber ihr geistiger Kern ist mit der Keimkraft des Lebendigen in die Kausalität der Geschichte eingegangen. Wir wissen ihn nicht mehr, aber wir leben ihn. Deshalb ist es nicht sein System, das uns Heutigen wichtig gilt. Das ist ein großartiger Museumsarchaismus. Nein, seine Intuition von der Weltgesamtheit ist es. In ihr faßt sich die Fülle der Kräfte aus der klassischen Zeit des deutschen Geistes abschließend zusammen. Solche Betrachtungsweise muß freilich die rein wissenschaftliche Bedeutung Hegels

Digitized by Google

etwas zu kurz kommen lassen, obwohl sein Einfluß auf diesem Gebiet bis zum Aufkommen des Positivismus — etwa außer Südamerika — sich über die ganze Kulturwelt erstreckte. England, Nordamerika und Italien hatten einen förmlichen Hegelianismus. In Rußland lebte die Philosophie der Slawophilen, wie die der Sozialrevolutionäre von seinen Gedanken. Und eine so bedeutende und selbständige Persönlichkeit, wie der Däne Sören Kirkegaard hat tiefen Eindruck von ihm empfangen. Es handelt sich uns vielmehr um die unveräußerliche Substanz, die mit ihm in die geistige Wirklichkeit des lebendigen Geschehens einging. Es ist kein Zufall, daß die erste Publikation Hegels politischer Natur war. Es war das Problem seiner Jugend, wie Deutschland wieder ein Staat werden könne. Wie die Generation Steins, des Gründers des modernen Preußen, in Fichteschem Sinne wirkte, so oder noch kräftiger war die Generation Bismarcks, die das Reich gründete, von Hegel bestimmt. Die Beamten der Bismarckschen Ära hatten, vor allem in ihren führenden Gliedern, bei ihm gelernt. Der „königlich preußische Dienst" — mit einer Art religiöser Hingabe ausgeführt — ist der symbolische Ausdruck für die Strenge der Dienstleistung unter einer überpersönlichen, gleichsam metaphysischen Größe, dem Staat. Hier ist, wie Oswald Spengler in seiner Schrift „Preußentum und Sozialismus" (C. H. Beck, München) geistvoll zeigt, bereits eine Verwirklichung der echten sozialistischen Idee. Es verläuft eine geschichtliche Kontinuität zwischen Friedrich dem Großen, dem ersten Diener seines Staates, und dem allgemeinen Pflichtdienst in der sozialistischen Gesellschaft. Hier taucht die Linie Bismarck—Bebel auf, beides altpreußische Soldaten. Hier liegen die psychologischen Gründe für die seltsame Tatsache verborgen, daß der preußische Minister Altenstein ebenso Hegelianer war, wie Lassalle und Marx. Friedrich Engels, der Mitarbeiter Marx', erklärte, Hegel lebe fort in der deutschen Arbeiterpartei, die stolz auf einen solchen Ahnherrn sei. Dieselbe Erscheinung zeigte sich auch auf religiösem Gebiet. Der neu auflebenden Orthodoxie trat ein wachsender Radikalismus gegenüber. Die Hegelianer Strauß („Leben Jesu") und Feuerbach („Das Wesen des Christentums") wirkten tief auf die Weltanschauungsbildung ihrer Zeit.

Die politischen und geistigen Konflikte, die sich an den Namen Hegels knüpfen, sind keineswegs überwunden. Sie beginnen sich zu vollem Kampfe erst zuzuspitzen. Jedoch seine zeitgeschichtlichen Wirkungen sind vielleicht nur Begleiterscheinungen, die sich aus der Verbindung mit den gerade in der Zeit liegenden Nöten ergaben. Der Kern seiner Intuition selbst muß zeitlosen Charakter tragen, wenn anders ihm nicht nur Bedeutung für das Heute, sondern auch für das Morgen zukommt.

„Der Mut der Wahrheit, Glaube an die Macht des Geistes ist die erste Bedingung des philosophischen Studiums. Der Mensch soll sich selbst ehren und sich des Höchsten würdig achten. Von der Größe und Macht des Geistes kann er nicht hoch genug denken. Das verschlossene Wesen des Universums hat keine Kraft in sich, welche dem Mut des Erkennens Widerstand leisten könnte; es muß sich vor ihm auftun und seinen Reichtum und seine Tiefen ihm vor Augen legen und zum Genusse bringen." Der Geist trägt Weltcharakter und die Welt trägt Geistcharakter. Nicht „ich" denke, sondern „es" denkt. Nicht in mir denkt es, sondern in der Menschheit denkt es. Das Weltgeschehen ist die unendliche Selbstentfaltung des Geistes zu seiner Freiheit. Recht, Kunst, Religion sind übermenschliche Selbsterschließungen seines Wesens. Der Geist ist keine abstrakte Größe. Der Geist ist Wirklichkeit. Er ist die Wirklichkeit. Der Geist ist die Gottheit, die sich in der unendlichen Mannigfaltigkeit des ewig werdenden Seins zur Wirklichkeit schafft. Die höchste Erscheinungsweise des Geistes auf Erden ist der Staat. Er ist die organische Einheit aller seiner Erscheinungsweisen, sei es im Recht oder in der Religion, in der Familie oder der Kunst, in der Wissenschaft oder der Sitte. Der Staat als sittliche Gemeinschaft ist Darstellung einer metaphysischen Wirklichkeit. Der westeuropäische Staatsgedanke ist die politisch-ökonomische „Gesellschaft" Lockes. Sie ist weiter nichts als eine Vereinigung zur Verbürgung der größtmöglichen individuellen Freiheit. Im Staat Hegels vollzieht sich

Digitized by Google

eine Tat des göttlichen Willens. Eine Kirche mit den Ansprüchen der Katholizität ist deshalb in ihm unmöglich. Er ist ja selbst — man könnte sogen — eine Art von „Reich Gottes".

Aber nicht nur im Staat, sondern in der Gesamtheit des Seins verwirklicht sich der schaffende Geist. Dieses Prinzip hat seine volle Fruchtbarkeit in der geschichtsphilosophischen Weltbetrachtung gewonnen. Hegel ist der Schöpfer der abendländischen Geschichtsphilosophie. An ihm gemessen sind Voltaire und Herder nur Wegbereiter. „Die Fülle und Tiefe der historischen Intuitionen Hegels übertrifft alle Vorstellungen... Viele seiner Intuitionen lassen an eindringender Kraft alles hinter sich, was sich positiv-historische Forschung nennt. Es bedarf nur des Abstreifens jenes Spinnengewebes von Begriffen,... damit diese in ihrer leuchtenden Kraft hervortreten." (Überweg-Heinze.) Langsam weicht Kant und das erkenntniskritische Problem der Schulen zurück vor Hegel und den Fragen des Lebens selbst und des Weltgeschehens, das unser Geschlecht wieder zur letzten metaphysischen Besinnung aufgerüttelt hat. Was ist der Sinn der Geschichte, das Wesen der Kultur?

Es gibt tatsächlich eine Dynamis, die allem Geschehen schöpferisch innewohnt, die Dynamis des Geistes. Die „Geschichte" Hegels ist der „werdende" Geist selbst. Wo der Geist denkt, „wird" Geschichte. Wo der Geist denkt, ist Geschehnis, ist Tat. Geschichte ist Kampf. Nämlich Kampf des Geistes durch einen unendlichen Ablauf von miteinander ringenden und sich überwindenden Gegenkräften. Das Ziel ist die volle Wirklichwerdung seiner selbst in der Freiheit. Des Menschen Aufgabe kann dabei nichts anderes sein, als das Wesen des Geistes zu erkennen und seinen Willen zu verwirklichen! Hier liegt der Sinn der Philosophie, ja des menschlichen Daseins überhaupt: das Sich-selbst-erfassen des göttlichen Geistes bewußt zu vollziehen. Nicht im chaotischen Geflute, sondern im organischen Werden geht es vor sich. Deshalb ist die Form seiner Selbsterfassung im denkenden Bewußtsein in keiner anderen Weise möglich als im System. Wenn Nietzsche sagt, die Musik sei die Welt nocheinmal, so kann man Hegel sagen lassen, das philosophische System sei die Welt nocheinmal. Hegels Rationalismus ist Symbolismus, das System ist hier das Symbol des schaffenden Lebens. Ja mehr, es ist dieses selbst in der Form des Gedankens. Das geheime Ingenium zur Gestaltung, das eben ist das Wesen alles schöpferischen Geistes. Wie das Wesen einer Pflanze in ihrem Samen umschlossen und aus ihm gestaltet wird, so ist auch die Welt nichts anderes als organische Gestaltung der Seinsgesamtheit aus dem Geist. Desholb kann sich der Geist in seiner philosophischen Selbsterfassung nie anders vollwertig begreifen als im System. Das bedeutet: Kultur ist Gestaltung, Bändigung des Chaos im Organismus. Der Geist allein ist es, der die Fülle des Lebens ewig schafft als Einheit einer gestalteten Welt, gestaltet in Domen und Statuen, in Menschen und Staaten, in Liedern und Systemen.

Ob auf den Namen Hegels getauft oder nicht — irgendwie wird die Zukunft ihn zum Vater haben.

Dr. Paul Schütz

# Zwei Weltgeschichten und zwei deutsche Geschichten

Eins der deutlichsten Kennzeichen für den unpolitischen Sinn der Deutschen, den doch wohl nachgerade die meisten von uns als feststehende Tatsache anerkennen, ist die systematische Verunglimpfung der sogenannten „Alldeutschen". Bei andern Völkern ist eine Gedankenrichtung, wie sie sich in den Alldeutschen verkörpert, etwas ganz Selbstverständliches und allgemein Verbreitetes. Der Brite, der Yankee, der Franzose, der Italiener, der Russe, ja der Serbe, der Pole, der Tscheche empfindet ganz allgemein für sein

Digitized by Google

Volk so wie bei uns die verfemten Alldeutschen. Anstatt daß man sich über diese nationale Strömung freut, erschöpft man sich bei uns tagtäglich in leidenschaftlicher Kritik an ihr und weiß sich in dem bekannten, so unleidlich unpolitischen deutschen Objektivitätsdrange nicht genug über einzelne Übertreibungen, Entgleisungen und Fehlurteile, die bei den schlimmen Alldeutschen vorgekommen sein mögen, zu entrüsten.

Der eigentliche Kreis der Alldeutschen ist nur klein. Aber er hat in der deutschen Literatur beachtenswerte Vertreter. Als der namhafteste wissenschaftliche Vorkämpfer des alldeutschen Gedankens darf der Berliner Historiker Dietrich Schäfer bezeichnet werden, dessen Bedeutung jüngst gelegentlich seines 75. Geburtstages weit und breit gewürdigt wurde. Als Publizist steht vornan der Graf Ernst zu Reventlow, dem ein Blatt wie die „Süddeutschen Monatshefte“ einen ganz hervorragenden Platz in der neuesten Geschichte zuweist. Aber die Alldeutschen können noch mit einer ganzen Reihe anderer Schriftsteller aufwarten, deren Schriften weite Verbreitung gefunden haben. Mit zwei von ihnen haben wir es heute zu tun. Der eine ist der langjährige Vorsitzende des Alldeutschen Verbandes, der Rechtsanwalt Heinrich Claß. Er hat u. a. eine Deutsche Geschichte geschrieben, deren achte Auflage uns jetzt vorliegt. Sie umfaßt das 71. bis 90. Tausend der Gesamtauflage (800 Seiten, mit 32 Vollbildern, Halbleinenband 18 ℳ, Verlag Theodor Weicher in Leipzig). Die erste erschien vor elf Jahren. Damals verbarg sich der Verfasser hinter dem Namen Einhart. Das volkstümlich geschriebene Buch fand Eingang in weiten Kreisen des deutschen Volkes. Hätten die griesgrämigen Bekämpfer eines kraftvollen deutschen Nationalsinnes es gewußt, welch schröcklicher Mensch dahinter stand, so hätten sie es vielleicht mit grimmer Wut zerzaust. Im Januar 1914, bei Erscheinen der 5. Auflage, lüftete Claß die Tarnkappe, indem er sich im Vorwort als Verfasser bekannte. Der Titel des Buches blieb aber unverändert, und während des Krieges erlebte der „Einhart“ noch zwei weitere Auflagen. Die jetzige neue Auflage, die Claß am 28. September 1919 in die Welt gehen ließ, zeigt das Werk in gänzlich veränderter Gestalt, indem den fünfhundert Seiten, die die deutsche Geschichte bis 1914 behandeln, auf dreihundert Seiten eine Geschichte des Weltkrieges beigefügt ist. Schon vorher war die neuere Geschichte sehr viel ausführlicher berücksichtigt als die ältere. Umfaßt doch die Geschichte des 19. Jahrhunderts und die Regierung Wilhelms II. bis zum Ausbruch des Krieges gegen dreihundert Seiten, während die vorhergehende Geschichte auf wenig mehr als zweihundert Seiten beschränkt ist. So stellt die Deutsche Geschichte von Einhart mehr eine neuere Geschichte des deutschen Volkes mit ausführlicher Einleitung dar. Sie ist als volkstümliches Buch nur auf das wärmste zu empfehlen. Schwung, Begeisterung, deutscher Wahrheitssinn und Gerechtigkeitsgefühl und nicht zuletzt gesundes politisches Urteil — der Verfasser hat nicht umsonst zu Treitschkes Füßen gesessen — geben dem Werke das Gepräge. Bemerkt zu werden verdient, daß Claß wiederholt den Weltmachtgedanken der deutschen Kaiser des Mittelalters als unselig bezeichnet. Wie objektiv er zu urteilen vermag, zeigt seine Kritik an Schönerer; und daß er auch dem Mann, den er für einen der verderbtlichsten ansieht, dem Kanzler Bethmann Hollweg, gerecht zu werden sich bemüht, sieht man darin, daß er ihm zur Ehre anrechnet, den berüchtigten Verzichtsentschluß des Deutschen Reichstages vom 19. Juli 1917 als unannehmbar erklärt zu haben. Am meisten wird jetzt die Darstellung des Weltkrieges fesseln. Nur selten greift Claß in dieser natürlich sehr schnell entstandenen Schilderung fehl, so wenn er Matthias Erzbergers Begabung bestreitet. Auch in der Kritik Wilhelms II. geht er mir verschiedentlich zu weit. Es ist aber anzuerkennen, daß er auch nicht vor der Obersten Heeresleitung in der Kritik haltmacht, so schmerzlich ihm dabei zumute ist. Die beigegebenen Bilder sind vortrefflich ausgewählt. Ein Register erhöht die Brauchbarkeit.

Nicht so volkstümlich wie der „Einhart“, aber recht unterhaltsam zu lesen ist das Werk eines andern Alldeutschen, das wir hier anzuzeigen haben, die Weltgeschichte der Gegenwart von Albrecht Wirth, die im Oktober 1919 bei Georg Westermann in Braunschweig

Digitized by Google

in vierter Auflage erschienen, also auch recht verbreitet ist (551 Seiten, mit 75 Bildbeigaben, Preis 32 M). Wirth ist eine höchst interessante, um nicht zu sagen merkwürdige Persönlichkeit. In der Hauptsache ist er Globetrotter. So viel gereist wie er sind doch wohl nur wenige Menschen. Er kennt so ziemlich die ganze Welt, so besonders Amerika, wo er eine Zeitlang (in Chicago) als Universitätsprofessor wirkte (ursprünglich war er Privatdozent der Geschichte in München). Daneben hat er achtmal den Balkan bereist, über dessen Völker er außerordentlich Bescheid weiß. Ebenso durchreiste er Afrika in allen seinen Teilen, Persien, Indien, Sibirien, den Kaukasus. Viermal war er in Japan. Er hat eine Geschichte Sibiriens und eine Geschichte von Formosa geschrieben, desgleichen eine Geschichte Afrikas, eine Geschichte Asiens und zahllose andere Schriften. Als eifriger Mitarbeiter des „Roten Tag" gibt er fast täglich Proben seiner ausgebreiteten Kenntnisse und seines beweglichen Geistes. Das Wort von Cecil Rhodes, man müsse in Erdteilen denken können, brauchte für ihn nicht gesprochen zu werden. Wirth hat früh in Erdteilen denken gelernt und denkt nur darin. Er jongliert geradezu mit den Erdteilen. Ihm haftet etwas Ruheloses an. Die Erde ist ihm schon zu klein geworden. „Man möchte auch einmal auf einen andern Stern!" ruft er gelegentlich aus. Das Ruheloses drückt sich auch in seiner Art zu schreiben aus. Er hat ja den gewaltigen Stoff, den er sich gewählt hat, zu gruppieren gesucht, indem er drei Epochen annimmt: die der Vorherrschaft Deutschlands vom Berliner Kongreß bis zum Boxerkrieg, die der Vorherrschaft Englands seit dem Regierungsanfang Eduards VII. bis zu den irischen Wirren von 1914, und die der Vorherrschaft der Kapitalisten, die in dem Weltkrieg ausklingt. Aber diese Einteilung hat viel Gezwungenes an sich; namentlich die dritte Epoche ist als etwas ganz künstlich Konstruiertes anzusehen. Die ganze Darstellung macht den Eindruck eines fürchterlichen Durcheinanders. Das brodelt, sprudelt, glitzert, flimmert und wirbelt nur so vor einem! Zum Teil liegt das an der Hineinbeziehung der ganzen Erde und der Ereignisse auf ihr, was ja das eigentlich Charakteristische an Wirths Weltgeschichte ist. Großenteils erklärt sich das kaleidoskopartige Durcheinander aber lediglich durch die formlose und schnelle Schreibweise des Verfassers. Vielfach bekommt man den Eindruck, als wenn es sich um aneinandergereihte Zeitungsaufsätze handelte. Zuweilen sind die einzelnen Abschnitte auch tatsächlich von ihm früher in Tagesblättern veröffentlicht. Manchmal hat er Darstellungen anderer Schriftsteller unter Quellenangabe übernommen. Mit seinen wirklich staunenswerten ethnologischen Kenntnissen blufft er den Leser vielfach. Der Weltkrieg ist noch in einem kurzen Abschnitt behandelt, der sich durch seine willkürliche Disponierung auszeichnet. Hin und wieder wird dieses große Erlebnis unserer Tage, das wir noch immer in uns zu verarbeiten suchen, auch bei den andern Abschnitten berührt. Es ist aber bedauerlich, daß der Verfasser an vielen Stellen durch den Krieg überholte Dinge unverändert stehen gelassen hat. Das kann nur als Flüchtigkeit der Arbeit bezeichnet werden. Auch sonst finden sich recht viele Spuren von Flüchtigkeit. Das ist recht schade. Denn, wie gesagt, das Buch ist äußerst unterhaltsam. Wirth ist nicht nur ein Mann von außergewöhnlichem Wissensreichtum, sondern auch von Scharfblick, Urteilskraft und Geist, auch von Witz. Er vermag auch wunderhübsch zu schreiben. Die persönlichen Eindrücke, von denen er berichtet, tragen recht zur Belebung bei. Ein Mann, der so viel von der Welt gesehen hat, hat natürlich auch viele Menschen kennen gelernt. Wen hat er nicht alles gesprochen! Das bringt er immer so beiläufig an, mag es nun Bismarck oder ein japanischer Feldherr oder ein türkischer Minister sein. Das reiche Zahlenmaterial, das er auftischt, ist ungemein wertvoll. Kurz, man kann eine Fülle von Belehrung aus dem Buche schöpfen. Die nicht üblen Bildbeigaben stehen meist nur in geringem Zusammenhange mit dem Text und muten fast wie überflüssiges Beiwerk an. Als Titelbild finden wir eine Abbildung der Andreasenschen Büste Hindenburgs.

Ein hübsches, auch äußerlich sehr ansprechendes Buch erhalten wir in Margarethe Vorländers Schrift „Unserer Kinder deutsche Geschichte". Es ist nach dem Friedensschluß bei F. A. Perthes in Gotha erschienen und 368 Seiten stark. Margarethe Vorländer, die Gattin

Digitized by Google

des Hallischen Chemikers, hat ihren eigenen Söhnen die „Deutsche Geschichte“ in der vorliegenden Gestalt erzählt, während der Vater im Felde stand. Auf Kinder (vielleicht von zehn Jahren an) ist demnach die Darstellung berechnet. Sie zerfällt in achtzehn „Erzählungen“, die vom ersten Auftreten der Germanen bis zur deutschen Revolution von 1918 reichen. Der Ton und die Ausdrucksweise sind durchweg anmutend, ja anziehend, frisch und natürlich. Sagen und Gedichte schmücken das Ganze. Ein trefflicher vaterländischer Geist spricht daraus. Ist doch auch die richtige Literatur verwendet worden. Auch mancher Erwachsene wird sich gern darin vertiefen. Für den Zweck, dem das Buch gilt, sind vielleicht etwas viel Zahlen gegeben. Der Preis (12 ℳ) muß als erstaunlich gering bezeichnet werden. Leider ist es nicht so, wie die Verfasserin (S. 261) meint: „Ich glaube, es gibt kein deutsches Kind weit und breit, das nicht von Bismarck schon gehört hätte.“

Das gewichtigste Buch, das mir heute vorliegt, hat bei weitem den geringsten Umfang. Es sind die „Grundzüge der Weltgeschichte“ (378—1914) von Alexander Cartelieri, dem Professor der Geschichte in Jena, in der Wissenschaft hauptsächlich bekannt durch seine vielbändige Biographie Philipps II. August von Frankreich. Die „Grundzüge“ erschienen in der Dykschen Buchhandlung in Leipzig 1919 in 200 Seiten Stärke und kosten 6,50 ℳ nebst einem Teuerungszuschlag von 50 v. H. In konzentriertester Fassung wird darin ein ungeheures verläßliches, nach großen Gesichtspunkten geordnetes Material gegeben. Einst lieferte Rudolf Sohm ein ähnliches Werk für die Kirchengeschichte. Der Stil Cartellieris ist lange nicht so glänzend wie der des berühmten Leipziger Rechtslehrers. Aber sein neues Werk wird ebenfalls sehr begrüßt werden. Aus welchem Geiste es geboren ist, läßt die Vorrede erkennen, der das Sinnwort beigegeben ist:

Macht regiert den Lauf der Welt:
Recht sei drum auf Macht gestellt.

Scharf erklärt Cartellieri: „Das dauernde Ziel der Staaten ist die Macht, mögen auch alle ihr Streben danach noch so geschickt unter glänzenden Hüllen verbergen. Macht ist der köstlichste Siegespreis im Wettbewerb der Völker. Wehe dem Volke, das an diesem alle Kräfte entfesselnden Wettbewerbe nicht mehr teilnehmen will oder kann.“ Er prophezeit: „Der demokratische Nationalismus, der jetzt zu triumphieren scheint, wird wieder im Imperialismus enden“, und bekennt, daß das Buch nicht entstanden wäre, wenn der Verfasser nicht den festen Glauben an die Weltgeltung des deutschen Geistes auch in den Wirrnissen und Nöten der Gegenwart bewahrte. Die Gliederung des Stoffes ist ungemein übersichtlich und einleuchtend: Völkerwanderung und germanische Staatengründung; das fränkische Großreich; der Vorrang des deutschen Kaiserreiches; Papsttum und Kaisertum während der Kreuzzüge; der Vorrang des Papsttums; England und Frankreich; die Großstaaten und der nationale Gedanke; Deutschland, Rußland und England. Nur selten vermag ich dem Verfasser nicht zuzustimmen. Mit wenigen Sätzen über den Weltkrieg schließt Cartellieri die Schrift und meint darin: „Ein Name wird hell bis in die fernsten Zeiten glänzen, Hindenburg, die Verbindung der Feldherrnkunst Hannibals mit der Pflichterfüllung Kants.“ Das Buch ist gedacht als Hilfsmittel der Studierenden, die aus dem Felde zurückgekehrt sind und sich die wichtigsten Tatsachen und großen Übersichten vergegenwärtigen wollen. Sehr willkommen wird die Literaturübersicht und das Register sein. Ich denke, das Buch wird seinen Weg machen, selbst wenn Cartellieri als „Alldeutscher“ verunglimpft werden sollte. Herman v. Petersdorff

Digitized by Google

# Exkaiserin Charlotte von Mexiko

Am 15. Mai 1867 endete Kaiser Maximilian von Mexiko, nachdem er nur wenige Monate die verhängnisvolle Krone dieses exotischen Landes getragen, mit zwei Getreuen unter den Flintenschüssen der Rebellen. Der französische Impressionist Manet hat den schaurigen Schlußakt dieser Tragödie in einem durch Technik und Auffassung gleich eigenartigen Bilde festgehalten. Das Ereignis, das einst in Europa die größte Sensation hervorrief, liegt für unser Empfinden so weit in der Geschichte zurück, daß wir überrascht sind, zu hören: ein Opfer dieser Katastrophe weilt noch unter den Lebenden. Und doch ist dem so. Hinter den Mauern des Schlosses Bouchoute bei Brüssel hat eine einsame, unglückliche, von der Nacht des Wahnsinns umfangene Greisin vor kurzem den 80. Geburtstag begangen — die Exkaiserin Charlotte von Mexiko.

Ob in dem armen kranken Gehirn der Exkaiserin an dem Tage, da sie die Höchstgrenze des biblischen Alters erreichte, ein schwacher Strahl der Erinnerung an kurzen Glanz und jähen Absturz aufgezuckt sein mag? Wir wissen es nicht. Die düstere Historie, die sich an ihren Namen knüpft und als deren Urheber Napoleon III. vor der Geschichte gebrandmarkt steht, ist schnell entrollt.

Prinzessin Charlotte war die einzige Tochter des Königs Leopold I. von Belgien und Enkelin Louis Philipps von Frankreich. Sie genoß als solche eine sorgfältige Erziehung, war lebhaft, lernbegierig und aufgeweckt. Mit 17 Jahren vermählte sie sich mit dem Erzherzog Maximilian von Österreich. Es war eine Liebesheirat. Als Generalgouverneur des Lombardisch-Venezianischen Königreiches residierte der Erzherzog, der ursprünglich der Marine zugeteilt gewesen war, mit seiner jungen Gattin auf dem idyllisch gelegenen Schloß Miramar bei Triest. Aber die paradiesische Abgeschiedenheit war nicht von langer Dauer. Napoleon III. hatte sich den vertrauensseligen Erzherzog als Werkzeug für sein mexikanisches Abenteuer ersehen. Was Napoleon zur Intervention in die verworrenen mexikanischen Zustände veranlaßte, war lediglich die selbstgefällige Sucht, den Ruhmesglanz der Kaiserkrone durch einen siegreichen Feldzug in Mexiko zu erhöhen und auf diese Weise das Ansehen der lateinischen Rasse in Amerika zu stärken. Zunächst ging alles nach Wunsch. Ein Expeditionsheer unter General Bazaine verschaffte dem Willen des Kaisers Geltung, eine Notablenversammlung proklamierte am 31. Mai 1863 Mexiko zum Kaiserreich und bot auf Betrieb Napoleons dem Erzherzog die Krone an. Maximilian und Charlotte hatten in den Tagen heiterer Sorglosigkeit den Tuilerienhof öfters besucht, und nur auf Napoleons dringende Zureden, auf dessen Versprechen, ihn nicht zu verlassen, bis nicht sein Thron gefestigt sein würde, erfolgte die Annahme der Krone. Am 28. Mai landete das Kaiserpaar in Veracruz.

Was nun folgt, stellt eine Kette tragischen Mißgeschicks und schnöden Verrats dar. Die Macht der Rebellen war keineswegs, wie man in Paris dem Erzherzog vorgespiegelt hatte, gebrochen. Außerdem gab es schwere Konflikte mit Bazaine, der sich offenbar mit dem Gedanken getragen hat, selbst die Kaisergewalt an sich zu reißen. Das Kabinett von Washington, das Maximilians Widersacher, den republikanischen Führer Juarez, unterstützte, knüpfte Verhandlungen mit Napoleon an, der hinterhältig genug war, die Zurückziehung der französischen Truppen anzuordnen. In dieser verzweifelten Lage entschloß sich die Kaiserin Charlotte, persönlich den Wortbrüchigen an seine Versprechungen zu erinnern. In einem Zustande fürchterlicher seelischer Erregtheit legte sie die vierwöchige qualvolle Seereise zurück und fuhr ohne Aufenthalt nach Paris, wo sie des Abends anlangte und in ein Hotel zog, um nicht die Gastfreundschaft des Verräters in Anspruch nehmen zu müssen. Gleich am folgenden Morgen, den 24. August 1866, eilte sie nach St. Cloud. Napoleon, der sich unter dem Drucke seines bösen Gewissens der Unterredung zu entziehen versuchte, mußte sich schließlich doch bequemen,

Digitized by Google

die unglückliche Kaiserin zu empfangen. Clara Tschudi, die Biographin der Kaiserin Eugenie, berichtet über den dramatischen Vorgang: „Charlotte hatte Briefe mitgebracht, in denen Napoleon ihrem Gemahl die Zusage gemacht hatte, daß er ihn nicht im Stiche lassen würde. Sie zwang ihn jetzt, dieselben zu lesen, sie wand sich im Staube vor ihm, ihn anflehend, sein Wort einzulösen. Doch alles vergebens! Der Kaiser blieb ihren Bitten und Tränen gegenüber kalt. Auch wenn er gewollt hätte, er hätte ihr nicht helfen können.

Laut aufschluchzend, halb wahnsinnig vor Verzweiflung, soll Charlotte mit dem Ausrufe: ‚Louis Philipps Enkelin hatte ihr Schicksal nie einem Bonaparte anvertrauen sollen!' sowie mit einem Fluch auf den Lippen St. Cloud verlassen haben."

Den Tag nach diesem Besuche wurden bereits Anzeichen bemerkbar, daß ihr Geist sich zu umnachten beginne. Zwei weitere erfolglose Versuche, Napoleon und Eugenie zu einem rettenden Eingreifen zu veranlassen, steigerten den hysterisch-zerrütteten Zustand der kaiserlichen Frau bis zu dem Grade, daß deutliche Erscheinungen von Verfolgungswahnsinn bei ihr zutage traten. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß bohrende Selbstvorwürfe den geistigen Zerfall zu beschleunigen geholfen haben. Charlotte war ihrer Naturanlage nach ehrgeizig. Sie mag bei dem Entschluß des Gatten, als Kaiser nach Mexiko zu gehen, einen nicht unbeträchtlichen Einfluß aufgewendet haben. Nun sah sie die erhoffte glanzvolle Zukunft in Trümmer sinken, und mit der rasenden Energie des liebenden Weibes suchte sie dem unaufhaltsam sich nähernden Unheil mit ihren schwachen Händen in die Speichen zu greifen. Umsonst! Wie von Furien gepeitscht fuhr sie am 23. August ab nach Rom, um Papst Pius IX. zum Abschluß eines Konkordats zu veranlassen, damit die mexikanische Geistlichkeit ihren Gemahl unterstütze. Aber unterwegs von einem schweren Krankheitsanfall gepackt, mußte sie die Reise unterbrechen und traf erst nach einigen Wochen der Erholung auf Miramar beim Vatikan ein. Aber auch beim Papste fand sie keine Hilfe, und bei dem Fußfall, den sie vor ihm tat, kam ihr Wahnsinn zum völligen Ausbruch. Die Kunde von der Hinrichtung ihres Gemahls hat nicht mehr den Weg zu ihrem Verstande gefunden. Ihm selbst, der skrupellos von Napoleon der französischen Politik geopfert wurde, hatte man kurz vor der Erschießung eine — bewußt oder unbewußt — ausgestreute Falschmeldung vom Ableben der Exkaiserin überbracht, angeblich, um ihm das Sterben zu erleichtern. Die fälschlich totgesagte Exkaiserin Charlotte wurde wenige Monate nach der Katastrophe nach Schloß Tervueren und bald darauf nach Bouchoute gebracht, wo sie noch heute lebt. Übrigens weilt auch die Exkaiserin Eugenie, die wie bei allen so auch den mexikanischen Plänen ihres Gatten die Hand im Spiele hatte, noch unter den Lebenden. Sie ist 98 Jahre alt. Sch.

Digitized by Google

# Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

## Das Sonnenflecken-Phänomen

Vorbemerkung der Schriftleitung. Zur Frage des geozentrischen Weltsystems, die in der „Rundschau" unter der Überschrift „Joh. Schlaf gegen Kopernikus" (Heft 4, XXII. Jahrg.) aufgerollt wurde, geben wir im Nachfolgenden Johannes Schlaf selbst noch einmal das Wort schon im Hinblick auf einige sachliche Richtigstellungen. Unserem Grundsatz getreu, unsere Leser über alle Strömungen im Gebiete wissenschaftlicher Forschung auf dem laufenden zu halten, haben wir auch Erörterungen über das geozentrische Problem Raum gegeben. Ausdrücklich aber möchten wir betonen, daß wir die schwerwiegenden Bedenken, die weite Kreise der Wissenschaft der Weltauffassung Schlafs und ihrer theoretischen Begründung entgegenbringen, damit keineswegs auch nur im entferntesten als widerlegt betrachten können.

Die Januar-Nummer dieser Zeitschrift brachte unter „Rundschau" einen „Johannes Schlaf gegen Kopernikus" betitelten Artikel von Prof. Dr. Max Schneidewin, der, um einem Mißverständnis vorzubeugen, einer Richtigstellung bedarf.

Das Wesen des Sonnenfleckenphänomens besteht nicht, wie Prof. Schneidewin schreibt, darin, daß die Flecken fast alle auf uns abgewendeter Seite der Sonne entständen, sondern darin, daß fast alle großen Flecken auf abgewendeter Seite, die auf erdzugewendeter Seite entstehenden Flecken aber auf Osthälfte der letzteren entstehen (bis eine Anzahl von Graden über den Mittelmeridian hinaus), alle Sonnenflecke aber auf Osthälfte der Sonne.

Es muß im übrigen hervorgehoben werden, daß inzwischen seitens der Wissenschaft die Unvereinbarkeit des Fleckenphänomens als solchen mit der heliozentrischen Anschauung bereits zugestanden wurde. Es war Prof. Plaßmann, der in der Septembernummer 1914 von „Hochland" (München) ausdrücklich ausgesprochen hat, daß das Fleckenphänomen der Wissenschaft ein „Rätsel" aufgäbe, dem sie nicht anders gegenüberstehe, als „achselzuckend" der Arzt „einem hoffnungslosen Patienten". Die an die Fachwissenschaft gerichtete Aufforderung Prof. Schneidewins, zu der in meinem Buche „Die Erde — nicht die Sonne" und mehrfach schon bei früherer Gelegenheit dargelegten, mit dem Fleckenphänomen unmittelbar gegebenen geozentrischen Konsequenz öffentlich Stellung zu nehmen, ist also nicht nur die gerechtfertigste, sondern würde sich sogar bereits erübrigen, wenn nicht fachmännischerseits ein Versuch gemacht worden wäre, nachträglich das Fleckenphänomen als solches zu beanstanden, auf welchen von Plaßmann in seinem erwähnten „Hochland"-Artikel damals hingewiesen wurde.

Es war der Astronom und Sonnenforscher Prof. Th. Epstein, der in XXIV, 3 (April 1914) von Plaßmanns „Mitteilungen" eine Abhandlung „Erde und Sonnenflecke"

Digitized by Google

hatte, in welcher er das Ergebnis einer von ihm von 1900—1910 angestellten Sonnenbeobachtung darbot, das dahin lautete, die Westhälfte der Sonnenoberfläche sei an und für sich der Osthälfte gegenüber hinsichtlich des Entstehens der Flecken nicht benachteiligt, obgleich im übrigen der eigentliche Wortlaut des Fleckenphänomens unangetastet blieb. Denn die von Epstein für die Zeit von 1900—1910 als auf Rückseite entstanden verzeichneten 411 Flecken erwiesen sich als die weitaus größten, am längsten andauernden und kräftigsten aller in gedachtem Zeitraum entstandenen Sonnenflecken. Von den 694 als auf Erdseite entstanden verzeichneten Flecken aber waren wieder die 336 kräftigsten, größten und am längsten andauernden auf Osthälfte der Erdseite entstanden. Die übrigen 358 Erdseitenflecke aber waren nach den Epsteinschen Beobachtungstafeln lediglich ganz schwache, kleine und kleinste, gleich wieder sich auflösende Fleckchen, von denen im übrigen wieder weitaus über die Hälfte auf Osthälfte, bzw. dem Entstehungsgebiet der Flecken, entstanden waren.

Das Fleckenphänomen erfuhr also durch die Epsteinsche Beobachtung von neuem lediglich die schlagendste Bestätigung. Doch sprach Epstein die Ansicht aus, es entständen auf der Westhälfte mindestens ebenso viele kleinste, allererste Ansätze zu Flecken als auf Osthälfte große und ausgebildete Flecken entständen; und auf Grund dieser Annahme hielt er das Fleckenphänomen als solches für beanstandet. Offenbar aber nur noch in der befremdlichsten Weise. Denn gesetzt, es verhielte sich wirklich so, daß also die Westhälfte der Sonne hinsichtlich des ersten Entstehens solcher Anfänge zur Fleckenbildung vor der Osthälfte weitaus bevorzugt wäre, so würde das Fleckenphänomen und seine ganz unmittelbare geozentrische Konsequenz wieder nur die schlagendste Bekräftigung erfahren. Müßte es sich jetzt doch so verhalten, daß, hätte die Erde wirklich einen Umlauf um die Sonne, dieses Verhältnis der beiden Sonnenhälften zueinander sich für uns periodisch vertauschen müßte, was aber niemals der Fall ist.

Ganz auf das gleiche lief ein Einwand hinaus, der 1914 in einer „The motion and distribution of the Sun-Spots" betitelten, in „Lunds Universitets Arsskrift", N. F. Afd. 2, Bd. 10, Nr. 10 erschienenen Abhandlung des schwedischen Astronomen O. A. Akeson erhoben wurde. Der Aufsatz stützte sich auf die von 1886—1909 zählenden Greenwicher Beobachtungstafeln, die hinsichtlich ihrer Zuverlässigkeit und Vollständigkeit als die vollkommensten gelten. Auch hier mußte das Fleckenphänomen als solches zugegeben werden und wurde durch die Tafeln auf das restloseste bestätigt. Doch vertrat Akeson, wie Epstein, die Ansicht, daß auf Westhälfte außerordentlich viele Fleckenansätze (er sprach von „invisible spots") entständen. Aber dieser Einwand erledigt sich auf das vollständigste durch genau die gleichen Gründe, wie der Epsteinsche.

Es ist also ersichtlich, daß, wenn Plaßmann ausdrücklich zugestand, das Fleckenphänomen könne, wenn es als solches zu Recht bestehe, in keiner Weise mehr heliozentrisch vereinbart werden, jetzt, wo der Einwand von Epstein und Akeson sich als durchaus nichtig, ja sogar als eine neue um so schlagendere Bestätigung erwiesen hat, für die Fachgelehrten keinerlei Möglichkeit mehr gegeben ist, die geozentrische Tatsache abzuweisen! —

* * *

Es mag sich bei dieser Gelegenheit im Anschluß an den im Märzheft zum Abdruck gelangten Artikel von Prof. Biedenkapp noch lohnen, mit einem Wort auf die Einsteinsche Relativitätstheorie zurückzukommen, die ja in letzter Zeit im In- und Auslande ein so ganz ungewöhnliches Aufsehen erregt hat. Gelegenheit sich näher über sie zu unterrichten, bietet eine Schrift „Über die spezielle und die allgemeine Relativitätstheorie (Braunschweig, 1919) von Einstein selbst, und eine gemeinverständliche Abhandlung „Das Einsteinsche Relativitätsprinzip" von A. Pflüger (Bonn).

Mag es zwar damit seine Richtigkeit haben, daß die Bewegungen der Körper zueinander relativ sind, und daß ich an und für sich z. B. ebensogut die Erde als Bezugskörper für eine Bewegung der Sonne, wie umgekehrt die Sonne als Bezugskörper für eine (allerdings in

Digitized by Google

Karl Storck

Beilage zum Türmer

Digitized by Google

Digitized by Google

diesem Falle aber doch nur scheinbare) Bewegung der Erde nehmen, daß ich sogar die Bewegung des gesamten „Planetensystems" zu irgend einem der Jupitertrabanten etwa in Beziehung setzen kann, so ist damit doch noch lange nicht die Unmöglichkeit ausgesprochen, für die Bewegung aller Körper einen wirklich festen Bezug und einen bestimmten endgültigen Bezugskörper zu ermitteln.

Obgleich ich z. B. eine Bewegung der Sonne zur Erde und umgekehrt eine solche der Erde zur Sonne in Beziehung bringen kann, so würde dennoch der Versuch des Nachweises, welcher von den beiden Körpern der wirkliche Bezugskörper ist, keineswegs eine Widersinnigkeit bedeuten. Was sich denn auch damit bestätigt hat, daß das Sonnenfleckenphänomen die Sonne als wirklichen Bezugskörper endgültig ausschaltet. Wenn in weiterer, zwingendster Folge dieses Umstandes, wie mein Buch „Die Erde — nicht die Sonne" darlegt, die Erde aber sogar der Zentralkörper eines geschlossen endlichen Kosmos ist, so haben wir einfach alle kosmische Bewegung in einem festen Bezug zur Erde stehend erkannt, und die Einsteinsche Anschauung hat in dieser (jedenfalls hauptsächlichsten) Hinsicht ihre Gültigkeit eingebüßt!

Im übrigen kann ich nur aussprechen, daß die sonstigen Annahmen, zu denen Einstein sich genötigt sah, der geozentrischen Tatsache auf halbem Wege lediglich bestens entgegenkommen. Erstlich sieht auch er sich gezwungen (wie die heutige Astronomie überhaupt), den sogen. vierdimensionalen, nicht euklidischen, gekrümmten und geschlossen endlichen Raum und Kosmos anzunehmen. (Auch Eug. Dühring nimmt einen endlichen Kosmos an.) Da dieser aber (wie auch die heutige Astronomie, z. B. Gill, annimmt) in einer einheitlichen Bewegung um seine Polachse steht, so ist er als ein Wirbel anzusehen. Dann tritt aber sofort in Gültigkeit, daß kein umlaufender Körper rotiert (infolge des Vorganges von Kontraktion und Repulsion, in dem jeder Körper sich befindet, und des besonderen östlichen Druckes, den er erfährt). Da die Erde nun aber tatsächlich rotiert, so kann sie unmöglich ein umlaufender Körper sein, sondern muß sich in der genauen Mitte des Kosmos, bzw. also des kosmischen Wirbels, befinden. Als Zentralkörper eines Wirbels muß sie ja aber, das sagt sich von selbst, rotieren.

Wenn Einstein sich ferner der Anschauung anschließt (denn das Vorzugsrecht auf sie hat er keineswegs), daß die Gravitation nicht mehr im Sinne der Newtonschen Auffassung gilt; wenn er die Auffassung vertritt, daß der gesamte Kosmos mit Gravitation angefüllt ist (völlig meiner Darlegung in „Die Erde — nicht die Sonne" entsprechend!), so kommt er abermals der Wirbelnatur des Kosmos, und also der geozentrischen Tatsache, nur entgegen. Und wenn er annimmt, daß sich um jeden Körper herum ein „Gravitationsfeld" befindet, so gleichfalls. Nur mit dem Unterschiede, daß die geozentrische Kosmogonie dies Gravitationsfeld als die Wirkung des Vorganges von Kontraktion und Repulsion zu erklären in der Lage ist, in welchem jeder Körper sich befindet; was Einstein noch nicht zugänglich wurde. Daß ein solches Gravitationsfeld aber (als das Gebiet einer beständigen, sehr lebhaften elektromagnetischen Schwingung) einen Lichtstrahl, der durch dasselbe hindurchgeht, um ein Gewisses abbiegen, ihm eine bestimmte „Aberration" mitteilen muß, ist das einleuchtendste.

Auch der Umstand, daß es den „Weltäther", den die Physik bisher annahm, nicht geben kann (sondern daß der kosmische Raum ein Spannungsgebiet reiner Kraft ist; so daß die Körper und daß die Materie also rechtens als Verdickungen, Zusammenziehungen, Verknotungen dieser Kraft anzusehen sind), eine Anschauung, zu der Einstein auf mathematischem Wege gelangte, hat sich, wohl noch ungleich ungezwungener, wie aus meinem Buche ersehen werden kann, von der geozentrischen Konsequenz des Sonnenfleckenphänomens aus ergeben.

Ich glaube, daß, in jedem wesentlichen Betracht, ein Weiteres und Besonderes über die Einsteinsche „Relativitätstheorie" nicht ausgeführt zu werden braucht. —

Johannes Schlaf



Digitized by Google

# Literatur, Bildende Kunst, Musik

## Karl Storck

Ein Nachruf von Friedrich Lienhard

Es greift uns eigenartig ans Herz, wenn wir plötzlich in der Zeitung lesen, daß ein Mann, den wir uns nur als unermüdlich tätig vorstellen können, jählings dieser Tätigkeit durch den Tod entrissen wurde. Grade jetzt, wo alle aufbauenden Kräfte so außerordentlich notwendig sind! Doch sagt man sich auch in diesem Falle, wie so oft im Kriege, wenn die Besten fielen: Gott braucht diese Kraft auf jener andren Seite, in jener andren Form des Daseins oder des Wirkens, die man Jenseits zu nennen pflegt. Und so sehen wir voll Wehmut, doch gefaßt, diesen tapfren und treuen Kämpfer scheiden.

Es wurde mir bei Storcks Tod wieder einmal bewußt, wie vereinzelt wir deutschen Schriftsteller der Gegenwart leben: teils durch Eigenbrödelei, teils durch die Verhältnisse dieser Kriegs- und Notzeit gezwungen. Berufsgenossen müßten sich von Zeit zu Zeit persönlich miteinander austauschen, gesprächsweise die Fragen ihres Arbeitsgebietes zu klären suchen, sich menschlich beleben und erwärmen, um dann gestärkt und bereichert wieder an ihre Arbeitsstätte zurückzukehren. Dies war mir Storck gegenüber in der letzten Zeit nicht beschieden. Und doch hätten wir, wie einst in jüngeren Jahren, viel Gemeinsames zu besprechen gehabt. Sind wir doch beide von der elsässischen Ecke her in die deutsche Literatur eingetreten!

Karl Storck, am 23. April 1873 zu Dürmenach im Oberelsaß geboren, war allerdings kein Ur-Elsässer. Sein Vater, ein Steuerbeamter, stammte aus dem Rheinland; seine Mutter war eine Alemannin aus dem Baseler Gebiet. Die Eltern waren katholisch; und Storck hat, bei aller Freiheitlichkeit seiner Lebensauffassung, niemals in den Tiefen seiner Seele die Achtung vor der Kirche verloren. Doch strebte der vielseitig begabte Student der Philologie bald aus der Enge ins Weite; eine konfessionelle Befangenheit war bei ihm nicht wahrzunehmen. Ich habe mich als evangelischer Unter-Elsässer mit dem katholischen Landsmann stets vortrefflich verstanden.

Vom Vater her mochte der kräftig gebaute, nicht große Süd-Elsässer das Verständnis für einen behaglich-heiteren Lebensgenuß etwa bei einem ausgezeichneten Tropfen Wein geerbt haben. Von der Mutter eine gewisse alemannische Besonnenheit, die fest auf der Erde zu stehen pflegt und das Praktische nicht zu kurz kommen läßt. Sein Herz gehörte jedenfalls jener Baseler Ecke, der Heimat seiner Mutter und ihrer Verwandten; dort suchte er noch vor einigen Jahren sich anzukaufen und hatte, so viel ich weiß, die Absicht, dort sein Leben zu beschließen.

Wenn man Gelegenheit hatte, seine Entwicklung zu beobachten, so konnte man feststellen, wie sich bei Storck immer mehr das Bekennertum aus dem üblichen Zeitungsschreiber herausgestaltet hat. Mit anerkennenswertem Mut hat er immer bewußter den Kampf gegen alles, was ihm zersetzend schien, aufgenommen und beharrlich durchgeführt. So hatte er im Berliner Schrifttum eine ausgeprägte Note. Und zwar auf verschiedenen Gebieten des geistigen Lebens mit gleich starker Teilnahme und Belesenheit: er beherrschte Malerei, Musik, Literatur

Digitized by Google

und praktische Kunstpflege, war insofern also der geborene Schriftleiter, der als solcher in den Reihen der rechtsstehenden, der deutschvölkischen Gruppe wirkte.

Auch Storck hat als Dichter begonnen. Und es mag wohl manche stille Entsagung vorangegangen sein, ehe er sich dann mit ganzem Herzen seinem Tagesberuf hingab. Ich entsinne mich eines Romans „Am Walensee", der sich recht gut liest; entsinne mich auch einiger „Monodramen" — dramatischer Gebilde, die nur in ein Selbstgespräch das Geschehnis zusammenfassen, also gleichsam Seelendramen. Storck hat in seiner Entwicklung und in seinem Gesamtwirken viel Ähnlichkeit mit einem Manne, dem er nahegestanden und von dem er immer mit liebender Ehrfurcht sprach: mit Otto von Leixner. Auch dieser war ein Stück Dichter; aber doch weit mehr noch Schriftleiter und Schriftsteller, dem die fortwährende Stellungnahme zu den jeweiligen Kultur- und Kunstfragen Lebensbedürfnis war.

Kulturarbeitern dieser Art wird nach und nach das Betrachten der Literatur und Kunst wichtiger und fesselnder als das eigene dichterische Schaffen. Wie sein väterlicher Freund Leixner schrieb auch Storck eine Literaturgeschichte. Diese „Deutsche Literaturgeschichte" (Stuttgart, Muthsche Verlagsbuchhandlung) ist ein wirklich ausgezeichnetes Hausbuch, das man in recht viele Familien wünschen möchte, zumal darin gerade der zeitgenössischen Dichtung ein ansehnlicher Schlußteil gewidmet ist. Dasselbe gesunde Urteil im Bunde mit einer bemerkenswerten Belesenheit zeichnet Storcks „Geschichte der Musik" aus (ebendort erschienen). Viel mehr Verbreitung verdiente neben diesen bekannten Werken sein Lebensbild „Mozart" (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Es ist seinem Freunde, dem Bildhauer Ernst Müller-Braunschweig, gewidmet (von dem er auch eine umfangreiche Künstlermappe herausgegeben hat) und ist durchdrungen von der Freude an Mozarts harmonischer Schönheit. Hier etwa sehen wir Storcks Kunstideal: „Diese Harmonie verdankt sich nicht einem leichten, kampflosen Erleben, sondern dem völligen Durchkämpfen des Erlebnisses bis zum Friedensschlusse in und mit sich selbst. Dann erst tritt die künstlerische Gestaltung ein, die als solche bereits das Ergebnis des Lebenskampfes ist und deshalb in ihrem Erzeugnis — dem einzelnen Kunstwerk — vom Kampfe nichts mehr verrät, sondern nur sieghafte Harmonie ausstrahlt." Als handlicher Führer durch den Spielplan der deutschen Opernbühnen sei noch Storcks „Opernbuch" (Stuttgart, Muthsche Verlagsbuchhandlung) empfohlen.

Doch die eigentliche Wucht der Tätigkeit dieses Alemannen lag im kritischen Wirken: im festen, mutigen Anpacken der künstlerischen Verfalls-Erscheinungen, wie man sie in den letzten Jahrzehnten so übermäßig erlebt und erduldet hat. Da hat er sich außerordentliche Verdienste erworben, die man ihm nicht vergessen darf. Immer tiefer wuchs Storck in den Ernst, ja in die Sorge um Deutschlands Wohl und Wehe hinein. Und man hat den Eindruck, daß diese selbstlose Sorge um die deutsche Seele zuletzt auch bei ihm die allbeherrschende Empfindung war.

So ist er aus seiner vielseitigen Tätigkeit hinübergegangen. Begabungen dieser Art, die in mehreren Bezirken der Kunst gleich gut Bescheid wissen und das Erschaute leicht ins Wort fließen lassen, sind sehr schwer zu ersetzen, zumal wenn sich so viel sittlicher Ernst mit dem schriftstellerischen Darstellungstalent verbindet.

Der Alemanne hatte eine Berlinerin geheiratet, die ihm nach mancherlei Leiden vor einigen Jahren vorangegangen ist, nachdem sie ihm ein nun erblühtes Töchterchen hinterlassen hatte. In zweiter Ehe trat eine entfernte Verwandte an seine Seite. Ich entsinne mich eines trüben Märztages vor etwa zwanzig Jahren; da erlebte jenes Ehepaar Storck einen ersten großen Schmerz: wir begruben sein erstgeborenes Söhnchen auf einem sandigen Friedhof am äußersten Westende Charlottenburgs.

Nun ruht seine eigene sterbliche Hülle in westfälischer Erde, fernab von den heimatlichen Hochvogesen, auf dem Kultur-Schlachtfelde, das sich der Kämpfer selbst erwählt hatte.

Digitized by Google

# „Die Göttin der Vernunft“

Julius Havemann ist einer der eigenartigsten Köpfe unter unseren Erzählern, und sein neuer Roman „Die Göttin der Vernunft“ (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow; geh. 11,50, geb. 14 ℳ) ist, wenn auch nicht sein bedeutendstes, doch wohl nach Wahl der Aufgabe wie nach ihrer Durchführung sein persönlichstes. Es sind winzige Geschehnisse und das Ganze steckt in der Atmosphäre des Alltags. Aber alles bekommt ein ungewöhnliches Gesicht, weil der Verfasser es mit eigenen Augen ansieht. Das Besondere nun ist, daß sich dieser Verfasser dazu nicht selber vordrängt und seinerseits mit Humoren oder Galligkeiten das alles beleuchtet, durchäzt oder umspielt, vielmehr stellt er in den Mittelpunkt der Erlebnisse einen Menschen von so eigener Prägung, daß alles, was er anfaßt, und sei es das Gewohnteste, neu wirkt.

Die traurige Heldin des Buches ist eine Art Hochstaplerin. Wir werden auf den viereinhalb hundert Seiten des Buches Miterleber der letzten Wochen ihres Daseins, das sich im bescheidenen Gasthaus in einer kleinen badischen Bezirksstadt abspielt, und eigentlich keine andere Aufgabe hat, als etliche hundert Taler aufzutreiben, um sich wieder eine Station weiter zu schwindeln. Es geschieht nichts Aufregendes, fast möchte man sagen, es geschieht gar nichts, und trotzdem wird der Leser schließlich selber ebenso erregt und gespannt, wie die Leute im Gasthof, wie der Hausknecht und ein schnell verliebter Chirurg, ob es der Person wohl gelingen wird, dem sich immer näher um sie zusammenziehenden Netze noch einmal zu entziehen. Wir haben dabei für sie noch nicht einmal wirkliche Sympathie, sondern nur lebhaftes Interesse. Sie ist ja auch eine Göttin der Vernunft, nicht eine solche des Herzens.

Diese Seta von März — das ist einer der vielen Namen, die sie sich je nach Bedarf angehängt hat — erscheint dem gewiegten Kriminalisten, der ihrem Treiben nun ein Ende macht, obgleich es sich bei allem, was er von ihr in Erfahrung bringt, nur „um Schuldenmachen, Betrug und Prellerei, um große Namen und kleinliches Treiben, um etwas aufgeflittertes Erbärmliches“ handelt, doch „was Geist und Fähigkeiten, Erscheinung, Auftreten und überlegenes Temperament anlangte, etwas Außergewöhnliches zu sein, berufen, wenn nicht zu etwas Höherem, doch zum mindesten zu etwas Gewichtigerem und Großartigerem. Es war eine mit scharfem Intellekt begabte Natur, die sich an den elendesten Aufgaben hatte versuchen müssen und die es unter voller Verachtung ihrer Partner und der Welt getan hatte. Ihre Überlegenheit über diese Welt in lohnenderer Weise zu betätigen, war sie anscheinend immer gehindert“.

Ein trefflicher Mann, der immer noch Liebe zu ihr fühlt, weiß, daß ein adliges Wesen in ihr stak, über das der Zuchthauskittel der Gemeinheit geworfen war. Aber freilich das Leben allein hätte sie wohl nicht so roh zu diesem Kittel verdammt, wenn nicht etwas in ihr selber gewesen wäre, das ihn auf ihren Leib herabbeschworen hatte. Dieses Etwas ist im Grunde ihre kalte Vernünftigkeit. Sie hat mit dem Leben immer nur gerechnet und hat sich dabei eben verrechnet. „Alle ihre Gaben, alle die kühne Entschlußkraft ihrer Jugend, hatten nur dazu gedient, sie zu einem Platz im Leben zu tragen, auf den sie jedes skrupellose nur nach Futter, Flitter und Vergnügen verlangende Geschöpf aus den Niederungen ohne eine Spur von ihrem Geist, ihrer Lebensart und ihrem Stolz und kaum von ihrem Geschmack zu besitzen, für eine kleine Spanne Zeit hinüberfiedeln lassen konnte.“ Allerdings bleibt sie dieser Vernünftigkeit bis ans Ende treu und sieht diesen Tatsachen ohne weinerliches Anklagen und ohne Reue ins Auge.

Es ist eine hervorragende schriftstellerische Leistung, wie Havemann nun selbst alles mit gleichen scharfen und kühlen Augen ansieht, und gleich seiner Heldin die Dutzend Menschen um sie herum lediglich als Hampelmänner benutzt. Er ist von allem Pharisäertum so

Digitized by Google

frei, daß sein Verständnis für ein solches Menschentum nicht bloß bis zum Verzeihen reicht, sondern bis zu einer gewissen Liebe sich steigert, aus der heraus er das wertvollste Menschenpaar in seinem Buche sich das Versprechen geben läßt, der Zuchthäuslerin nach Abbuße ihrer Strafe die Hand für den Abschluß ihres Lebensweges zu bieten.

In unserer deutschen Unterhaltungsliteratur sind Bücher selten, die so bewußt mit hervorragendem kunsttechnischen Geschick geschaffen sind und dabei doch den Leser niemals etwas von der Mache merken lassen. Auch beschäftigte Männer werden das Werk mit Vergnügen lesen.

Karl Storck †

# Vom Ideendrama unserer Jüngsten

(Berliner Theaterrundschau)

In dem Kloster der Mesnewi zu Konia, des einflußreichsten religiösen Ordens der islamitischen Welt, einer Stiftung Rumis, des geistesgewaltigsten unter den persischen Dichtern, befindet sich als Allerheiligstes ein Saal, auf dessen Wand weiter nichts als ein Kreis gezeichnet steht, und darin der Mittelpunkt. Im Anblick dieses Kreises und seines Mittelpunktes verbeugt sich der Derwisch in tiefster Inbrunst, von allen Schaudern und Ekstasen der Andacht durchdrungen.

Die einfache Zeichnung soll natürlich Gott vorstellen. Sie ist erhabenstes Symbol des göttlichen Allwesens, eine Darstellung der höchsten Idee in reinster, bester und vollkommenster mathematischer Abstraktion. Aber damit ist diese geometrische Figur doch gewiß noch kein Kunstwerk geworden. Oder sollte es wirklich das denkbar höchste Kunstwerk sein, das absolute Kunstwerk, welches nach dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes mit den einfachsten und geringsten Mitteln das höchste Wesen, den alles umfassenden Inhalt gestaltet? Dann wäre ja wohl das Ziel aller Ziele erreicht. Die Kunst ist damit Gemeinbesitz aller Menschen geworden. Jeder Mensch ein Künstler, und jeder gleich auch der vollkommenste Künstler, das Genie über allen Genies, welcher immerdar nur das höchste, das absolute Kunstwerk herstellt, das ureine in der Mannigfaltigkeit aller, das ureine und gleiche Wesen der Kunst selber, die Kunst an sich. Man nimmt einen Zirkel, schlägt damit einen Kreisbogen, und sagt und denkt dabei, das sei Gott. Jedermann ist wohl imstande, diese mechanische und geistige Tätigkeit auszuüben. Alle anderen Kunstwerke sind damit überflüssig geworden, überwunden, in ihrer irdischen, niedrig-materiellen Minderwertigkeit erkannt. Die Raffael, Rembrandt usw. hatten erst nur die untersten Stufen der Leiter erklommen, auf deren oberster dieses Werk erstrahlt, vor dem sich die gesamte Menschheit in tiefster Andacht und Verehrung verbeugt. Man zeichnet immer nur noch solche Kreise. Und damit ist auch für unsere Kunst das tausendjährige Reich angebrochen, wo alle Kunstwerke absolut eins und gleich sind. Ein Reich der Kunst, welches doch gewiß durchaus dem politischen Staat so ähnlich wie möglich sieht, den uns heute wieder unsere Kommunisten bescheren wollen, den Staat der Einheit und Gleichheit aller Menschenkinder.

Unsere Vernunft hat uns allerdings seit Jahrtausenden immer nur eine solche Welt ureiner und gleicher Wesenheit als Erlösung aller Erlösungen, als die seligste Fata Morgana vorgegaukelt. Freilich, sie stand auch von jeher auf einem Credo, quia absurdum. Ihr Denken bewegte sich von Anfang an nur in lauter Widersprüchen, und hier treibt der Sinn immer wieder den Gegensinn aus sich heraus. Wie uns unsere Vernunftweisen sagen, ist das Reich der höchsten Seligkeit, der Ureinheit und Gleichheit aller Dinge, das Nirwana, zugleich auch das Reich der absoluten Vernichtung, des vollkommenen Unterganges und der Selbstauflösung der menschlichen Kreatur. Indem die Menschen in dieses kommunistische Stadium eintreten, bestehen sie überhaupt nicht mehr. Mit solcher Vernunft im Leibe kann man denn

Digitized by Google

auch gleich ohne weiteres die Identität der Gegensätze, den schönsten Zirkelschluß herstellen, mit einem und demselben Mund rechts und links sprechen, und sagen: Jener Kreis an der Wand im Allerheiligsten des Klosters zu Konia, welcher das höchste und vollkommenste Kunstwerk bedeutet, ist überhaupt kein Kunstwerk und hat mit Kunst nicht das geringste zu schaffen. Ohne Antithese klingt's aber vielleicht doch noch überzeugender und leuchtet mehr ein. Wer so etwas für ein Kunstwerk hält, dem gehen alle künstlerischen Sinne ab und er ermangelt jedes künstlerischen Verständnisses.

Auf solche absurde Ideen kann man schon verfallen, wenn man die Schul- und Parteiprogramme, die Theorien, Doktrinen unserer Jüngsten sich anhört. Mit höchstem Nachdruck versichern sie uns in einem fort, daß sie mit ihrer Kunst Ideen darstellen wollen; und daß sie symbolisieren. Sie abstrahieren, und in ihren Dramen gehen nur noch „der" Mensch, „die" Frau, „der" Mann um, Vernunftideen, Schemen und Schatten, welche die Stirne ihres Daseins damit erschöpft glauben, wenn sie uns allerhand kategorische Imperative und reine Ideen wie Pistolen auf die Brust setzen: Gott, Staat, Ich, Freiheit, Einheit, Gleichheit, Macht, Wahrheit usw. Sie haben der Natur den Krieg erklärt, und sind mit deren alten Widersachern, mit der Vernunft, ein um so innigeres und festeres Bündnis eingegangen. Ihre Dichtung macht gewiß einen recht zerebralen Eindruck, nimmt ihren Ausgang von Kopf und Hirn und scheint am meisten entstanden aus einem Grübeln, Nachdenken und Spintisieren darüber, wie man um jeden Preis etwas Originelles, einen neuen Stil, ein neues Dogma, irgend etwas, das noch nicht da war, in die Welt setzen kann. Sie denken, — aber dichten sie auch? Treiben sie mit dieser Vernunft nicht gerade die Kunst in den Abgrund und verwüsten sie mit ihren Theorien und Prinzipien nicht am meisten die eigentlichen und wesentlichen künstlerischen Fähigkeiten? Ganz umgekehrt, wie unsere Jüngsten, lehrt der israelitische Prophet: „Und Gott sprach zu mir aus dem Bauche." Sollten die Stimmen, die aus dem Bauche und den Eingeweiden kommen, aus der Gegend, wo der nervus sympathicus sitzt und das Sonnengeflecht des Leibes, aus Urinstinkten und vegetativem Leben, — nicht zuletzt die tiefsten, heimlichsten und gewaltigsten künstlerischen Stimmen sein? „Die Völker", sagt Heinrich von Kleist in seinen „Betrachtungen über den Weltlauf", „machten mit der heroischen Epoche, welche ohne Zweifel die höchste ist, den Anfang; als sie in keiner menschlichen und bürgerlichen Tugend mehr Helden hatten, dichteten sie welche; als sie keine mehr dichten konnten, erfanden sie dafür die Regeln; als sie sich in den Regeln verwirrten, abstrahierten sie die Weltweisheit selbst; und als sie damit fertig waren, wurden sie schlecht." Unsere Jüngsten sind schon recht eifrig dabei, die Kunst zu abstrahieren, zeichnen allerhand Kreise, Dreiecke, Vierecke und Linien, sagen und denken sich dabei, das sei Gott oder sonst etwas Großartiges: wenn dann ihre Werke so schlecht und miserabel ausfallen, so ist das wenigstens für Heinrich von Kleist ganz selbstverständlich. Auch Goethe erzählt uns in seinem zweiten Faustteil, daß es Mephisto, der Lügengeist, ist, der Betrüger, welcher dem Faust den Schlüssel zum „Reiche der Mütter", der Platonischen Ideen in die Hand drückt. Aber der betrogene Faust bringt aus diesen Bezirken auch nur die falsche Helena herauf. Ob man wie unsere Philosophen, wie die Plato, Aristoteles, Kant, Hegel, in abstrakten Begriffen und Ideen denkt, oder wie die Goethe, Shakespeare in anschaulich „lebendigen, sinnlichen Vorstellungen" dichtet und bildet: das macht immerhin einen Unterschied aller Unterschiede aus.

Zu Wilhelm Rubiner, dem allzufrüh Verstorbenen, blickten unsere Jüngsten als zu einem Führer und Berufensten empor. Mit größten Erwartungen mußte man da der Aufführung seines dreiaktigen Dramas „Die Gewaltlosen" im „Neuen Volkstheater" entgegensehen, — und erlebte eine so schwere Enttäuschung, die selbst in diesem Winter tiefsten theatralischen Mißvergnügens noch zu einer Überraschung wurde. Auf der Bühne ging es so wild und lärmend zu, wie nur eben möglich. In einem fort schlug und prügelte man aufeinander los, und schwang Äxte und Beile. Der Krieg und die Revolution unserer Zeit tobten über

Digitized by Google

die Szene, und wurden im Theater zur grausamsten Langeweile. Was hat dieses Reden und Predigen, Lärmen, Schreien und Spektakeln überhaupt irgendwo noch mit Kunst zu schaffen? Was Krieg und Revolution ist, das sagt uns augenblicklich die Wirklichkeit so viel besser und nachdrücklicher, das verspüren wir so in allen Knochen, daß wir nicht erst die Dichter darüber brauchen zu Rate zu ziehen. Was uns Rubiner vor Augen führt, sind ausschließlich nur Bilder lauter Greuel und Gewalttaten, — und er erweckt schon die höchste Sehnsucht in uns, daß wir aus seiner Welt von Politikern an der Hand eines Künstlers herauskommen, und zu stillen arkadischen Reichen, zu Inseln der Seligen, zu den Eiländern Prosperos eingehen, wo Kinder der Gewaltlosigkeit die Harfen schlagen, sich lieben und miteinander frohe Feste feiern. Aber von diesen Gewaltlosen liest man bei Rubiner nur im Titel auf dem Theaterzettel. In seinem „Drama" spürt man nichts von ihnen, wie auch das Wort Drama bei ihm nur auf dem Titelblatt steht, der Autor aber alles andere, nur kein Dramatiker mehr ist. Man kann von ihm nur sagen, daß er gegen die Gewalt und für die Gewaltlosigkeit redet. Bilde Künstler, rede nicht.

Er ist politischer Agitator, Wahlversammlungsredner, und fühlt sich auch wohl als Reformator, Sittenverbesserer, Prophet und Messias. Die Proklamation eines „neuen Menschen" und der „neuen Gemeinschaft" ist wohl das höchste Ziel, das letzte Ergebnis seines Wollens und Denkens. Aber auch davon spricht er nur, und wir sehen nicht das geringste von einem solchen neuen Menschen und einer neuen Gemeinschaft. Es bleibt bei ihm bloß Idee und wird nicht zu einer anschaulich-lebendigen künstlerischen Idealvorstellung: Was bei ihm auf der Bühne umherspektakelt, sind lauter älteste Menschen, und die älteste Gemeinschaft nur des Krieges aller gegen alle, von Menschen, die als schlimmste Bestien widereinander wüten, — brüllt, schreit, lärmt bei ihm. Als der Schopenhauersche Künstlermensch, als Mensch der reinen Anschauung, sieht man heute in unserer Welt umher, wo alles in Krieg und Revolution über- und durcheinander purzelt und zuckt mit den Achseln: Diese Welt und die Menschen sind nur noch konfus. Nur eine vollkommene Konfusion ist auch das Rubinersche Kriegs- und Revolutionsdrama, insofern ein getreulich Konterfei der Wirklichkeit. Mit solcher Kunst ist uns wenig gedient. Wirft man sie ganz in die Rumpelkammer, so hat man an ihr nichts verloren.

Auch Rubiner betont mit allem Nachdruck, daß wir in reinen Menschen doch gar nur „Vertreter von Ideen" sehen sollen, und wie unsere Jüngsten allgemein, nimmt auch er offenbar das als besonderen künstlerischen Ruhmestitel für sich in Anspruch. Eben deshalb aber kann er kein Drama und Kunstwerk mehr schaffen. Er zeichnet irgend eine Figur aufs Papier, sagt und denkt sich dabei, das ist der Mensch, das ist der Gott und der Messias, das ist die Freiheit, der Militarismus, die Tyrannei, die Gewaltlosigkeit, die Anarchie usw. Menschen sind es ja nicht, was er gestaltet, sondern was bei ihm als Mensch auf der Bühne umhergeht, dem hängt so ein Papierstreifen aus dem Mund, auf dem geschrieben steht, was für eine Idee er gerade vertritt. Sprechmaschinen sind es, wie sie in unseren Wahlversammlungen losgelassen werden, daß sie das Parteiprogramm ableiern und die allein seligmachenden Ideen verkündigen, je nachdem Krieg oder Frieden, Macht, Herrschaft, Gewalt oder Freiheit, Anarchie, Gewaltlosigkeit, Monarchie, Demokratie, Einheit, Gleichheit, Wahrheit, Recht, Staat, Ich usw. Wilhelm Rubiner ist offenbar Linksideologe, Antimilitarist und Pazifist und kämpft als Freiheitsmann und Gewaltloser gegen die Macht- und Herrschaftsanbeter. Leider werden unsere Vernunft und ihre Ideen stets janusköpfig, und hier trieb der Sinn stets den Gegensinn aus sich heraus. Von Anfang an predigten sie uns seit Jahrtausenden mit gleicher Bereitwilligkeit und doppelter Zunge sowohl den ewigen Krieg, wie den ewigen Frieden, die absolutistische Gewalt und die Gewaltlosigkeit, Herren- und Sklavenmoral, Militarismus und Pazifismus. Diese Ideen und Ideenvertreter, gleichviel auf welcher Seite sie standen, rechts oder links, waren es aber auch, die noch jeden Krieg unter den Menschen entzündet haben, und um das Recht, die Wahrheit, die Macht, um die Einheit, Gleichheit, Gewaltlosig-

Digitized by Google

keit, Monarchie, Demokratie ging aller Kampf und Streit. Ohne weiteres aber, über Nacht, verwandeln sich die Freiheitsheroen in bitterste Tyrannen und Despoten, und die heute die Gewaltlosigkeit predigen, sind morgen die Gewalthaber. Auch der Rubinersche „Mann" schlägt sich an die Brust und sagt einige Augenblicke, bevor er totgeschlagen wird: „Ich bin die Wahrheit!" Damit legte doch Rubiner und sein „Mann" gewiß uns den kategorischen Imperativ auf, daß wir alle denken sollen und müssen wie sie. „Wer mir sagt, denke wie ich oder Gott wird dich strafen, der sagt mir auch gleich nachher, denke wie ich oder ich schlage dich tot." Dieses Wort Voltaires bringt schon eine von jeher gültigste, unbestreitbare geschichtliche Tatsache zum Ausdruck. Solche Wahrheit lodert als Kriegsfackel durch die Jahrtausende, und speit ihre Feuer auch in reichstem Maße gerade über uns aus. Rubiner weiß nur nicht, was er redet; unklar geht alles in seinem Gehirn herum, er ist nur mit den übelsten Problemen noch gar nicht fertig geworden, und sein neuer Mensch, seine neue Gemeinschaft sind bei ihm auch nur reine Ideen. Wie bei so vielen unserer Jüngsten stellen sie sich vor, im Augenblick, wo der Vorhang fällt, als fromme Mutterhoffnungen, aber sind im künstlerisch-idealen Schöpfungsprozeß noch nicht Lebens- und Naturgebilde geworden.

Auch „Der junge Mensch" von Hanns Johst, den uns die „Tribüne" in einem „ekstatischen Szenarium" bescherte, ist und will nur noch Idee und abstrakter Begriff und ein Symbol sein. Von einem dramatischen Organismus sieht man auch hier nichts mehr, und von der alten Kunst des Dramatikers sind nur noch ein paar Requisiten, maschinelle Handgriffe, altes Eisen, ausgefahrene Schienengeleise übrig geblieben, — dialogisches Sprechen, Szenencinteilungen usw. Seele und Geist sind entwichen. Im Grund und Kern ist das Ganze ein Monolog, so etwas wie eine Betrachtung über das, was das Leben ist. Durch einige ekstatische Lebensstadien stürmt der junge Mensch dahin, ekstatische Schreie ausstoßend, und mit einem stillen Schmunzeln entnimmt man diesem Schreien, daß er sich in seinen Ekstasen ebenso wie „Der Mann" Ludwig Rubiners so etwas wie für einen Messias hält und für ein Opferlamm, das der Welt Sünde auf sich nahm. Als Szenarien huschen an unseren Augen Schulstube, Freudenhaus, Irrenanstalt, Spital, Kirchhof, Grab vorüber, und jedes Szenarium haben wir als ein Lebenssymbol, und jedes Symbol als ein Szenarium anzustaunen. Das Drama besteht darin, daß der junge Mensch erstaunlich tiefsinnig, hinreißend originell-philosophische Aphorismen aneinanderreiht, und in jedem Szenarium sich hamletisch aufreckt, um uns gramschwer zu versichern: Das Leben ist ein Schulgefängnis. Ein Bordell. Ein Tollhaus. Ein Spital. Ein Grab. Ohne weiteres könnte man sein Werk noch um einige hundert ekstatische Szenarien verlängern, und jeder Mensch ist ja wohl fähig, sich solche Symbole in unerschöpflicher Fülle aus den Ärmeln zu schütteln: „Das Leben ist eine Rutschbahn, ein Karussel, eine Drehorgel, ein Heringssalat, es ist Rauch, es ist Schall, ein Qui pro quo, eine Schwiegermutter, ein Spielsaal usw. Hanns Johsts pessimistische Lebensbetrachtung stöhnt qualvoll darüber, daß das Leben so völlig konfus, sinn- und zusammenhanglos, „Altar und Schweinebauch", Irrenhausgeschwätz ist. Da kann's nicht weiter wundernehmen, wenn bei ihm auch die Kunst gerade so aussieht, nur noch konfus, sinn- und zusammenhangloses Geschwätz ist. Er weist auf das Leben hin, als auf seine Rechtfertigung. Vielleicht aber kommt nun bald auch eine neue Richtung und neue Schule, ein neuer Stil, die es wieder umgekehrt versuchen, und die Aufgabe der Kunst darin sehen, Sinn, Zweck und Zusammenhang in das Leben hineinzubringen, was um so dringlicher notwendig ist, je konfuser und irrsinniger es sonst in Natur und Leben augenblicklich gerade zugeht.

Lyrische Gluten und Schönheiten müssen bei Paul Kornfeld darüber hinwegtragen, daß auch er gerade als Dramatiker nicht geboren erscheint und ein Bühnenwerk nur mit unzulänglichen Mitteln aufzubauen vermag. Seine Technik und Architekturkunst sieht schon recht hilflos aus. „Himmel und Hölle" heißt sein Werk und auch er scheint uns vor allem beweisen zu wollen, daß er mehr in diesen Regionen bewandert ist als auf unserer Erde. Auch Korn-

Digitized by Google

feld findet sich nicht mehr recht zur Menschengestaltung hin, und seine Geschöpfe haben zu viel von dem lemurischen Wesen in sich eingesogen, an dem sich unsere Kunst heute mehr als je berauscht. Unsere Jüngsten sind auf einmal alle Visionäre, Ekstatiker, Spökenkieker geworden, Gespenster-Hoffmanns und fühlen sich verfolgt von Träumen, Schatten und Schemen. Der Expressionismus ist heute Stil, Schule, Richtung und Mode geworden, — damit wird er denn auch bald zur Krankheit. Nur mit Sehnsucht blickt man zu denen auf, die aus bloßen Nachahmerscharen emporragen und ihren Stil, ihre Schule und Richtung nur besitzen. Auch das Kornfeldsche Drama hat recht deutliche Spuren einer Schwulst- und Greuelkunst an sich, gerade, weil auch bei ihm Himmel und Hölle so grell und scharf kontrastieren und die Antithesen nicht kraß genug gestellt werden können. Die Dirne ist ganz Himmelsgöttin und in Opferseligkeit vergehendes Heilandwesen und Mutterliebe wird zur scheußlichsten Verbrecherin. Eine Schwulst- und Greuelkunst war einstmal die erste Frucht eines Dreißigjährigen Krieges. Sie wird uns auch heute beschert, und die Dichtung ist dann nur noch ein Niederschlag all der Angst- und Entsetzensstimmungen, der Torheit und des Jammers unserer Zeit. Nicht eine Ideenkunst, sondern eine neue Idealkunst, die als Arzt und Heiland kommt, und uns eine bessere Welt schaffen kann, als die einer bloß naturalistischen Wirklichkeit, aber auch einer nur ideologisch-phantastischen Spukwelt, — wird da zur ersten Forderung.

Robert Prechtls korrekt-tüchtige Jambentragödie „Alkestis“, eine Bearbeitung des alten Herakles-Mythus, im „Staattheater“ aufgeführt, bewegt sich in akademischen Geleisen und ist weniger Werk schöpferischen Künstlergeistes als das einer Pädagogik, die uns einprägt, was der Ewigkeitsgeist, aber auch der Gemeinplatz aller Zeiten ist.

Julius Hart

# „Literarische Feigheit“

Solche warf seinerzeit Grillparzer dem Publikum, besonders dem norddeutschen, vor und knüpfte daran die Folgerung: „Ein feiges Publikum aber erzeugt endlich notwendig eine unverschämte Literatur.“ Beides paßt auch auf die heutigen Zustände. Das Publikum wagt nicht, über manche Erzeugnisse moderner Dichter seine ehrliche Meinung offen auszusprechen, sondern läßt sich alles bieten; und daher wird die Literatur unverschämt. Denn so muß eine Literatur bezeichnet werden, in der das niedrigste Triebleben und die intimen sexuellen Erlebnisse überreizter Künstlerseelen vor der Öffentlichkeit ausgebreitet werden, oder sinnlos kindisches Versgestammel sich als tiefsinnige dichterische Offenbarung gebärdet. Übrigens kann die Unverschämtheit der Literatur nicht wundernehmen, wenn man bedenkt, wer in ihr und besonders in der Tagesschriftstellerei wie in so vielen anderen Dingen heute das große Wort führt.

Die Ursache für die Feigheit des Publikums liegt einmal darin, daß es ihm an sicherem Geschmack fehlt. Nun ist es freilich bei der Mannigfaltigkeit und dem schnellen Wechsel der Kunstrichtungen schwer, das Wertvolle zu erkennen und aus der Menge des Minderwertigen auszusondern. Statt sich aber eine eigene Meinung zu bilden, folgt man lieber den Urteilen und Anschauungen, die gerade Mode sind, ohne zu bedenken, daß diese oft künstlich von einzelnen gemacht sind, seien es Kritiker, Künstlergruppen oder sogar Geschäftsleute. — Die literarische Feigheit ist aber zum Teil auch moralische Feigheit und entspringt so einem Grundübel unserer Zeit. Es gehört schon lange zum guten Ton, die moralische Seite eines Kunstwerkes bei seiner Beurteilung überhaupt nicht in Anschlag zu bringen. Moralische Unempfindlichkeit und die Fähigkeit, auch das Gewagteste und Anstößigste „vertragen“ zu können, gilt fast als Zeichen höheren Kunstverständnisses. Gewiß ist die moralische Bewertung kein entscheidender Maßstab

Digitized by Google

für eine Dichtung. Wenn aber jede bedeutende Schöpfung der Kunst ein Stück Leben darstellt, so hat sie auch immer eine Beziehung zur Welt des Sittlichen, ob das dem Künstler bewußt war oder nicht; und die ethische Auffassung des Lebens gehört eben mit zum Inhalt des Werkes. So falsch auch die moralisierende Betrachtung der Kunst ist, die völlig amoralische Haltung ihr gegenüber ist weit schlimmer, weil dabei eine wesentliche Seite des menschlichen Seelenlebens unterdrückt wird. In unserer Literatur wirkt immer noch das Vorurteil des Naturalismus nach, daß wir das wirkliche Leben nur da hätten, wo es sich recht niedrig und gemein darstellt. Natürlich muß man der Kunst und den Künstlern eine gewisse Freiheit auch in sittlichen Dingen zugestehen, hat doch gerade die Dichtung an dem großen Ringen um eine höhere, edlere Sittlichkeit teilzunehmen. Aber wie sich auch ästhetische und ethische Anschauungen verändern mögen, in einer großen und gesunden Kunst wird niemals das Roh-Sinnliche, das animalische Triebleben oder gar das Perverse eine beherrschende Stellung einnehmen. Gegen solche Auswüchse sollte sich das Publikum wehren. Der Abscheu vor dem Gemeinen fehlt auch nicht; aber man wagt nicht, dagegen zu sprechen, aus Furcht, für kunstfeindlich oder rückschrittlich zu gelten. P. S.

# Deutsche Literatur

Keine auch im Türmer gewürdigte „Geschichte der deutschen Literatur“ (Braunschweig, Georg Westermann) beschließt Adolf Bartels mit folgendem schönen Bilde: „Wenn man die Literatur eines Volkes in ihrer Gesamtheit überschaut und nicht bloß die Bücher, sondern auch die Menschen sieht, dann überkommt einen eine große und stille Bewunderung des Reichtums an Individualitäten, die aus dem Mutterboden der Volksindividualität gleichsam waldartig aufgeschossen sind. Ja, es ist wirklich, als ob man in einem großen Walde wäre, keinem jener einförmigen Kiefern- oder düsteren Tannenwälder, wie sie die Ebenen des Ostens oder unwirtliche Gebirge bedecken, sondern einem jener heiteren, gemischten Laubwälder, wie man sie wohl im lachenden Hügelland findet: Da ragt die gewaltige Königseiche über alle anderen Stämme empor, aber die schlanke Buche, die zähe Esche, die zierliche Birke streben auch hoch hinauf; weiter fehlt ein Dickicht mit Tannen und Föhren nicht, an einem Wasserlauf stehen Erlen und Weiden, und am Rande, wo es in die weite fruchtbare Kornebene hinabgeht, haben sich selbst Linden und Pappeln, die Kulturbäume, angesiedelt. Unter und zwischen den hohen Stämmen dann findet man Buschwerk aller Art, das mit zierlichen Blättern und Blüten lockt, und selbst die vergänglichen Blumen überall am Boden übersieht man über der Pracht des Hochwaldes nicht völlig.“

An anderer Stelle: „Einen allgemeinen deutschen Stil auf allen Gebieten, den man bei uns vermißt, wollen wir gar nicht allzu leidenschaftlich ersehnen — die Hauptsache ist, daß der ausgeprägte germanische Charakter unserer Dichtung erhalten bleibt; und dazu bedarf es allerdings immerwährenden Kampfes“. Wir haben uns einen „literarischen Nationalstolz anzugewöhnen, der wirklich ‚Hand und Fuß‘, d. h. gesunde Erkenntnis und tieferes Verständnis hat und energisch das unserm Wesen Gemäße zu erheben und das ihm Widersprechende abzulehnen versteht. Auch die Literatur eines Volkes braucht tapfere Männer; ob wir das Schwert oder die Feder führen, die Überwindung der Furcht, jeder Menschenfurcht, ist gleich notwendig. Noch seltener als der Männerstolz vor Königsthronen ist der Mut, der dem Geiste der Zeit, zumal wenn er sich freiheitlich gebärdet, entgegenzutreten wagt — ja, die Kunst ist frei, aber auch fromm (d. h. sie hat Pietät, ist keine freche Entblößung des Lebens), Kunst ist nicht bloß Können, sondern auch Wollen, sittliches Wollen“.

Digitized by Google

# Germanischer Stil, Gotik, Barock

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust;
O Erd', o Sonne,
O Glück, o Lust!

In diesen Worten Goethes spiegelt sich lebendig germanisches Naturempfinden als Grundlage der Kunst. Noch überwältigender vielleicht als in der Dichtung offenbart es sich im Bilde. Der Grund, auf dem die germanische bildende Kunst ruht, der Boden, aus dem sie hervorwächst, ist nichts als tiefstes Naturgefühl: ein Gewurzeltsein, geheime Verankerung im „Reich der Mütter".

Gewöhnlich wird freier und unbefangener Wirklichkeitssinn der griechischen Kunst nachgerühmt. Und in der Tat war das griechische Schaffen auf Naturfreude, Naturempfinden aufgebaut. Es drang aber in das Leben des Alls nur bis zu einem gewissen Grade ein und neigte gleichzeitig zu einem schönlinigen Zurechtstutzen natürlicher Erscheinungen. Diese Schönlinigkeit kann man, wenn man sie mit germanischer Auffassung vergleicht, gewissermaßen auch eine Geometrisierung nennen. Es handelt sich um das Streben, jede Linie oder Fläche ebenmäßig zu machen, sie den regelmäßigen Formen der Geometrie zu nähern. Das wird als schön empfunden.

Wie anders ist das Naturgefühl der Deutschen! Ohne Bedingung, ohne Hemmung stürzt es sich in die Tiefen des Alls, lauscht auf geheime Triebe des Werdens und Gestaltens der Mutter Erde, schaut mit verstehendem Auge auf den unergründlichen Gang der Linie des Lebens, der schöpferisch wachsenden Kraft. Solche Formen, die der Gegensatz sind zu geometrischer, klassischer Schönlinigkeit, machen ebenso den Kopf des Kanonikus van der Pade lebendig wie Bäume und Büsche Altdorfers oder des Lukas Cranach.

Auch die hellenistischen Griechen haben sie gesehen. Aber nicht mit Liebe und Andacht. Für sie war Schönlinigkeit der Maßstab, die Grundform der Kunst, und das Abweichende erschien als häßlich oder grotesk. Da nun unsere Kunstanschauungen bis vor kurzer Zeit leider von denen der Antike beherrscht waren, ja in der Allgemeinheit es noch sind, so tritt immer wieder das Urteil auf, die Germanen hätten eine Vorliebe für das Häßliche und Groteske. Die Auffassung ist mit Entschiedenheit zurückzuweisen. Es steckt in ihr ein vollkommenes Verkennen des deutschen Naturgefühls, ein Erläutern germanischer Auffassung von klassischer Denkweise aus. Für den unverbildeten Germanen gibt es die vorgefaßte, schönlinige, geometrisierende Formung der Sehwelt nicht, infolgedessen kann ihm die ungezwungene Wirklichkeit auch nicht als Gegensatz dazu erscheinen. Für ihn gibt es nur tiefe und unergründliche Größe der Natur, in die er sich andächtig, demütig, liebend senkt, deren Lebenslinie heiligste Schönheit ist, die willkürlich zu verändern ihm gar nicht einfällt.

Dieses Naturgefühl nachzuempfinden, ist eines der heiligsten Erlebnisse in der Betrachtung germanischer Kunst. Bäume, Büsche, Wiesen, Felsen, ferne Wolken scheinen nicht nur als

Digitized by Google

Form gesehen, sondern in ihrer ewig treibenden, unergründlichen Lebensregung erfaßt. Sie wachsen, sie schwellen, sie blühen, sie zersplittern, obwohl der Künstler natürlich nur einen Augenblick des unendlichen Werdens festhalten kann. Glücklicherweise aber versteht er es, dem einen Augenblick Ausdruck ewig regsamer Schöpferkraft zu geben, während dagegen die Landschaft der klassischen Kunst geometrisch zugestutzt erscheint. Jede deutsche Darstellung ist gleichsam ein Knien vor göttlicher schöpferischer Allgewalt, die Natur beseelt. Der Wiener Professor Strzygowski hat vor kurzem den Satz geschrieben, die Landschaft sei überhaupt die Grundlage der germanischen Kunst. Besser noch würde man sagen: das tiefe und umfassende Naturgefühl, das Allempfinden, der Sinn für die unergründliche Regung des Lebens.

Nun ist allerdings Nachahmung der Wirklichkeit noch keine Kunst. Indessen handelt es sich bei den Germanen durchaus nicht um Nachahmung; sie arbeiten nicht wie die photographische Platte. Sie bringen vielmehr in den Sinn der schöpferischen Naturkraft ein und gestalten aus tiefstem Lebensgefühl heraus persönlich schöpferisch neu. Ihre Formen können wohl von der Wirklichkeit abweichen, aber im Sinne der Lebenssteigerung, nicht als Abschwächung oder Geometrisierung. Es ist falsch, die Geometrie der klassischen Kunst als ein Herausholen und Gestalten des allgemeinen Gesetzes aus der bunten Zufälligkeit der Erscheinungen zu betrachten. Es ist vielmehr das Hineintragen einer dem Leben fremden Linie, der mathematischen, in die lebendige Welt. Jan van Eyck und Rembrandt verstehen das Allgemeine aus der verwirrenden Zufälligkeit der Erscheinungen herauszuholen, ohne dem Wesen des Lebens Gewalt anzutun. Sie sind gerade die bewußten Gestalter dieses Wesens.

Auch eine Schönheit als Auswahl der unbegrenzten Wirklichkeit kennt wohl der Germane, aber nicht eine geometrisierte, kaltlinige, sondern, wie es nicht anders zu erwarten ist, eine aus dem Wesen der Natur heraus in unergründlicher Lebenslinie empfundene. Man sehe sich darauf etwa die Köpfe Adams und Evas von Riemenschneider an oder den schönen Körper der Bathseba Rembrandts (Louvre).

Doch hat jede Kunst, und auch die germanische, noch eine andere Seite. Es muß in ihr vorhanden sein ein Verstehen der reinen Form- und Farbenwerte, Sinn für den Klang der Linie, für Ton und Zusammenstellung der Farbe. Fehlt das vielleicht dem Germanen? Durchaus nicht. Im Gegenteil, es ist auffallend stark in ihm entwickelt. Zum Vergleich wäre hier weniger die Antike heranzuziehen als vielmehr die italienische Renaissance. In ihr wiederholt sich als Ziel künstlerischer Formung die griechische Schönlinigkeit. In Germanien geht die formbewußte Gestaltung einen andern Weg. Nicht die geometrisierende Linie empfindet der Künstler als schön, sondern die freiflutende, schwingende, eine Kunstform der Lebenslinie, die sein Auge als sichtbaren Ausdruck der Schöpferkraft des Alls entdeckte. Diese Kunstform schwingt in den schwirrenden Netzgewölben spätgotischer Kirchen, im schimmernden, verwachsenen Zierat geschnitzter Schreine, in der Leidenschaft des Faltengewirrs der Gewänder.

Die Kunstform ist zugleich Ausdrucksform in einem der neuesten Richtung nahestehenden Sinn. Linien, Flächen, Farben wirken seelisch bedeutsam. In der Darstellung von Menschen wird die natürliche Sehwelt im Dienste seelischer Steigerung verbogen, z. B. bei Grünewald.

Nun hat man das Streben nach Ausdruck und das Verbiegen der Wirklichkeit geradezu als Grundzug germanischen Schaffens angesehen. Hat infolgedessen germanische und gotische Kunst gleichgesetzt, die Gotik zum Oberbegriff und von heimlicher Gotik auch in vor- und nachgotischen Zeiten gesprochen. Auf das Hineinziehen außereuropäischer Kunst in den Begriff sei hier nicht eingegangen.

In einer solchen Auffassung liegt eine große Gefahr. Die seelische Aufregung wird dadurch zum Grundzug germanischen Wesens gemacht, der dauernde geistige Zustand erscheint fast hysterisch, nervös. Das entspricht keineswegs den Tatsachen. Ist Jan van Eyck etwa kein Germane? Er ist einer der echtesten. Aber er hat eine ruhige, kühle Natur. Wenn man bei so echtem, liebevollem Naturgefühl von Kühle reden darf. Er ist nicht aufgeregt, er ist über-

Digitized by Google

haupt keiner übermäßig gesteigerten Seelenstimmung fähig. Aber er ist tief und warm empfindend schöpferischem Leben nahe.

Wir müssen das germanische Wesen in seiner Fülle und Weite erfassen. Es wurzelt der Antike und Renaissance gegenüber in einem innigeren Verhältnis zur Natur. Das ist die Grundlage. In dem Grunde sind alle unsere Meister verankert. Aber sie sind verschiedenen Charakters. Wir haben ruhige Naturen und leidenschaftliche, stürmische. Die leidenschaftlichen neigen dazu, die Lebenslinie in einer entsprechenden, ausdrucksvollen Kunstform abzuwandeln, in ihr aufgehen zu lassen.

Als Stil stürmischer Erregung zeigt sich in der Geschichte der Kunst der Barock. Er gelangt in germanischen Ländern zu großer Blüte. Rubens weiß flutende, rasende Formen mit meisterlichem Schönheitssinn künstlerisch zu gestalten. Aber zur selben Zeit, etwas später, malen in Holland Terborch, Vermeer van Delft und verwandte Meister. Wo ist denn da das barocke Bluten? Warum benennt man die ganze Zeit nach jenem Stil? Weil der Barock in Italien entstand, dort seinen Namen erhielt und dort auch keine abweichende Erscheinung hervorbrachte. Aber in Germanien erhob der echte germanische Stil wieder sein Haupt, der Stil, der im unbefangenen, warmen Stilempfinden der Natur wurzelt. Auch Rembrandt kann man nicht barock nennen, weil ihm die barocke Linie fehlt. Er ist einfach germanisch. Und die Formen seiner Werke, die als gesteigerter Seelenausdruck hingesetzt werden, gehen einen anderen Gang als bei Rubens.

Unsere völkische Eigenart in der darstellenden Kunst (in der Baukunst liegt die Sache ähnlich) kann uns erst recht verständlich werden, wenn wir den grundlegenden Begriff des germanischen Stils einführen. In ihm müssen wir das begreifen, was das Wesentliche unserer Auffassung ist. Besondere Erscheinungsformen des germanischen Stils wären Gotik und Barock. Daß die Gotik in Frankreich entstanden ist, tut ihrem deutschen Wesen kaum Abbruch. Es waren eben vorzüglich die Franken, deren Geist sie entsprang. Der Barock entsteht in Italien. Die Carracci, Caravaggio, Giordano Bruno usw. bleiben aber als Künstler hinter dem Namen Rubens weit zurück. Und gleichzeitig haben wir in Holland die große Blüte germanischen Stils.

Man pflegt die hellenistische Kunst der Griechen auch als barock zu bezeichnen. Mit Recht. Sowohl damals als auch in der Zeit des italienischen Barock hatte man offenbar die Empfindung, daß die klassische, geometrisierende Schönheitslinie nicht genügte, um die ganze Tiefe und Fülle des Lebens künstlerisch auszudrücken. Man geriet aber bei dem neuen Suchen in eine etwas theatralische Aufregung, da als Maßstab ruhigen Empfindens die klassische Form bestehen blieb. Erst den Germanen war es vorbehalten, eine tiefere Grundlage zu schaffen, einen Grund, der in einem umfassenderen Naturgefühl wurzelt. Auf dem Grunde aufgebaut, bekommen auch die leidenschaftlichen, bewegten Stilarten einen tieferen Sinn. Sie drücken nicht mehr eine Abweisung von der klassischen Schönheitslinie aus, sondern Steigerung unbefangen natürlichen Lebens.

Professor Hoernes hat bei seinen vorgeschichtlichen Forschungen die Beobachtung gemacht, daß ein neuer Stil, der gegen Ende des Kunstschaffens eines Volkes auftritt, nicht von diesem selbst zur Vollendung geführt wird, sondern von einer jüngeren Rasse, deren erste Erzeugnisse an Kunstwert zunächst weit gegen diejenigen des älteren Volkes zurückstehen. Eine solche Beziehung liegt zwischen dem Barock der Antike und der Renaissance und dem „germanischen Stil“ vor. Sowohl Griechen als auch Italiener ahnten, daß die Fülle des Lebens sich in ihrer klassischen Schönheitslinie nicht einfangen läßt. Sie versuchten eine Steigerung der Kunstformen. Aber erst die Germanen konnten den Grund schaffen, auf dem eine solche Natürlichkeit, Wahrhaftigkeit, Ernst und Tiefe nicht verliert.

Dr. Maria Grunewald

Digitized by Google

# Richard Strauß' „Frau ohne Schatten"

Einsichtige Freunde haben Strauß seit den Tagen der „Elektra" und des „Rosenkavaliers" immer wieder mit sorglicher Miene geraten, die künstlerische Ehe mit seinem Textdichter Hofmannsthal zu lösen. Strauß ließ sich nicht überzeugen und auch nach der weiteren wenig glücklichen Erfahrung mit der Molières „Bürger als Edelmann" aufgepfropften „Ariadne" blieb es bei der bisherigen Arbeitsgemeinschaft; der Komponist begeisterte sich wiederum an des Dichters verschlungene Pfade wandelnden Phantasie, die sich nun diesmal ins orientalische Märchenland verirrt hat. Fast drängen sich jetzt ernstliche Zweifel auf, ob Strauß überhaupt ausreichenden Bühnensinn besitzt, ob er bühnendramatisch zu fühlen und zu urteilen vermag. Musikalischer Dramatiker ist er ohne Zweifel, aber für das Theater reicht dieser Begabungszweig allein nicht aus. Hofmannsthal hat mit seinen Opernbüchern genugsam erwiesen, daß er weder Auge noch inneres Ohr für die Bedürfnisse des Opernkomponisten besitzt. Er ist und bleibt auch in seinen Opernbüchern in erster Linie Literat. Ihm geht der Sinn ab für die Gesetze klarer, eindringlicher Gestaltung, für die Ökonomie des Wortes. Mit literarischer Geistreichelei und naturalistisch durchgeführten Dialogen, mit grotesken Übertreibungen und unverständlicher Symbolik schreibt man kein lebensfähiges Opernbuch. Von ihr ist die Dichtung der „Frau ohne Schatten" bis zum Überdruß heimgesucht. Man mag hier ganz absehen von der Grundforderung, daß der Gang der Handlung aus den bloßen Vorgängen auf der Bühne ohne weiteres zu erkennen sein muß, selbst ohne Hinzunahme des gesprochenen oder hier gesungenen Wortes. Bei der „Frau ohne Schatten" liegen die Fäden der Dichtung so verworren, daß selbst ein genaues Studium der Textdichtung keine ausreichende Klarheit darüber verschafft, was nun eigentlich der Dichter mit seiner ins maßlos Phantastische hinübergespielten Symbolik auszudrücken beabsichtigt. Hofmannsthal hat später die in der Operndichtung unorganisch aneinander gefügten Vorgänge in der Prosaform einer Novelle klarer darzustellen versucht. Soweit die äußerlichen Geschehnisse des orientalischen Märchens in Frage kommen, wird der Zusammenhang in der weiter gefaßten Bucherzählung wohl auch klarer. Über die „tieferen" Beziehungen der Gedankengänge, sozusagen über die „Moral der Geschichte" mag sich der Leser auch da noch nach Belieben den Kopf zerbrechen.

Die Schattenlosigkeit der Frau ist dem Dichter das Symbol der Unfruchtbarkeit. Der Kaiser der „südöstlichen Inseln" ist auf wilder Jagdstreife ins Reich des allgewaltigen Geisterfürsten Keikobad geraten. Sein Falke schlägt eine behende Gazelle und unter den Händen des kaiserlichen Jägers entwindet sich dem blutenden Tier ein herrlicher Frauenleib: Keikobads Tochter. Der Kaiser führt dies edle „Wild" als Gattin heim. In glücklichen Nächten lebt er mit ihr und über Tags zieht er zu neuen Taten ins Jagdgehege. So vergeht in äußerem Glück ein köstliches Jahr, doch die Kaiserin „wirft keinen Schatten"; ihr Leib ist „gläsern", so verrät die alte Amme dem Boten des Geisterfürsten, der kommt, um zu warnen: sind zwölf Monde verstrichen und zeigt sich noch kein Zeichen der Fruchtbarkeit, dann kehrt die Kaiserin zurück ins Geisterreich, der Kaiser aber wird auf Keikobads Geheiß zu Stein! Die Amme weiß Rat. Hinab ins niedere Tal der von ihr gehaßten Menschen führt sie die verzweifelte Kaiserin, die unter allen Umständen ihren Schatten haben will. Dort unten wohnt im Städtchen der bescheidene und biedere Färber Barak. Der quält sich ehrlich für seine junge Frau und die bei ihm hausenden mißgestalteten Brüder. Des Färbers Frau ist mit dem „Schatten" begnadet, aber sie ist eitel, strebt hinaus aus der engen Welt ihrer Hütte und verweigert sich ihrem Manne. Somit weiß sie den Schatten nicht zu nützen und den dämonischen Künsten der zu ihr in Begleitung der Kaiserin eingedrungenen Amme wird es nicht allzuschwer, die Färbersfrau für ihren dunklen Handel zu gewinnen. Sie verspricht dieser irdischen Reichtum und unermeßliche

Digitized by Google

Liebesfreuden, wenn sie als „Gegenleistung" ihren Schatten hergibt. Die Färbersfrau ist bereit, doch Keikobads allgewaltige Geistermacht verhindert den frevlichten Schacher. Dem mit flammenden Rächerschwert ihr gegenübertretenden Gatten bekennt sie ihre Schuld, noch bevor der Schatten von ihr genommen wurde. Das rettet sie vor dem sicheren Tode. In Einsamkeit bannt Keikobad das getrennte Färberehepaar und erst als beide zu innerer Läuterung gelangt sind, schenkt er sie der Freiheit wieder. Auch die Kaiserin, die eigne Tochter, ruft er ins Geisterreich und unterwirft sie strengen Prüfungen, bevor sie entsühnt durch Keikobads Macht und nunmehr den ersehnten Schatten erwirbt, der schon dreiviertel zu Stein gewordene Kaiser ins Leben zurückrufen wird. Die böse Amme aber, die in ihrem Menschenhaß die schlimmen Fäden gesponnen hat, wird vom Geisterfürsten verstoßen. So wandeln nun beide Paare, von reiner Gattenliebe beseelt, einer gnadenreichen und fruchtbaren Zukunft entgegen.

Man erkennt schon aus dieser knappen Darstellung, welch einen Knäuel von Unwahrscheinlichkeiten und Unklarheiten es hier zu lösen oder eigentlich nicht zu lösen gibt. Man ahnt ferner, welch ungemeine Anforderungen dieses Werk rein äußerlich an die Leistungsfähigkeit unserer Opernbühnen stellt. Und dies just in einer Zeit, wo es unsern Bühnen an dem Nötigsten fehlt. Tatsächlich ist denn auch die Wirkung, die dieses Kunstwerk auszustrahlen vermag, wesentlich oder gar entscheidend abhängig von der Güte der Wiedergabe. Mehr oder weniger trifft das ja schließlich bei jedem Bühnenwerke zu, aber in diesem Fall tritt das Wie der Aufführung geradezu entscheidend in den Vordergrund.

Niemand wird behaupten, daß dieses hohe Maß an Abhängigkeit von namentlich bühnentechnischen Möglichkeiten einen Vorzug bedeutet. Wie viele Bühnen sind es denn, die einem solchen szenischen Aufwand gegenüber überhaupt noch mitkönnen? Strauß wird einwenden, daß die äußeren Vorbedingungen bei den deutschen Opernbühnen bessere gewesen seien, als er sich vor etwa sechs oder acht Jahren der Hofmannsthalschen Dichtung zuwandte. Außerdem liebt er es ja überhaupt, stets wieder neue, unerwartete Aufgaben zu stellen; er war der Mann der Überraschungen von je. Aber es gibt auch darin eine letzten Endes von höchster künstlerischer Einsicht bestimmte Grenze. Zum wenigsten muß das innere Gefüge des Kunstwerkes zu dem gespannten äußeren Rahmen im gehörigen Verhältnis stehen. Der künstlerische Kern darf nicht durch die technische Zwangsjacke über Gebühr eingeengt werden. Zu den äußeren Schwierigkeiten aber treten hier auch noch die inneren. Sie gehen eben von der Dichtung aus, die, wie schon gesagt, durch ihre symbolistische Verschleierung und dramatische Gelähmtheit den Komponisten von vornherein vor eine höchst schwierige Aufgabe stellte, deren Verworrenheit und Theaterfremdheit wieder abschwächt, was sie durch ihre Farbigkeit, ihren Stimmungsreichtum der tonschöpferischen Phantasie darbot. Sie schuf zweifellos bedeutende Musiziermöglichkeiten, aber — sie hemmte den Dramatiker. Man versteht nun, warum eine überreiche Musiziernatur, wie Richard Strauß, sich dem komplizierten Buche Hofmannsthals in die Arme warf und warum der Tonpoet den Musikdramatiker beiseite stieß.

Der Musiker Strauß führt in dieser gedankenschwülen Dichtung aus romantischem Märchenland das Wort; und er führt es — das darf man schon sagen — auf beredte und oftmals herzerquickende Weise. Er singt viel neue Weisen, daneben schafft er emsig aus wohlbekanntem eignen Material früherer Tage, und er trägt auch kein Bedenken, mit naiver Ungebundenheit — eine der mir sympathischsten Straußischen Eigenschaften — in die „Niederungen" volkstümlicher sentimentalischer Melodik vergangener Zeiten hinabzusteigen. Wenn schon! Unter Straußens sicher, leicht und kühn formenden Händen gewinnt all das neues Leben, frische Farben. Das Wertvollste aber schuf er mit jenen Partien, die seine Phantasie ins eigentliche Märchenland, in das geheimnisvolle Reich orientalischer Mystik führen. Er verzichtet dabei auf billiges Lokalkolorit, hebt vielmehr seine Tonsprache in Höhen, führt sie in Tiefen, wie man sie in anderen Straußischen Bühnenwerken schwerlich bisher vernommen hat.

Digitized by Google

Man darf schon sagen, daß er für diesen besonderen Fall auch seine besonderen Ausdrucksmöglichkeiten gefunden hat. Welche Herrlichkeiten an Klang, welche Schönheiten der Sprache zieren die nächtliche Szene vor dem Falknerhaus — sie ist vielleicht die schönste des ganzen Werkes. Hier tritt das Geschehen vollständig in den Hintergrund und allein der Dichter in Tönen schüttet sein Herz aus. Manch andere Episoden sind dieser an Eigenart und Musikgehalt zur Seite zu stellen. Ich nenne die Falkenszene im ersten Akt, den ersten Teil der Begebnisse in der Färberhütte mit seiner weichen, herzlichen Lyrik, die Traumerscheinung der Kaiserin; namentlich auch der dramatisch und szenisch zerrissene dritte Akt birgt Partien wertvollster Musik. Dazu gesellen sich einzelne geniale Einfälle, wie die Ankündigung der Versteinerung des Kaisers gleich zu Anfang, das geheimnisvolle Klagen der „Ungeborenen". Als drittes wichtiges Element treten prächtige Ensemblesätze hinzu. Wer schreibt Strauß heut ein solch sprühendes Vokalstück nach, das dem lustigen Chor der schmausenden Brüder und Freunde in Baraks Hütte zur Seite zu stellen wäre; weiter der beseelte Zwiegesang des Färberpaares in der „Klausur"-Szene und vor allem das zwar in der Erfindung nicht eben eigenartige, aber klangfrohe und gesanglich zu höchster Wirkung gesteigerte Schlußquartett der geläuterten und im Glück wiedervereinten beiden Paare.

Man könnte über diese Oper, über die Schönheiten und Meisterlichkeiten der musikalischen Arbeit, die alles zusammenfaßt, was Strauß bislang aus seiner Palette gewann und dazu Neues an Klangwundern fügte, ein ganzes Buch schreiben. Man könnte aber auch in einer feisten Broschüre all das zusammenfassen, was ernsten Sinnes an gewichtigen Bedenken im ganzen und einzelnen gegen diese Schöpfung und ihre stilistische Vielfältigkeit geltend zu machen wäre. Schon diese Summe von Erörterungsmöglichkeiten zeigt, daß wir es auch hier wieder, wie eigentlich stets bei Strauß, mit einer ungewöhnlichen Leistung zu tun haben. Das Werk steht da als künstlerisches Monument, nicht als Wegweiser. Wird es auch immer lebendig bleiben? Die Frage scheint nicht unberechtigt. Sicher ist, daß dieses weitgedehnte Stück mit seinen drei langen Akten und seinem allzu häufigen Szenenwechsel keinen einheitlichen Organismus darstellt. Es ist in der Hauptsache doch eine Angelegenheit für das Auge und ein Fest für verwöhnte, dabei nicht zimperliche Ohren. Der Theaterbesucher will aber in diesem Falle mehr; er will nicht nur musikalisches, sondern auch dramatisches Erleben. Hier aber wird seine Teilnahme an der Handlung, sein gefühlsmäßiges Für und Wider, soweit es sich auf die Träger dieser Handlung bezieht, allzu häufig ausgeschaltet; am hartnäckigsten im dritten Akt, dessen Vorgänge sich vom inneren Interesse des Zuschauers und -hörers nahezu vollständig loslösen. Eigentlich nur in der Konfliktsszene zwischen Färber und Färbersfrau schlägt der Funke von der Bühne herab direkt ins Publikum. Das also bedeutet eine Gefahr. Und ich wünsche um der schönen Musik willen, daß diese Gefahr in der Praxis weniger gering sein möge, als ich befürchte.

Ich habe hier Wesentliches aufgezählt. Es ergibt als unbedingtes Plus das erfreuliche Bild von der unvermindert, wenn auch nicht immer mit früherer Intensität quellenden Erfindergabe Straußens. Alles schwerwiegende Wenn und Aber verstummt letzten Endes doch vor der überzeugenden Kraft seines noch ungebrochenen, wenn auch zeitweilig durch Hofmannsthals Schuld lahm gelegten Schöpfergeistes, der sich auch auf diesem neuartigen Stoffgebiet fruchtbringend zu betätigen weiß. Und damit werden denn auch die Brücken geschlagen, die nötig sind, um über Dunkelheiten der Dichtung, über handgreifliche dramatische Mängel hinwegzukommen. Zu hoffen bliebe, daß Strauß nach dieser neuen Erfahrung doch endlich den rechten Dichter suchen und finden möge. Hofmannsthal, der ihm jetzt das vierte anfechtbare Operbuch gab, ist dieser Dichter nicht.

Die Bühnenlaufbahn des neuen Straußischen Werkes geht nicht in dem gleichen Tempo aufwärts, wie das bei den voraufgegangenen Opern des Meisters der Fall war. Wien brachte im Oktober die Uraufführung. Es folgten dann Dresden, Köln und Breslau und als jüngste

Digitized by Google

Bühne hat vor einiger Zeit die Berliner Staatsoper das anspruchsvolle Werk in ungemein eindrucksvoller Wiedergabe herausgebracht. Manche Bühnen, die wohl gern die „Frau ohne Schatten“ in den Spielplan aufgenommen hätten, mußten mit Rücksicht auf die kritische Kostenfrage zunächst darauf verzichten. Der bisherige Gang der Dinge spricht nicht dafür, daß die „Frau ohne Schatten“ zur zugkräftigen Modeerscheinung werden wird. Das wäre an sich kein Beweis gegen ihre innere Lebensfähigkeit; im Gegenteil. Vergessen wir freilich nicht, daß hier die Qualität der Aufführung nahezu ausschlaggebend für den Erfolg ist. Die Lebensbedingung aber eines Bühnenwerkes im wesentlichsten von der Güte seiner Wiedergabe abhängig zu machen, das muß notwendigerweise zu zweifelhaften Resultaten führen.

Paul Schwers

# Eine unbekannte Oper

Kein Volk zitiert so wahllos und so ungerechtfertigt wie das deutsche. Was nützt es, mit stolzem Kopfnicken und zufriedenem Augenaufschlag immer wieder das „Ehrt eure deutschen Meister!“ zu verkünden — und dennoch lieber Mascagni, Leoncavallo und Puccini zu spielen? Man jammert und wehklagt über die „entscheidenden“ Ereignisse des Weltkrieges — und blieb doch ohne Belehrung und Klarheit! Man hat sich hie und da wieder auf Weber besonnen, versuchte sich wohl endlich einmal an Marschner; auch Lortzing wurde nicht völlig abseits geschoben; aber wo blieben Cornelius und Goetz, wo Hugo Wolfs „Corregidor“, denen man noch immer vorsichtig und mißtrauisch auszuweichen bestrebt ist? Gab es noch keinen klugen Bühnenmann, der es endlich unternommen hätte, Schumanns „Genoveva“ für unsere Tage gegenwärtig zu gestalten? Sind Schuberts Opern so völlig dem Staub der Archive hingegeben? Ist denn Spohr wirklich so unwert jeder Aufmerksamkeit und Erweckung?

Heute sei besonders auf ein Opernwerk hingewiesen, das den Freunden und Anhängern des Komponisten von jeher wirkend und würdig erschien, dessen man sich aber — trotz mannigfacher Hinweise und Bitten — geflissentlich zu entziehen scheint: Ernst Theodor Amadeus Hoffmanns Oper „Undine“. Daß der sattsam bekannte und allgemach in seiner hohen Wichtigkeit erfaßte Dichter auch ein bedeutsamer und unverächtlicher Tonsetzer gewesen, liest man wohl in Biographien und Aufsätzen; wer aber hätte sich der dankbaren Aufgabe unterzogen, selbst zu prüfen und nachzuforschen? Und dennoch sollte ein jeder, der aufmerkend und lernbegierig die wundervollen, entscheidenden musikalischen Schriften Hoffmanns sich zu eigen gemacht hat — freilich gibt es noch immer solche, die sie überheblich und achselzuckend von sich weisen —, in sich die rege Begierde fühlen, diesen tiefschauenden, erkenntnisreichen Seher auch in seiner Eigenschaft als schöpferischen Tonmeister kennen zu lernen. Seitdem nun Hans Pfitzner in einem fleißigen, gründlichen und in jedem Betracht lobenswürdigen Klavierauszug die Oper „Undine“ allgemein zugänglich gemacht hat (das Buch erschien in der Edition Peters), könnte jeder Kapellmeister und Theaterleiter sich selber eine Überzeugung bilden und mancher aus Trägheit überkommener und übernommener Vorurteile sich schleunigst entledigen.

Hoffmann lernte Fouqués liebliche Märchendichtung im Sommer 1812 kennen und erreichte es zu seiner Freude durch Vermittlung seines Freundes Hitzig, daß der Dichter selbst seine Bereitwilligkeit erklärte, die Erzählung zu einem Libretto umzuwandeln. Die musikalische Ausgestaltung wurde am 1. Juli 1813 begonnen und am 5. August 1814 abgeschlossen. „Ich tue mir auf diese Oper etwas zugute“, meldet der glückliche Komponist dem Freunde. Am 3. August 1816 erfolgte die Uraufführung im Berliner Schauspielhause, und schon am



Digitized by Google

29. August wurde das Werk zum sechsten Male „bei überfülltem Hause“ dargestellt. Innerhalb eines Jahres erlebte es die ungewöhnliche Höhe von 23 Vorstellungen, aber am 29. Juli 1817 brannte das Schauspielhaus mit sämtlichen Dekorationen und Noten vollständig herunter, so daß die geplanten weiteren Darbietungen zum Unsegen der Oper ausgesetzt werden mußten. Seitdem liegen die beiden von Hoffmanns Hand geschriebenen Partituren klanglos und vergessen auf der Bibliothek zu Berlin, rastend in unziemlichem Schlummer.

Was den Text anlangt, so kann man sich einer gelinden Enttäuschung nicht entziehen. Es handelt sich im Grunde lediglich um ein szenisches Aneinanderreihen der Vorgänge, wie sie sich in der Erzählung abspinnen. Die Verse klappern manchmal in dürftigen Reimen, der Dialog fließt gelegentlich ein wenig umständlich und stockend — aber der Duft des Märchens wirbt und lockt unzerstörbar, und es wäre ein leichtes, mit vorsichtiger Hand die Linien deutlicher und erkennbarer zu zeichnen. Wenn man in dem reichen, noch heute gültigen Dialog „Der Dichter und der Komponist“ nachzulesen sich der angenehmen Mühe unterzieht, so wird man erkennen, was Hoffmann von der Oper ersehnte und wollte. Da finden wir Sätze wie diese: „Allerdings halte ich die romantische Oper für die einzig wahrhafte, denn nur im Reich der Romantik ist die Musik zu Hause... Eine wahrhaft romantische Oper dichtet nur der geniale, begeisterte Dichter; denn nur dieser führt die wunderbaren Erscheinungen des Geisterreichs ins Leben... Es ist, mit einem Wort, die Zauberkraft der poetischen Wahrheit, welche dem das Wunderbare darstellenden Dichter zu Gebote stehen muß, denn nur diese kann uns hinreißen, und eine bloß grillenhafte Folge zweckloser Feereien, die, wie in manchen Produkten der Art, oft bloß da sind, um den Pagliasso im Knappenkleide zu wecken, wird uns als albern und possenhaft immer kalt und ohne Teilnahme lassen. — Also, mein Freund, in der Oper soll die Einwirkung höherer Naturen auf uns sichtbarlich geschehen und so vor unseren Augen sich ein romantisches Sein erschließen, in dem auch die Sprache höher potenziert oder vielmehr jenem fernen Reiche entnommen, d. h. Musik, Gesang ist, ja wo selbst Handlung und Situation in mächtigen Tönen und Klängen schwebend, uns gewaltiger ergreift und hinreißt. Auf diese Art soll, wie ich vorhin behauptete, die Musik unmittelbar und notwendig aus der Dichtung entspringen.“

Man lenke seinen Blick nur einmal auf Lortzings Märchenoper, um zu erkennen, was Hoffmann wünschte und erreichte. Lortzings hübsches Werk erhält sich sicherlich durch jene Zutaten, die Hoffmann gerade verschmäht und abgewiesen hat: durch den biederen, behaglichen Humor, wie er in dem Schildknappen Veit (dem „Pagliasso im Knappenkleide“) und dem Kellermeister Hans zur Darstellung gelangt. Dagegen glaubt man nur widerwillig an jene Undine, deren Beseelung nicht zu überzeugen vermag, und besonders der Wassergeist Kühleborn bleibt völlig in den Grenzen des Wohlanständigen und Volkstümlichen haften.

Als im November 1826 Karl Maria von Weber Hoffmanns Oper hörte, schrieb er in der „Allgemeinen Musikalischen Zeitung“ einen Aufsatz, aus welchem einige bezeichnende Sätze hier wiedergegeben sein mögen, als würdige Zeugen und Mahner: „Die Oper ist wirklich aus einem Guß, und Referent erinnert sich bei oftmaligem Anhören keiner einzigen Stelle, die ihn nur einen Augenblick dem magischen Bilderkreise, den der Tondichter in seiner Seele hervorrief, entrückt hätte. Ja, er faßt so gewaltig vom Anfange bis zum Ende das Interesse für die musikalische Entwicklung, daß man nach dem ersten Anhören wirklich das Ganze erfaßt hat, und das Einzelne in wahrer Kunstunschuld und Bescheidenheit verschwindet. Mit einer seltenen Entsagung, deren Größe nur derjenige zu würdigen versteht, der weiß, was es heißt, die Glorie des momentanen Beifalls zu opfern, hat Herr Hoffmann es verschmäht, einzelne Tonstücke aus Unkosten der übrigen zu bereichern, welches so leicht ist, wenn man die Aufmerksamkeit auf sie lenkt, durch breitere Ausführung und Ausspinnen, als es eigentlich ihnen als Glied des Körpers zukommt... Das ganze Werk ist eins der geistvollsten, das uns

Digitized by Google

die neuere Zeit geschenkt hat. Es ist das schönste Resultat der vollkommensten Vertrautheit und Erfassung des Gegenstandes, vollbracht durch tiefüberlegtesten Ideengang, Berechnung der Wirkungen des Kunstmaterials, zum Werk der schönsten Kunst gestempelt durch schöne und innig gedachte Melodien ..."

Diese warmherzigen Worte müssen uns aufhorchen machen und zum Nachsinnen stimmen. Es wäre ein gröbliches Versehen, würde man etwa die Arbeit eines dürftigen Dilettanten erwarten, dem man um anderer Verdienste willen milde Nachsicht zu schenken verpflichtet wäre. Die Oper beweist vielmehr Hoffmanns unwiderlegliche Begabung und seine umfassenden Kenntnisse als Musiker. Holzbläser in tiefer Lage, Blechbläser in gedämpftem Pianissimo, geteilte Violoncelli verleihen dem Werk die Farbe des lastenden Schicksals. Es werden leitmotivische Beziehungen erreicht: Undine versinkt mit derselben Figur, die im letzten Akte ihr Wiederauftauchen begleitet und schon im Vorspiel zum zweiten Aufzug anklingt. Man kann sogar ein selbständiges Motiv der Undine im ersten Takt ihrer Arie (zweiter Akt) entdecken, wenn man rückblickend den Beginn des Finales vom ersten Aufzug betrachtet. Der letzte Chor ist in der Ouvertüre angedeutet, wie schon Weber erkannte, welcher diesen Schluß als wirklich „groß gedacht" bezeichnet; wo „die Worte ‚Gute Nacht aller Erdensorg' und Pracht' mit einer herzlich andächtigen und im Gefühle der tiefen Bedeutung mit gewisser Größe und süßer Wehmut erfüllten Melodie ausgesprochen sind, wodurch der eigentlich tragische Schluß doch eine so herrliche Beruhigung zurückläßt. Ouvertüre und Schluß geben sich hier, das Werk umschließend, die Hände." Natürlich bewahrte Hoffmann den gesprochenen Dialog, der zu einer Aufführung leicht einige Kürzungen erfahren könnte; aber ein Hindernis in diesem selbstverständlichen Umstande zu suchen, würde sich lediglich als blasse Ausflucht darstellen. Mozarts Opern; Fidelio, Freischütz; Lortzings Werke — wer möchte sie um dieses Gebrauches willen abzuwehren unternehmen?...

Vor allem die ungefüge Gestalt Kühleborns hebt sich drohend und dämonisch, gesanglich in kühnsten Intervallen geführt, in Sprüngen über zehn oder zwölf Töne hinab. Weber sagt: „Am mächtigsten springt Kühleborn hervor durch Melodienwahl und Instrumentation, die ihm stets treu bleibt und seine unheimliche Nähe verkündet. Da er, wo nicht als das Schicksal selbst, doch als dessen nächster Mittelsvollstrecker erscheint, so ist dies auch sehr wichtig." Welch grausige Worte hohnlacht er gleich nach der Trauung durchs Fenster; mit welch drückender Wucht ruft er seine Mahnungen aus dem Brunnen hervor! Mit Recht gibt Edgar Istel („Die Blütezeit der musikalischen Romantik in Deutschland") einen Hinweis auf jene scharf und grinsend gezeichnete Stelle, als der empörte Wassergeist zur Hochzeit in Gestalt eines Schneiders auftritt, um Rache zu üben. Wahrhaft groß und machtvoll aber reckt er sich in jener unvergeßlichen Arie des zweiten Aktes, als er die Wogen entbietet zu verderblichen Fluten. Hier wurde mit einfachen, innerlich tragenden Kräften eine schauerlich erhabene Gewalt erreicht. Hier sind Götter! Wuchtige Bläserakkorde, schwellende, aufbegehrende Streicherpassagen, und zu dem Wüten und Brausen des Dämons die ringenden, entfesselten Stimmen der Wassergeister. Wo in einer zeitgenössischen Oper findet man dergleichen? Erst im „Freischütz", der ja ersichtlich von Hoffmanns Werk beeinflußt wurde, kann man Vergleiche suchen — nicht zu Hoffmanns Nachteile.

Drei Baßpartien stehen, nebst einem Bariton, nur einer Tenorrolle gegenüber und den drei Sopranstimmen der Undine, der Herzogin und der Berthalda. „Nächst ihm (Kühleborn) das liebliche Wellenkind Undine", sagt Weber, „deren Tonwellen bald lieblich und freundlich gaukeln und kräuseln oder auch mächtig gebietend ihre Herrscherkraft künden. Höchst gelungen und ihren ganzen Charakter umfassend dünkt Ref. die Arie im zweiten Akte, die so ungemein lieblich und geistvoll behandelt ist, daß sie als ein kleiner Vorgeschmack des Ganzen dienen kann, und daher bald allgemein gesungen sein wird." Ihr Abschiedsgruß an Huldbrand klingt so rührend und bewegt, daß man sich ihrem Leide nicht zu entwinden vermag. Und das

Digitized by Google

Geständnis ihrer Herkunft am Schluß des ersten Aufzugs ist vom silbernen Schimmer zartester Keuschheit umflossen.

Es ist hier nicht der Ort, das schöne Werk ausführlich zu erläutern. Nur auf die trefflichen und kontrapunktisch fesselnden Ensembleszenen sei aufmerksam gemacht. Pfitzner nennt das Sextett am Schluß des ersten Aktes mit Berechtigung meisterlich und wohlgelungen. Wie geheimnisvoll warnend murmelt der Chor der Wassergeister zu dem Liede des alten Fischers und leitet zu der Verwandlung in die Waldschlucht über, wo die Elemente sich heimisch wissen! Die Romanze des Fischers bezeugt zugleich den Sinn des Komponisten für warme, treue Volkstümlichkeit, die sich auch in manchen Chorsätzen oder in dem freundlichen Duett „Abendlüftchen schweben" aufs eindringlichste kundtut.

Wer freilich nur Grimassen und erregte Possen erwartet, wer von dem Dichter nur die „Spuk- und Gespensternovellen" gelten läßt und auch in seiner Musik nach Atembeklemmung und Schauern fahndet, der findet Enttäuschung und Abkehr. Es ist gewiß nicht schwer, auch schwächere Partien zu erkunden, Anklänge an Beethoven oder Mozart zu entwickeln, — die innere pulsierende Kraft aber bleibt ungeschmälert und überzeugend. (Als Hieronymus Truhn im Jahre 1839 Bruchstücke aus der verloren gewähnten Oper im Leipziger Gewandhause zur Aufführung brachte, bemerkte die „Allgemeine Musikalische Zeitung": „Nach diesen Proben wäre es der Mühe wohl wert, die Oper Undine wieder irgendwo auf den Brettern zu versuchen.") Wer Hoffmanns Schriften mit Bedacht und Aufmerksamkeit gelesen — etwa den kostbaren Aufsatz über alte und neue Kirchenmusik —, der wird wissen, daß die Romantiker immer für die gefaßte, überlegene, gesammelte Form gestritten haben; daß Hoffmann das überkommene Erbe mit Ehrfurcht und Vorsicht zu erhalten und fördern bestrebt war. Unsere angestrengten, gereizten Ohren kommen nur noch hysterischen Übertreibungen entgegen; und die Verteidigung, die Mozart einst der Arie des Osmin zu schulden vermeinte, erscheint uns heute vielleicht überflüssig und belanglos. Aber sollen wir diesen Umstand als einen Gewinn preisen, voll falschen, selbstgefälligen Stolzes? Soll das Lautere, Durchsichtige, Quellfrische uns völlig entfremdet und verloren sein? Wie, so fragt man voll Entrüstung und bedauernden Staunens, mußten wirklich die schwächsten Gebilde des Auslandes dem echten, treuen Deutschen vorgezogen werden? Wer nur dem Heute dient, wie rasch übersieht ihn das Morgen! Wollen sich die Theater einem Werke länger hartnäckig verschließen, das von heimatlichen Märchen singt, das einem Weber und Pfitzner gut und stark erschien, das sich neben Lortzings beliebter Oper gewiß dauernd behaupten könnte? Wie ich höre, hat Hans von Wolzogen eine Neubearbeitung des Textes unternommen, in welcher die teilweise ungeschickte und flache Prosa zu Versen umgeschrieben ist. Möge endlich eine Bühne sich auf die Ehrenpflicht besinnen, dieses zu Unrecht versäumte vaterländische Kunstwerk neu zu beleben und dem Kronschatz deutscher Musik endgültig als schimmernden Edelstein einzufügen! Bis dahin gedulden wir uns mit Hoffmanns zuversichtlichen Sätzen aus seiner „Kreisleriana": „Tröstet euch, ihr Unbekannten! Ihr von dem Leichtsinn, von der Unbill des Zeitgeistes Gebeugten: euch ist gewisser Sieg verheißen, und der ist ewig, da euer ermüdender Kampf nur vorübergehend war!"

Ernst Ludwig Schellenberg

Digitized by Google

# Türmers Tagebuch

## Die Demokratie der Zahl
## Reifes Volk und Zuchthausrepublik
## Industrieproletariat und Absonderungsbestrebungen
## Demokratische Diktatur im Bildungswesen

Am 6. Juni ist der erste Reichstag der demokratischen deutschen Republik gewählt worden; ich schreibe dies Mitte Juni, und noch wissen die Erwählten des Volkes nicht, weiß überhaupt kein Mensch, welche Regierung gebildet werden wird und, wenn sie gebildet worden, wie lange sie sich wird behaupten können! „Das also," wird in der „Post" treffend bemerkt, „ist das Ergebnis der vielgerühmten Demokratie der Zahl, um derentwillen wir das Alte zerschlagen und Huldigungsdepeschen an Herrn Wilson gesandt haben!" Der Gewährsmann der „Post" ist völlig überzeugt, daß die einzelnen Abgeordneten durchaus ihre Aufgabe und das Gebot der Stunde erkennen und bereit sind, ihm zu entsprechen: „Aber sie sind ja nicht Herren ihres Willens, sie gehören ja einer Partei an, dürfen nicht nach pflichtmäßigem Ermessen handeln, sondern müssen tun und für richtig halten, was die Partei ihnen vorschreibt. Und so erleben wir die heutige Tragikomödie, so steht heute Deutschland tatsächlich ohne Regierung da, in einem Augenblick, wo es gilt, die wichtigsten außenpolitischen Fragen zu lösen und wo der roten Welle noch immer kein Damm entgegengesetzt ist, die droht, selbst die Nothütte, die wir auf den Trümmern des alten stolzen Reichsbaues errichtet haben, fortzuschwemmen. Es scheint, als ob niemand sich fragt, welches die praktischen Aufgaben sind, die es heute zu lösen gilt, als ob heute jeder nur seine Aufgabe darin sähe, den alten Schimmel ‚Partei-Doktrin' weiter zu Tode zu hetzen. So setzt man sich hin und stellt mühsame Berechnungen darüber an, wie man eine zahlenmäßige Mehrheit im neuen Reichstag erhalten kann, die — so sind wir überzeugt — jeder erhalten würde, der persönlich achtungswert und zur Wiederaufbauarbeit geeignet wäre, wenn er die Möglichkeit hätte, sich an das staatsbürgerliche Pflichtbewußtsein jedes einzelnen Abgeordneten zu wenden.

Es genügt nicht, diese unzulänglichen Zustände festzustellen, es gilt, aus ihrer Erkenntnis die praktischen Folgen zu ziehen. Das System der formalen

Digitized by Google

Demokratie, des Aufbaues der Regierung auf dem Willen der Parteien als solcher, ist überholt. Wir müssen neue Wege finden. Alle Parteien, alle Wahlwerber haben sich feierlich in zahllosen öffentlichen Versammlungen zu ehrlicher Wiederaufbau-Arbeit verpflichtet. Nun gut, man gebe ihnen dazu Gelegenheit. Man stelle an die Spitze unserer Reichsämter Männer von persönlicher Unantastbarkeit und sachlicher unbestrittener Eignung. Sie sollen dem Reichstage ihre Vorschläge machen und dann soll man abwarten, ob die Parteien und Abgeordneten den Mut finden, ihren Vorschlägen die Mehrheit zu verweigern. Wir glauben, daß die Parteien, die das täten, sich mindestens einer recht ernsten Kritik ihrer Wählerschaft aussetzen würden. Allerdings wäre Voraussetzung, daß alle Parteien dann einmal mindestens auf Zeit die Parteirücksichten zurückstellten und ihre Entscheidungen nur nach sachlichen Gesichtspunkten träfen. Es ist die Frage, ob sie dazu alle bereit sein werden. Stimmen wie die von Erwin Barth aus dem mehrheitssozialistischen Lager können dazu Mut machen. Aber was soll man dazu sagen, wenn das ‚Berliner Tageblatt' als Voraussetzung für die Mitarbeit der Deutschen Volkspartei verlangt, daß diese ein klares und restloses Bekenntnis zur republikanischen Staatsform abgibt? Mit Verlaub, handelt es sich heute darum?

Das deutsche Volk liegt schwer krank in Todesgefahr darnieder. Ist es angezeigt, in solchem Augenblick sich in erster Linie darum zu streiten, ob der Kranke nach seiner Genesung einen blauen oder einen roten Frack anziehen soll? Gewiß, wer heute mitarbeiten will, muß bereit sein, diese Arbeit auf der Grundlage der heutigen Verhältnisse, d. h. der Weimarer Verfassung zu leisten. Daneben aber ist es durchaus erlaubt, seinen Anschauungen treu zu bleiben, sich ihre Durchsetzung vorzubehalten für Zeiten, in denen die Frage dieser Durchsetzung akut werden wird. Aber heute die Zusammenarbeit an der Möglichkeit späterer Differenzen scheitern zu lassen, ist engherzige Dummheit oder politischer Wahnsinn."

* * *

Ohne Begeisterung haben sich diese Wahlen abgerollt, widerwillig, mechanisch, wie auf einer abgenützten Walze. Eine allgemeine Ernüchterung hat Platz gegriffen; in vielen hat sie sich bis zum Ekel gesteigert. „Wenn nun aber", schreibt Oberlandesgerichtsrat Dr. Morler im „Tag", „ein Volk sich die wählt, in deren Hände es sein Wohl und Wehe für Jahre legt, so bietet die Art, wie dies geschieht, den Gradmesser für die politische Reife dieses Volkes. Wir sind nie ein Volk der politischen Reife gewesen; einige wenige geschichtliche Vorgänge gegenteiliger Art ändern nichts an dem Gesamturteil. Und auch die hinter uns liegende schwere Zeit und die vor uns liegende düstere Zukunft haben uns das hohe Gut politischer Reife bis jetzt noch nicht bringen können. Drei Erscheinungen verdienen hier besondere Erwähnung: die Parteizersplitterung, die Wahlmüdigkeit und das Verharren weiter Kreise der Arbeiterschaft in einer völligen Opposition, im Versagen aufbauender Mitarbeit. Wie die innerpolitischen Verhältnisse seit dem November 1918 bei uns liegen, sollte es eigentlich eine Scheidung der Geister

Digitized by Google

in nur zwei große Heerlager geben, das eine das der Verfechter des christlichen Staatsgedankens, das andere das der Anhänger des materialistisch-sozialistischen Zukunftsstaates. Zwei solche geschlossene Kampffronten würden unser innerpolitisches Leben klären, würden auch nach und nach zwar nicht das Gegensätzliche mildern, aber dem politischen Kampfe etwas von seiner Schärfe nehmen. England und Amerika bieten uns hierfür Beispiele. — Statt dessen ist bei uns nicht nur die alte Parteizerrissenheit bestehen geblieben, nein, sie hat sich noch vermehrt. Nicht weniger als 17 Reichslisten sind eingereicht worden. Wenn sich auch so manche geschichtlichen, wirtschaftlichen und religiösen Gegensätze der bürgerlichen Parteien nicht ohne weiteres beseitigen lassen und die Bildung einer einheitlichen, geschlossenen Partei hindern, so muß es doch das Ziel aller bürgerlichen Parteien sein, in diesem Daseinskampfe unseres Volkes, unter Beiseitesetzen des Trennenden, das gemeinsame, große Ideal eines freien und befriedeten deutschen Vaterlandes, das Ideal eines nach christlichen Grundsätzen regierten Staates in einer geschlossenen Kampffront gegen die sozialistischen Gegner zu erstreben. — Eine weitere Erscheinung politischer Unreife ist die Wahlmüdigkeit. Mögen persönliche Verstimmung, allgemeiner Abscheu, Mutlosigkeit oder Gleichgültigkeit die Ursachen für die Wahlenthaltung so vieler gewesen sein, alle, die ohne zwingenden Grund ihrer Wahlpflicht nicht genügt haben, sind politisch unreife Menschen, haben sich an ihrem Volke versündigt. Ein tatenloses Beiseitestehen ist gleichbedeutend mit der eigenen politischen Bankerotterklärung. Eiserne Zeiten fordern auch eiserne Energie und Mut. — In dritter Linie ist das Verhalten weiter Arbeiterkreise aufs tiefste zu beklagen. Mit der Verfolgung ganz einseitiger Standesinteressen, mit einer scharfen Gegnerschaft gegen alle anderen Stände, mit dem Traum der Aufrichtung einer Klassenherrschaft, einer Zuchthausrepublik und, damit im Bunde, mit einem Versagen jeglicher Mitarbeit mit anderen Ständen läßt sich kein Staatswesen aufbauen. Und ist es durch Verbrechen, Zwang und Schrecken aufgerichtet, so bricht es, wie in Ungarn, nach kurzem Bestande und nach Vernichtung unersetzlicher Werte zusammen. Die Herrschaft der Gasse, der im Kriege bildungslos und autoritätslos herangewachsenen ungelernten Arbeiter, sie ist das traurigste Blatt in der Geschichte unseres innerpolitischen Lebens der letzten anderthalb Jahre."

Mit diesem im Kriege herangewachsenen, ungelernten Arbeiter, richtiger halbwüchsigen Arbeitsburschen, berührt der Verfasser einen der schlimmsten Schäden unseres Staats- und Gesellschaftslebens. Wir sind in der Tat dahin gekommen, daß diese Klasse einer völlig autoritäts-, kultur- und bildungslosen Arbeiterjugend in wichtigsten politischen und wirtschaftlichen Fragen geradezu entscheidend in Aktion tritt. Es wird so viel über die „Herrschaft der Straße" geklagt, man ist sich aber noch lange nicht klar genug darüber, daß diese Herrschaft wesentlich mit der Herrschaft eben jener zuchtlosen Arbeiterjugend identisch ist. Ein skandalöser, ein das ganze Volk lächerlich und verächtlich machender Zustand, aber er besteht und wird mit fatalistischer Ergebenheit hingenommen. Bei jedem Streik, jeder Aufruhrbewegung wiederholt sich das selbe Bild: nicht die älteren gelernten, die durch Lebenserfahrung gereiften Arbeiter bringen den Stein ins Rollen, geben

Digitized by Google

den Ausschlag, sondern die Rotten wüster, von gewissenlosen Führern aufgepeitschter junger Burschen, deren Mehrzahl eher in Fürsorgeerziehung oder sonst in eiserne Zucht und Lehre gehörten, als auf die politische Arena und gar an die Wahlurne!

Die Frage ist eine der wichtigsten, die es überhaupt für uns zu zwingen gibt. Sie ist aber unabtrennbar von der allgemeinen Frage der Arbeiteransammlungen in den Industriestädten, die mehr oder weniger alle ihren bestimmenden Einschlag von den Großstädten, in erster Reihe von Berlin, empfangen. Hier gewinnen wir auch den Punkt, von dem aus sich erst ein zutreffendes Urteil über die vielfach unrichtigen, weil nur von der Oberfläche gewonnenen Darstellungen der Absonderungsbestrebungen im Süden und Westen des Reiches möglich macht. Diese Bestrebungen, die seit der Revolution in die Erscheinung getreten sind, bedeuten in erster Linie nicht ein „Los vom Reiche", sondern ein „Los von Berlin". Ausgelöst sind sie durch die Kriegszeit, ihre tieferen Ursachen liegen aber, wie in einer sehr beachtenswerten Zuschrift aus unterrichteten süddeutschen Kreisen an die „Voss. Ztg." ausgeführt wird, teils in der Struktur des Reiches, teils sind sie in den letzten Jahren entstanden, aus Gedankengängen, die sich mit den Ursachen des Krieges und seines unglücklichen Ausganges auseinanderzusetzen suchen:

„Das Reich war vor der Revolution und ist auch heute noch nach Erlaß der Weimarer Verfassung trotz Streichung der Präsidialrechte in Preußen ein Einheitsstaat. Die Weimarer Verfassung und die nachfolgende Gesetzgebung haben Preußens formale Vormachtstellung und die Sonderrechte der vier größten Bundesstaaten beseitigt. Während nun aber in den letzten beiden Jahren Preußens materielle, geistige und politische Vormachtstellung durch die Zentralisation der Verwaltungs- und Wirtschaftsorgane des Reiches in Berlin erheblich gewachsen ist, hat man in Süddeutschland den Eindruck, erhebliche Opfer durch Preisgabe der Sonderrechte gebracht zu haben. Man hat das Empfinden, daß das Werk von Weimar eine Vergewaltigung des Eigenlebens der süddeutschen Staaten bedeutet. Bayern hätte sich im vorigen Jahre viel nachdrücklicher gegen manche Bestimmung der neuen Reichsverfassung gewehrt, wenn es nicht durch den Bürgerkrieg in jenen Monaten in seinen Grundfesten erschüttert worden wäre.

Diese psychologische Stimmung weitester Kreise der süddeutschen Bevölkerung begünstigt natürlich die Agitation der Separatisten. Die Separationsbestrebungen gehen von folgendem Gedankengange aus: Der Weltkrieg ist entstanden durch die rasche Industrialisierung Deutschlands und durch den Aufbau der Flotte. Diese beiden Faktoren mußten einen Kampf auf Leben und Tod mit England herbeiführen. Dieser Kampf ist für Deutschland ungünstig verlaufen, und der Friedensschluß hat dem Deutschen Reiche und der deutschen Wirtschaft die Voraussetzungen für diese Entwicklung genommen. Deutschlands Kolonialbesitz, seine ausländischen Geschäftsbeziehungen und sein Einfuhrkredit für Lebensmittel und Rohstoffe sind dahin. Der Wiederaufbau Deutschlands kann nur auf einer neuen Grundlage erfolgen, die geschaffen werden muß durch Einschränkung

Digitized by Google

der industriellen Erzeugung und Hebung der landwirtschaftlichen Produktion. Die Rückbildung Deutschlands zu einem vorwiegenden Bauernstaate mit einer Industrie, die nur die eigene Bedarfsdeckung zu bewältigen hat, ist ein zwangsläufiger Prozeß. Die Arbeitslosigkeit, der Rohstoffmangel und die Absatzstockungen sind Zeichen dafür, daß es nicht möglich sein wird, den alten Industriestaat Deutschland wieder aufzurichten. Diese Rückbildung führt naturgemäß zu heftigen wirtschaftlichen Konflikten mit der Arbeiterschaft, zu Putschen von links und zur weiteren Radikalisierung der Massen in den großen Industriestädten. Süddeutschland, aber ganz besonders Bayern, mit seiner verhältnismäßig schwachen Industrie braucht diesen Prozeß nicht durchzumachen. Die Alpenländer Österreichs, die nach den Forderungen der Separatisten an Bayern anzugliedern sind, haben eine ähnliche wirtschaftliche Struktur. Im Norden und Westen des Reiches wird der Rückbildungsprozeß nur unter sozialen Zersetzungserscheinungen vor sich gehen. Es erscheint daher zweckmäßig, Bayern, ‚das gesunde Bauernland', vom Reiche abzukapseln, damit im übrigen Deutschland das Feuer der wirtschaftlichen Revolution gewissermaßen in sich ausbrennen kann.

Diese Bestrebungen würden nicht gefährlich sein, wenn im Reiche die Neigung vorhanden wäre, ein viel größeres Maß von Selbstverwaltung an die Länder und innerhalb der Länder an die Provinzen und Gaue zuzugestehen und wenn nicht zu befürchten wäre, daß ausländische Einflüsse, die eine Auflösung Deutschlands in Kleinstaaten gern herbeiführen möchten, bei weiterer Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage des Reiches mit Erfolg ökonomische Lockmittel verwenden könnten.

Als Gegenmittel kommt in erster Linie die Berücksichtigung der kulturellen Eigenart der süd- und westdeutschen Gebiete in Betracht. Durch die Abschaffung der Dynastien sind diesen Ländern die wirtschaftlichen Grundlagen ihrer Kulturpflege zu einem großen Teile genommen worden. Es wäre überaus verkehrt, wenn das Reich, das nunmehr die Verantwortung für die Erfüllung dieser Aufgaben übernimmt, bestrebt sein sollte, alles zu vereinheitlichen und zu schematisieren. Die Vorgänge während der Kriegswirtschaft sind für jeden Kulturmenschen im Süden ein abschreckendes Beispiel, das ihn von Berlin das Schlimmste befürchten läßt. Das Reich muß unter allen Umständen vermeiden, in Schule, Universität, geistiges Leben und Kunst von Süd- und Westdeutschland hineinregieren zu wollen. Die Länder, die bis jetzt Kulturzentren waren, müssen vom Reiche Pauschalsummen erhalten, mit denen sie die Kulturpolitik zu treiben haben, die der Eigenart ihres Gebietes entspricht. Die politische Gemeinschaft der deutschen Stämme läßt sich nur aufbauen auf die liebevolle Förderung des geistigen Eigenlebens der Länder."

* * *

„Geistiges Eigenleben"! Das Wort löst die Frage aus, was von dem geistigen Eigenleben unseres Gesamtvolkes noch übrig bleiben wird. In der „Frankfurter

Digitized by Google

Zeitung" schreibt Dr. Kerschensteiner, der bekannte Schulfachmann, über „Demokratie und Bildung": Er nennt es dort oberflächlich, sei es der Demokratie, sei es der Monarchie größeren Bildungseifer oder größeres Bildungsverständnis von Haus aus zusprechen zu wollen. „Wir könnten", bemerkt die „Kreuzztg.", „Kerschensteiner selbst der Oberflächlichkeit zeihen, da aus seiner Begründung dieses Satzes hervorgeht, daß er Bildungseifer oder Bildungsverständnis mit Kultur gleichsetzt. Er meint beispielsweise, das demokratische Attika sei nach Solons Verfassung zu einer unerhörten Kulturblüte emporgestiegen, das kaiserliche Rom in wachsende Unkultur versunken. Ähnliche Beispiele führt er noch mehrere an. So darf man natürlich nicht argumentieren. Selbstverständlich ist die Staatsform niemals das einzig maßgebende Moment für die Höhe des Kulturstandes. Eine Negerrepublik wird ebenso durch Unkultur glänzen wie eine Negermonarchie. Und die Unkultur des späteren römischen Reiches dürfte doch wohl darauf zurückzuführen sein, daß sich durch den Aufstieg der Sklaven diejenigen Gesellschaftsschichten, die zur Übermittlung und Entwicklung der Kultur vornehmlich berufen sind, mehr und mehr aus kulturunfähigen Elementen zusammensetzten. Attika aber ist — darauf ist schon oft hingewiesen worden — *nicht als Demokratie im heutigen Sinne* anzusprechen, weil die *Sklaven* von jedem Mitreden in öffentlichen Angelegenheiten völlig ausgeschlossen waren. Das aber bedeutete dem Wesen nach eine *aristokratische* Staatsform.

Der Beweis, daß wirkliche Demokratien es zu Gipfelpunkten kultureller Entwicklung gebracht hätten, wie Aristokratien und Monarchien, ist *bis heute nicht erbracht*. Neben Attika nennt Kerschensteiner noch eine große Anzahl der demokratischen Staaten der nordamerikanischen Union. Aber er vermag ihnen auch nur nachzurühmen, daß sie ‚*Bildungseinrichtungen*' von einer Höhe aufzuweisen hätten, die wir Deutsche selbst in unserer besten Zeit sehr hoch hätten anerkennen müssen. Bildungseinrichtungen sind aber noch *nicht* ohne weiteres *Kultur*, ganz abgesehen davon, daß die Ansichten darüber, welche Bildungseinrichtungen wirklich auf der Höhe stehen und geeignet sind, kulturfördernd zu wirken, stark voneinander abweichen, gerade auch insofern, als man vom demokratischen Standpunkt an diese Frage herantritt oder nicht. Kerschensteiner freilich macht sich einen besonderen Begriff des demokratischen Gedankens zurecht. Er stellt nämlich neben die politische Form des demokratischen Gedankens die sittliche Form, die er umschreibt als ‚Achtung der geistigen, religiösen, sittlichen Freiheit jedes einzelnen und Anerkennung des sittlichen Geltungswillens jedes Mitmenschen'. Wir wüßten aber nicht, daß Menschen von nichtdemokratischer Gesinnung irgendwie gewillt wären, diese Achtung und Anerkennung zu versagen, müssen es also als gänzlich unberechtigt zurückweisen, durch Aufstellung dieser Forderungen gewissermaßen eine demokratische Domäne zu schaffen. Daß aber die politische Form des demokratischen Gedankens, wir können jetzt also ruhig sagen, der demokratische Gedanke, Gefahren für die Kultur in sich birgt, erkennt auch Kerschensteiner an. ‚Die politische Demokraie', so sagt er, ‚wurzelt zunächst im *Machttrieb* des „souveränen" Volkes, in dem Willen, das Geschick des eigenen Staates selbst in die Hand zu nehmen, *ohne daß dieser Machttrieb mit einer tieferen Ein-*

Digitized by Google

sicht in die Grenzen verbunden zu sein braucht, die aller Macht gesteckt sein müssen, wenn sie eine Kulturmacht sein oder werden will.' Es ist ihm ein ‚Zeichen kulturloser Demokratie, wenn ihr Machtwille die Fragen dieser Kultur zentralistisch und bis ins einzelne gehend uniform gestalten will, wenn sie zu einer Diktatur im Bildungswesen ausartet'. Man könne die Demokratien nicht genug ermahnen, wenigstens im Bildungswesen die Grenzen aller staatlichen Macht zu beachten. Es sei das Verhängnis der absoluten Macht, sich selbst zu erwürgen, indem sie psychologisch notwendig nach Allmacht strebe.

Kerschensteiner sieht also eine Bildungs- und Kulturgefahr im Zentralismus der Demokratie und ist aus diesem Grunde auch Gegner der Reichsschulkonferenz. Aber dieser Zentralismus ist nur einer der Gründe, aus dem die Demokratie der Kultur niemals zum Segen werden kann. Kerschensteiner sagt: ‚Das seit 1870 immer mehr demokratisch sich entwickelnde Deutschland (wie stimmt das zu der sonstigen demokratischen Phraseologie von der Autokratie des erst durch die Revolution beseitigten Obrigkeitsstaates?) steht heute vor der bangen Frage, ob mit dem Zusammenbruch des Reiches nicht auch der Zusammenbruch seiner Kultur besiegelt sei.' Das ist nicht übertrieben. Wer die Gefahr unterschätzen sollte, den verweisen wir auf Konrad Haenischs Schrift ‚Die Not der geistigen Arbeiter' (Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt). Erwähnt sei daraus, daß Geheimrat v. Harnack eine Arbeit ‚Die Vulgata des Hebräerbriefes', an der er mehr als ein halbes Jahr gearbeitet hat, nicht veröffentlichen kann, weil der Verleger noch einen Zuschuß von 3000 ℳ von ihm fordert. Wie sollen da die Werke von Gelehrten und Schriftstellern ohne Namen in Druck kommen? Woher aber schreibt sich das ganze Elend? Von der Überschätzung der Handarbeit gegenüber der geistigen. Haenisch teilt mit, daß ein Lehrer einer der ersten technischen Hochschulen ihm erklärt habe, daß er fest entschlossen sei, sich unter Ausnutzung seiner praktischen Ausbildung sein Brot als Maschinenschlosser oder Lokomotivführer zu verdienen, wenn nicht in allernächster Zeit eine gründliche Aufbesserung seines Einkommens erfolge. Und wenn er eine Familie zu ernähren hat, wird man ihm das wohl glauben. Die ‚Kölnische Zeitung' brachte kürzlich die Zuschrift eines Oberlehrers, der zufolge ein Arbeiter für das Abladen von Koks in den Gymnasialkeller in siebenstündiger Arbeitszeit 90 ℳ verlangt habe. An der Anstalt unterrichteten Oberlehrer, die mit allen Teuerungszulagen täglich 21,19 ℳ erhielten. Nach dem neuen Besoldungsgesetz erhöhe sich diese Summe auf 33,30 ℳ. In der ‚Post' teilte ein Altpensionär mit, daß seine Monatsbezüge der Wocheneinnahme eines Müllkutschers entsprächen. Diese hohen Löhne der Handarbeit aber haben zu jener Verteuerung des Lebens und zu jenen Fehlbeträgen der öffentlichen Körperschaften geführt, die die Not der gebildeten Klassen geschaffen haben und es jenen Körperschaften nicht mehr erlauben, ihre Kulturaufgaben zu erfüllen. In Frankfurt a. M. beantragt der Magistrat die Schließung der städtischen Irrenanstalten und in Berlin sieht man sich gezwungen, die tägliche Reinigung der Gemeindeschulen aufzugeben. Dabei will Haenisch sogar einen wichtigen

Digitized by Google

kulturellen Fortschritt darin sehen, daß die Handarbeiter durch die Revolution zur Macht gekommen seien. Beanstandenswert erscheint ihm nicht eine Unterwertung der geistigen Arbeit. Gerade dieser Ausspruch eines Mannes, der so deutlich die Schädigung der Kultur durch unsere heutigen Verhältnisse vor Augen hat, erscheint uns höchst bezeichnend für die Unfähigkeit der Demokratie, den wirklichen Ansprüchen der Kultur gerecht zu werden. Es ist bereits eine Preisgabe der Kultur, wenn man den Vorrang geistiger vor körperlicher Arbeit nicht mehr anerkennt. Schon aus dem einfachen Grunde, weil sich auch darum die besten Kräfte nicht zu minderbezahlten Stellen drängen werden. Ein Staat und eine Volkswirtschaft aber, die es nicht verstehen, ihre besten Köpfe auf die leitenden Stellen zu bringen, werden die Folgen einer solchen Torheit in Politik und Wirtschaft sehr bald zu spüren bekommen.

Daß die Demokratie auch innerhalb des geistigen Bereichs nach ihrem ganzen Wesen nur nivellierend wirken kann, darauf ist namentlich von Treitschke nachdrücklich hingewiesen worden. In der Demokratie, so meint er, könnten Talente über eine gewisse Höhe nicht steigen, das sei undemokratisch. Daß ein Mann wirklich glänze im geistigen Leben, werde nicht gern gesehen. Die freieren und tieferen Geister fänden da keinen Boden. Ebenso spricht Gustav Roethe es aus, daß die Demokratie für die Kultur nie etwas leisten werde, was dem der deutschen Höhe vergleichbar sei. Denn sie habe keine aufwärts lockenden Gipfel. Da die Mehrheit ihr Abgott sei, ziehe sie automatisch in die Tiefe."

Wer den Dingen auf den Grund geht, auf den Beifall der herrschenden Modeströmungen ebenso verzichtet, wie das Wutgeheul der getroffenen Vielzuvielen nicht scheut, wird mit Lagarde zu dem bündigen logischen Schlußglied kommen: „Demokratie und Bildung schließen sich genau so aus, wie Demokratie und Freiheit."

Digitized by Google

# Auf der Warte

## Die Dummheit der Mehrheitssozialisten

Ihre ganze Sorge war und ist, daß ihnen die Unabhängigen den Boden abgraben. Sie haben sich in die fixe Idee verrannt, daß sie den Unabhängigen an Radikalismus nichts nachgeben dürften, um sich selbst zu behaupten. Umgekehrt wurde ein Schuh daraus. Sie mußten mit dem Bürgertum in den Wahlkampf treten, sie konnten das, ohne ihre Grundsätze zu verleugnen, ebenso wie die Rechtsparteien sich nichts vergeben, wenn sie die letzten Forderungen ihrer Welt- und Staatsanschauung so lange zurückstellen, bis diese einige Aussicht auf gesetzliche Verwirklichung versprechen. Den Radikalismus der Unabhängigen und der auf deren Erbe schon lauernden Kommunisten oder Dadaisten können die Mehrheitssozialisten ja doch nicht überbieten. Aber sie konnten die Radikalen an die Wand drücken, als viel ansehnlichere Partei aus der Wahl hervorgehen, wenn sie den psychologischen Augenblick erkannten. Das Volk hat den rastlosen Radikalismus über, es läuft ihm nur noch nach, weil es auf der anderen Seite nichts Positives sieht. Die Mehrheitssozialisten haben das nicht begriffen, sie haben auch nicht begriffen, daß sie als regierende und verantwortliche Partei, durch ihre massenhafte Besetzung der Ämter mit Unfähigen nicht einen Streich gegen Rechts, sondern gegen sich selbst und zugunsten der Unabhängigen ausführten, indem sie dadurch nur die allgemeine Unzufriedenheit schürten und sich als regierungsunfähig erwiesen. Ihre parteitaktischen Tüfteleien liegen dem Volke nicht. Es denkt ganz primitiv: du hast die Regierungsgewalt, du bist schuld, wenn es uns nicht besser, nur immer schlechter geht.

Sicher: ein Schrei wahnsinniger Entrüstung wäre losgebrochen, wenn die Mehrheitssozialisten in Fühlung mit den Bürgerlichen, den „Rechtsparteien" in den Wahlkampf gezogen wären. Aber auch diese röteste Welle hätte sich verlaufen. Ungezählte reifere Arbeiter hätten sich die Frage vorgelegt, ob dabei nicht doch vielleicht endlich etwas Positives herausschaute. In zweifelhaften Wahlkreisen hätten die Bürgerlichen den Mehrheitssozialisten, die Mehrheitssozialisten den Bürgerlichen die Stimme gegeben. Der demokratischen Partei wäre nichts übrig geblieben als mitzumachen, wenn sie nicht völlig aufgerieben werden wollte. Das Ergebnis: die Phalanx einer Mehrheit, der gegenüber die Unabhängigen dann nur noch die Rolle politischer Desperados spielten, mit denen eine Regierung auf so breiter Grundlage kurzerhand fertig werden konnte. Die Mehrheitssozialisten hätten zwar auf die Phraseologie unerfüllbarer Verheißungen verzichten müssen, dafür aber eine Machtstellung als positive, aufbauende Partei gewonnen, die ihr in den gegebenen, wahrlich nicht eng gezogenen Grenzen nicht mehr streitig gemacht werden konnte. Also auch von ihrem eigenen Parteistandpunkte aus, nur eben etwas weiter als bis übermorgen, gesehen, hat sie dumm gehandelt, als sie den entgegengesetzten Weg einschlug. So kann man Zahlabend-Politik machen, aber nicht Staatspolitik.

Die Mehrheitssozialisten stehen jetzt vor der entscheidenden Frage, ob sie sich im Hexenkessel unfruchtbarer Negation und Opposition als Selbstzweck restlos einschmelzen lassen wollen, also aufhören, zu sein, oder

Digitized by Google

sich aus dem Niederbruche lebensfeindlicher Theorien auf den Boden naturgesetzlicher Entwicklung retten und auf ihm als reale Macht behaupten. Die Natur kennt aber nur organische Entwicklung. Wo immer auch die Fäden zerrissen scheinen oder werden, sie knüpfen doch immer wieder der eine an den anderen an. Von allen Dummheiten ist wohl die dümmste, naturgesetzliche Erfahrungstatsachen aus der Welt disputieren zu wollen. Gr.

*

## Den Hals selbst auf der Block gelegt!

Wie in allen anderen „Waffenstillstands"- und „Friedensbedingungen", so hat das deutsche Volk auch in den wirtschaftlichen „Wiedergutmachungen" aus eigener angeborener Dienstbeflissenheit den Hals auf den Block gelegt, oder vielleicht richtiger: ist ihm von seinen selbsterwählten neuen Regierungs- und Vertrauensmännern aus Feigheit und Dummheit der Hals auf den Block gedrückt worden. Dumm bleibt nicht minder die schmachvolle, dazu vernichtend lächerliche Tatsache bestehen, daß sich die „Masse" zu dieser widernatürlichen Handlung willig und mit der ganzen Beflissenheit der geborenen Lakaienseele hergegeben hat.

Die „Deutsche Allgemeine Zeitung" gibt ausführlich den Inhalt der Unterredung wieder, welche Clemenceau mit Alfred Capus gehabt hat. Clemenceau spricht darin auch über die Meinungskämpfe der derzeitigen Pariser Konferenz hinsichtlich der Höhe der Summe, welche man von Deutschland würde abpressen können, und macht die wichtige und hoffentlich in Deutschland Aufsehen erregende Feststellung:

Großbritannien und die Vereinigten Staaten hätten die Auffassung vertreten, Deutschland würde alles in allem fähig sein, eine Summe von 75 Milliarden zu zahlen. Sie seien in dieser Auffassung fest gewesen, aber schließlich habe Frankreich doch die Bestimmungen des Friedensvertrages von Versailles durchgesetzt, von denen man jetzt in London wieder abgekommen sei.

Um die gleiche Zeit, als in Paris die Vertreter der Vereinigten Staaten und Großbritanniens ihre Ansicht durchzusetzen versuchten, dem Deutschen Reiche insgesamt 75 Milliarden aufzuerlegen — was übrigens auch noch viel zu hoch gewesen wäre —, um die gleiche Zeit, stellt die „D. T." fest, machte die deutsche Regierung ihr Angebot von hundert Miliarden. Man kann sich den französischen Triumph vorstellen, mit dem man in Paris den angelsächsischen Freunden gesagt hat: da seht ihr, die Deutschen selbst geben ihre Leistungsfähigkeit viel höher an, als ihr, und werden sie dabei in Wirklichkeit sicher noch viel zu niedrig angegeben haben.

Der deutsche Vorschlag stellt sich mithin als ein Fehler dar, welcher noch größer gewesen ist, als wir angenommen hatten. Wie unergründlich ist aber die Weisheit, wie klar und weitschauend der staatsmännische Blick des „Vorwärts", der vor wenigen Tagen noch, nach Verlauf eines ganzen Jahres des wirtschaftlichen Niederganges und der inneren Zerrüttung, erklärt: Der Betrag von hundert Milliarden entspreche der deutschen Leistungsfähigkeit!

*

## Der Kampf gegen die Natur

Welches ist der eigentliche Grund zu dem Fiasko der Sozialdemokratie? Die „Südd. Ztg." antwortet: Zweierlei. Der praktische Blick für die Kraft aller rein menschlichen Eigenschaften, abgesehen von den Parteiinstinkten (die man allerdings meisterhaft beherrscht), und die Herrschaft einer Klasse, die seit Jahren von ihren Führern aus ihrem Heimatboden entwurzelt, jede Bodenständigkeit verloren hat.

Die Sozialdemokratie rechnet nicht mit der angeborenen Liebe des Menschen zu seinem Eigentum, mit seiner unzerstörbaren Anhänglichkeit an all die Dinge, die er sich erworben hat und die ihn umgeben. Sie vergißt, daß der Mensch die Eigenschaft hat,

Digitized by Google

sein Eigentum zu verteidigen gegen äußere Eingriffe, daß mithin der Keim zum Mißtrauen gegen andere Völker bereits im Gartenzaun liegt, der sein Grundstück vom Nachbarn trennt. Dies ist eine Eigenschaft, meinetwegen eine Schwäche, welche in der Tatsache begründet ist, daß der Mensch eben nicht vollkommen ist, sondern von der Materie abhängt. Diese Schwäche aber wird zur sittlichen Kraft, denn sie trägt neben der zwingenden Gewalt des Blutes nicht das Wenigste zum Bestand und Zusammenhalt der Familie bei. Aus den einzelnen Familien aber setzt sich die große Familie des Volkes zusammen, die wir in ihrer organischen Gliederung eben Nationalstaat nennen. Wer diesen, auf der menschlichen Natur begründeten Organismus durch internationale Ideen zerbrechen will, der wird immer daran scheitern und scheitern müssen, daß der Mensch seiner eigenen Natur unterworfen ist und allem Unnatürlichen je stärkeren Widerstand entgegensetzt, je mehr er davon bedrängt wird.

Eng damit zusammen hängt die auf jahrhundertelange Gewohnheit beruhende Einwurzelung des Menschen in seine Heimat. Durch Blutsverwandtschaft, gleiche Lebensbedingungen und infolgedessen gleiche Lebensgewohnheiten, ferner durch ewigen Kampf um die Gunst des ihnen anvertrauten Fleckchens Erde oder von ihnen erlernten Berufes webt sich ein Band zwischen Land und Menschen, die sich eins fühlen und häufig in ihrem Charakter auch zur Einheit werden. Dieses Band zu erhalten und zu verteidigen gegen fremdes Eindringen, ihm neue Lebenssäfte zuzuführen, wird dem Menschen zur Natur. Wir nennen es Bodenständigkeit und Nationalgefühl.

Und dieses Stück menschlichen Wesens mit List und Tücke auszumerzen, sind diejenigen, welche das deutsche Volk zurzeit führen wollen, seit langem bemüht. Der Erfolg ist die völlige innere Haltlosigkeit unseres Volkes, wie sie sich in immer erschreckenderem Maße zeigt, ist die Unmöglichkeit, Völkern mit so ausgeprägtem Nationolgefühl, wie dem englischen und französischen, politisch mit Erfolg begegnen zu können. Die beste Kraft des deutschen Volkes wird im Kampf mit fruchtlosen und unnatürlichen Ideen vergeudet und erschöpft.

*

## Der wahre Sozialismus

Die Sozialdemokratie macht für ihre Mißerfolge der praktischen Handhabung der Regierung stets die Ungunst der Zeit verantwortlich, statt den Hauptteil der Schuld bei der eigenen Unfähigkeit zu suchen. Denn darauf, wie man es anfaßt, kommt es doch schließlich am meisten an. Wenn der Sozialdemokrat Eduard Bernstein den Arbeitern bei dem traurigen Zustand der Dinge keinen andern Rat zu geben weiß, als den auszuwandern, so liegt darin ein Eingeständnis völliger Hilflosigkeit dem Problem überhaupt gegenüber. Und auch dann fehlt noch immer die Erklärung dafür, wie die selbe Partei, die dem Deutschen die Auswanderung anempfiehlt, es mit diesem Ratschlag in Einklang bringen kann, wenn auf ihr Betreiben hin dem Zustrom östlicher Elemente keinerlei Schranken entgegengesetzt werden. Nun weiß es der Arbeiter: er soll auswandern. Der Jude hat's nicht nötig. Im Gegenteil: der soll einwandern. — —

Als Friedrich der Große seine großzügige Kolonisation unter womöglich noch trostloseren Verhältnissen vornahm als wir sie heute haben, gab er seinen Untertanen nicht den Rat: nun müßt ihr eben auswandern. Er zog vielmehr noch wertvolle Arbeitskräfte aus dem Ausland heran — freilich keine Galizier. Er öffnete, mit Recht erinnert die „D. T." daran, den Baubedürftigen die unerschöpflichen Baustoffe der Staatsforsten, der Steinbrüche, der Lehmgruben, die Auen zur Werbung von Schilfdächern, und als wie heute, die Nägel zu teuer waren zum Zaunbau, ließ er die Ansiedler lehren, wie man Zäune aus Stangen und Weidenruten bindet. Und er begabte die Ansiedler mit Weidegerechtigkeiten, mit Anteil an Nutz- und Brennholz und machte so das Kapital der

Digitized by Google

Staatsländereien, dieser großen nationalen Allmende, dem Wiederaufstieg seines Volks unmittelbar nutzbar, statt, wie es unter einem sozialdemokratischen Minister geschah, die unersetzlichen Baustoffe gegen wertlose Papierscheine an Großspekulanten und in das Ausland zu verschachern, während viele Tausende von jungen deutschen Brautpaaren nur darum nicht heiraten können, weil sie keine Wohnstätte finden.

*

## Unterstützt die deutsche Auslandspresse

Tatkräftige Beherzigung verdient eine Mahnung, die Heny Schoper im „Tag" an die berufenen reichsdeutschen Stellen richtet:

Während die deutsche Presse in Nordamerika noch immer unter dem Druck von Ausnahmegesetzen steht, zeigen die südamerikanischen Blätter, wie auch die in Mexiko, ein sehr erfreuliches Bild, obgleich sie z. B. in Brasilien lange Zeit verboten waren, haben sie sich schnell wieder erholt, und es ist geradezu ein reiner Genuß zu sehen, eine wie selbstbewußte, hoffnungsfreudige Sprache aus ihnen herausklingt. Einen Mangel bemerkt jedoch der aufmerksame Leser: Die Unterrichtung über deutsche Dinge läßt noch sehr zu wünschen übrig. Drahtliche Nachrichten erhalten sie nur von den ehemals feindlichen Nachrichten-Agenturen, die deutsche Dinge nur im Zerrspiegel sehen. Nichtigkeiten, wie die Meldung, daß die Seine um 15 Zentimeter gefallen ist, finden sich als wichtigste Meldung an der Spitze der „Letzten Nachrichten". Die deutsche Presse muß sich in Ermangelung anderer Nachrichten sogar zum Verbreiter deutschfeindlicher Tendenzmeldungen, wie solcher über den Abschluß eines deutsch-türkischen Bündnisses, oder der Behauptung, daß der Militarismus bei uns wieder sein drohendes Haupt erhebe, machen. Hier wird sich nicht eher eine Besserung erzielen lassen, als bis unsere diplomatischen Vertretungen wieder drüben errichtet und die drahtlosen Stationen für Pressenachrichten freigegeben sind. Jetzt schon ließe sich aber eine Besserung dadurch erzielen, daß die deutschsprachige Presse des Auslandes mit schriftlichen oder gedruckten Unterlagen versehen wird. Hier bietet sich ein reiches Arbeitsfeld für das Deutsche Ausland-Institut und den Verein für das Deutschtum im Auslande, deren jetzige Pressekorrespondenzen durchweg nur Nachrichten aus dem Auslande, die für das Inland bestimmt sind, verbreiten. Auch sollten unsere großen Tageszeitungen aller politischen Richtungen einen Tauschverkehr mit den überseeischen Kolleginnen anbahnen, der gewiß beiderseitig reichen Nutzen stiften würde.

*

## Kannibalenwirtschaft

Dr. E. Jenny prägt dieses Wort in der „T. R.": „Die Preise blähen sich unter der Wirkung der hitzigen Nachfrage zu unermeßlichen Beträgen. Und um sie erschwingen zu können, schrauben alle in hitzigem Wettkampf ihre Geldansprüche hinauf. Löhne, Gehälter übersteigern sich. Der Staat aber schmeißt durch eine unsinnige Steuer- und Währungspolitik ungemessene Kapitalien in den Verbrauch, die er aus der gütererzeugenden Wirtschaft absaugt. Die Einzelwirtschaften werden dadurch verkrüppelt und gehen erst recht in ihrer Produktionsfähigkeit zurück.

Was ist das Endergebnis? Ein ungeheurer, unüberbrückbarer Abstand zwischen Verbrauch und Erzeugung. Jedweder Maßhalten ist dahin. Da die zum Verzehr bereitstehende Gütermenge eine gegebene Größe ist, die nominelle Kaufkraft des einzelnen sich durch die zu schwindelhafter Höhe emporschnellenden Löhne steigert, so ‚langt' die Decke nicht mehr. Was bedeutet es unter solchen Umständen, wenn durch Streik oder sonstige Gewalt sich irgendeine Arbeiterkategorie oder Unternehmerschicht höhere Gewinne erpreßt? Nichts anderes, als daß diese Gruppe einer anderen noch rasch die Nahrung vor der Nase wegschnappt, bis dann auch die übrigen mit ihren er-

Digitized by Google

zwungenen Bezügen wieder zu dem gleichen Niveau ausgeholt haben. Von da ab stehen sie sich wieder gleich — um ehestens den fruchtlosen Wettkampf von neuem zu beginnen. Die Volkswirtschaft wird zum Faß der Danaiden!

Dabei werden alle Reserven in den Verbrauch geworfen und aufgezehrt. Letzthin heißt dies nichts anderes, als daß einer den anderen auffrißt! Eine Kannibalenwirtschaft in gigantischem Ausmaß.

Dieses Sichselbstaufzehren bei lebendigem Leibe geht mit jedem einzigen vor sich. Jeder wirkt bei dem allgemeinen Prozesse mit. Zumal in einer Zeit, da die Arbeitsunlust steigt und jeder darauf bedacht ist, möglichst wenig zu leisten bei möglichst hohem Entgelt. Jeder einzige schafft solchergestalt Minderwerte, die er aus der Gesamtheit herauszupressen sucht. Denn nichts anderes ist es als ein Leben auf Kosten der Allgemeinheit, wenn jemand für 20 Mark Werte erzeugt, aber 30 Mark Lohn einkassiert und sich für diese Summe Verbrauchsgüter aus dem Markte holt. Ein Parasitentum ohnegleichen nimmt überhand! Jeder sucht von anderen zu zehren — richtiges Kannibalentum, nur daß sich die Menschen nicht mit Fleisch und Bein vertilgen, sondern langsam die Lebenssäfte aussaugen."

*

## „Diktatur des Proletariats"

Was unter diesem Schlagworte zu verstehen ist, bleibt nebelhaft verschwommen. De facto, berichtet ein Mitte Februar aus Sowjetrußland geflüchteter Deutscher, herrscht eine kleine auserwählte Schar über die Masse der Arbeitenden, versklavt sie und proklamiert für sich eine Ausnahmestellung in jeder Hinsicht. Nicht nur der neue Zar Lenin wohnt im alten Kreml in Moskau von seinen Leibtrabanten geschützt, nicht nur Trotzki fährt im alten Kaiserzug immer auf Reisen und darum gesichert; nicht nur der Führer der Petersburger Kommune Sinowjew mußte eine Entfettungskur durchmachen, da seine drei Köche ihn mit unkommunistischen Ausnahmesachen überfüttert hatten. (Den einen Koch lernte ich kennen, einen Spanier. Als ich ihn fragte, warum er eigentlich im chaotischen Petersburg bleibe, gab er mir die Antwort: es gehe ihm sehr gut, er könne sich täglich viel Provision nach Hause schleppen!) Wie das Haupt, so die Glieder. Nach dem Vorbild der Großen Kommunisten sucht sich jeder Kommissar eine Ausnahmestellung zu verschaffen. Von Machtgier getrieben wird der eine, von unersättlicher Gier nach Wohlstand, nach Geld, nach einem Sichauslebenkönnen der andere. Während die Arbeiter des Hafens (tausend Mann mit allen Angestellten) nur mit äußerster Mühe vom Kommissar des Petrokomprod (des Zentralkommissariats für Lebensmittelbeschaffung der Stadt Petersburg) ein Mandat für Kartoffeleinfuhr aus dem Süden erhalten konnten, unterschrieb derselbe Kommissar in meiner Gegenwart ein Papier, auf welchem eilige (speschno) Lieferungen von Butter und Kaviar nach Smolny (Sinowjews Sitz) anbefohlen wurde!

*

## Zweierlei Maß

Unduldsamkeit dem Andersdenkenden gegenüber wird im geistigen Kampf immer mehr zur Regel. Es soll gewiß keinem verübelt werden, wenn er seine Meinung mit allen nur verfügbaren Kräften verficht. Unfair aber ist es, dem Gegner das Recht auf den Gebrauch einer Waffe abzusprechen, deren man sich selbst mit unverwüstlicher Ausdauer bedient.

Ein solches kommentwidriges Verhalten legt der Literarische Jahresbericht des Dürerbundes 1919/20 an den Tag. Dort wird in einer Besprechung von Schemanns „Paul de Lagarde" gegen den Verfasser folgender Ausfall gemacht: „Peinlich berühren darin die ganz überflüssigen zeitpolitischen Einschübe. Sollte ein Gelehrter dergleichen schon aus Selbstachtung meiden, so liegt dieser Fall doppelt bös, denn Schemanns Urteil ist kindlich, nichtsdestoweniger aber schimpft und berserkert er so gehässig und so niedrig, daß der alte Thersites daneben



Digitized by Google

als ein einsichtiger Edelmann erscheint." Das heißt also mit anderen Worten, ein Gelehrter vom Range Schemanns habe sich jedes selbständigen Urteils zu enthalten, weil dadurch die Gegenpartei verletzt werden könnte. In demselben Literarischen Jahresbericht des Dürerbundes wird nun dem Professor Nikolai, der sich durch seine Fahnenflucht einen traurigen Ruhm erworben hat, in folgender Weise das Lob gesungen: „Wider die Verfolgung der Sozialisten, Pazifisten, Selbständigen in Deutschland durch Schutzhaft, Einziehung, Einsperrung, Mundtotmachen usw. richtet sich Nikolais ‚Warum ich aus Deutschland ging', eine lautere und trotz allem Persönlichen sachlich wirkende Schrift."

Also was Herrn Nikolai, dem Pazifisten, recht ist, das ist Schemann, dem Verfechter des nationalen Gedankens, keineswegs billig — nach diesem gelinde ausgedrückt, erstaunlich einseitigen Verfahren wird im Organ des Dürerbundes Kritik betrieben. Das „Zweierlei Maß" sans gêne zum obersten Grundsatz erhoben, wahrlich ein herzerquickendes Schauspiel! Ganz im Einklang damit steht es, wenn auf den 275 Seiten des Jahresberichts unendlich viele wenig bedeutende Schriften — die pazifistischen natürlich vollzählig — besprochen werden, die Erinnerungen von Tirpitz und Ludendorff aber überhaupt nicht zur Erwähnung gelangen, obwohl die literarische Bedeutung beider Werke auch von dem ehrlichen politischen Gegner nicht bestritten wird.

*

## Deutschen-Ekel, nicht Deutschen-Haß

Unter diesem Stichwort schreibt ein Leser an die „T. R.":

„Anläßlich der Gerichtsverhandlung über die bekannten Vorgänge im Hotel Adlon sagte mir ein Franzose (in wörtlicher Übersetzung):

‚Ich verstehe, daß diese Leute ‚Deutschland, Deutschland über alles!' spielen lassen, um uns Franzosen anzu . . . öden — aber ich verstehe nicht die Mentalität jener Musiker, die neulich in einem Kaffee am Kurfürstendamm einen Marsch zur Ehre von Foch, Joffre und Clemenceau spielten, offenbar in der Meinung, mir und einigen Landsleuten zu schmeicheln!'

Das ist die höfliche Umschreibung einer Empfindung, deren sinngemäße Wiedergabe lauten würde: ‚Ist das ein Gesindel!!!'

Obwohl ich — leider!!! — nur zu gut weiß, daß im Punkte nationoler Würdelosigkeit, nationaler Gesindelei in Deutschland — und nur in Deutschland! — alles möglich ist, machte ich einige Versuche, die Bedeutung des Vorfalls als harmloser festzustellen. ‚Vielleicht hätten die Musiker die Bedeutung des Musikstücks nicht gekannt?' Aber ich kam vom Regen in die Traufe. Der Franzose hatte sich die Notenblätter genauer angesehen — sie enthielten auch den vollen Text! Und im übrigen hatten auch die überfreundlichen Mienen der Musiker eine ganz unmißverständliche Sprache gesprochen. Ich erkundigte mich nach dem Tage des Vorfalls — es war der 8. April gewesen —, der Tag, an dem gerade die Besetzung von Frankfurt a. M. und die Erschießung mehrerer Deutschen bekannt geworden war . . .

Und ich schwieg — denn ich konnte mir nur sagen, was der Franzose sich dachte und empfand: ‚Ist das ein Gesindel!!!'

Ich hatte es mir schon oft gesagt, schon oft gedacht und empfunden — nicht erst zur Kriegszeit. Schon Jahre vor dem Kriege war ich mir darüber klar, daß das Gefühl der Abneigung gegen uns Deutsche nicht, wie man hierzulande annahm, Deutschen-Haß war, sondern Deutschen-Ekel! — Und alle tiefsinnigen Untersuchungen über die Ursachen des Deutschen-Hasses waren daher a priori zu Unsinn verdammt.

Schon zu Friedenszeiten erregten unsere ewigen Anbiederungsversuche Ungeduld und Zucken — wie Ungeziefer. Im Kriege wuchs diese Empfindung bis zum Ekel! — Und alle die Anbiederungsversuche unserer Verständigungsfimmler, Friedenspsychofatzken und Immer-feste-druff-mits-Friedensangebot-Wüteriche hatten nur den einen Erfolg: ‚Ist

Digitized by Google

das ein Gesindel!!! — Wüteriche gegen das eigene Volk!'

Der Ekel vor diesen Deutschen hielt unsere Feinde zusammen und aufrecht."

*

## Von Ems nach Spaa

In der sozialdemokratischen Parteiliteratur hat immer wieder die Emser Depesche, die heute 50 Jahre zurückliegt, herhalten müssen, um die Bismarcksche Politik herabzusetzen und Bismarck als den kriegswütigen Barbaren hinzustellen, der über den Kopf seines königlichen Herrn hinweg durch bewußte Herausforderung das in seiner Ehre verletzte Frankreich zum Losschlagen reizte. Die klägliche Geschichtsklitterung, die in einer solchen Deutung der Emser Vorgänge enthalten ist, liegt für jeden zutage, der nicht die Brille einer pazifistisch umnebelten Partei auf der Nase trägt. In Wirklichkeit ist die Emser Depesche ein Meisterstück der Diplomatie. Durch sie wurde der absolut unvermeidliche, mit geradezu mathematischer Sicherheit zu erwartende Krieg mit Frankreich in dem für Deutschland günstigsten Augenblick und unter solchen Voraussetzungen zum Ausbruch gebracht, daß die gesamte moralische Stoßkraft der Nation wie mit einem Schlage mobilisiert war. Es ist eine völlig haltlose Konstruktion, zu behaupten, daß Bismarck die spanische Thronfolgefrage aufgerollt habe, um Frankreich in den Krieg zu treiben. Wenn aber Bismarck, dem der König ausdrücklich freie Hand gelassen, die demütigende Zumutung Benedettis nicht ruhig einstrich, sondern den gewiß nicht unwillkommenen Anlaß benutzte, um der gallischen Dreistigkeit den sehr verdienten und wohlgezielten Backenstreich zu versetzen, so war das sein gutes staatsmännisches Recht, gegen das sich selbst vom Standpunkt der Ethik nichts einwenden läßt. Man wird allen Versuchen, diesen genialen Schachzug Bismarcks abzuschwächen, Moltkes Worte entgegenhalten dürfen, als er die unredigierte königliche Depesche gelesen hatte: „Vorhin klang es wie Chamade, jetzt wie eine Fanfare."

Die Tonart Bismarckscher Kundgebungen und Aktenstücke ist in der späteren deutschen Politik gern nachgeahmt worden, und diese Stilübungen einer epigonenhaften Zeit schlugen uns zum Unheil aus, weil der großen Geste die kleinliche Handlung gegenüberstand. Das kräftige Wort wurde zur hohlen Phrase, hinter der sich die Schwäche verbarg. Der protzige Talmiglanz eines wohlfeilen Kraftmeiertums war zu augenfällig, als daß sich die Welt durch ihn hätte bestechen lassen . . . Seit den Tagen der Republik ist das Echte zugleich mit dem Unechten zur Türe herausgefegt. Man will nichts wissen von der Lehre der Geschichte, daß der Besiegte durch würdiges und bestimmtes Auftreten, durch Festigkeit und zähen Widerstand meist mehr erreicht, als wenn er demütig den Nacken noch um einige Grade tiefer krümmt als selbst der traurige Stand der Dinge es erfordert. Wo Bismarcks starke Hand den Kiel führte, wird heute schablonenmäßig Note auf Note angefertigt. Noch nie hat eine deutsche Regierung so viel Noten in die Welt geschickt und noch nie so saftlose und langweilige. Ist das der neue Stil? Werden wir so ausgerüstet den schweren Gang nach Spaa — wenn es überhaupt dazu kommen sollte — antreten? Oder wird uns wenigstens das erspart bleiben, daß wir unser Geschick in die Hände von Leuten gelegt sehen, deren Gesichtsfeld nicht hinausreicht über das eines Parteisekretärs oder Gewerkschaftsbeamten?

Von Ems nach Spaa — eine weite Strecke. Und doch nur 50 Jahre!

*

## Musjöh Poincaree und Schiller

Die Heiligsprechung der Jungfrau von Orleans durch den Papst wurde in Frankreich von den Radikalen wie in England von den Geschichtskundigen, anstatt nach Verdienst bespöttelt zu werden, mit feierlichem Ernst hingenommen. Niemand hat es gewagt, an Voltaire und seine üble „Pucelle d'Orleans" zu erinnern. Als Schiller seine „Jungfrau von Orleans" veröffentlichte, klagte die Stael, daß kein französischer Dramatiker den dankbaren und nationalen Stoff

Digitized by Google

behandelt habe. Anläßlich der Heiligsprechung beschäftigte sich auch Musjöh Poincaree, der frühere Präsident der Republik, einer der eifrigsten Kriegsschürer, im Pariser „Matin“ mit Schillers Trauerspiel, doch nur, um daran zu mäkeln. So nannte er die Herzensneigung der Jungfrau zu Lionel eine Lästerung, und meinte, kein Engländer würde es gewagt haben, eine solche Lästerung auszusprechen. Sollte Musjöh Poincaree nicht wissen, daß in Shakespeares Heinrich VI. die Jungfrau von Orleans als Hexe auftritt? Für Shakespeare, der die Jungfrau von Orleans so schlecht behandelte, und für Voltaire, der sie in unsagbarer Weise beschimpfte, fand Musjöh Poincaree kein Wort des Tadels, nur an Schiller, der sich durch sein Trauerspiel Anspruch auf Frankreichs Dank erworben hatte, versucht er seinen dürftigen Witz.

P. D.

*

## Kein Vertrauen mehr zum deutschen Arbeiter!

Es ist eine leider nicht bestreitbare Tatsache, daß die deutsche Industrie in immer wachsendem Maße die Erfahrung machen muß, daß ihr die Aufträge des Auslandes entgehen, weil man dort kein Vertrauen mehr zu einer Gesundung unserer deutschen Verhältnisse fassen kann. Erwartete Aufträge bleiben aus, ja frühere Bestellungen werden zurückgezogen, weil bei den Zuständen in dem Deutschland von heute unsere Betriebe nicht wettbewerbs- oder überhaupt nicht lieferungsfähig sind und man im Auslande keine Hoffnung mehr hat, daß sich die Lage der deutschen Industrie in absehbarer Zeit bessern werde.

Bezeichnend dafür, worin man im Auslande den Haupthinderungsgrund für die Gesundung unserer Verhältnisse sieht, ist ein Schreiben, das von dem finnländischen Vertreter eines der bedeutendsten industriellen Werke im rheinisch-westfälischen Industriegebiet an die deutsche Firma gerichtet ist. Es heißt darin: „Ich gehe nicht zu weit, wenn ich sage, daß man allgemein und auch dort das Vertrauen zur deutschen Industrie — zum mindesten, was die nähere Zukunft betrifft — absolut verloren hat.“ Eine Zeitlang habe man sich wohl damit getröstet, daß die Krisis in Deutschland vorübergehen werde. Aber, so fährt das Schreiben fort: „Die jüngsten Ereignisse in Deutschland haben auch die Mutigsten in Finnland fast durchgehend mutlos gemacht. Das unerschütterliche Vertrauen zur Vernunft und Arbeit des deutschen Arbeiters ist dahin. Man glaubt nicht mehr an die Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie und die Innehaltung der von hier gegebenen Versprechungen. Bestärkt wird man hierin noch in der Erkenntnis, daß mit einem Wechsel der augenblicklichen deutschen Regierung, die als eine Versammlung unfähigster Dilettanten betrachtet wird, bis auf weiteres nicht gerechnet werden kann.“

*

## Schablonen, Dogmen und Atrappen

Georg Bernhard in der „Voss. Ztg.“: „Journalistische Verständnis- und Bedenkenlosigkeit ist in Deutschland leider nicht weniger verbreitet, als die Ideenlosigkeit der Parteien, und die unpolitische Gesinnung des Volkes. Die deutsche Politik erschöpft sich in persönlichen Zänkereien, in Enthüllungen, in Protesten und in verallgemeinernden Schlagworten. An die Stelle positiver Ziele treten Schablonen, Dogmen und Atrappen. Wer in Deutschland eingeschriebenes Mitglied einer Partei ist, der denkt in Verallgemeinerungen. Je nach seiner parteipolitischen Einpeitschung sind die Alldeutschen, die Militaristen, die Juden, die Antisemiten, die Bolschewisten, die Schwerindustrie, die Kriegshetzer, die Händler entweder jeden Abscheus würdige Gruppen, deren Einzelmitgliedern auch die gemeinste Schandtat zuzutrauen ist, oder schätzenswerte Gemeinschaften, aus deren Mitte auch nicht ein einzelner den geringsten ‚Fleck auf der Ehr‘“ aufzuweisen hat.“

*

Digitized by Google

# Der Graf im Bart

Sagen wir: 1902. Die Welt sah noch rosig aus. Herrn von Bülows glänzender Scheitel schwebte leuchtend über dem Reichskanzlersitz im Reichstage und die vorbildliche Gepflegtheit der beiden Haarhälften seines Hauptes teilte die M. d. R. gewissermaßen sinnfällig in weiße und schwarze Schafe. Die Schwarzen führte der starke Widder Bebel, der, trotz grauen Haares, löwenmähnig den jungen Lenz des marxistischen Sozialismus zu verewigen schien.

Die Butter kostete 1,40 M.

Doch war es letzten Endes damals wie heute: Die Opposition hielt die Regierung für mehrenteils sogar noch böswillige Trottel, und die Minister sahen in den Minderheiten häßliche und lästige Erscheinungen einer unbelehrbaren Welt.

Wehe über den homo politicus!

Es saß aber einer damals auf der Ministerrampe, der Menschen menschlich sah, wie man es selten zu finden gewöhnt ist. Und der deshalb — ein noch größeres Wunder! — jederzeit auch die Gegner achtungsvoll und aufmerksam auf ihre Sitzflächen zwang.

Es war der Staatssekretär des Innern Graf von Posadowsky-Wehner. Nach seinem würdig-beruhigenden Äußern genannt: der Graf im Bart, nach seiner Leistung und seinem Wesen genannt: der Staatssekretär für Sozialpolitik. Erhob er sich zum Sprechen, den Bleistift des unermüdlichen Arbeiters in kurzen, klärenden Stößen in das wirre Knäuel seiner unendlichen, bunten Zuständigkeiten bohrend, so ging ein fruchtbarer Strom der Sachlichkeit durch das Haus. Ein Vorbild einer vorbildlichen, jetzt wohl ausgestorbenen Art deutscher Staatsleiter: der juristisch gebildete hohe Beamte ohne Assessorismus, der wissenschaftliche Arbeiter ohne lebensfremde Verblindung, der bis ins innerste pflichttreue Charakter, der sich Bürde auf Bürde überwälzen läßt und durch jede neue Last nur arbeitsfreudiger und bis zur Erstaunlichkeit sachkundiger und sachfähiger wird.

So geartet, focht Graf Posadowski, der am 3. Juni sein 75. Lebensjahr vollendet hat, für Sozialpolitik und gegen Sozialismus, grub sich mit unbeirrbarer Parteilosigkeit in den tausendfach verschlungenen Entwicklungsgang des Arbeiterrechts und stand auf der ak.engetürmten Schanze der leidenschaftlichen Kämpfe um den Zolltarif von 1902.

In den letzten fünfundzwanzig Jahren hat kaum ein Staatsbeamter für sein Volk so gearbeitet wie dieser milde und altpreußisch-überlieferungstreue Schlesier — keiner auch so wenig äußerlich sichtbaren Dank davon getragen.

Graf Posadowsky schied 1907 aus dem Staatsdienst, als Bethmann Hollweg anfing, sich allzu eifrig in die Untersuchung der „Homogenität" seiner politischen Mitarbeiterschaft zu versenken ...

Vom umgrünten Naumburg sah der Graf dann als Dombechant den Rutsch zur inneren Zersetzung Deutschlands und zum Weltkrieg mit an. Aber seit 1912 steht er, seit langem nun schon im weißen Bart, als M. d. R., als Mitglied der Nationalversammlung und hoffentlich auch des neuen Reichstages im parlamentarischen Wiederaufbaukampfe.

Eine zart-rosa gefärbte Ente wollte ihn kürzlich politisch einsargen. Aber Graf Posadowsky hat diesem Vogel deutlich abgewinkt.

Männer wie er bleiben in den Sielen.

Und gerade jetzt auch können wir sie nicht missen. K. E. K.

*

# Wenn —!

Zu Dr. E. Jennys Schrift „Die Errungenschaften der Revolution" (Berlin, Aug. Scherl) macht Richard Nordhausen im roten „Tag" folgende Randbemerkung:

Dieser Revolution, die von Anfang an ein Katzenjammer gewesen ist, kann keine Ernüchterung im gewöhnlichen Wortsinn folgen. Das graue Elend hat an ihrer Wiege gestanden und im Laufe der Zeit nur größeren Umfang angenommen; niemand unter uns, den die Erinnerung an blühenden Novemberrausch über die Kläglichkeit von heute hinwegtröstet. Hinterlistig, aus Kellerverstecken hervor, ist sie dem alten Deutschland just in

Digitized by Google

seiner schwersten Stunde in den Rücken gefallen, und diese Feigheit hat sich sofort gerächt: ihre Unternehmer wurden glatt um die Frucht des Verbrechens betrogen. Nachdem sie einen halben Tag lang in maschinengewehrstarrenden Revolutionsautobussen spazierengefahren waren, schob Herr Scheidemann sie freundlich beiseite und errichtete seine Spießer-Republik, deren sozialer Einschlag sich alsbald im himmelhohen Aufwuchern des Schiebertums, in unerhört dreisten Ausschreitungen des Mammonismus kundtat. Er und seine mehrheitssozialistischen Genossen hatten, weiß Gott, keinen unmittelbaren Anteil am gewaltsamen Umsturze gehabt. Sie wollten die Sache durchaus auf kaltem Wege deichseln; der Krawall überrumpelte sie so gut wie die Bürgerschaft Aber es ist kennzeichnend für die unterirdischen Charaktereigenschaften und Gewohnheiten der eigentlichen Macher, daß sie sogar vor der Laodicäa-Energie der S. P. D.-Männerchen auskniffen. Was wäre aus all diesen Zufalls-Revolutionären geworden, wenn sich nur eine Faust in Berlin, ein Entschlossener an der Front gefunden hätte! Das eigentlich Tragische oder Traurige im Wesen Wilhelms II. scheint mir, daß er niemand aufkommen ließ, der etwas für ihn zu wagen wagte und zu wagen für zweckvoll hielt. Ein Führer hat immer die Gefolgschaft, die er sich selber großzieht.

*

## Proletariergefühl

Zwei entgegengesetzte Bewegungen beherrschen die Mechanik des soziolen Lebens: ein Aufsteigen aus niederen Gesellschaftsschichten in höhere und ein Herabsinken aus höherer Lage in eine tiefere. Auch in normalen Zeitläufen vollzieht sich diese doppelte Bewegung und wird wohl nicht aufhören, so lange Menschen mit ungleichen Anlagen geboren werden. Was unter gewöhnlichen Verhältnissen langsam vor sich geht, ist heute zu plötzlichem Emporschnellen der einen, zum jähen Sturze der andern geworden, und wenn sonst nur einzelne besonders günstig oder ungünstig Gestellte davon betroffen wurden, so hat die Bewegung jetzt ganze Volksschichten ergriffen. Wir sehen daher auf der einen Seite den Emporkömmling, der durch Ausnutzung der Umstände oder auch durch verbrecherische Mittel über Nacht große Geldmittel erworben hat und nun das Wohlgefühl des „Besitzenden“ genießt. Auf der andern Seite aber gibt es weite Volkskreise, die aus einer gesicherten, ruhigen Lebensstellung hinabgeschleudert sind in eine bedrückte und höchst unsichere Lage. Sie leiden unter dem bitteren Gefühl, ohne eigene Schuld ausgeschlossen zu sein von dem, was jene Emporgekommenen genießen, all das entbehren zu müssen, was jene für notwendige Lebensbedürfnisse halten und was auch sie selbst noch vor kurzem als etwas Selbstverständliches betrachten konnten. Nicht von Luxus ist hier die Rede, sondern von dem, was zu einem gesunden, anständigen und geistig angeregten Leben erforderlich ist. Wie hart ein solches Verzichten ist, vermag sich derjenige, der auch heute noch sorglos und behaglich dahinlebt, nicht vorzustellen. Auf Schritt und Tritt, an jedem Schaufenster, in jedem Zeitungsblatt, bei jeder Erinnerung an die vergangenen besseren Zeiten erhalten solche Gefühle neue Nahrung. In erster Linie ist dabei an die materiellen Bedürfnisse zu denken; aber auch geistige Nahrung, wie etwa Kunstgenüsse, gehören nicht zum überflüssigen Luxus; und wie mancher muß sich heute sagen: auf deinem Platze im Theater, wo du Stunden reinster seelischer Erhebung erlebt hast, sitzt jetzt der Schieber.

Dieses stete Bewußtsein des Ausgeschlossenseins von dem, auf das man nach innerster Überzeugung ein Anrecht hat, ist nun das eigentliche Proletariergefühl, das außer den freien Berufen der Schriftsteller und Künstler die breiten Schichten der Festbesoldeten immer mehr durchdringt. Die Notlage der Beamtenschaft ist durch die Besoldungsreform wenigstens etwas gemildert worden. Es war höchste Zeit, daß endlich diesem Stande geholfen wurde, der den Ruhm für sich beanspruchen darf, daß er in

Digitized by Google

ruhigen und unruhigen Zeiten den moralischen Rückgrat des Staates gebildet hat. Falls sich die materielle Lage dieser Volksschichten nicht bald bessert, wird sich allmählich das Gefühl ungerechter Zurücksetzung einwurzeln. Gewiß wird mancher in den sogenannten gebildeten Kreisen, zumal innerhalb der akademischen Stände, in seiner geistigen Bildung, die ja auch ein Besitz ist, Trost und Erhebung finden. Aber Dürftigkeit und stetes Verzichten wirkt bei den meisten Menschen auf die Dauer einengend und verdüsternd auf den Charakter. Den Idealismus und Heroismus, der nötig ist, um die zermürbende Gewalt täglicher Sorge zu überwinden, darf nur bei außergewöhnlichen Naturen vorausgesetzt werden. Auch können geistige Leistungen im allgemeinen nur da gedeihen, wo ausreichender Lebensunterhalt gesichert ist; Armut behindert sie ebenso sehr wie Überfluß und Üppigkeit. Die materielle Hebung der sogenannten unteren Volksschichten, d. h. der Handarbeiter, war durchaus notwendig und wird dem Lande zum Segen werden, vorausgesetzt, daß sich damit eine entsprechende geistige Hebung verbindet. Was dadurch aber für die Entwicklung eines wahren Volks- und Kulturstaates gewonnen wäre, würde durch das Sinken des Mittelstandes wieder völlig zunichte gemacht.

Wenn wir von dem Proletariergefühl der Beamten sprachen, so sollte damit natürlich nicht ein Sinken des Standes- und Berufsgefühls gemeint sein, obwohl auf die Länge der Zeit auch dies, ja sogar Entsittlichung eintreten müßte. Diese so schwer leidenden Volksschichten haben bisher ihr Los mit Würde und Geduld getragen, immer noch durchdrungen von dem ererbten treuen Pflichtgefühl. Hoffentlich wird ihre moralische Tragkraft nicht auf eine zu starke Probe gestellt werden. P. S.

*

## Neues Vaterland

In der radikalen Presse wurde ein Aufruf veröffentlicht, den anläßlich der Erschießung des Kapitänleutnants Paasche der Bund „Neues Vaterland", der „Republikanische Führerbund" und der „Friedensbund der Kriegsteilnehmer" erlassen haben. Dieses rein agitatorische Hetzmachwerk hat, nach einer Mitteilung der „D. T.", der Bund „Neues Vaterland" mit französischer und englischer Übersetzung in je zwei Exemplaren an die fremden Gesandtschaften in Berlin versandt, und zwar mit folgendem Anschreiben:

„Der Bund ‚Neues Vaterland' übermittelt dem Herrn Gesandten anbei zwei Exemplare des Aufrufes und bittet darum, ein Exemplar der Regierung seines Landes zu übermitteln. Der Bund spricht weiter die Bitte aus, die Angaben des Aufrufes zu prüfen und diesen Appell bei der Regierung zu befürworten. Bund ‚Neues Vaterland', gezeichnet Otto Lehmann-Rußbelt."

Also mit anderen Worten: Der Bund „Neues Vaterland" fordert die fremden Regierungen auf, einen Druck auf die deutsche Regierung auszuüben in der Richtung, daß deutsche Gesetze aufgehoben oder abgeändert werden. Wie dieses Schriftstück aufgefaßt wird, geht aus der folgenden Randbemerkung hervor, die der Sekretär einer fremden Gesandtschaft dem Schreiben beifügte.

„Natürlich wird es nicht an die Regierung gesandt, doch eine Schande ist es immerhin, daß solche Exemplare in Deutschland an fremde Diplomaten versendet werden."

*

## Ausbeutung

In den Abstimmungsgebieten sind eine große Anzahl alliierter Bataillone, ein ganzer Stab von Offizieren, Gesandten, Beamten und Angestellten ins Land gekommen, die laut Friedensvertrag von den Abstimmungsgebieten zu unterhalten sind. Diese Fremden werden nun von den Abstimmungsgebieten bezahlt, leben in den Abstimmungsgebieten und zahlen in deutschem Geld. Sie erhalten auch deutsches Geld, und erhalten es von deutschen Kassen. Und trotzdem erhalten sie die deutsche Mark nicht als das, was sie im Abstimmungsgebiet wert ist,

Digitized by Google

sondern als das, was sie in England, Frankreich oder Japan wert ist, — die Herren Gesandten und Abstimmungsleiter mit mehreren tausend Mark täglich an der Spitze. Daß das Abstimmungsgebiet dadurch systematisch zugrunde gerichtet wird und gar nicht imstande ist, diese ungeheuren Summen selbst auf Kredit herbeizuschaffen, für diese Sorge fühlen sich die Herren, die sonst nicht genug Macht- und Verwaltungsbefugnisse an sich reißen können, nicht verantwortlich. Wie wird im Privatleben ein ähnliches Vorgehen bezeichnet? K.

*

## Freie Bahn dem Tüchtigen

Im pommerschen Kreise Franzburg, wird der „Kreuzztg." geschrieben, hat kürzlich eine Versammlung sozialdemokratischer Landarbeiter unter Assistenz des Unabhängigen Kirchmann und des Landrats Bülow den Beschluß gefaßt, daß alle im Landbunde organisierten Arbeiter sich bis zum 15. Juni rot zu organisieren hätten, andernfalls sollen die Arbeitgeber gezwungen werden, die sich Sträubenden unbarmherzig auf die Straße zu setzen. In Mitteldeutschland und in Berlin exerzieren die kommunistischen Truppen und machen Übungsmärsche. Das steht in allen Zeitungen, sogar im „Vorwärts". Waggonweise ergießen sich die russischen Rubelnoten für bolschewistische Propaganda über unser Volk. Erst kürzlich wieder hat die Sowjetrepublik 48 Millionen Rubel für bolschewistische Propaganda in Deutschland bewilligt.

Der bisherige Reichspräsident aber hat auf Antrag der preußischen Regierung die Aufhebung des Ausnahmezustandes im Ruhrgebiet verfügt. „Die Ablieferung von Waffen wird hierdurch nicht berührt", so heißt es in der offiziösen „Verlautbarung". Weil es den Genossen von der röteren Fakultät nicht im Traume einfallen würde, die Waffen auf gütliches Zureden ihrer annoch (Mitte Juni) „regierenden" Untergebenen auszuliefern.

Wie meinten Sie doch, Herr von Bethmann-Hollweg? „Freie Bahn dem tüchtigen — Rotgardisten"? Oder hatten Sie den „Geist der Zeit" doch nicht ganz richtig erkannt?

*

## Wegen Papiermangels

Der „D. T." wird geschrieben: „Ich war heute in der unfern gelegenen Stadt Großenhain in Sachsen und ging in einen Bücherladen, um mir ein Buch zu erstehen. Da kam auch eine biedere Bauersfrau herein und bat um das Neue Testament. Der Inhaber sagte darauf, daß er es nicht habe. Worauf die Bauersfrau eine Bibel verlangte. Auch dies konnte der Buchhändler nicht geben, da, wie er meinte, der großen Papierknappheit wegen diese Bücher nicht angefertigt würden. Dabei ist jeder Schundroman in beliebig vielen Exemplaren zu haben."

*

## Unabhängige Stiefellecker

Ein Nachrichtenbureau verbreitete folgende Meldung:

Das von den Franzosen in Mainz herausgegebene „Echo du Rhin" bringt einen Angriff gegen den „Vorwärts" und dessen Anregung, daß die deutsche Regierung an alle zivilisierten Nationen mit Ausschluß Frankreichs einen Bericht über die Greueltaten der farbigen französischen Truppen in den besetzten Gebieten zu erstatten beabsichtige. Besonders erregt sich das „Echo du Rhin" über die Versicherung des „Vorwärts", das ganze deutsche Volk sei über die Greueltaten der Franzosen empört, und erklärt, der rheinischen Bevölkerung sei nicht das mindeste von Empörung anzumerken. Die offizielle Erklärung der französischen Regierung, nicht die Senegalneger hätten die deutschen Frauen, sondern die deutschen Frauen die Senegalneger belästigt und angegriffen, entspräche vollkommen den Tatsachen, und erbietet sich, dem „Vorwärts" eine Blütenlese derartiger Fälle zur

Digitized by Google

Verfügung zu stellen. Selbstverständlich führt das Blatt keinen einzigen derartigen Fall an, aus dem einfachen Grunde, weil ihm keiner bekannt ist. Es begnügt sich vielmehr damit, das Münchener Organ der U. S. P. D., „Der Kampf", zu zitieren, dem es als nahezu einzigen deutschen Blatt vorbehalten geblieben ist, die französischen Angriffe gegen deutsche Frauen zu untersuchen und der in einer seiner letzten Nummern behauptet hat, besonders die Damen der guten Gesellschaft im Rheinlande hätten die Neger zu ihren Zudringlichkeiten geradezu ermuntert. Das unabhängige Blatt geht sogar so weit, die in England und Amerika betriebene Propaganda in Europa als eine Mache hinzustellen und den deutschen Frauen den wesentlichen Teil der Schuld an den unglücklichen Verhältnissen im Rheinland zuzufügen.

Darauf erwiderte der „Vorwärts" — bitte, zu beachten: der „Vorwärts":

Es ist nicht das erstemal seit Kriegsende, daß nach einem bekannten Wort der Moskauer kommunistischen Zeitung „Prawda" die „blutbesudelten Stiefel der französischen Generäle von den deutschen Unabhängigen geleckt" werden. Die englischen und französischen Sozialisten, wie E. D. Morel, Daniel, Renoult, Georges Pioch usw., die den Mut hatten, gegen die Anwesenheit und gegen die Taten der Farbigen im besetzten deutschen Gebiet zu protestieren, werden sich besonders freuen, zu hören, wie auf deutscher radikaler Seite ihre Bemühungen geschätzt werden: Luise Ziet und der Münchener „Kampf" (sie sind nicht die einzigen unabhängigen Belecker französischer Generalsstiefel! D. T.) sorgen schon nach Kräften dafür, daß die französischen Militaristen gegen solche „Mache" geschützt werden.

*

## Selbstverachtung

Aus Tsumeb (Südwestafrika) wird der „T. R." geschrieben:

Es ist auffallend, daß, seitdem dieses Land ein Mandatarstaat der Südafrikanischen Union geworden ist, hie hier eintreffenden Briefe aus Deutschland vielfach die Aufschrift „Mr." oder „Mister" tragen, statt der deutschen Anrede „Herrn". Welcher Zweck soll wohl hiermit verfolgt werden? Die Einschaltung von Fremdwörtern, wie es hier der Fall ist, zeigt, wie niedrig der Deutsche seine Muttersprache bewertet. Wir als Auslandsdeutsche können in dieser Anrede nichts Ehrendes erblicken und hegen den Wunsch, man möge uns auch fernerhin in unserer Muttersprache anreden, zumal es sich auch hier um ein Land handelt mit überwiegender rein deutscher Bevölkerung. Es bieten sich dem Auslandsdeutschen heute ohnehin genügend Schwierigkeiten, seine deutsche Sprache und seine Art zu erhalten, ohne noch aus der Heimat in seinem Empfinden gekränkt zu werden, und das in der Mehrzahl von solchen Leuten, die der Fremdsprache nicht mächtig sind und in der Rechtschreibung den Spott und die Belustigung des Ausländers erwecken.

*

## Das Verbrechen

Man denkt nicht mehr an die Folgen für das Ganze, sondern nur noch an das Durchsetzen eigner Leidenschaften. Diese machen nicht mehr Halt vor den wahnwitzigsten Plänen. Denn gibt es einen wahnwitzigeren, als den, dem Heere das weitere Leben unmöglich zu machen? War je ein größeres Verbrechen menschlichem Denken und menschlichem Hasse entsprungen? Der Körper wird nach außen machtlos; zwar schlägt er noch um sich, aber er stirbt. Ist es überraschend, daß der Gegner mit solch einem Körper macht, was er will, daß er seine harten Bedingungen noch härter auslegt, als er sie geschrieben hat?

Wie Siegfried unter dem hinterlistigen Speerwurf des grimmen Hagen, so stürzte unsere ermattete Front."

Hindenburg

*

Digitized by Google

## Die Parias der demokratischen Republik

Ein anfangs 1905 verabschiedeter Stabsoffizier von 70 Jahren — so wird aus Offizierskreisen geschrieben —, verheiratet, ohne Vermögen, noch rechtzeitig in ein heute auch nicht mehr billiges Provinzstädtchen geflüchtet, bezieht jährlich 7200 ℳ Pension und Teuerungszulage. Sein erst im Kriege infolge von Krankheit ausgeschiedener Kollege und Nachbar, mittellos, mit vier unversorgten Kindern und amtlich festgestellten, erheblichen Mehrausgaben, infolge andauernder Krankheit in der Familie, hat bei besonderem Wohlwollen alles in allem nach 27 Dienstjahren 8768 ℳ! — Was wird doch heute in unserem „sozialen" Staatswesen als Existenzminimum für einen gelernten Arbeiter gefordert? Wem die Zahlen der für das Kaiserreich Gefallenen nicht deutlich genug reden, der sehe sich noch die Liste unserer für die Republik im Kampfe gegen den Bolschewismus verbluteten Offiziere an.

*

## Romain Rolland und die Deutschen

Aus der Schweiz wird der „Südd. Ztg." geschrieben:

Romain Rolland, der sich in der Rolle des Europäers gefiel, flüchtete zu Beginn des Krieges in die Schweiz, um hier von „hoher Warte" aus seine Jeremiaden anzustimmen. Man erinnere sich nur, mit welch gerührter Bewunderung man in Deutschland dieser französischen Stimme lauschte, die angeblich für uns Partei ergriff! Wie hätte auch ein Schriftsteller, der für den Helden seiner zehnbändigen Romanserie einen Deutschen wählte, unserer Nation schaden wollen! Aber es muß einmal klipp und klar ausgesprochen werden, daß uns dieser vermeintliche Freund mehr geschadet hat als je ein Léon Daudet oder Marcel Hutin! Man lese nur seine gesammelten Kriegsaufsätze, beispielsweise den Band „Au-dessus de la molée" — der in Hunderttausenden von Exemplaren abgesetzt wurde — und man wird sich überzeugen, wie schonungsvoll er seine eigenen Landsleute behandelt. Er macht ihnen bloß den einen Vorwurf — und dies auch nur in gleichzeitigem Hinblick auf die Engländer —, daß sie farbige Soldaten nach Europa warfen. Aber in welch gehässigem, verletzendem Ton ist der offene Brief an Gerhart Hauptmann gehalten! Und wie überaus geschickt hat Romain Rolland in der Folge eine Abschwächung oder Zurücknahme dieser geifernden Angriffe vermieden! Wie eifervoll ist er bemüht, stets nur auf deutscher Seite nach Anlässen zu suchen, um die Schrecknisse des Krieges verabscheuen zu machen, dabei aber nur der deutschen „Soldateska", dem deutschen „Militarismus", der deutschen „Barbarei" eines am Zeuge zu flicken! Das so wütend deutschfeindliche „Journal de Genève" wußte nur allzu gut, warum es diese Artikel bereitwilligst aufnahm — sie haben in Deutschland und Österreich vollauf ihre zermürbende Wirkung ausgeübt, haben Zweifel und banges Zagen geweckt, haben das deutsche Erbübel der Nörgelsucht gekräftigt und die nationale Energie gelähmt, haben in unseren Reihen ein Heer geheimer Widersacher herangezüchtet. Man lese doch nur nach, in welch beflissener Hast Romain Rolland diesen deutschen Zweiflern und Verrätern aufmunternde Worte zuruft, wie er für die Professoren Nikolai und Förster die Reklamepauke schlägt, die Herren Franz Pfempfert und René Schickele begrüßt, Liebknecht und Kurt Eisner verherrlicht! Wo sich nur je in Deutschland eine Opposition gegen die Regierung bemerkbar machte, konnte man sicher sein, daß Romain Rolland von ihr mit freudigem Wohlwollen Notiz nahm. Dagegen übersah er geflissentlich, was in der Entente vorging, die Aushungerung der Westmächte ließ diesen Ästheten, der über die Beschädigung der Kathedrale von Reims blutige Tränen weinte, kühl bis ans Herz hinan, er ignorierte die Vergewaltigung Griechenlands mit demselben Gleichmut, den er nach dem Waffenstillstand für das vichische Verhalten

Digitized by Google

der schwarzen Truppen in den Rheinlanden zur Schau trug. — Dieser Pazifist hat für sein Land zielbewußter gearbeitet als der ganze offizielle Propagandadienst, den Frankreich gegen uns ins Werk setzte, und man wußte dies an der Seine auch zu würdigen. Denn heute befindet sich Romain Rolland in Paris, ohne daß sich auch nur eine Stimme gegen diese Rückkehr erhoben hätte!

*

## Das Zusammenschrumpfen der Erde

Für die Auffassung, daß der Weltkrieg unabwendbar gewesen sei, weil die nationalen, politischen und wirtschaftlichen Gegensätze sich in der Neuzeit auf das äußerste verschärft hatten und nur durch Krieg lösbar gewesen waren, hat der Weltreisende Professor Georg Wegener in einem Buch über die geographischen Ursachen des Weltkrieges neue Beiträge geliefert. Nach seinen Ausführungen ist die Erde dem Menschengeschlecht zu enge geworden. In Europa vermehrte sich die Bevölkerung von 330 Millionen in 1890 auf 460 Millionen in 1914, in Nordamerika seit einem Jahrhundert auf 135, in Indien auf 315 Millionen. Auch in China und Japan war die Bevölkerungszunahme beträchtlich. Bei steigender Kultur benötigt jedes Volk größeren Raum für die Befriedigung seiner Bedürfnisse, was durch die Zunahme der Ein- und Ausfuhr fast aller Staaten bestätigt wird. Der Drang der Völker nach Raumerweiterung nimmt zu, aber die Erde ist bereits aufgeteilt. Das Gefühl von einem Zuengwerden der Erde lastete auf den Völkern und schuf eine unerträgliche Schwüle, die sich in dem Gewitter des Weltkrieges entlud. Diese Auffassung verdient erwähnt zu werden, obwohl sie die Unabwendbarkeit des Krieges nicht beweist. Deutschland gedieh und dachte nicht an Eroberungen. England entwickelte den Krieg nicht aus Landhunger, sondern zunächst um Deutschlands Mitbewerb zur See zu beseitigen. Enger geworden, sozusagen zusammengeschrumpft ist die Erde durch die neuzeitlichen Verkehrsmittel. Dampfschiffe, Eisenbahnen, Telegraphen, Fernsprecher, Funkendienst und zuletzt die Luftschiffahrt haben die Völker einander näher gebracht, so nahe, daß man anfänglich ein Verschwinden aller politischen und nationalen Grenzen erwartete. Darin sah man sich getäuscht. Die Völker näherten sich einander nur räumlich, schlossen sich aber politisch, national und wirtschaftlich fester zusammen und schärfer gegeneinander ab und entfremdeten sich durch politische, nationale und wirtschaftliche Interessengegensätze. Diese Entwicklung erleichterte den Ausbruch von Kriegen, nötigte aber nicht dazu. Wenn die leitenden Staatsmänner, Volksvertretungen und nicht zuletzt die Tageszeitungen bemüht gewesen wären, Friede und Freundschaft zwischen den Völkern zu erhalten, so konnte und mußte der Krieg vermieden werden. Indessen waren gerade diese Kreise im Auslande unter Führung der von unverantwortlichen Spekulanten geleiteten Straßenpresse darauf bedacht, die Massen aufzureizen und in den Krieg zu stürzen. Im Hinblick darauf äußerte Bismarck schon vor fünfzig Jahren in Versailles nach den Siegen über Frankreich: „Ich habe einen Lieblingsgedanken in bezug auf den Friedensschluß. Das ist, ein internationales Gericht niederzusetzen, das die aburteilen soll, die zum Kriege gehetzt haben — Zeitungsschreiber, Deputierte, Senatoren, Minister.“

P. D.

*

## Auslandsfilms made in Germany

Es ist erfreulich und ohne unangebrachte „antisemitische“ Ironie zu begreifen, wenn auch im „Berliner Tageblatt“ die Macher unserer Auslandsfilms so offene Urteile zu hören bekommen, wie die folgenden von Alfred Gold: „Ja, warum macht Deutschland (um ohne Scheu an den Kern der Sache zu rühren!) das Wettrennen um den Schund so gedankenlos mit, daß es nur ein Mitläufer ohne eigene Marke zu werden droht? Wenn

Digitized by Google

ich rückblickend überlege, was den deutschen Dutzendfilm von den ähnlichen Filmen unterscheidet, so ist es nicht viel — am ehesten vielleicht eine noch derbere Gewöhnlichkeit in der sogenannten Erotik. Was man am wenigsten wünschen und erwarten konnte von unserem Lande: der deutsche Film ist in unzähligen Fällen der die Schlüpfrigkeit suchende, das Grobe noch vergröbernde Film. Und das ergibt denn wohl eine gewisse Spezies, nur nicht gerade die wünschenswerte. Der unvermeidliche Schuß Erotik wird durch den ‚Duft'zusatz einer gewissen Berliner Lebeweltatmosphäre verschärft. Um Henny Porten, die auch im Ausland so gern gesehene Almliesl mit blitzenden Augen und drallen Armen, die an ihrem richtigen Platz wirklich etwas wie einen deutschen Stil auf die Leinwand bringt oder bringen könnte, wird — ein Beispiel unter vielen — eine schmachtende Geschichte gewoben: mit schwülen Kurfürstendamm-Stimmungen, mit dem Interieur der jugendlichen Witwe, die den ersten Tänzer, der ihr gefällt, vom Balle gleich nach Hause ‚zur Tasse Tee' mitnimmt, mit der verschwiegenen Ecke unter Palmen, mit der Ampel, die erlischt . . . Ist das deutsch? Oder ist das der Geschmack, den man dem Ausland zu schulden glaubt? Ich kann für den letzteren Fall versichern, daß das Ekelgefühl hier dieselben Erscheinungen annimmt wie überall.

Ernst Moritz Arndt hat Deutschland als das Land, wo Sittlichkeit im Kreise froher Menschen wohnt, besungen. Schon lange vorm Kriege standen wir draußen in ganz anderem Ruf. Was die Fremden über uns aus unseren Weltblättern und Witzblättern hörten, was sie von unserem ‚erotischen Export' sahen, das mußte ihnen ganz andere Auffassungen beibringen. Selbst auf dem Balkan, in Bulgarien zum Beispiel, fand ich in den Schaufenstern schmutzige Bild-Postkarten und schundige Schmutzliteratur deutscher Fabrikmarke. Die Geschäftsferkelei wird nach dem Kriege offenbar mit ungeschwächten Kräften fortgesetzt; jetzt muß besonders der Film herhalten."

*

## Die bevorzugte Schundliteratur

Der Zuschlag der Sortimentsbuchhandlungen beträgt heute 20 Prozent, ganz gleich, wie Dr. Edinger in der „Frankf. Ztg." bemerkt, ob es sich um einen Schundroman, um den „Faust" oder um ein wissenschaftliches Werk handelt, um geistigen Fusel oder um das Brot des geistigen Arbeiters. Und ebenso, wie wir nach wie vor Fusel brennen, während es an Kartoffeln zum Essen fehlt, können heute ohne Rücksicht auf den Papiermangel die Auflagen der Courths-Mahler und Anny Wothe sämtliche Rekorde schlagen, während z. B. Keyserlings „Reisetagebuch eines Philosophen" und Gundolfs Shakespeare-Übersetzung augenblicklich überhaupt nicht und in absehbarer Zeit nur zu unerschwinglichen Preisen neu erscheinen können; das gleiche gilt von vielen wissenschaftlichen Lehrbüchern. Zweierlei ist hier zu fordern: erstens muß dafür gesorgt werden, daß der Erwerb von Lehrbüchern und von solchen Werken der Kunst und Wissenschaft, die zum anerkannten geistigen Besitz der Nation gehören, zu einem erschwinglichen Preis möglich ist, eventuell durch Zuschlag auf alle übrigen Werke. Das genügt aber nicht und würde neueren Schöpfungen nicht zugute kommen. Es ist deshalb ferner dafür zu sorgen, daß, solange die gegenwärtige Papierknappheit besteht, eigentliche Schundliteratur überhaupt nicht erscheinen darf und später nur, soweit wir überflüssiges Papier dafür haben, d. h. in beschränkter Auflage. Gewiß ist „Schund" ein sehr dehnbarer Begriff, aber selbst wenn man alles irgendwie Zweifelhafte passieren läßt, bleibt immer noch genug übrig, über dessen Schundcharakter sich von Alfred Kerr bis Adolf Bartels Einigkeit erzielen ließe.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Die große Garbe — Fritz Gärtner

Beilage zum Türmer

Digitized by Google

# Der Türmer

Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss

22. Jahrg. August 1920 Heft 11


# Die deutsche Geschichtskrise und die Gesundung

Von Professor Dr. Ed. Heyck

Im Februar 1911 brachte der Türmer meine Darlegungen über „das Schwinden der monarchischen Gesinnung“. Sie warnten vor der Servilität, die neudeutsch die Achtung und Treue verdrängte, fügten sie in das allgemeinere Bild der materialistischen Verflachung, und sie haben leider recht behalten. Zwar was sich beim Kriegsausbruch erhob, war der Empfindungswille des edleren Volksganzen. Aber die Männer blieben aus, genügend stark und groß und rücksichtslos, um ihn zu führen. Es fehlte auch noch das Tilsit. Der Thersitesgeist, welcher den heiligen Flammen der Kriegsopfer trotzte, welchen die Regierung und ihre Zensur, schon wegen seiner Presse und der Kriegsanleihen, bei guter Laune hielten, bemächtigte sich seinerseits des ungeklärten Verlangens, gab ihm als Zielweisung die alten, in Frankreich geramschten Formeln. Er ließ das Katzengold ihrer Trugideen blinken; mit der rechten Hand, die die Regierung hielt, betrieb er das finanzielle, mit der linken Hand das politische Kriegsgewinngeschäft. Statt daß Ebert in Weimar vor Schiller und Goethe im Namen der Mehrheit, die jene so geliebt hatten, eine biedere, doch nicht ganz kundige Reverenz machte, standen in helldunkler Wirklichkeit Theodor Wolff und Erzberger mit dem gemeinsamen Siegeskranz auf dem Denkmalsockel vor dem Theater dieser Nationalversammlung. Nur nicht aere perennius. Denn die ungeheuerliche Tragikomödie gebiert nun wieder das Ernsthafte.



Digitized by Google

So unheimlich das Tilsit, welches die deutsche Zerfahrenheit herbeizuführen duldete, an dem lebenden Geschlecht gebüßt wird, wird es dennoch die Wiederkehr der besseren Überlieferungen retten. Nachdem sich der Volkssinn von 1914 nicht hatte behaupten können, was würde die Gunst eines Sieges da noch gebracht haben? Neudeutschlands auri sacra fames im Triumphgefühl ihrer Weltoberherrlichkeit. Auf allen Gebieten „Betrieb", „Organisation", Selbstlob der Tüchtigkeit, Großzügigkeit. Anders gesagt, die snobistische, weiterandauernde Ertötung der feineren Begabungen und Bestrebungen; seelischer, geistiger, sittlicher Tiefstand als maßgebende Endrichtung. England hat auch davon, doch hat es die bessere Widerstandsfähigkeit. Rom hat sich auf der schiefen Ebene noch vier Jahrhunderte erhalten, nachdem ihm Horaz und Ältere die Zeichen des Niederganges längst gedeutet hatten. Rom und England, die sich bis zur Wiederholung ähneln, tragen in sich einen selbstlebendigen, nicht so bald zu erschöpfenden Regenerator. Er ist der den Fragestellungen entrückte, unbedingte Nationalwille.

Wir wurden dagegen im Deutschen Reich Karthago, zeigten derartige Merkmale schon zur Gründerzeit, und wir wären es, hätte jetzt England nicht Einhalt getan, immer vollendeter geworden. Der mit Rumänien geschlossene „Petroleumfriede", der das eigene Volk, welches ihn erkämpfte, dem halb-internationalen Trust-Wucher preisgab, gab einen der deutlichsten Belege für diejenigen, die solcher noch bedurften. „Finanzieller Wiederaufbau" Rußlands, Frankreichs, Belgiens, wirtschaftliches Herrentum bei den Verbündeten und den Befreiten, — von diesen Kriegszielen, die die Hunderttausende mit ihrem Blut bezahlten, hallte es in den Zeitungen des Händlertums, in den Parteien, die von ihnen ihre Meinung nahmen, und die Regierung in ihrem Pendeln neigte dieser mundgerecht gemachten höheren Weisheit zu. Nicht Herrschaft des Militarismus wäre der Kriegsausgang geworden. Sondern die letzte Entfesselung der volksverächterischen Finanzmächte, mit der verdummten internationalistischen Gefolgschaft aus der Sozialdemokratie, und mit dem Hebel der bürgerlichen Meinung in ihren Händen. Denn darauf versteht sich die Militärkaste nun einmal nicht, mag ihren Führern noch so bei erregender Gelegenheit zugejubelt werden. Von auswärts der Deutschland umlohende hellheiße Völkerhaß, nachdem er vor 1914 bei den meisten nur erst instinktiv gewesen. (Gens inimica Tyrrhenum navigat aequor — nirgends vertrug man dies neudeutsche Menschentum, das selber Maschinenprodukt geworden; ich weiß nicht wenige Beispiele, daß auch treufühlende Deutsche lieber vor ihm in die Fremde gingen.) Aus Deutschlands Verhaßtheit ergab sich dann der unentbehrliche Kompromiß zwischen der Plutokratie und der Schwertführung, gleichzeitig zum Schutz gegen jähen Aufruhr. Das genaue karthagische Verhältnis, mit steter Beargwöhnung des Heeres, Verhütung seiner Popularität, Durchkreuzung des Ansehns und der Siegespolitik der Feldherren. Immer aus Besorgnis vor dem Umkippen des Zustands zur antimaterialistischen Obergewalt: in karthagischer Gestalt als Cäsarentum der Hannibal-Familie, der traditionell mit dem Heere verwachsenen Nachkommen des alten Agrariers Mago; bei uns durch das schirmende Volkskönigtum, umgeben von der Gefolgstreue des unverfälschten Sinnes der Nation und nach dem germanischen Vorbild auf das gestaffelte Ganze von oben bis unten hindurch das Zutrauen gründend. Die hierzu gehörige überragende königliche wahre Adligkeit war zwar

Digitized by Google

vorerst, seit 1888, nicht zu fürchten, und man erfreute sich der karthagischen Suffeten.

Vom Sommer 1917 bis Sommer 1918 sahen wir aus der Kriegslage von Cannä die von Zama werden. Beteiligt an dem Dolchstoß in den Rücken war alles, was sich das Augenmerk wegspiegeln ließ durch innerpolitische Aufwiegelungen und „Erreichungen". Es hatte der Clemenceau gefehlt, der als Radikaldemokrat der Mann war, seinen wankenden und geteilten Parlamentariern anzukünden: „Den Krieg tötet nichts als der Krieg! Alle Defaitisten, alle Halbverräter vor das Kriegsgericht! Ich trenne mich von denjenigen, welche Idealismen in Anwendung bringen wollen, die nur in Friedenszeit erlaubt sind. Sie fragen nach Kriegszielen; mein Ziel ist der Sieg." — Was dann die Sieger vornahmen, ist das gleiche wie 202 v. Chr. Der Gewaltfriede, den die Karthager aufdiktiert bekamen, legte ihnen eine erschöpfende Zahlung auf, Auslieferung der Kolonien, der Flotte, der Elefanten, die die am meisten gefürchtete Waffe gewesen, Verbot der selbständigen Kriegführung, mit deren alleiniger Offenhaltung auf afrikanischem Territorium, sofern es Rom passen würde, seine vorherige Erlaubnis zu erteilen, Abtretung des karthagisch-afrikanischen Gebietes an die Nachbaren, welches „ihnen einstmals gehört hatte"; politisch-geographische Ummauerung des punischen Reststaates mit diesen Nachbarschaften, die zur römischen Freundschaft und Klientel abgeschwenkt waren, sonst aber Gegnerschaften unter sich behielten; dauernde Überwachung Karthagos durch die vom Sieger dorthin entsandten Kommissare. Hannibals Auslieferung zunächst nicht zu verlangen hatte Rom die Achtung. Die furchtbare Katastrophe mit ihrem inneren Gegendruck hob den Feldherrn in die politische Stellung des ausschlaggebenden Suffeten. Nicht unvergleichbar den Männern nach dem Tilsiter Frieden mühte er sich, die sittlichen Kräfte des verarmten Staates aufzurichten. Erst daraufhin, auf eine wirksame Denunziation seiner Pläne durch die zur Schamlosigkeit sich erholende Gegenpartei, ließ Rom das Auslieferungsgebot ergehen. Er floh, ging zu Antiochos nach Syrien, dann nach Kleinasien, und hat sich, von einer versagenden Hoffnung zur anderen weitergehetzt, den Tod durch Gift gegeben.

Das Karthago ohne den besiegten großen Sieger fand in der 202 entstandenen Lage die Vorteile heraus. Der Nötigungen selbständiger Politik war man entlastet, und der Empfindlichkeit ihrer Flagge auch. Die alten phönikischen Erbtüchtigkeiten entschädigten sich in dem reinhändlerischen Gesichtspunkt der „nur wirtschaftlichen Ziele". Handels- und Zollbedingungen waren nicht wie heute; nicht allzuschwer erschloß sich der Großhausierer die offenen Türen. Karthago und seine Oberschicht wurden bald von neuem reich. Das römische Vordenken sah eine Gefahr, welcher der jetzige Sieger vorbeugte. Hinzutrat in Rom der männliche Widerwille gegen solche Staatserscheinung. Cato, der persönlich als römischer Aufsichtskommissar in Karthago gewesen war, ließ nicht ab, sein Ceterum censeo dem Senate einzuhämmern. Man hat dann von seiten Roms zu den „Schuldigen" sehr schön die Karthager zu machen verstanden. Dafür sorgte Masinissa von Numidien, der alte rechtzeitige Überläufer, der es auf ein einundneunzigjähriges Alter brachte. Es gab da so Fragen wie, sagen wir, Danzig oder das linke Rheinland. Von Fall zu Fall wußte Masinissa seine immer neuen Forderungen zu begründen und ohne viel

Digitized by Google

Federlesens das beanspruchte Gebiet zu besetzen. In Karthago beschließt man Proteste, die man an den Obersten Rat nach Rom richtet, und wird jedesmal abgewiesen, bekommt dort sachlich unrecht und mit höhnender Logik auch noch den Fußtritt des Tadels. Als das unerträglich behandelte Karthago — auch wegen des inneren Anhangs, den sich Masinissa dort geschaffen — schließlich mit unzulänglicher Kriegführung sich Numidiens erwehrte, griff Rom wegen Bruchs der Friedens bestimmungen von 202 ein und löschte den siebenhundertjährigen Punierstaat samt seiner markloſen Nationalität aus der ferneren Geschichte der Menschheit aus. —

Man durchdenke auch nunmehr den Fall: das so inbrünstig bei uns angestrebte wirtschaftliche und politische Kartell des Deutschen Reichs und der Vereinigten Staaten wäre zur haltbaren Erfüllung gekommen. Durch deren Auswirkung hätten die Pole im Weltverkehr sich unaufhaltsam verschoben, die englischen Kanalhäfen wären zur Lade- und Positstation an der stärksten der Weltlinien geworden, so wie die Dampfer der großen Afrika- und Südamerika-Linien im längst entthronten Lissabon anlegen. Das Jahr 1918 hat Deutschland, welchem glückliche volkliche „Rückständigkeiten“ bleiben, nicht so in allen Fugen erschüttert, wie solche Weltwende das seit Elisabeth und Cromwell stetig, doch haltlos aufgerichtete Wirtschafts- und Machtgebäude Großbritanniens zertrümmert hätte. Die Folge hätte sein müssen Verödung der englischen Industrie- und Handelsstädte, Unmöglichkeit, die Kolonien und die Dominions zu halten, Hinausrücken der atlantischen Bedeutung von England nach Irland, furchtbare schlagende Wetter im materiellen und sozialen Zustand. Die nationale Aktivität in England hat seit lange gelernt, voraus zu rechnen und denken, und noch zum Überfluß wurde sie dazu angehalten durch die neuere Unermüdlichkeit Deutschlands, womit es seine Weltpolitik hörbarst als die der „nur“ wirtschaftlichen Ziele diplomatisch hinauszutrompeten für dem Frieden nützlich hielt. Wer fähig der Objektivität ist, wird zugeben, daß es ein rechtzeitiger Selbsterhaltungsgedanke Englands war, der die Einkreisung und Unschädlichmachung des so überlaut seiner Tüchtigkeit sich berühmenden Deutschland ins Auge faßte und alles zur Koalition belebte und sammelte, was an akuter Gegnerschaft und empfindungsmäßigen Abneigungen vorhanden oder durch planmäßige Verhetzung dahinzubringen war. Ich will es deswegen nicht weißbrennen, daß die im engeren Sinne so genannten alldeutschen Wünsche, die eines Großdeutschland mit neuen Kolonien und Siedlungsländern, in ihrer Gewissensrechtlichkeit ebenfalls ihre Meinungen so beflissen laut dachten — was England niemals tut, bevor es zugreift —, und daß sie bei nahen und ferneren Nationen sich übertrieben beachtlich machten. Aber nicht das größere Deutschland war für England die eigentliche Bedrohung. Umgekehrt, diese Gedanken konnte England begünstigen, vorausgesetzt, sie wären die der Reichspolitik gewesen. Die Leitung unserer Diplomatie jedoch hatte sich, so viel auch gemäß dem kaiserlichen Flackergeist die Steuerpinne hin und hergeworfen wurde, am intimsten und überzeugtesten dem Großhändlertum verschrieben und gleichzeitig von einem fragwürdigen, unseren besten Überlieferungen recht inhaltsfremden Kulturgetue sich empfängnisfreudig machen lassen. Zu der „nurwirtschaftlichen“ bescheidenen Allbegehrlichkeit fügte der Mann der unglücklichen Aussprüche noch einen herausfordernden „Kulturimperialismus“, als glückliche Diagonale und Beschwichtigung. — Volklich-nationale Politik

Digitized by Google

in Deutschland, eine solche der Luftmachung für die Übervölkerung, hätte Englands Besorgnisse mindern, sie auf längere Zeiträume hinaus vertagen und zerteilen können. Denn das ursächliche deutsche Muß der industriell-merkantilen Hochsteigerung und Offnen-Türen-Suche in aller fremden Welt wäre gemäßigt worden durch Abflüsse unserer Volksdichtigkeit, durch neue deutsch-eigene Gebiete — zunächst in Betracht kam in London das portugiesische Südafrika —, durch den internen Austausch mit jungen Tochterländern. Aber wir hätten in verlässiger Weise nicht gleichzeitig auch das andere, Phönikische wollen dürfen und hätten auf Großmacht zur See verzichten müssen.

Derartige Erkenntnisse der gedemütigten Nachträglichkeit enthalten jetzt praktisch keine Folgerung, wie wir uns durch Fügsamkeit wieder aufhelfen lassen könnten. Auf Jahre hinaus ist der großen Mehrheit der Engländer ihr Hunnenhaß zum unverwindlichen gemacht worden. Ihm gesellt sich seit den Ereignissen von 1918/19 die ungemachte und natürliche Verachtung einer Nation, deren Heer und deren Seeleute sie soeben, mit einer in England ungewöhnlichen Achtung anderer, bewundern lernten. Damit würden die objektivsten Staatsmänner Großbritanniens vorerst zu rechnen haben. Wiederum, soweit es an Northcliffes Presse liegt, gibt es niemals eine Objektivität, die die Gesichtspunkte einer Rückkehr zu dem geschichtlichen älteren britisch-deutschen Verhältnis schätzen würde. Zu demjenigen Verhältnis, welches noch Bismarck mit Wertung und Schonung behandelte und der öffentlichen Meinung als kühler, doch schützender Anwalt ausdeutete. Seit Bismarck dann aus dem Amt war, sollten schärfere Darlegungen von ihm hohen Liebesgelüsten vorbeugen, deren Temperament dieselben Gefahren verstärkt heraufbeschwören konnte, welche einst zur Zeit des Krimkriegs abzuwenden waren. Die große Flottenagitation aber, die nach Bismarcks Ableben einsetzte, hätte gewiß nicht seinem bedachteren Tempo und Sinn entsprochen.

England hatte aus vielerlei Gründen keine bessere Freundschaft zu wünschen, als die des stärksten europäischen Reiches, desjenigen in der Mitte des Festlands. Es trifft auch nicht zu, daß England mit unbedingter Absichtlichkeit der knauserige Verräter seiner Bundesgenossen ist. 1814 haben zu Deutschlands Enttäuschungen zusammengewirkt Österreichs italische Länderjagd, seine gleichgültige Selbstsucht und Preußeneifersucht, Talleyrands große Geschicklichkeit und die allzuviel schwächere Kunst und Entschiedenheit der preußischen Staatsmänner, worauf denn die englische Diplomatie zunehmend sich ihrer deutschen Verpflichtungen entschlug. Der peinlichere Fall ist die Wendung gegen Friedrich den Großen, die aber nicht so erfolgt wäre ohne den Sturz von Pitt; April 1763 beseitigte das Parlament wieder Bute, den Träger dieser Politik. — Gegen 1898 erkannte man, was durch das Wort von der splendid isolation mehr gestanden als verhehlt wurde: daß die Londoner Politik mit dem europäischen Gleichgewicht nicht mehr auskam, ihre ungebundene Obergewalt nicht mehr bestehen konnte. Jetzt hat Clemenceau die Beweise geführt, daß das Zusammengehen mit England keine Rolle II. Ranges und Vasallität zu sein oder bleiben braucht; daß es auch von einer schwächeren Großmacht, als Deutschland war, fruchtbar für mehr als das Versprochene zu machen ist, wenn es sich willfährig einstellt auf das Korrelatverhältnis, auf gegenseitiges Ausweichen: dort das Maritime nebst Großhandel und Fernpolitik, hier

Digitized by Google

territoriale Erweiterung, nationale Vergrößerung und Festigung land-militärischer Stellung. Frankreich ist in das posthume Erbe der bismarckischen Richtung eingetreten, so gedacht, daß für diese ein Ende ihrer Friedensruhe hätte kommen müssen. Zur Zeit der splendid isolation suchten uns englische Fühler, und noch ferner. Aber sie suchten die Verträglichkeit der Ziele. Statt dessen hatte England fortgesetzt deutlicher zu erkennen, daß Deutschland, ob der politische Kurs noch so viel Zickzack fuhr oder sich im Nebeltrug seiner Kulturfriedlichkeit befand, zwangsläufig mit seiner Weiterentwicklung die Entscheidung in sich trug zwischen englischer oder deutscher Wirtschaftsvormacht, was deren Ausübung von Europa her anlangte. Das aber war das einzige, worin es kein englisches Zurückweichen auf Kompromisse geben konnte. Der Zusammenprall ward ins Auge gefaßt, trotz der Unvermeidlichkeit der für England dabei vorauszuberechnenden schweren Havarien. Wo solche großgeschichtlichen Geschehnisse werden, gehen daneben her diplomatische Akten und Reden, die gerade das sind, was die Konturen der größeren Übergewalt am seltensten in den Blick faßt. Es ist so verkennungsvoll beschränkt, durch ihre tipfelnde Zergliederung zu der wirklichsten Wahrheit gelangen zu wollen. Besser steht sie in Monatsrevuen und Büchern. Was ich schon immer hervorgehoben: ob auch Grey und andere Verantwortliche und Völker 1914 nicht kriegsgewillt gewesen, so gleichen die vielverknüpften politischen Festmachungen und fahrttiefen Richtungen den schweren Dreadnoughts, die den Sprachrohren nicht im Moment gehorchen. — Die Überlegenheiten bei dem Zusammenstoß waren verteilte. Aber zweier war man auf englischer Seite sicher: der nicht wider sich selbst zu beschwatzenden, karthagisch sich teilenden Nation, und der politischen Energie in Maschine und Führung.

Die englischen Havarien übersteigen die Befürchtung. Die schlimmste ist, daß die Anrufung der Vereinigten Staaten zur eigenen Aktivität — nicht Koalition! — auf die Länge nicht zu vermeiden war. Aber das glückhafte Schiff der neuen Punier, mit seinem Namen „Imperator", liegt als Wrack versenkt, und diesmal, hier im Gleichnis der Nationen, ging es nicht mit wehendem Schwarzweißrot, mannhaft bis zur letzten Sekunde, in die Tiefe.

Das ward nun der Ausgang des kaufmannsfriedlichen, mit offiziösen Büchern ins Geschichtsphilosophische hinaufgelobten Kulturimperialismus. Mit der lakaienhaften Mißbilligung alldeutsch-nationaler Gesinnungen, die jedes Ausland doch natürlich fand, drehte man äußeren und inneren Feinden die bequeme öffentliche Schuldbezichtigung zurecht. (Heute nun ersehnen der Alldeutschen giftigste Gegner in Deutschland und Österreich für ihre regierende Einheitsmacht die alldeutsche Erfüllung.) Alle die diplomatisch vermeinte Bescheidenheit und Abstinenz, das bei jeder politischen guten Gelegenheit eilfertig im voraus verkündete „Désintéressement" hatten nichts anderes erreicht, als sich den Überlegungen und Instinkten anderer oder Allermiteinander als die zielvolle materielle Weltbemächtigung darzustellen. Aus dem heraus wurde alsbald nach Kriegsausbruch der Großboykott der Deutschen eingeleitet und von den nichthändlerischen Schichten im Ausland am lebhaftesten aufgenommen.

Diese Zusammenhänge alle wurden in der Gesamtheit der Deutschen erst wenig so gesagt. Nannte jemand das Kind beim Namen, wie der redliche, im Psychologischen aber ahnungslose Bethmann, der die „Freiheit der Meere" als

Digitized by Google

einziges Schlagwort wußte, so verstanden, ja hörten die meisten Deutschen dies gar nicht. Viel tausend Male, wenn die Kämpfer ihre Feldbriefe schrieben oder wackere Schriftleiter ihre Spalten füllten, lasen wir von der angelsächsischen Krämernation, — und inzwischen war unsere eigene durch ganze Schichten hindurch vom rücksichtslos kahlen und gemeinen Erwerbssinn in einem Grade entmännlicht und plebejisiert worden, daß England im Vergleich zu der Verbreitung der Maxime bei uns, das Geld und das „Geschäft" rechtfertige jede Schäbigkeit, noch immer der achtungsstrenge Römerstaat erscheinen konnte. Das römische De coelo et de patria nunquam desperandum, „An der Fügung des Himmels und am Vaterlande gibt es kein Verzweifeln", hat England neu bewährt. Gleichwie damals, als Napoleon bis Petersburg hin das Festland durch Satrapien und Bündnisse und Kontinentalsperre an sich gekettet und den Kaiser von Österreich zum Schwiegervater gewonnen hatte, wo bisher bei Ministern und Publizisten das Londoner Gold die glatteste Überredungskraft gewohnt gewesen war.

Wir müssen nochmals den Vergleich mit Karthago aufnehmen. Nebenbei, man denke nur nie, die gegnerischen Diplomaten seien so kundlos und erfahrungslos in Weltgeschichte, als wie unsere Politiker, die sich mit angelesenen „Ideen", als Ersatz, ins größere Denken zu erheben suchen und infolge dessen immer und immer erst hinterher die Wirklichkeit begreifen. Die fremden Diplomaten — mehr als die advokatischen Parlamentarier dort — mögen nicht so schulmäßig mit Daten und Zahlen gestopft worden sein, aber aus Liebhaberei und Berufsverständnis kümmern sie sich um das Didaktische der Weltgeschichte, wohin es dem Schulbetrieb und der landläufigen strohdürren Geschichtsauffassung bei uns nicht reicht. Da ließe sich vieles sehr aktuell belegen, auch außer Karthago. So richten sich die in dem Versailler Konklave formulierten Bestimmungen über das deutsche Saarbecken augenfälligst nach den i. J. 1884 dem besiegten Peru aufgezwungenen Abmachungen, unter welchen Peru an Chile die wertvollen Gruben- und Salpeterprovinzen Tacna und Arica überlassen mußte, mit Vorbehalt der späteren dortigen Volksabstimmung, so daß je nach deren Ausfall Peru seine Gebiete gegen eine große Zahlung zurückerhalten sollte. In Versailles konnte man moralischerweise nicht gut vor aller Welt den französischen Begehren nachgeben über das vertraglich und öffentlich Festgelegte hinaus; nur die dem „Recht" und dem Selbstbestimmungswillen angeblich entsprechende Wiederaneignung von Elsaß-Lothringen war immer verkündet worden. So ward denn der hartnäckig zähe Clemenceau mit Hilfe von jenem hoffnungsvollen Präzedenzfall zufriedengestellt. Denn Chile hat die Volksabstimmung i. J. 1894 dann einfach nicht vorgenommen. Ein Menetekel von hinlänglicher Bedeutsamkeit für unsere regierenden Dilettanten und Optimisten, die sich über die während des Krieges vergeblich warnenden Historiker auch noch heut erhaben fühlen. [Geschrieben 1919.] Selbst der kluge Minister David bezeichnete in der Nationalversammlung zu Weimar den historischen Fachmann, und insbesondere den Professor O. Schäfer, als einen Gelehrten, der „in seinem Museum" sitzt und, da er nicht weiß, wie es in der Welt zugeht, besser nicht mitrede. Es liegt nur leider denkmethodisch so, daß, wie es in der Welt zugeht, die Historiker schon vorher sehen und wissen und jene Art Politiker immer erst nachher. Daraufhin dann versuchen sie es mit ihren unbesonnenen Weißwaschungs-

Digitized by Google

ausschüssen und Veröffentlichungen. Daß ihnen die historischen Einzelkenntnisse fehlen, ist aber noch niemals so verhängnisvoll, wie das Fehlen alles, was sich an der Geschichte bildet, Erfahrungskunde, Befähigung zur Kritik der Vorgänge und der handelnden Personen, Psychologie der Völker und der Staatskunst, Zügelung der Leichtgläubigkeiten und der illusionären Doktrinen.

So vieles nun auch in unserer Lage der karthagischen nach 202 ähnelt, ist der Sieger doch weiter gegangen. Er hat in einem Punkt die karthagische Neuentwicklung des entmannten Gemeinwesens vorweg uns abgeschnitten, das Wiederaufkommen zur merkantilen Gedeihlichkeit. Wer über den nächsten Zeitentag hinausdenkt, wird darin die Verflüchtigung der größten volksethischen Gefahr erkennen. Durch einen notgedrungen gegen früher noch vielmals mehr überhitzten Wettbewerb würden die Geschäftlichkeit und streberische Profitlichkeit, das Verflachen und Sinken zur Eintägigkeit noch allgemeiner zu einer Art hilfloser Logik werden. Bis endlich ein erschöpftes, aufgeriebenes, im sozialen Daseinskampf und Widerstreit und in gemeiner Vergnügung seiner selbst überdrüssiges Volkstum auch so nicht mehr mittut und anarchisch, nihilistisch am Ende werden läßt, was will.

Der den demokratisch-sozialdemokratischen Verständigungsoptimisten aufgejochte Friedensvertrag verunmöglicht durch sich selbst die gestellte Zumutung in ihrer Ganzheit. Vollends bei der mittelbaren Einwirkung der Valutaentwertung, die an unserem Gelde das Schicksal Portugals im 16. Jahrhundert wiederholt, wo gegenwärtig hundert ehemalige stolze Realen zusammen eine kleine Scheidemünze (100 Reis) sind; und bei der nicht minderen Verwüstung durch behelfsmäßige und zerfahrene Gesetzmacherei. Die Lage aber soll nun uns nicht als hilflos Erleidende treffen. Sie kann zum glücklichen Ursprung eines gemeinsamen, so sich zurechtfindenden und sieghaft durchsetzenden Willens gemacht werden. Bolschewismus ist da nicht der glückliche Ausweg, und auf keinen Fall ein volksnationaler. Aber etwas dieser russischen Bewegung nicht Unverwandtes würde Selbsthilfe und Gesundung. Sie liegt in der Hinnahme und Willkommenheißung der nationalen Verarmung. Doch nicht mit der Richtung zum Ermatten, wo dann die ganze Müßiggängerei Betätigung und Vorteil in der internen Jammerpolitik sucht, ein Deutschland ungefähr wie ein „größeres Portugal". Sondern in der ertüchtigten Weiterbildung der schon den Allermeisten durch den Krieg aufgewöhnten Frugalität, in der Ausbildung der im Begnügen liegenden Verselbständigungen des Einzelnen und Ausgleiche in der sozialen Gesamtheit. So trete Deutschland ins Zeichen eines im Gemeinsinn starken Spartanertums, welches den wirtschaftlichen Wehrschild seiner Verzichte und seiner Bedürfnisarmut hinausrückt an den Ring der Heimatsgrenzen und sie ideengeistig als zu den Völkern hinausblitzende Waffe dem Moloch, der uns verknechtet, in den Schlund stößt. Was immer von Deutschlands Verjüngung und Erneuerung geschrieben und gesprochen wird, nur in der verallgemeinerten Selbstzucht der Lebenseinfachheit kann sie werden. Das ist einstmals die große Lehre Homers gewesen, der die Hellenen, nachdem sie mit ihrer Zuwanderung eine schon überalte, angefaulte Vorkultur in Besitz genommen hatten, zurückrief durch seine Bilder und Gestalten und Gegenbeispiele zu den Überlieferungen ihrer mitgebrachten besseren und schöneren Ursprünglichkeit. In beiden großen Epen formte er das hohe Lied der Selbstüber-

Digitized by Google

windung (Achilleus), der charaktervollen Veredlung der Schläue und Klugheit (Odysseus), und in allem des treuen, hingebenden Gemeinsinns nebst froher, schönsinniger, an Reigen und Spielen und inhaltvoller Unterhaltung sich vergnügender Gesundheit. Dem Homer ist beschieden gewesen, durch seine unendliche Kunst der Lehren, die er in diese hinreißenden volksechten Stoffe verflocht, „dem hellenischen Volk den zweiten Morgenaufgang zu bringen", wie Antipatros es bezeichnet, zusammen aber wahrscheinlich mit Krisen und Erschütterungen, von denen uns die Kunde nicht erreichte. Um so genauer geschichtlich kennen wir diese Krisen, als das materialistische 15. Jahrhundert, dieses in allen sozialen, seelischen, moralischen, geistigen und literarischen Hinsichten zerrüttete, grobianisierte und schimpflich heruntergekommene Spätmittelalter am Ende seiner Üppigkeiten und Zoten und Narreteiungen, seiner gegenseitigen Ständeverhetzung und Gehässigkeit und Auswucherung anlangte. Als der den Völkern verhaßte Hansehandel und die süddeutschen großwucherischen Geldtruste ins Wanken und Zerbrechen kamen, da war auch die Zeit dafür gereift, daß wieder Ehrbarkeit, Freundlichkeit, Liebe, Gemeinschaft walten sollten. Da stellte man das 16. Jahrhundert auf einen erneuerten Boden der heimatlichen Wirtschaft und Erzeugung, der Einfachheit und Häuslichkeit, der Abkehr von den würde- und vernunftlosen Moden, dem importierten Luxus, den Unmäßigkeiten in Malvasieren und Kostspieligkeiten; und in dem Kampf um die religiösen Glaubensformen begriff die Gesamtheit die Wiederaufrichtung der seelischen und sittlichen Güter, was die Reformkonzilien der Geistlichen und Beamten nicht zu bringen verstanden hatten.

Zufrieden im Lebensgefühl und innerlich reich sind nur die armen Zeiten. So war das deutsche 18. Jahrhundert, dessen Empfindung von Unfreiheit eine erst durch die französische Revolution entstandene Fabel ist, das geistigste, fröhlichste, auch bei minimaler Bewirtung heiterste, munterste in allen Ständen, welches unsere Kulturgeschichte kennt, das feinstentwickelte im Kunstgeschmack, bis zum kleinstädtischen Schlosser und Tischler. So war die altgermanische Bäuerlichkeit in ihrer selbstachtungsvollen und doch heiteren Zucht, welche für uns am unmittelbarsten die in Island aufgeschriebenen Sagas widerspiegeln, die Germanenfrühzeit in ihrer Erfülltheit mit Dichtung und Lied und Mythos, in ihrem Erzählen, wie auch die Götter sich heiter necken und unermeßlich lachen können. So war Sparta, dessen vernünftige Beurteilung der athenische verklatschende Neid bis auf den heutigen Tag nicht recht aufkommen läßt; die Stadt des einfachen guten Geschmacks, der berühmten Geräte und Möbel, „weil man keine Überflüssigkeiten hatte, kein Händler und Tändler hinkam, und die Demiurgoi (Werkkünstler oder öffentlichen Gewerbler) auf das wirklich Gebrauchte ihre Kallitechnia, ihre feine Sorgfalt verwandten". Sparta ist der durch ein volles Jahrtausend mit seinen sog. lykurgischen Überlieferungen umsturzlos zufriedene Staat der schönen, gesunden, geistesquicken Menschen, voll Humor (bis ins Strafrecht, wie bei den Germanen auch), durchklungen von Tanzchören und Musik, Liedern und witziger, rascher Improvisation, so daß man hier keiner Hetären und bezahlter Tänzerinnen und vortragender Artisten bedurfte.

Wenn aus der gegenwärtigen Betäubung und auch Betäubungssucht die Wiederbesinnung kommen wird, so wird die Machtlogik der Verhältnisse dem

Digitized by Google

neuen Idealismus zum natürlichen Quellborn werden. Aus ihm werden sich der Menschenwert und die Geistigkeit der früheren bürgerlichen und vornehmeren Familien erneuern. Es wird sich die tragende Grundfläche bilden für Höhenerhebungen der nationalen Kultur und Literatur, was auf andere Art keinerlei Organisation, kein alexandrinischer Betrieb und keine von den Strebern ausgenutzte Fürsorge begönnernder Staatsregierungen erzielen kann.

Möge mir gestattet gewesen sein, die Hauptfrage, bei ihrer nicht wieder entschwindenden Inhaltsbedeutung, heute nur erst mit kulturhistorischen Strichen zu umzeichnen. (Anregungen K. Schefflers haben auf diese Zeilen eingewirkt, doch wurden sie vor seiner „Sittlichen Diktatur" für den Türmer geschrieben. Nachtr. d. Vfs.) Wenn es dem jetzigen Reiche ehrlich um die Demokratie zu tun ist, hat diese am einsichtigsten in der Annäherung der Lebenshaltungen und in der seelisch-sittlichen Wiedererhebung der nationalen Gemeinsamkeit begründet zu werden.

# Der Kuckuck ruft · Von Oswald Bergener

I.

Der Kuckuck lacht von Baum zu Baum —
Lauf zu, vielleicht magst du ihn finden.
Die Hoffnung fliegt von Traum zu Traum —
So flieg' ihr nach mit tausend Winden.
Jetzt hier, und jetzt am fernsten Ort —
Dann ist der Schalk entwischt im Schweigen.
Und ist die letzte Hoffnung fort —
Sei still, das Wehe bleibt dein Eigen.

II.

Feuchte Schleier
Dämmern überm Tal,
Dorf und Kirchturm düster in den Busch genistet,
Und von himmelhohen Pappeln lacht's entrüstet
Kuckuck, Kuckuck,
Neunundneunzigmal.

Kuckuck, Kuckuck,
Ja, du zählst es kaum:
Flüchtet baumweis übern Fluß, gehst du ihm näher;
Kehrst du um, verfolgt er außer sich den Späher
Kuckuck, Kuckuck,
Im umwölkten Traum.

Scheu im Kornfeld
Noch ein Schluchzen hängt;
Leises Vogeljauchzen schwirrt in Ufererlen,
Und ein jäher Sonnenblitz in Tränenperlen
Kuckuck, Kuckuck,
Wie Diamant sich fängt.

Digitized by Google

# Das kleine Rad

## Von Carl Svenson-Graner

Wo der Weg sich nach Lillegarden abzweigt, liegt ein rotes Häuschen, und dort wohnte Ingenieur Siegfried Hahn mit seinem Bruder Paulus, der von den Leuten des Dorfes „der närrische Paul" genannt wurde. Aber auch der Ingenieur war nicht „wie er sein sollte", wie sich die Leute auszudrücken pflegten. Er hatte seinen Kopf an einer Erfindung zergrübelt und wohnte nun mit Paulus zusammen in Skogsberga. Ein Bruder der beiden war Großhändler in Stockholm selbst und sorgte für ihren Lebensunterhalt.

Ich sehe Paulus vor mir, wenn ich will. Oft begegnete ich ihm auf meinen Wanderungen durch Skogsberga draußen auf der Landstraße. Er kam dahergetrottet wie ein Gorilla: der Körper kurz und sehr stämmig, im Besitz einer unheimlichen Kraft, deren Ausbruch gefährlich sein mußte; das Gesicht mit vorspringender Kieferpartie und mächtigen Hauzähnen hinter den grinsenden Lippen; der Bart lang, zottig und schmutzigbraun, die Augen starr und unruhig; das Haar über die Schultern fallend. Und während er dahinwankt, baumeln die großen Hände hin und her. Paulus geht infolge des Übergewichtes seines Oberkörpers so stark vornübergeneigt, daß er immer hüpfen muß, um nicht zu fallen. Und dabei schreit und halloht er vor sich hin, wenn er sich allein glaubt, so daß Fremde, die ihm begegnen, erschrecken, weil sie einen dem Irrenhaus entsprungenen Narren vor sich zu haben glauben.

Die Bewohner von Skogsberga aber fürchten den guten Paulus nicht, denn sie wissen, wie sanft und bescheiden er ist. Fragt ihn jemand, warum er schreit, so antwortet er:

„Er will an mich heran, seht ihr es nicht, daß er an mich heran will; laß mich in Frieden und scher' dich fort, sage ich."

Und er brüllt und ficht mit den Armen, wie um einen Feind abzuwehren.

Oft trägt er, wenn man ihm begegnet, eine Zeitung unter dem Arm.

„Woher kommst du?" fragt man. „Und was trägst du da?"

„Die Zeitung," sagt er, „die Zeitung für den Ingenieur. Ich habe sie auf der Post geholt, und nun wird der Ingenieur daraus erzählen."

Seine Augen sehen so kindlich treuherzig drein, während er spricht. Er nennt seinen Bruder immer den Ingenieur. Es ist, als wollte er damit immer dessen erhabener Größe und seiner eigenen unwürdigen Niedrigkeit eingedenk sein.

Dann kommt Paulus heim und reicht die Tageszeitung dem Ingenieur, der über einem kleinen Maschinenmodell grübelt. Der Ingenieur trägt einen alten Gehrock, Kragen und Manschetten, und eine grellfarbige Krawatte prunkt in dem Ausschnitt der Weste. Er wirft noch einen letzten Blick auf die Maschine, schiebt an einem Rade, wie um es zum Gehen zu bringen und nimmt darauf die Zeitung zur Hand. Paulus setzt sich andächtig auf einen Stuhl daneben, denn nun soll ja der Ingenieur erzählen. Paulus ist so gewöhnt daran, daß er sich ohne

Digitized by Google

Proteste unterwirft. Anfänglich war es ja schwer genug und er suchte allerlei Vorwände, um sich zurückzuziehen, aber der Ingenieur befahl ihm in so entrüstetem Tonfall, sitzen zu bleiben, bis er zu Ende sei, daß nun keine Macht der Welt Paulus von seinem Platze bringen könnte, ehe der Ingenieur die Zeitung fortgelegt hat.

Merkwürdigerweise ist der Ingenieur bei alledem, was in den Zeitungen zu lesen steht, mit dabei gewesen. Er erzählt dem erstaunten Paulus von seinen Erlebnissen während der Naturrevolutionen auf Martinique; er hat mit Andrée zusammen den Nordpol entdeckt, hält sich aber jetzt in Skogsberga versteckt, damit kein Mensch ihn finden und ihm seine kostbaren Aufzeichnungen stehlen könne; er ist als König Umberto in Italien ermordet worden und lebt nun inkognito in Smaland, um den Anschlägen der listigen italienischen Anarchisten zu entgehen; er ist ein märchenhaft reicher amerikanischer Börsenmann, dem es Vergnügen macht, im Elend zu leben; er ist alles und alle; in jedem kleinsten Vorfall, der in den Zeitungen mitgeteilt wird, hat er eine Rolle gespielt und berichtet Paulus darüber, der voll Andacht zuhört, obwohl er zuletzt immer wieder zu hören bekommt, wie abstoßend und dumm er ist und welch unwürdiger Bruder eines Mannes, der all diese Merkwürdigkeiten erlebt hat.

Eines Tages kommt Paulus halb laufend von der Post zurück, mit der Zeitung und einem Brief an den Bruder. Es ist Sommer, und die Sonne brennt von einem blauen, wolkenlosen Himmel. Paulus schwitzt entsetzlich in seinen groben Kleidern. Die Zeitung hält er in der einen Hand, den Brief aber hat er in die Tasche gesteckt, um ihn nicht zu verlieren. Ein ums andere Mal holt er ihn hervor, um sich zu überzeugen, daß er noch da ist.

Daheim angekommen, geht er zu seinem Bruder, überreicht ihm mit einem tiefen Bückling Zeitung und Brief, setzt sich hierauf auf einen Stuhl neben ihn, faltet die Hände und legt seinen unförmigen Kopf schief, wie um besser lauschen zu können. Der Ingenieur sieht den Brief an, liest die Adresse, untersucht genau Kuvert und Lack und legt ihn dann wieder vor sich hin auf den Tisch. Er stützt die Stirne auf die Hand, als sinne er über etwas nach. Beide Brüder sitzen stumm da. Die Sonne wirft einen breiten Goldstreifen in das Zimmer und in der strahlenden Lichtflut wirbeln Millionen feiner Staubkörnchen. Draußen auf der Landstraße fährt ein Wagen vorbei.

Der Ingenieur grübelt, wieviel Jahre es her sein mögen, seit er einen Brief bekommen hat. Früher bekam er so viele, ja früher, als er noch an der Erfindung seines perpetuum mobile arbeitete. Jetzt bekommt er niemals Briefe. Lange sitzt er da und grübelt. Endlich wird Paulus unruhig, denn er hat ja das Mittagmahl zu bereiten. Er schlägt die Hände übereinander, scharrt mit dem Fuße. Der Ingenieur hört nicht. Da sieht er eine große Fliege, die zornig umhersummt und dann und wann gegen das Fenster poltert. Leise schleicht er sich heran, streckt behutsam die Hand aus, ein hastiger Griff, und er hat sie zwischen seinen Fingern, die den schwarzen Brummer zu Brei zerquetschen. Paulus grinst vergnügt.

Der Ingenieur aber ist mißlaunig, daß Paulus ihn gestört hat.

„Hinaus in die Küche mit dir, dorthin paßt du! Rasch hinaus!“

Paulus deutet verwundert auf die Zeitung.

Digitized by Google

„Wird der Ingenieur heute nicht erzählen?“

„Nein, heute nicht, heute habe ich an meine Erfindung zu denken.“

* * *

Von frühmorgens bis spät abends ist Paulus in Bewegung. Er bettet und räumt auf, er kocht das Essen und besorgt Gänge; sobald der Ingenieur nur winkt, ist er bereit, aus dem Hause zu stürzen.

Viele Tage lang sitzt der Ingenieur da und liest in Büchern mit merkwürdigen Abbildungen; er träumt von großen Erfindungen und gerät mitunter so sehr in Eifer, daß Paulus an seinen Gedanken Anteil haben muß. Er zeigt ihm die kleine Maschine.

„Siehst du, alles ist fertig; es fehlt nur ein kleines, kleines Rad, und das beschäftigt mich beständig.“

„Nur ein kleines Rad“, echot es von Paulus.

„Ja, nur eines. Aber wenn ich dieses gefunden habe, soll die ganze Welt von Siegfried Hahn, von Ingenieur Siegfried Hahn sprechen. Alle Zeitungen werden mein Porträt bringen, alle Menschen werden sich vor mir beugen, der König wird mir einen Orden geben und die ganze Welt wird wissen, daß ich da bin, ich, der Ingenieur Siegfried Hahn.“

In solchen Stunden geschah es, daß er zu weinen begann, und Paulus konnte gar nicht verstehen, warum sein feiner Bruder, von dem man soviel Herrliches erwartete, weinen konnte.

* * *

Der Ingenieur hat sein Mittagmahl gegessen, und als er fertig ist, ruft er Paulus herein.

„Paulus, komm, beeile dich!“

Als Paulus kommt, erhält er den Befehl, den Tisch abzudecken. Er trägt das einfache Gericht in die Küche hinaus, wo er die Reste verzehrt. Er muß immer in der Küche essen, er ist nicht fein genug, an demselben Tische zu sitzen wie der Ingenieur.

Nun ruft der Bruder wieder.

„Paulus, komm, beeile dich!“

Paulus trocknet sich rasch mit der schmutzigen Faust den Mund und kommt mit vollem Munde in das Zimmer gestürzt. Der Ingenieur hat die Zeitung geöffnet, und da Paulus argwöhnt, daß nun die Reihe an das Erzählen kommt, setzt er sich in den Stuhl und wartet.

Aber der Ingenieur legt sogleich die Zeitung fort, nimmt statt dessen den Brief vor und sagt:

„Ich erhielt heute einen Brief von unserem Bruder in Stockholm, der viel feiner und reicher ist, als ich. Er will, daß du von hier fort sollst. Wenn der Pastor kommt, wirst du mehr erfahren. Der Bruder in Stockholm hat auch ihm geschrieben.“

Paulus sieht den Ingenieur mit großen, erstaunten Augen an. Er versteht nicht, was der Bruder heute erzählt. Nur das von dem Pastor versteht er, denn dieser kommt allmonatlich zu ihnen, und da wird Paulus gezwungen, sich reinzuwaschen und Kleider zu wechseln, was ihm das ärgste auf der Welt ist. Einmal

Digitized by Google

zwang der Pastor ihn sogar, mit zum Schneider zu kommen und sich Maß nehmen, sowie auch sich Haar und Bart schneiden zu lassen. Aber Paulus stieß sowohl beim Schneider wie beim Barbier solche gellende Hilferufe aus, daß die Prozedur seither nie mehr wiederholt wurde.

Der Pastor von Skogsberga ist gut Freund mit dem Großhändler in Stockholm und hat von diesem den Auftrag bekommen, die Behausung der Brüder und ihre übrigen Verhältnisse zu inspizieren. In letzter Zeit sind öfters Briefe zwischen ihnen gewechselt worden, und die beiden Männer haben beschlossen, daß Paulus in eine Pflegeanstalt für Geistesschwache geschickt werden und der Ingenieur die Aufwartung einer Magd erhalten soll. Davon handelte der Brief an den Ingenieur.

Paulus sitzt da und denkt an den Pastor und grübelt, ob er nun wieder rasiert werden muß, weil der Bruder gar so merkwürdig spricht. Lange Zeit sitzt er so und wartet auf weiteren Bescheid, als aber der Ingenieur schweigt, schleicht er in die Küche hinaus, um seine unterbrochene Mahlzeit fortzusetzen.

Gegen Abend kommt der Pastor, und da muß Paulus hineingehen und ihn begrüßen. Dann will er sich wieder hinausstehlen, aber der Bruder befiehlt ihm, zu bleiben. Der Pastor und der Ingenieur sprechen lange miteinander und nennen zuweilen Paulus Namen, und dann blickt er die beiden Männer, die über sein Schicksal zu beschließen haben, bittend an.

Ehe der Pastor geht, schüttelt er Paulus die Hand und sagt:

„Wie der Ingenieur dir erzählt hat, sollst du ja fort von hier."

„Fort?"

Paulus versteht nicht.

„Ja, zuerst nach Stenberga und dann mit dem Zuge nach — —"

Paulus schreit auf.

„Mit dem Zuge!"

Seine Augen verdrehen sich vor Entsetzen. Es gurgelt in seiner Kehle, die Arme baumeln immer heftiger. Seine ganze unförmige Gestalt ist in Aufruhr.

„Fort vom Ingenieur?" sprudelt er heraus. „Wie soll er dann die Zeitung bekommen?"

„Die bekommt er dennoch", sagt der Pastor.

„Ich will nicht fort vom Ingenieur", brüllt Paulus.

„Aber ich will dich forthaben", sagt der Ingenieur bestimmt. „Ich habe soviel Mühe mit dir, daß ich meine Erfindung nie fertig bekomme. Jetzt sollst du fort, damit ich in Ruhe und Frieden darüber nachdenken kann."

„Aber der Zug", stöhnt Paulus. Ihm ist so bange vor dem Zug, vor dem großen, schwarzen Zug, der mit Rauch und Funken dahergestürzt kommt.

Paulus will nicht; er weint.

„Fürchte dich nicht, Paulus", sagt der Pastor. „Du reisest nicht allein, ich gehe mit."

Aber Paulus schmiegt sich demütig wie ein Hund an den Ingenieur, und seine großen Augen bitten und betteln.

„Nicht mit dem Zug, mein feiner Bruder; nicht mit dem Zug!"

Digitized by Google

Der Ingenieur aber kümmert sich nicht um ihn. Da reißt Paulus, von wilder Verzweiflung gepackt, die Türe auf, stürzt hinaus auf die Landstraße, hinein in den Wald, weit, weit fort, als fliehe er vor etwas Gefährlichem.

Eines Tages aber mußte Paulus doch abreisen, und der Pastor begleitete ihn. Als er den Zug erblickte, erschrak er und wollte davonlaufen und nur mit großer Mühe verstaute der Pastor ihn in ein Kupee. Paulus setzte sich so tief wie möglich in eine Ecke. Dann pfiff der Zug und fort ging es in die Pflegeanstalt.

Nun muß der Ingenieur sich ohne Paulus behelfen. Morgens und abends kommt ein Bauernmädchen zu ihm, das aufräumt und das Essen bereitet. Aber es nützt nichts, mit ihr zu kommandieren, wie der Ingenieur es mit Paulus getan hatte. Sie starrt ihn nur an und handelt dann nach ihrem eigenen Kopfe. Der Ingenieur findet es langweilig ohne Bruder Paulus. Er denkt an ihn, an seine hündische Demut, an seine grenzenlose Dienstwilligkeit, an sein großes Interesse für alles, was den Bruder betrifft.

Als aber der Pastor kommt und fragt, wie es ihm ohne Paulus gehe, sagt er: „O danke, gut. Ich hatte so viel Mühe mit ihm, daß ich mit meiner Erfindung gar nicht zu Ende kam.“

Als der Pastor gegangen ist und der Ingenieur sich über seine Bücher beugt, denkt er wieder an Paulus. Hätte er ihn doch hier und könnte ihm seine Maschine zeigen, sie demonstrieren und ihn damit verblüffen, daß nur ein einziges Rädchen fehle! Ja, hätte er ihn doch bei sich, um von all dem Wunderbaren zu erzählen, das er erlebt hat!

* * *

Paulus ist viele Meilen von Skogsberga entfernt in der Pflegeanstalt für Geistesschwache.

Er hat nun ordentlich bereitetes Essen; er hat gute Pflege, ist rasiert, gewaschen und wohlgekleidet und hat am Abend ein weißes Bett zum Hineinkriechen. Er sieht nun wie ein Mensch aus, und immer seltener greift ihn der Unsichtbare an.

Am zweiten Tage, als er in der Anstalt war, hatte er einen Anfall, schrie und tobte und rief von Zeit zu Zeit nach dem Ingenieur. Endlich begann er zu weinen, und da wurde man seiner Herr und legte ihn zu Bette. Aber bis in den Schlaf hinein verfolgte ihn der Bruder. Paulus flüsterte mehrmals seinen Namen, ehe er sich beruhigte.

Von da an wurde er mit jedem Tage fügsamer. Anfänglich war man äußerst wachsam auf ihn, denn wenn er allein war, sah man, daß er auf etwas lauere. Aber allmählich schien alle Erinnerung in ihm erstorben, daß er jemals wo anders gewesen als in der Anstalt, und von seinem feinen Bruder sprach er nie. Die Tage wurden zu Monaten, und Paulus verwuchs immer stärker mit dem neuen Leben um ihn her. Er durfte mit im Garten arbeiten und erwies sich als ganz vernünftig. Man konnte ihn gut verwenden, denn er war stark wie ein Bär. Allmählich begann man ihm freiere Hand zu lassen und bewachte ihn nicht mehr so sorgfältig wie bisher. Es sah aus, als habe er sein ganzes vorheriges Leben vergessen.

Aber Paulus hatte weder Skogsberga noch das kleine rote Häuschen, das an dem Nebenwege lag, vergessen. Mitunter kam es ihm vor, als vermisse er

Digitized by Google

etwas. Aber er wußte nicht recht, was. Tief in seinem Gehirn brütete die Erinnerung an das Alte als ein dunkles Gedenken. Aber sie erhielt niemals Form, sie bedurfte eines äußeren Anlasses, um zu erwachen. Und den gab es nicht.

Eines Tages aber sollte das unbedeutendste Ereignis die alte Wirklichkeit in ihm heraufbeschwören und ihr ein solches Leben verleihen, daß seine gegenwärtige Existenz dagegen wie in weiter Ferne erschien und zu jenem Dunklen und Unbegreiflichen erblich, über das er grübelte, ohne es verstehen zu können.

Eines Tages wurde nämlich Paulus nach dem Postamt geschickt, das ein Stück von der Anstalt entfernt lag. Er sollte die Post holen. Es war eine Zeitung und ein Brief, und sobald er sie empfangen hatte, begab er sich auf den Heimweg. Die Zeitung trug er in der Hand, den Brief aber hatte er in die Tasche gesteckt. Ein ums andere Mal holte er ihn hervor, um zu sehen, ob er ihn noch bei sich habe. Und während er so ging, erwachte allmählich eine Erinnerung in ihm. Es wurde heller und heller in seinem Kopfe, bis es plötzlich bei ihm feststand, daß er fehlging und daß dieser Weg nicht dorthin führte, wohin er kommen wollte. Er kehrte um und ging zur Station hinab; als er das Stationshaus sah, erinnerte er sich, vor langer, langer Zeit hier aus einem Zug gestiegen zu sein, und dieser Zug rollte und rollte in seinem Gehirn, während er stille stand und vor sich hinstarrte. Durch den Wald rollte er, über Ebenen, an rinnenden Bächen entlang. Nun signalisierte er. Dort lag Stenberga und dort ... jenseits des Waldes ... auf der Anhöhe ... Skogsberga ... Skogsberga...

Paulus lief die Bahnlinie hinab. Plötzlich steht er still und lauscht. Seine Nasenlöcher erweitern sich. Er schnuppert wie ein Tier. Es braust in der Ferne, immer stärker. Es dröhnt in den Schienen. Nun pfeift es. Der Zug, der Zug ... Paulus verläßt die Bahn und stürzt waldeinwärts. Die Zeitung hat er neben dem Brief in die Tasche gesteckt. Immer schneller läuft er. Nun will dieser Unbekannte ihm wieder zu Leibe. Er stürzt dahin, als gelte es das Leben. Mitunter bleibt er stehen und keucht. Es ist, als fürchte er keine Gefahr. Dann geht es wieder weiter. Auf ungebahnten Wegen läuft er dahin, wo die Zweige ihm ins Gesicht peitschen, über Sumpf und Moos, wo er mitunter bis zu den Knien im Schlick versinkt...

Am Abend des zweiten Tages nach der Flucht erreicht er Stenberga. Da verlangsamt er seinen Schritt. Er tastet in der Tasche, ob er Brief und Zeitung noch hat. Still schleicht er nach Stenberga. Als er aber den Wald erreicht hat, der jenseits des Dorfes beginnt, hebt er an zu schreien und zu halloen wie ehemals.

Der Wald hört auf und nun trottet er die Anhöhe hinan, auf der Skogsberga liegt. Der Abend ist dunkel, aber hoch oben funkeln die Sterne. Es ist schon Nacht, und alle Häuser in dem kleinen Dorfe schlafen.

Paulus schleicht auf der Landstraße weiter, und nun hat er das rote Häuschen erreicht. Er guckt durch das Fenster, aber alles ist dunkel und still da drinnen. Er will seinen Bruder nicht wecken und legt sich auf den Vorbau mit dem Kopf auf der Schwelle. Bald schläft er tief und unschuldig nach dem langen, anstrengenden Marsch.

Am nächsten Morgen findet ihn der Ingenieur vor der Türe und ist sehr

Digitized by Google

erfreut, daß Paulus heimgekommen ist. Und als Paulus den Schlaf aus den Augen gerieben, findet er nichts Merkwürdiges darin, wieder bei dem Ingenieur zu sein. Es ist ihm, als sei er nie fort gewesen. Am selben Tage unterrichtet der Ingenieur den Pfarrer, daß Paulus heimgekommen sei, und daß er seinethalben gerne eine Zeitlang hier bleiben möge. Der Ingenieur müsse nun von der Arbeit ausruhen. Und so blieb es, wie der Ingenieur und Paulus es wollten. Paulus durfte bleiben.

Nun ist Paulus wieder im alten Geleise, holt die Post, kocht das Essen, räumt auf und spült das Geschirr. Der Ingenieur erteilt ihm tausend verschiedene Befehle und er lauscht ihnen allen mit derselben unerschütterlichen Geduld.

So vergehen die Jahre und Paulus ist ebenso schmutzig wie in der guten alten Zeit, das Haar ist ebenso lang, der Bart ebenso zottig. Der Ingenieur spricht jetzt nicht mehr so oft von seiner Erfindung und erzählt selten etwas aus der Zeitung. Mitunter des Nachts ruft er Paulus, und wenn dieser hineinkommt, bittet er um Wasser. Als der Ingenieur eines Tages zum Mittagessen soll, fällt er auf dem Tisch zusammen. Paulus hilft dem Bruder ins Bett.

„Ich bin krank", sagt der Ingenieur.

„Der Ingenieur ist krank", wiederholt Paulus bewundernd.

Nachmittags kommt der Pfarrer und sieht nach dem Ingenieur, und am nächsten Tage kommt er mit einem feinen Herrn zurück, der den Körper des Ingenieurs abklopft, das Ohr an seine Brust legt und lauscht. Paulus sieht zu und glaubt fest und steif, daß sie horchen wollen, ob die Erfindung bald fertig sei und ob der Ingenieur das kleine Rad schon gefunden habe.

Bald erholt der Ingenieur sich indessen, liest in seinen Büchern und spricht wieder von seiner Erfindung.

Eines Tages kommt Paulus wie gewöhnlich die Landstraße dahergestiefelt, schreiend und hallend. In der Hand hat er die Zeitung, die er geholt hat. Als er heimkommt, sieht er, daß die Rollgardine beim Ingenieur noch unten ist und als er in die Türe guckt, erblickt er den Bruder, der in seinem Bette liegt und schläft.

Paulus wagt ihn nicht zu wecken, sondern beginnt das Essen zu bereiten. Als es fertig ist, stellt er es auf den Tisch im Zimmer des Ingenieurs. Dann rollt er die Gardine auf. Der Ingenieur aber schläft weiter.

Da geht Paulus zum Bruder hinüber, beugt sich über ihn und ruft ihn an.

Aber der Ingenieur schläft weiter. Paulus schüttelt ihn — er erwacht nicht; er weint und ruft des Bruders Namen, aber dieser schläft immer noch.

Paulus' lautes Geschrei lockt ein paar Bauern heran.

„Warum schreist du so entsetzlich?" fragen sie.

„Der Ingenieur will nicht erwachen."

Die Bauern gehen zum Bett und gucken ihn an.

„Er ist ja tot!" sagen sie.

„Nein, er schläft nur", sagt Paulus. „Sonst ist er aber so früh auf."

Paulus findet seinen Bruder so schön, wie er in dem schwarzen Bette liegt, in das der Pfarrer ihn geschafft hat. So feines weißes Laken und so schöner Flor ringsumher! Paulus zeigt allen Besuchern voll Stolz seinen Bruder. Und es



Digitized by Google

sind nicht wenige, die kommen. Fast die ganze Bevölkerung von Skogsberga will die Leiche sehen.

Als aber Paulus allein ist, wundert er sich, warum der Ingenieur nicht in die Zeitung sehen oder ein einziges Wort von seiner Erfindung sprechen will. Noch immer holt er jeden Tag die Zeitung und legt sie, wenn er kommt, neben den Ingenieur hin.

Dann beginnt er den Bruder zu bitten und zu betteln, er möge doch etwas erzählen oder von dem kleinen Rade sprechen.

„Der Ingenieur soll sich nicht grämen; er wird es schon finden, er wird das kleine Rad schon finden."

Als er eines Tages so steht, kommen die Männer, um das Begräbnis zu ordnen, und gleich darauf kommt der Pfarrer. Paulus steht still und sieht zu, wie die Männer den Deckel auf den Sarg schrauben. Als sie ihn aber aus dem Zimmer tragen wollten, ruft er:

„Er soll hier bleiben, er soll immer bei mir bleiben, mein feiner Bruder!"

Die Männer aber tragen den Sarg auf den Friedhof, und viele Neugierige folgen.

Da erfaßt Paulus eine wilde Verzweiflung. Er versteht, daß sie das Bett mit dem Ingenieur draußen auf dem Friedhof in die Erde graben wollen, wie er es mit anderen tun gesehen hat. Sein Gesicht wird blutrot, die Augen rollen, die Hände ballen sich.

„Es ist mein Bruder," schreit er, „mein Bruder! Laßt ihn los! Er soll die Zeitung lesen und an das kleine Rad denken. Laßt ihn los!"

Und er stürzt zu den Trägern hin, packt den einen und drückt ihn mit wahnsinniger Kraft zu Boden, beißt einen andern in das Ohr, kratzt einen dritten mit den Nägeln, so daß das Blut rinnt. Der Sarg fällt zu Boden, und Paulus wirft sich über die Papierkränze und schlägt mit geballter Faust auf den Deckel, so daß es dröhnt.

„Nehmt ihn nicht fort," ruft er, „grabt ihn nicht ein, meinen feinen Bruder!"

Die Bauern übermannen Paulus, der mit Schaum um den Mund schreit und wild um sich schlägt. Und so müssen sie den Ingenieur begraben, ohne daß Paulus es sieht.

„Nun steht es wohl schlecht mit dem Armen", sagen die Leute. „Nun muß der Pfarrer dazusehen, ihn in dem Hospital in Norrsjö unterzubringen."

Und dorthin kommt Paulus auch bald darauf, denn die Tobsucht ist in ihm losgebrochen und er ist gefährlich geworden. Er kommt hin, gebunden an Händen und Füßen. Aber während des ganzen Weges durch Skogsberga ruft er unaufhörlich:

„Lieber, guter Ingenieur, komm und hilf mir!"

Digitized by Google

# Germania

## Von Mathilde Wüſtner

Und ſo wir uns denn nicht ſelber erkennen,
Und das arme Deutſchland,
Das ſchwergefallne und kotbedeckte,
„Die anderen“ nennen,
Wird's nimmermehr gut. —
Beſpien und geſchlagen ſieht es uns an,
Die herrlichen Augen voll Sünde und Wahn:
Auf der Stirne, der lichten, gedankenreichen,
Das Kainszeichen. —
Die Brüſte, die einſt uns alle genährt,
Schlaff, leer und verheert.
Die Hände, die uns ſo liebreich getragen,
Für uns mit Teufel und Tod ſich geſchlagen,
Die Werte geſchaffen und Schönheit gerafft,
Ohne Leben und Kraft. —
Wie ſie zittern vor Pein!
Und — nicht einmal rein. —
Die Füße, die einſt zum fröhlichen Tanz
Uns vorangeſchritten in Glück und Glanz,
Auf geebneten Wegen, reinlich und gut,
Sie mußten bis über die Knöchel durch Blut. —
Und wir ziehn die Kleider an uns heran;
„Die andern waren's, die das getan.“ —
Nein! Wir, wir ſind's, die von Gott verlaſſen,
Die Freunde betrügen, die Brüder haſſen,
Die jeder Sünde ins glatte Geſicht
Noch lachten — und heute wiſſen wir's nicht. —
Und ehe wir uns an die Bruſt nicht ſchlagen,
Hilf Gott! Hilf Gott! wird's nimmermehr tagen.
Und wenn wir uns nicht zur Heimat bekennen
— Auch unterm Fluch — wird das Herz ihr verbrennen. — —
Wir müſſen ihr jetzt die Feſſeln löſen,
Von der Stirne küſſen den Hauch des Böſen,
Aus den Augen den irren, flimmernden Schein.
Erſt dann wird ſie rein. —
Wir müſſen ihr all unſer Herzblut geben,
Erſt dann wird ſie leben. —
Doch das Schlimmſte — die nie wieder tanzen — die Füße!
— Wir tanzten zu bald, auf daß ſie es büße. —
Und ob wir gleich zu Tode uns ſehnen,
Weiß werden ſie niemals,
Von Tränen — von Tränen. —

Digitized by Google

# Du sollst nicht töten

## Von Karl v. Wachter

Die öffentliche Meinung in Deutschland ist schon vor dem Weltkriege, hauptsächlich aber während desselben und bis auf den heutigen Tag in viel größerem Umfange, als gewöhnlich angenommen wird, vom feindlichen Auslande gemacht worden. Doch war dies nur möglich, weil dem Unternehmen mächtige innere Strömungen zu Hilfe kamen, von denen der Pazifismus zwar nicht in erster Linie stand, aber doch um so mehr an Bedeutung gewann, je länger der Krieg sich hinzog. Seinem Einfluß war es zuzuschreiben, wenn die Ansicht, daß der Krieg und der Beruf des Kriegers mit dem Bekenntnis zum Christentum unvereinbar seien, auch bei uns immer mehr überzeugte Anhänger fand, die sich dabei auf das biblische Verbot beriefen: Du sollst nicht töten.

An dem Verbot ist nicht zu rütteln, auf seine Übertretung ist sogar die Todesstrafe gesetzt. „Stecke dein Schwert in die Scheide, denn wer zum Schwert greift, soll durch das Schwert umkommen", sagt Jesus selbst zu Petrus im Garten von Gethsemane. Aber: durch das Schwert umkommen — also muß auch einer da sein, der es führt, der die von Gott verordnete Strafe vollstreckt. Gilt das nur für die einzelnen oder auch für die Völker, nur für die Ordnung innerhalb des Staates oder auch für seine Beziehungen zu andern Staaten?

Die Kriegsleute, die Johannes den Täufer frugen, was sie tun sollten, erhielten nicht die Antwort, daß sie den Kriegsdienst verlassen sollten, und ebensowenig erging eine solche Aufforderung an den Hauptmann von Kapernaum, dessen Glauben Jesus rühmt, oder an den „frommen und gottesfürchtigen" Hauptmann Cornelius, der gleich dem erstgenannten besonderer Gnade gewürdigt wird. — Wenn wir noch den Hauptmann unter dem Kreuz hinzunehmen mit dem, was die Evangelien über ihn berichten, so können wir zugleich die Feststellung machen, daß es nur würdige und sittlich hochstehende Persönlichkeiten sind, denen wir als Vertreter des Offiziersberufes im Neuen Testament begegnen. —

Luther unterscheidet als zwei Hauptgebiete menschlicher Arbeit die Agrikultura und die Militia, das Nährampt und das Wehrampt. Kriegführen gilt ihm als ein ebenso berechtigter und ehrenhafter Beruf wie das Handwerk, und in der bekannten Schrift: „Ob Kriegsleute auch im seligen Stande sein können" spricht er sich grundsätzlich dahin aus, daß der Beruf des Soldaten ein gottgewollter sei. Voraussetzung ist ihm allerdings, daß es sich um gerechte Kriege handelt, die zur völkischen Selbstbehauptung notwendig sind. Die Entscheidung darüber fällt aber der Obrigkeit zu; im Artikel 16 der Augsburger Konfession wird gelehrt, „... daß Christen mögen in Obrigkeit-, Fürsten- und Richteramt ohne Sünde sein, ... Übeltäter mit dem Schwert strafen, rechte Kriege führen, streiten, kaufen und verkaufen..." Die Obrigkeit allein und nicht der Feldherr, geschweige denn der Soldat trägt also die Verantwortung für den Krieg. Mit guten Gründen waren und sind die Regierungen unserer Feinde unermüdlich in dem Bestreben, ihre eigenen wie die neutralen Völker und die Nachwelt nicht minder als die Mitwelt von unserer Schuld am Kriege zu überzeugen.

Digitized by Google

Wie steht es aber mit dem Recht der Selbstbehauptung, das für Luther selbstverständlich war und auch heute von unseren Widersachern in der Theorie nicht angefochten wird? Jede völkische Kultur — und eine andere gibt es nicht — ist individuell, stellt einen einzigartigen, unersetzlichen Wert dar und soll gerade deshalb allen Völkern zugute kommen. Zugleich ist sie aber ein unveräußerlicher, weil in seinen geistigen Grundlagen anerschaffener Besitz, der nicht auf andere übergehen kann, sondern mit dem Besitzer besteht und vergeht. Dies gilt besonders von den im Volkstum beschlossenen geistigen Gütern, diesen höchsten Kulturwerten, die von uns nicht abgehen, wenn sie als Gaben von uns ausgehen. Sollen wir daher mit diesen Gaben anderen Völkern dienen, so erwächst aus dieser Pflicht des Kulturdienstes ohne weiteres die Pflicht der Selbstbehauptung und des Abwehrkrieges. Ja die Pflicht der Selbsterhaltung durch den Krieg ist in Fällen denkbar, in denen der Feind selbst gar nicht zu den Waffen greift, wenn er uns statt dessen mit anderen Mitteln das nationale Lebenslicht ausblasen oder an der Entfaltung unserer Lebenskräfte hindern will. Im Weltkriege aber hat es sich für uns um einen reinen Abwehrkrieg gehandelt.

Nicht nur für Luther, für die ganze Zeit, der die Bibel als unbedingte Autorität galt, war der Pazifismus eine unbekannte Größe. Erst ein rationalistisch verwässertes, unmännlich gewordenes Christentum wurde der Boden, auf dem der ebenso unmännliche Pazifismus sich entwickeln konnte. Unmännlich nennen wir beide, weil beiden der Mut fehlt, das Böse in der menschlichen Natur als unabänderliche Tatsache anzuerkennen. Die letzte Ursache des Krieges ist aber dieses „radikale Böse", wie es Kant nennt, nach christlicher Lehre die Sünde, die nicht nur ins Einzelleben, sondern ebenso ins Völkerleben eingedrungen ist. Deshalb ist auch gerade vom christlichen Standpunkte aus der Krieg vom Völkerleben nicht zu trennen, sondern, wie Moltke sagte, „ein Element in der von Gott gesetzten Weltordnung". Wohlverstanden, nicht ein Stück der Schöpfungsordnung, sondern der nach dem Abfall zugelassenen Weltordnung. Weil Gott die Menschheit trotz dem Abfall fortbestehen lassen wollte, wollte er unter den Folgen dieses Fortbestehens auch den Krieg. Er ist ein notwendiges Übel wie jede Gewalt, ja wie der Staat selber, und mit der Sünde werden alle drei verschwinden. Aber diese Umwandlung der menschlichen Natur — wir folgen auch im weiteren der Bibel, um den Pazifismus, der sich auf sie beruft, aus ihr zu widerlegen — diese Umwandlung der menschlichen Natur und mit ihr den ewigen Frieden wird erst das Weltende bringen. Bis dahin bleibt die Sünde und steigert ihre Macht bis zu diesem Ende.

Wer aber die zentrale Macht und Bedeutung des Bösen in der menschlichen Natur leugnet, der hat es auch nicht nötig, an ein Weltende zu glauben. Und wer an beides nicht glaubt, der kann und muß zugleich etwas anderes glauben, wenn er nicht verzweifeln will. Denn wie jedem Glauben ein Unglaube entspricht, so auch jedem Unglauben ein Glaube, und dem Unglauben an Sünde und Weltgericht entspricht der Glaube an die Lehre des Evolutionismus, wonach sich die Menschheit trotz allen gegenteiligen Erfahrungen im unaufhaltsamen Aufstieg zu immer größerer sittlicher Vollkommenheit befindet und durch das stetig fortschreitende Werk der Humanität schließlich unmittelbar in den Himmel hineinwächst. Was dem einzelnen unmöglich ist, das wird nach dieser Theorie der Gesamtheit ge-

Digitized by Google

lingen. Zuerst muß unter anderem der Krieg verschwinden, dann erst kann die menschliche Natur ihrer Vollendung entgegengeführt werden, und der Wegfall des Krieges selbst wird hiezu beitragen. Wenn sich aber diese Lehre als trügerisch erweisen ‚der Krieg aufhören und das Böse in der menschlichen Natur bestehen bleiben sollte, dann würde allerdings der Zustand eintreten, von dem Moltke sagte: „Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner." Fragt sich also nur, ob er nach christlicher Auffassung eintreten kann oder wird. Daß er an sich denkbar ist, wird man ja zugeben müssen; es braucht nur erst einmal eine Einzelmacht oder eine Mächtegruppe das unbedingte Übergewicht über alle andern Völker erlangt zu haben, dann wird auf der Welt die gleiche Ruhe wie in jedem andern Zuchthaus herrschen. Nun, die Evangelien lassen keinen Zweifel, daß der Traum, der nicht einmal ein schöner ist, Wirklichkeit werden soll, aber allerdings erst gegen das Ende der Weltzeit. Denn die großen Kriege, von denen dort die Rede ist, sollen der Endzeit vorausgehen. Ausdrücklich wird von ihnen gesagt: „Aber das ist noch nicht das Ende ... Alles das aber ist der Anfang der Wehen." (So Matth. 24, und in fast wörtlicher Übereinstimmung Mark. 13: „Aber es ist noch nicht das Ende ... Der Anfang der Wehen ist das", und Luk. 21: „Aber nicht sogleich kommt das Ende." Weizsäckersche Übersetzung.) Mit anderen Worten, die Endzeit wird dem Pazifismus, dem Weltfrieden gehören. Was ist aber damit gesagt? Damit ist gesagt, daß gerade der Weltfriede der Boden sein wird, auf dem sich unter dem Namen der Humanität das antichristliche Reich erheben wird. Es wird sich für das wahre, d. h. für das zeitgemäße Christentum ausgeben, wie es ja der Pazifismus, der in seinen Anfängen schon ziemlich lange vorhanden und vorzüglich in Amerika ausgebildet worden ist, jetzt schon tut. Es hat demnach nichts Gutes zu bedeuten, wenn einmal die Kriege aufhören. Womit nicht gesagt sein will, daß wir jetzt schon an diesem Punkte angelangt sind; darüber wissen wir nichts. Aber darauf kommt es uns hier auch gar nicht an, vielmehr sollte nur gezeigt werden, was die vom Pazifismus in Anspruch genommene Bibel vom Kriege und vom Pazifismus selber hält. Ihr Urteil über beides wird uns abgeschlossen vorliegen, wenn wir noch das Folgende in den Kreis unserer Betrachtung ziehen.

Wenn der Krieg seine letzte Ursache in der Sünde hat, so hat er andererseits das Vorhandensein einer Mehrzahl von Völkern zur Voraussetzung. Dies gibt einen Anhalt zur Beantwortung der Frage, von welcher besonderen Art die Sünde war, durch die der Krieg in die Welt kam. Vermöge ihrer größeren Lebenskraft war die Menschheit der ersten Zeiten auch zu größeren Verbrechen befähigt als die späteren Geschlechter, zu Verbrechen, deren Tragweite die durch sie veranlaßten göttlichen Gegenmaßnahmen der Sintflut und der Sprachverwirrung ahnen lassen. Die Auflehnung gegen Gott, die uns aus dem mosaischen Bericht unter dem Namen des babylonischen Turmbaues bekannt ist, hatte die Zerteilung der einheitlichen Menschheit in eine Vielheit von Völkern verschiedener Zungen als Strafgericht zur Folge. Die völkische Eigenart führte zu gegenseitiger Absonderung und ließ den nationalen Egoismus erwachen, der aus der Weltgeschichte eine Geschichte immerwährender Kriege machte. Das Schwert des einen sollte gegen den anderen wüten, damit die Völker nicht mehr auf den Gedanken kämen, sich zu weltumfassenden widergöttlichen Unternehmungen zusammenzuschließen, die den Unter-

Digitized by Google

gang des Menschengeschlechts herbeiführen mußten — zu einem Sich-gleichsetzen-Wollen mit Gott durch Menschheitsvergötterung. Die widergöttlichen Kräfte waren zersprengt und zersplittert, aber freilich auch die gottgemäßen. Mit dem Eintritt des Weltfriedens, den seine Stifter als den ewigen rühmen werden, wird das anders werden. Er wird die Möglichkeit schaffen, daß die zerstreuten Glieder der von Gott abgewandten und der ihm zugewandten Menschheit, die Kräfte des christlichen wie des antichristlichen Reiches, sich sammeln, und in der Gegensätzlichkeit zwischen diesen beiden Reichen wird die Lage, wie sie vor der Sprachverwirrung war, mit dem Unterschiede wieder hergestellt sein, daß dann die Trennungslinie durch die Menschheit selber geht (und innerhalb der Menschheit durch die einzelnen Völker). Welche Verhältnisse dies zur Folge haben wird, kann sich jeder selbst ausmalen. Einen Anhalt geben die Erscheinungen der Gegenwart, nicht ihre Worte, sondern ihre Taten, daß Maß ihrer christlichen Nächstenliebe und ihre Haltung gegen die alte christliche Kirche. Womit, um es zu wiederholen, nicht gesagt sein will, daß sich das antichristliche Reich schon im Anschluß an die dermalige Weltlage entwickeln müsse.

Vom Standpunkte der Bibel aus kommt also dem Kriege, richtig verstanden, eine der Langmut Gottes entsprechende, aufschiebende und erhaltende Bedeutung im göttlichen Weltplane zu, während der Weltfriede nicht nur, wie wir schon feststellen konnten, den Boden, d. h. die Möglichkeit für den Zusammenschluß der antichristlichen Mächte schaffen, sondern indem er, die Weiche umlegend, den Haß auf ein neues Geleise führt, das antichristliche Reich unmittelbar hervorrufen wird. Dann ist aber der Pazifismus den „kräftigen Irrtümern" beizurechnen, vor denen die Bibel warnt, und seine Apostel den „Lügenpropheten", die „viele irreführen" werden.

# Dereinst

## Von Ernst Ludwig Schellenberg

**Dereinst — ich weiß es — reift die hohe Stunde,**
**Wo aus dem Brachfeld der Vergangenheit,**
**Aus all dem schwerverharschten Blut und Leid,**
**Die Sage blüht auf schwarzem Ackergrunde.**

**Des Abends, wenn sich um die Garbenbunde**
**Die Schnitter sammeln und vorherbstlich weit**
**Der Sonne tiefe Strahleninnigkeit**
**Sich ausströmt über die gestillte Runde,**

**Dann nickt wohl einer deutend: „Damals war's,**
**Als wir im Jubel des verklärten Jahrs**
**Dein Wort begriffen, Heimaterntеland:**

**Seid Feld gleich mir und Zukunft — glaubt und schafft!"**
**Und die ringsum bestaunen scheu die Kraft**
**Der ästig hingereckten Greisenhand . . .**

Digitized by Google

# Wagenfahrt

## Von Judith Stamm

Wenn ich den gelben Jagdwagen vor dem Wagenschuppen stehen sehe, weiß ich, daß bald der Kutscher die Pferde herbeiführen wird, die mit langen, unaufmerksamen Schritten und gesenkten Köpfen sich führen lassen und die Lässigkeit der Stallruhe erst abstreifen, wenn sie aufgezäumt und angespannt sind. Dann wird vorgefahren. Alles erscheint glänzend neu, wenn der Wagen um das Halbrund der Auffahrt biegt, leicht knirschend, und die unverbrauchte Pferdekraft gesammelt und gebändigt im Spiel der schlanken Glieder sich offenbart. Ein leiser Pfiff — und der Wagen hält vorm Hause.

Die Auffatzzügel klirren bei den ungeduldigen Kopfbewegungen der Tiere. Die kurzen Schwänze gehen unaufhörlich hin und her, und abwechselnd stampfen die Hufe in den weichen Sand.

Jetzt geht die Haustür auf, und mit einigem Hin und Her, Tragen von Decken und Mänteln, Fragen und Rufen, steigt man ein. Ich sitze neben dem Kutscher auf dem Bock und habe von da aus einen freien, weiten Blick. —

An den Dorfhäusern reißt uns der donnernde Schall der Hufe auf dem Pflaster rasch vorbei; von knicksenden kleinen Mädchen und hutschwenkenden Jungens flattern uns abgerissene, schrille Rufe nach, und dann gleiten wir in einen weichen Feldweg.

Es ist so seltsam, still zu sitzen und sachte die Bilder an sich vorbeigleiten zu lassen, wie eines aus dem anderen kommt. Wie dort hinter dem Fluß ein dunkler Wald ansteigt und vor dem Wald eine helle Sandklippe liegt. Wie weiterhin in der flachen Wiese Kühe weiden und allmählich vereinzeltes Erlengestrüpp zu einer Wildnis überleitet, aus der schlanke, in Anmut geneigte Birken aufsteigen und einsame Wasser ehemaliger Torfstiche aufblinken, die nun ganz überwuchern und unzugänglich werden. Es ist alles so selbstverständlich nebeneinander, und diese stille Harmonie ist uns in unserer ewigen Veränderlichkeit eine Wohltat.

Am Himmel spielen und tummeln sich ziehende weiße Sommerwolken. Auf ihrer weiten Reise treiben sie lauter Possen, puffen und drängen sich ineinander, erscheinen wieder mit ganz veränderter Gestalt ein Stück weiter und scheinen dann wie ein Reigen sich an den Händen festhaltender Kinder im Horizont zusammenzufließen und weiterzuziehen in Länder, die wir nicht sehen können.

Im Korn rauscht es auf, wenn der Wind einen tiefen Atemzug tut. Dann neigen sich die schweren Ähren vom Roggen in den Weg hinein und streifen den Wagen. Mit ausgestreckter Hand fühlt man sie wieder entgleiten. Es duftet frisch und kernig nach den wachsenden, sich füllenden Ähren. Ich bin glücklich, daß ich fahren kann. Wie köstlich ist der vorbeistreifende Lufthauch an den Schläfen, das Auf- und Zurücktauchen der sommerlichen Bilder, die sich reich und ungebeten aus sich selbst heraus entfalten.

Ich betrachte die Wegränder, die eine besondere Welt sind.

Digitized by Google

Oft sind sie nur klein und einfach. Beifuß und Wermut breiten sich in vielstengeligen Büschen im Gras, weißfilzig und silbern oder dunkelgrün, je nach dem Spiel der Blätter. Dann sind einige Strahlenkronen von Löwenzahn hineingesprengt, aus der Gemeinschaft in den Feldern verlorengegangener Hederich, der nur hier, wo er nicht unter seinesgleichen ist, mit großem Pomp auftritt und aufstrebt wie ein kleiner Wald. Ein Stückchen weiter ist das Grün lose mit feinlila Malvenblüten bestickt, die in breiten Kränzen wuchern. Ihre Blüten sind zart geädert, und man wundert sich eigentlich, daß sie ihre Lieblichkeit so am Wege ausstellen. Kamillen und Wucherblumen drängen sie von ihren Plätzen.

Aber dann sind die Feldsäume da. Aus dem dämmernden Wald undurchdringlicher Halme leuchten die Kornblumenaugen, werden nach dem Rande zu immer mehr und stehen schließlich eine neben der anderen, steif und beharrlich. Freudeatmender, brennender Mohn verglüht dazwischen, und mit stolz getragenen Häuptern finden sich Kornrahden dazu ein. Man ist unter Gleichgesinnten, die gern das Recht für sich in Anspruch nehmen möchten, die einzig richtigen Feldblumensträuße zu bilden. Einige bräunliche Rispengräser und vielleicht noch ein paar jener aufgeblasenen Taglichtnelken sind zugelassen.

Neben den wechselnden Blumenstreifen fahren wir so dahin und tauchen plötzlich in ein blaues Meer. Alles andere ist verdrängt. Nicht mit Verstecken und Schöntun oder mit zerbrechender Zartheit, sondern in zagloser Lebenslust und lachender, weitaufgetaner Schönheit brander Natterkopf um die Räder. Mir fliegt von hinten eine der blauen Blumen in den Schoß. Die ganz jungen Knospen und Blüten sind noch leicht errötet, aber die voll Entfalteten strahlen über das ganze Gesicht und läuten mit weit heraushängenden rotstieligen Staubfäden zu ihrer kurzen Festzeit des Blühens.

Bis in die dunkelgrünen Kartoffelfelder tauchen sie ein, schlagen hinter uns zusammen, wie ein durchschnittenes Wasser.

Aber nur in den Feldwegen gibt es solche Pracht. Auf der harten, sauberen Chaussee kommt nichts an das Fuhrwerk heran. Da sammeln die abfallenden Grabenränder allerlei bunten Krimskrams auf. Die Baumreihen stehen dafür hier am Wege. Nicht die fruchtschweren oder in lauter riesige Blütensträuße aufgepflanzten Obstbäume Mittel- und Süddeutschlands, sondern viel Ahorn, Ebereschen und Linden. Auch Rüstern dazwischen und Eschen, unterbrochen von langen Streifen hochragender Birken, durch die die Sonnenstrahlen gemildert hindurchrieseln. Bei den kleineren, rundkronigen Ahornbäumen kommt immer ein kugeliger, dichter Schatten neben großes Licht. Auf und ab spielt es über uns hin. Es ist die Zeit traumheller Sommernächte und ganz vom Summen honigtrunkener Bienen übertönter, sommerweißer Johannistage. — — Wir fahren weiter, vorbei an einem abgebauten Wald, in dessen Stapeln der Saft noch perlt. Zusammengetretene Schafherden trippeln darauf umher und sehen mit blöden Gesichtern ein wenig auf, als sie das Geräusch des Wagens hören. Ein alter Schäfer in blauem Kittel steht im Schatten eines Baumes, während ein großer, weiß-gelb gefleckter Hund mit aufgerolltem Schwanz und gespitzten Ohren aufmerksam die Bewegungen der Herde verfolgt. Ein Schloß taucht dahinter auf. Wir biegen

Digitized by Google

in die Allee ein, die zu ihm führt. Ich führe gern immerzu weiter und blicke sehnsüchtig nach der hinter mächtigen Parkbäumen versinkenden Welt der lustigen Straße zurück.

Zwischen kühlen Tujahecken fliegt der Wagen hindurch und hält dann vor dem großen gelben Schloß. Es ist alles frei und licht darum. In großen, blumigen Streifen breitet sich der Teppich der Gartenanlagen. Eine schöne junge Frau in fließendem weißen Kleid mit dunkelroten Rosen empfängt uns, und alles ist wie ein Traum. So viele Säle und matt durchleuchtete Räume, knirschendes Parkett und wieder neue Herrlichkeiten hinter sich auftuenden riesigen Flügeltüren. Rosen und andere bunte Blumen, bei denen es gleichgültig ist, wie sie heißen — sie sind nur da, duften —, stehen in kristallfunkelnden Vasen auf Tischen, die in verschiedenen Ecken vor tiefen weichen Sesseln stehen. In einer großen Halle fällt wieder hell und rein das Sonnenlicht ein und erlöst mich etwas von dem schwülen Druck der Pracht.

Ich weiß nicht recht, was man alles tut. Wohl nicht viel. Freundliche Gespräche und viel gute Speisen. Wein in Karaffen und Obst in Schalen gehen an mir vorüber. Das ist wohltuend und angenehm, und doch nicht recht Wirklichkeit. Der große, fremde Park flüstert und raunt wunderlich. Die vielen Bäume und Gewächse aus fernen Ländern rascheln auf unbekannte Weise in das sanfte Wiegen und Rauschen heimatlicher Buchen und Eichen hinein. Bunt aufgeputzte Wasservögel rudern auf der Seefläche, die dort, wo Weiden und Hängebirken sich darüber neigen, tief schwarzgrün, an den Stellen wo das Licht darüber geht, mattoliv mit goldenen Tönen aussieht.

Als es Nacht geworden ist über vielem Schauen und sacht dahingleitenden Gesprächen, bringt die junge Frau im weißen Kleid ihre Gäste wieder in die Empfangshalle aus Marmor. Man packt sich in Mäntel und fährt mit den ungeduldigen Pferden davon.

Mir ist es, als kehre ich in meine Heimat zurück, als wir aus dem tiefen Schatten der Alleen wieder auf die Straße biegen. Eine wundersam kalte und reine Nacht umfängt mich. Man sieht nicht mehr nach den Wegrändern. Kein Vogelspiel ist in der Luft und die Geräusche von Arbeit und Regsamkeit des Tages sind ausgelöscht. Nur die laufenden Felder in ihren unendlichen Flächen erfüllen alles. Aus den dazwischen eingebetteten Wiesen mit tiefliegenden Wasserlöchern steigen weiß und unwiderstehlich die Nebel auf und ziehen über das Korn wie Rauch. Sie fassen nach mir mit kalten, feuchten Fingern.

Ganz silbern und unsagbar stolz sehen die Felder aus. Durch Menschenwerk entstanden, und doch ist das, was in ihnen liegt, größer als wir.

Ich möchte, ich könnte noch lange immerfort so fahren, zusehen wie die Pferdehufe den Weg abmessen und die Zügel sanft auf das blanke Fell klatschen. Ich wollte, es käme nicht so schnell das Ende des Weges zwischen den silbernen Feldern und der letzte scharfe Trab zur Einfahrt vor das schlafende Gutshaus.

Digitized by Google

# Von innen heraus!

## Von Wilhelm Bruchmüller

Im Jahre 1913, unmittelbar vor dem Ausbruch des großen Weltkrieges, haben wir in Deutschland die Hundertjahr-Gedächtnisfeier der Freiheitskriege begangen mit rauschenden Festfeiern, mit vielen Gedächtnisreden und Gedenkschriften, und doch zumeist mit wenig innerlicher Berührtheit und Anteilnahme. Wir waren ja in unserer politischen und militärischen Machtstellung, unserem wirtschaftlichen Siegeslaufe, unserem materiellen Wohlstande, unserem an Äußerlichkeiten hängenden Genießertum jener Zeit unserer Vorväter vor hundert Jahren mit ihrer schlichten Innerlichkeit und Frömmigkeit, ihrer fast ärmlichen Bedürfnislosigkeit der äußeren Lebenshaltung so fremd geworden, daß wir nur schwer noch eine Brücke wirklich tieferen Verständnisses zu ihr hinüberzuschlagen vermochten. Geistes- und wesensverwandt hätten wir uns damals eher, was sich freilich niemand von uns eingestehen mochte, der Zeit vor dem Zusammenbruche von 1806 fühlen können. Verwandt in ihrer Skepsis, ihrer religiösen und politischen Gleichgültigkeit und ihrem genußfrohen Epikuräismus. Der Zusammenbruch, der dieser innerlich ausgehöhlten Zeit vor 1806 zuteil geworden ist, hat sich denn auch an uns wiederholt, in noch gewaltigerem Ausmaße und tieferem Sturze wohl sogar, als ihn die damalige deutsche Welt erleben mußte. Und in unserem heutigen Leide erst haben wir damit ein inneres Verhältnis zu der Zeit des Wiederaufbaues und mühseligen Wiederaufstieges nach 1806 bis 1813/15 wieder gefunden.

Aber haben wir es auch wirklich schon gefunden? Suchen wir nicht vielmehr erst darnach? Sind wir wirklich schon auf dem Wege einer inneren geistigen Erneuerung unseres gesamten Volkslebens? Ehrlicherweise werden wir diese Frage schwerlich heute schon mit einem freudigen Ja beantworten können. Wir werden uns damit bescheiden müssen, wenn wir die ersten tastenden Schritte nach diesem Ziele hin festzustellen vermögen.

Manch ehrlicher Schwärmer, deren es in Deutschland wohl immer noch zur Genüge gibt, mag wohl aus innerster Überzeugung in der Novemberrevolution von 1918 den Anbruch einer neuen, besseren Zeit, einer Zeit wirklicher Volksfreiheit und Gleichheit sehen zu dürfen geglaubt haben. Der wirklich ehrliche unter diesen Schwärmern wird seitdem seinen Glauben an diese neue Zeit als Irr- und Aberglauben erkannt und abgetan haben. Der grobe, ideenlose Materialismus der führenden deutschen Sozialdemokratie hat nach dem Worte eines ihrer Führer selbst die Revolution in eine Lohnbewegung umgewandelt. In äußeren Reformen allein, die in dem Schlagwort der Sozialisierung gipfeln, sucht man das Allheilmittel für alle Schäden der Zeit, ohne auch nur an eine innere sittliche Erneuerung des Volksganzen, die mit einem inneren Wandel jedes einzelnen beginnen müßte, zu denken. Jeder Hinweis auf die Notwendigkeit einer solchen inneren Wandlung als unentbehrliche Vorbedingung und Grundlage für einen ersprießlichen und dauerverheißenden Aufbau der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des Ge-

Digitized by Google

samtvolkes wird als unfruchtbare romantische Schwärmerei oder als schlimmeres, als bewußte Ablenkung von der wirklichen, d. h. äußeren Reformarbeit verschrien und bekämpft.

In wie ganz anderem Sinne und Geiste ist man doch in dem Deutschland nach 1806 an den notwendigen inneren und äußeren Wiederaufbau herangegangen! Von innen heraus, aus dem Wesen der einzelnen in das gesamte Volks- und Staatsleben hinein, vollzog sich damals die Erneuerung. Die Schaffung eines neuen geistigen Wesens des einzelnen und des Volkes ging damals vor und neben der Um- und Neugestaltung der allgemeinen staatlichen und gesellschaftlichen Zustände her. Fichtes Reden an die deutsche Nation, Schleiermachers Predigten und Schriften, Jahns deutsches Volkstum, Ludens Vorlesungen über den Geist der deutschen Geschichte, Ernst Moritz Arndts flammende Weckrufe und Lieder, Görres zündende Aufsätze lockerten den geistigen Ackerboden der Nation, in dem dann das große staatliche Reformwerk eines Stein und die geniale Heeresreform eines Gneisenau und Scharnhorst Wurzel schlagen und Frucht bringen konnten. Ohne diese geistige Erneuerung durch einen Fichte, Schleiermacher, Arndt, Jahn, Luden, Görres und wie die Geisteshelden und Dichter jener äußerlich armen und engen und doch innerlich reichen und großen Vorbereitungszeit heißen mögen, wäre die Befreiung aus dem napoleonischen Joche, der Wiederaufbau des preußisch-deutschen Staatswesens, aus dessen Wurzel in späteren Jahrzehnten das neue deutsche Kaiserreich zu stolzer Blüte erwachsen konnte, niemals erreicht worden. Möchte doch unsere Zeit, die der vor hundert Jahren in ihrem Zusammenbruche so ähnlich geworden ist, auch in ihrem Wiederaufstiege durch eine innere Erneuerung des Geistes hindurch jener großen Zeit unserer Väter sich ähnlich erweisen. Wie damals, so wird vielleicht auch diesmal, darauf deuten wenigstens einzelne Spuren bereits schüchtern hin, die neue, jetzt heranwachsende Generation williger und eher als das matt und stumpf gewordene ältere Geschlecht dem Wehen neuen Geistes sich erschließen und so den Morgen der neuen Zeit, die wir ersehnen, herauf dämmern sehen.

# Reife

## Von J. Schulze

Durch die Felder schreit' ich, — kühl
Streicht der Wind um Stirn und Wangen,
Und des Herbstes goldnes Prangen
Spricht zu mir: Wir sind am Ziel! —
Reiche Frucht! — Wohin der Blick
Sich auch wendet; Segen, Fülle! —
Und darüber tiefer Stille
Reifes wundersames Glück! —

Goldnes Herbstglück! — Gütig-mild
Schenkt das Leben jedem Jahre
Diese wunderbare klare
Stunde, die sein Ringen stillt.
Und mein Herz in Kampf und Glut
Fragt, ob ihm dereinst beschieden
Auch ein Tag, da es im Frieden
Reifer, stiller Klarheit ruht? —

Digitized by Google

# Rundschau

## Friedrich Delitzsch: Die große Täuschung

Auf des bekannten Gelehrten einst viel gelesenes „Bibel-Babel“ ist nun nach langem, ernster Forscherarbeit gewidmetem Zwischenraum „Die große Täuschung“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin, 1920) gefolgt. Zeigte „Bibel-Babel“ die starke Abhängigkeit des Biblischen von dem Babylonischen, so will „Die große Täuschung“ der Abhängigkeit des Christlichen von dem Biblisch-Babylonischen ein Ende machen, das Alte Testament aus dem christlichen Religionsbetrieb ausschalten — eine in neuerer Zeit ja schon öfter erhobene Forderung besonders von seiten stark national empfindender Männer, die von ihrem germanischen Gefühl aus das heilige Buch der Juden ablehnen, das Christentum vom Judentum befreien wollen, wie das auch Delitzsch will. Eine Kampfschrift gegen das Alte Testament und damit zugleich gegen das Judentum ist die neueste Schrift des hervorragenden orientalischen Forschers und Fachmannes. Wenn ein Gelehrter von dem Rang und Ruf eines Friedrich Delitzsch auf seinem eigensten Gebiete, dem orientalisch-alttestamentlichen, das Wort zu der heute so brennend gewordenen Judenfrage ergreift, so kann er allgemeiner Aufmerksamkeit sicher sein. Und wenn nun auch er, von seiner semitischen Wissenschaft aus, zum „Antisemiten“ geworden ist, so wird das weithin großen Eindruck machen. Er selbst hat sich nicht darüber getäuscht, daß es ihm an erbitterten Gegnern nicht fehlen werde, aber wo es sich für ihn „um die höchsten Fragen des menschlichen Daseins“ handelte, konnte er nicht schweigen. Die erbitterten Gegner sind schon gekommen, und zumal einer von ihnen, auch eine anerkannte Autorität auf alttestamentlichem Gebiete, Professor Hermann Gunkel, hat in der „Frankfurter Zeitung“, in einem wohl etwas allzusehr für ihr Publikum geschriebenen Aufsatz, erbittert genug über die „große Täuschung“ abgeurteilt, aber das, was Delitzsch behauptet und vorbringt, hat er nicht widerlegt.

Wenn Delitzsch meint: „Auch das deutsche Volk wird beizeiten sich den Schlaf aus den Augen reiben müssen, um zu erkennen, daß die jüdische Frage vielleicht diejenige von allen Fragen ist, welche die ernsteste Behandlung erheischt“, so ist diese Erkenntnis ja vielen schon lange gekommen — dem deutschen Volke allerdings noch lange nicht. Das Buch mag solche Erkenntnis weiter verbreiten und vertiefen, unter den Gebildeten — das „Volk“, der jüdisch beherrschte sozialdemokratische Arbeiter, liest solche Bücher leider nicht. Ernsteste, streng wissenschaftliche Behandlung, wie das bei Delitzsch sich von selbst versteht, läßt er in seiner bedeutsamen Schrift der jüdischen Frage angedeihen. Zu ihrer richtigen Würdigung auf Grund der im Alten Testamente niedergelegten Dokumente der Geschichte und des Geistes Israels beizutragen, ist der Zweck seiner Untersuchung.

Was Delitzsch da beibringt, spannt den, der auf alttestamentlichem Gebiete Laie ist, vom ersten bis zum letzten Satz, offenbart ihm vieles, was er nicht gewußt und nicht gedacht; dem, der sich mit alttestamentlichen Fragen schon eingehender beschäftigt hat, sagt die Schrift —, was sie ja auch nicht beabsichtigt — nicht grundsätzlich Neues, aber die Art der

Digitized by Google

Darstellung, die besonderen Feststellungen dieser Untersuchung fesseln auch ihn von Anfang bis zu Ende.

Seit des unlängst verstorbenen Wellhausen bahnbrechender Arbeit auf dem Gebiet der alttestamentlichen Textkritik, besonders in seiner „Geschichte Israels", weiß man nun schon auch in weiteren Kreisen der Gebildeten, daß die „fünf Bücher Mose", so, wie sie uns vorliegen, nicht, wie es die jüdische Täuschung will, von Mose stammen, sondern im Laufe vieler Jahrhunderte aus verschiedenen „Quellenschriften" zusammengeflossen sind und in einer viel späteren Zeit, zur Zeit des babylonischen Exils im 5. Jahrhundert v. Chr., also etwa 700 Jahr nach Mose, „redigiert", zusammengearbeitet, überarbeitet, zurechtgemacht sind von der herrschenden Priesterkaste, zu bestimmtem Zweck, daß sie also, ebenso wie die anderen „Geschichtsbücher" des A. T., nicht Geschichtsbücher im eigentlichen Sinne sind, nicht nur Geschichte, sondern auch Sage und Märchen, ja auch bewußte Geschichtsfälschung, Erfindung, Täuschung, in maiorem gloriam des Judentums enthalten. Und aus Chamberlains meisterhafter Darstellung in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" (im 5. Kap. „Der Eintritt des Judentums in die abendländische Geschichte) weiß der Gebildete auch schon gut Bescheid über den wahren Charakter der Juden und ihrer Geschichte. Delitzsch bringt noch weiteres Material im einzelnen hinzu, belegt jene merkwürdige Geschichtschreibung mit besonderen Fällen, stellt, wie schon Chamberlain, und nach ihm viele andere, ans Licht, wieviel Unsittliches — für den jüdischen Charakter bezeichnend — in den „Heiligen Büchern" der Juden sich findet und verherrlicht wird: Lüge, Betrug, Verrat, Blutschande, Bigamie, Kebsweiberwirtschaft, Grausamkeit, Raub, Mord, vieles, was den Gott Israels „herrlich" machen soll, aber den wahren Gott, jeden reineren, höheren Gottesbegriff lästert, wie es denn überhaupt mit dem Theismus, und nun gar mit dem „Monotheismus" der Juden seine eigene Bewandtnis hat, und Israel nicht das Volk „Gottes", sondern das Volk „Jahos" (wie Delitzsch den jüdischen Partikulargott nennt), eines auf sehr tiefer sittlicher Stufe stehenden Gottes ist, und wie das alles das sittlich-religiöse Empfinden des jüdischen Volkes kennzeichnet; endlich auch, daß der jüdische „Staat" als das verlottertste Staatswesen aller Geschichte sich darstellt — alles natürlich sehr wertvolle Feststellungen für die Einschätzung des Judentums damals und heute.

Auch Gunkel, der Gegner Delitzsch', z. B. behandelt in seinem Aufsatz „Das Alte Testament im Licht der modernen Forschung" (in dem Sammelwerke: Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion; München, J. F. Lehmann) vieles von dem, was Delitzsch über oder vielmehr gegen die jüdische Gesetzesreligion, Sittlichkeit, Glaubwürdigkeit usw. sagt, genau so wie jener, wenn er auch nicht so weit geht und nicht solche Folgerungen zieht — man mag übrigens in jenem Aufsatz Gunkels gerne, auch zu der immerhin nötigen Korrektur des etwas einseitigen, schroffen Delitzschen Standpunkes in der Beurteilung des Alten Testamentes, lesen, wie wertvolle Schätze das Alte Testament trotz allem enthält und auch der Gegenwart noch immer darzureichen vermag, wie da die Propheten in Donnerreden die hohen Wahrheiten reiner Religion verkünden, Urworte frommen Sehnens, Glaubens, Schauens in den Psalmen erklingen, die mannigfaltigsten Gedanken der Religion verkörpert sind in seinen unvergleichlichen Erzählungen; wie auch Jesus die Psalmen und Propheten geliebt, und alle Männer des Neuen Testamentes im Alten gelebt haben, und unsere Kirchenlieder darin leben — gewiß, diese Schätze der Frömmigkeit dürfen der christlichen Gemeinde nicht genommen werden.

Ein näheres Eingehen auf Delitzsch' Werk zeigt allerdings die Berechtigung seiner Vorwürfe, wenn auch nicht seiner völligen Ablehnung des Alten Testaments.

Den ersten Gegenstand seiner historischen Untersuchung bildet die Einwanderung, oder vielmehr das gewaltsame Eindringen Israels in Kanaan. Er verweilt hier besonders bei der Eroberung Jerichos: „wohl das Äußerste, was orientalischer, bzw. israelitischer Wunderglaube dem blindgläubigen Verstande der Leser des A. T. zugemutet hat"; aber auch, wie die ganze

Digitized by Google

Eroberung Kanaans ein Musterbeispiel für jüdische List, Verräterei und Blutgier: bei der Eroberung der Städte wird mit grausiger Monotonie erzählt, wie die Bewohner „gebannt", d. h. alles, Männer, Frauen, Kinder niedergemetzelt wird, und das auf Befehl und Verheißung ihres Gottes! Und nicht besser wird der israelitische Eroberungs- und Ausrottungskrieg dadurch, daß er mit allerlei fadenscheinigen Vorwänden sittlich-religiöser Art begründet wird, z. B. mit der Sündhaftigkeit jener Völker, während doch Israel selbst so vieler Sünde bloß war, und wir von jenen Völkern in der Genesis nur Rühmliches erfahren, dagegen aus der nächsten Anverwandtschaft Abrams mancherlei hören von Blutschande, Sodomiterei, Mädchenraub im großen, Betrug, Diebstahl, Mord — nach Delitzsch haben wir in den in Kanaan eingedrungenen alten Hebräern durchaus kein „heiliges" Volk, sondern raubende und mordende Nomadenhorden zu sehen. Auch König Salomo — um nur noch eins herauszugreifen — der „Geliebte Jahos" mit seinem Harem von 700 Frauen und 300 Kebsweibern, und seinen Handelsgeschäften, seinem Aufhäufen von Gold und Silber, seinem Betrug gegen den freigebig Zedern und Gold zum Tempelbau liefernden König von Tyrus, ist ein etwas merkwürdiger Geliebter Jahos, aber jedenfalls ein Mann nach dem Herzen Israels.

In dem zweiten Teil seiner historischen Untersuchung: „Die Gottesoffenbarung vom Sinai" stellt Delitzsch — wie schon Wellhausen — fest, daß das vorgeblich von Mose, bzw. Jaho gegebene Gesetz in Wirklichkeit im 5. Jahrhundert v. Chr. von den jüdischen Priestern verfaßt oder zusammengestellt ist, also auch eine große Täuschung bildet, verschlimmert dadurch, daß der Name Jahos durch etwa sechzigmal wiederholtes „und Jaho sprach zu Mose" zur Verstärkung der Täuschung mißbraucht wird. Ebenso ist das Zeltheiligtum mit der Bundeslade eine Geschichtsfälschung, tendenziöse Rückübertragung des Salomonischen Tempels in die Zeit des Wüstenzuges, als wäre Israel damals schon so fortgeschritten gewesen im religiösen Kultus — das goldene Kalb ist echter! So wird auch das im Laufe von Jahrhunderten ausgebildete Opferritual und Priesterzeremoniell fix und fertig bereits in die Zeit Moses verlegt. Die merkwürdige Art der Gottesoffenbarung am Sinai gibt sich als eine „Ausgeburt echt orientalischer, ausschweifender, fast krankhaft zu nennender Phantasie".

Delitzsch wendet sich besonders gegen die große Täuschung der Vereinerleiung von Jaho und Gott, er sieht in ihr eine gar nicht auszudenkende Täuschung der Menschheit: Israel das auserwählte Volk Gottes, alle anderen Völker von Gott ausgeschlossen! Und dieser Gott trägt ausgesprochen jüdische Züge, er steht auf einer tiefen sittlichen Stufe. So manche alttestamentliche Erzählung von diesem „Gott" muß Moral und Religiosität zugleich untergraben.

Im dritten Teil seiner Untersuchung beleuchtet Delitzsch noch die Tätigkeit der Propheten, die hin und her im A. T. auftauchen und in der Geschichte Israels eine große Rolle spielen: der begeisterten Vorkämpfer Jahos als des Gottes Israels und Israels als des Volkes Jahos. Sämtliche Propheten sind Musterbeispiele leidenschaftlichsten Rassebewußtseins, allesamt darin eins, daß Israel berufen sei, an Volkszahl, Macht und Reichtum aller Völker größtes zu sein, dabei oft blindfanatische Demagogen, die vor Aufruhr und Hochverrat und selbst vor Königsmord nicht zurückschrecken; viele von ihnen allerdings auch ernste Sittenprediger, strenge Verfechter von Recht und Gerechtigkeit. Nach Delitzsch hat neben dem Glauben an Jaho als den vermeintlichen „Gott" nichts unser religiöses Denken so vergiftet, wie der von den Prophetenschulen großgezogene und verbreitete Wunderglaube en gros.

In den Anmerkungen zu seinem Text und dem Anhang über die israelitischen Gesetze bringt Delitzsch noch viel wertvolles Material zur Erläuterung und Bekräftigung seiner Aufstellungen.

In seiner Schlußbetrachtung faßt der Forscher, Christ und Politiker alles zusammen, was sich ihm als Ergebnis und Forderung seiner Untersuchung aufdrängt. Das Alte Testament will er als christliches Religionsbuch nicht mehr anerkennen. Die Bücher von Genesis bis Da-

Digitized by Google

niel, also die „geschichtlichen" Bücher, haben nach ihm in religiöser Beziehung für uns Christen schlechterdings keine Bedeutung; die prophetischen Bücher und die Psalmen bis auf einige Stellen, welche wahrhaft religiösen Geist atmen und auch christlichem Empfinden zum Ausdruck dienen können, auch nicht. Dazu ist zu sagen, daß das Alte Testament gewiß kein „christliches" Buch ist und nicht ohne weiteres für die christliche Erbauung benutzt werden kann. Es gibt im Alten Testament viele Stellen, die jedem christlichen und reinen Empfinden in hohem Grade anstößig sind; Unsittlichkeit aller Art, niedrige Denkart, finden wir oft genug; vieles, was wir als Deutsche und Christen nie und nimmer als Gottes Wort ansehen können. Auch die Fluch- und Rachepsalmen widersprechen stark der christlichen Lehre und christlichem Empfinden. Das parteiische Verhältnis Gottes zu Israel und den anderen Völkern paßt ganz und gar nicht zu unserer Vorstellung von Gott. Also von dem naiven Glauben unserer Vorfahren, daß im A. T., ebenso wie im N. T., Gottes Wort selbst rein und unverfälscht zu uns spricht, kann keine Rede mehr sein. Aber man darf auch nicht vergessen — worauf schon oben hingewiesen wurde —, wieviel wertvolles religiöses Gut auch für uns Heutige, auch für deutsche Christen, das A. T. trotz allem enthält. Das A. T. bleibt in jedem Falle ein einzigartiges, wunderbares Buch — wieviel Anregungen hat es der Kunst aller Art und aller Zeiten gegeben, was ist es unseren deutschen Klassikern, einem Goethe, gewesen! — Aber auch als religiöses Buch ist und bleibt es wertvoll auch für deutsche Christen, und die christliche Gemeinde wird sich das Alte Testament so leicht nicht nehmen lassen. Bei richtiger Behandlung des A. T. kann es sehr wohl in der christlichen Lehre und Verkündigung seine Stellung neben dem N. T. behalten. Delitzsch meint, wir sollten uns, statt in das A. T., lieber von Zeit zu Zeit in die tiefen Gedanken versenken, die unsere deutschen Geistesheroen über Gott und Jenseits und Unsterblichkeit gedacht haben und wie sie in Wilhelm Schwaners Germanen-Bibel so trefflich ausgewählt und geordnet zusammengestellt sind, und die altisraelitischen Sagen sollten durch unsere germanischen Heldensagen ersetzt und dadurch alle echt deutschen Tugenden in die Seele der deutschen Jugend gepflanzt werden — vielleicht wäre es ratsamer, das eine zu tun und das andere nicht zu lassen. Mit Recht weist Delitzsch darauf hin, daß zwischen Altem und Neuem Testament eine große Kluft befestigt ist, zwischen jüdischer und christlicher Religion und Religiosität ein gewaltiger Unterschied besteht, daß das Judentum, anstatt „das Heil der Welt" hervorgebracht zu haben, vielmehr das Heil der Welt getötet hat, auch, daß Jesus (wie schon Chamberlain in seinen „Grundlagen", im 3. Kap. „Die Erscheinung Christi" mit starken Gründen belegt) nicht jüdischen Geblüts gewesen, sein Wesen und seine Lehre jedenfalls nicht jüdisch ist, wie schon sein dem jüdischen diametral entgegengesetzter Gottesbegriff lehrt und alle seine Reden mitsamt seinem ganzen Leben und Sterben bekräftigen. Auch die Feststellung ist gerade heute wichtig, daß von einer „weltgeschichtlichen Mission" des Judentums keine Rede sein könne, daß das jüdische Volk seit der Zeit des babylonischen Exils aus eigenem Willen ein vaterlandsloses und internationales Volk und damit für alle übrigen Völker eine große, eine furchtbare Gefahr geworden und geblieben sei bis auf diesen Tag. —

Wie man auch zu den Delitzschen Forschungsergebnissen und Forderungen stehen mag — hier redet einer zu uns, der berufen ist, über diese Dinge mitzureden und gehört zu werden. Es ist ein wertvoller Beitrag nicht nur zur Frage des Alten Testaments, sondern auch zu einer der brennendsten, wenn nicht der brennendsten Frage unserer Zeit, der jüdischen Frage. Zu ihrer richtigen Würdigung kann die „Große Täuschung" viel beitragen.

Albert Klein, Konf.-Rat.

Digitized by Google

# Der Kampf mit dem Drachen

In der Juninummer des Türmer ist in dem kurzen Artikel „Der Kampf mit dem Drachen“ ein Gebiet der Sage berührt, das, wie der Verfasser andeutet, universeller Natur ist, indem der Drache (oder die Schlange) und der Kampf mit ihm als der Kampf mit dem Bösen in irgendeiner Form in den Sagen fast aller Kulturvölker (oder solcher, die es einstmals waren) eine Rolle spielt. Andererseits aber sehen wir auch den Drachen als das Sinnbild der Kraft, der Klugheit, ja als der Göttlichkeit hervortreten, wie es bei den Chinesen der Fall ist, bei denen ja der Drache bekanntlich das Symbol der Macht ist, die sich im Herrscher oder in der militärischen Gewalt verkörpert. In der Umformung uralten orientalischen Sagenstoffes wurde dann der Drache (die Schlange) der Verführer, der Böse, der über göttliche Klugheit gebietende Listenreiche, der die Menschheit als Satan in seine Fallstricke zieht; aber wir sehen auch hier, wie er in Gestalt des Luzifer (des Lichtbringers Prometheus) eine Doppelstellung zwischen dem Bösen und dem Guten einnimmt, wie gleichsam die Kirchensymbolik mit ihrer dogmatischen Gegenüberstellung von Himmel und Hölle es nicht vermochte, das uralte Weltsymbol des Drachens (in Gestalt der Schlange) vollständig in den Höllenbereich zu ziehen, und wie ihm immer noch etwas von seiner ursprünglichen, den Menschen erhöhenden Bedeutung verblieb. Durch den Drachen (Satan = Prometheus) sind die Menschen sehend geworden, und es ist vielleicht nicht die Schuld des Satans allein, daß sie ihr Sehen dazu benützten, um sich gänzlich an die Materie zu verlieren, die ihnen so durch ihr Sehen zum Objekt der Herrschaft (was nicht gleichbedeutend ist mit Beherrschung) geworden war. Heute leben wir in der vollen Auswirkung dieser Herrschaftszeit, und man könnte nicht behaupten, daß sie eine Zeit des Lichtes und des wahren Erkennens wäre.

Indes hat die sagenhafte Überlieferung der Kämpfe mit Drachen, wie sie uns in den arischen Völkern, bei uns Deutschen in unserem strahlenden Drachenbekämpfer Siegfried entgegentritt, noch eine andere Bedeutung, die auch wohl tiefer gehen dürfte, als irgend eine Erinnerung an tertiäre Ichthiosauren und ähnliches Drachengetier, welches unsere Voreltern auf dem Boden Europas zu bekämpfen gehabt hätten. Zur Zeit, als eine arische Bevölkerung, die zur Mythenbildung reif war, auf dem Boden des mittleren Europa wohnte, gab es hier keine derartigen Geschöpfe mehr, mit denen der Mensch hätte kämpfen können, und sie können daher auch nicht den Anlaß zu diesen Sagenbildungen gegeben haben. Zwei Sagen sind es, die hier besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen; unsere Siegfriedsage und die griechische Andromedasage, denn sie enthalten den ältesten Kern der mit dem Drachen verknüpften Mythenbildung. In beiden Fällen ist der Drache der Inhaber und Verteidiger eines Geraubten, eines von ihm unrechtmäßig Besessenen. In dem einen Falle des leuchtenden Sonnenschatzes des Goldes, den er in einer finsteren Höhle bewahrt, in dem anderen Falle aber der Andromeda, der strahlenden Schönheit, die ihrerseits wieder ein Symbol der Helligkeit, der Sonne, ist. In der griechischen Sage wohnt der Drache im Meer und kommt jeden Tag über das Meer, um seinen Raub zu bewachen, bis er von dem griechischen Sonnenhelden Perseus erschlagen wird, während in der deutschen Sage der Drache in seiner dunklen Höhle haust und hier das lichte Gold verbirgt. Eine wunderbare Ausprägung des antiken griechisch-arischen Geistes einerseits, des germanisch-arischen Geistes andererseits! Der Drache ist in beiden Fällen ein Symbol der Macht; aber nicht wie im Orient ein Symbol der rechtmäßig besitzenden Macht, die als solche mit göttlichen Kräften begabt ist, sondern der usurpierenden Macht, die etwas, das zum Bereich der lichten Sonnenhelden gehört, mit Gewalt in ihrem Besitz zu erhalten bestrebt ist, so daß den Sonnenhelden (Siegfried und Perseus) ihre Vernichtung obliegt. Der orientalische Begriff des Drachens als eines aus dem Volksbewußtsein hervorgehenden Symbols rechtmäßiger Macht, hat sich im Ariertum gewandelt, hat den Charakter des Ungeheuerlichen,



Digitized by Google

zu Bekämpfenden angenommen und leitet daher, lange bevor Jesus das Licht der Welt erblickte und die christliche Dogmatik entstand, zum biblischen Satansbegriff über. Man möchte sagen, daß auch die Entwicklung dieser Begriffe niemals willkürlich gestaltet wurde, sondern einer logischen Notwendigkeit folgte.

Diese Umwandlung des Drachenbegriffes im europäischen Ariertum muß aber eine Ursache gehabt haben, die unmöglich aus der Volkspsyche allein erklärt werden kann, denn jedem Mythos und jeder Umbildung eines Mythos liegt ein historischer Kern zugrunde, wenn uns auch keine historische Überlieferung davon Kunde gibt. Die Mythenforschung hat mit aller Vorsicht zu Werke zu gehen, aber sie darf aus übereinstimmenden Tatsachen Schlüsse ziehen, und dieses Recht verleiht ihr eben den hohen Reiz, den sie besitzt. Welche Tatsachen liegen nun hier vor? Wir haben in beiden Fällen die usurpierende beherrschende Macht, die eine dunkle (aus dem Dunkel aufsteigende) ist und die das Helle besitzt und für sich beansprucht. Der lichte Verteidiger dieses Hellen steht gegen das Dunkle, das ihm sein Erbteil rauben will, auf, besiegt es im Kampfe und macht das helle Lichte, die Sonne wieder frei. Hier verknüpfen sich kosmische Elemente mit dem historischen Kern des Mythos, der sich uns als ein Kampf des Orientes gegen den Okzident, des Südens gegen den Norden, einer dunklen südlichen Eroberschar, die unter dem Zeichen des Drachens gegen die lichten Söhne des Nordens, die Arier, kämpfte, darstellt. Auf der einen Seite der Kämpfenden, der Seite der Dunklen, ist der Drache das rechtmäßige Symbol der Macht; auf der anderen Seite der Kämpfenden, der Seite der Lichten, wird er zum Symbol des Unrechtes, des Raubes, der Unterdrückung und in der christlichen Umformung des Satans. Haben wir nicht hier Andeutungen gegeben, daß tatsächlich in der frühesten Zeit des arischen Volkstumes ein Kampf zwischen den lichten Nordbewohnern und den von Süden andrängenden dunklen Südbewohnern, die unter dem Zeichen des Drachens kämpften und damals in technischen Errungenschaften weiter fortgeschritten waren, als die nordischen Arier, stattgefunden hat? Das Symbol des Drachens hat nicht nur bei den Chinesen seine Bedeutung als Machtsymbol; wir finden seine Spuren als Reste untergegangener Kulturen in Afrika, wir finden es in Indien und Südamerika und wir haben endlich eine uralte Überlieferung aus indischen und anderen Quellen, die eine Zeit der Herrschaft der schwarzen Menschheit als eigentlicher Repräsentanten derselben, vor dem Beginn des kulturellen Emporkommens der weißen Menschheit kennt. Diese schwarze Menschheit fühlte sich als Beherrscherin des Erdreiches (sie waren eigentlich antike Engländer) und wollten als solche auch die emporkommende weiße Menschheit unter ihr Joch zwingen, sie dem Drachenbanner unterwerfen. Dagegen hatte das Ariertum anzukämpfen, hatte sich sein Licht, seinen Platz an der Sonne zu erkämpfen, und die Tradition pflanzte die Erinnerung an diesen ersten Kampf der arischen Menschheit in ihren Drachenkampfsagen, in ihren Drachenkampfhelden Siegfried und Perseus fort.

In der Mythenforschung kann man ohne Kombinationen, die an sich gewagt erscheinen mögen, nicht auskommen; aber hier liegen doch Kombinationen vor, die sich auf Tatsachen stützen können, während der Kampf mit vorsintflutlichem Drachengetier, das auf europäischem Boden mit einer zur Mythenbildung fähigen Menschheit niemals zusammengelebt hat, keine solche Tatsache bietet. Das von Fafner bewachte Gold und die strahlende Schönheit Andromedas sind dem Arier Symbole der Reinheit und Klarheit, des Ideals, nach dem er strebte und das es gegen dunkle Mächte zu verteidigen galt, gewesen, und diese dunklen Mächte verkörperte er in Gestalt des Drachen, sich selber aber in der Gestalt des Sonnenhelden Siegfried und des Andromedabefreiers Perseus.

Albert Bencke

Digitized by Google

# Aus den Tagen der russischen Selbstherrschaft

Eine der markantesten Persönlichkeiten des zaristischen Rußlands, der einst allmächtige Chef der russischen Geheimpolizei, General Komaroff-Kurloff, veröffentlicht jetzt unter dem Titel „Das Ende des russischen Kaisertums“ (Verlag Aug. Scherl, Berlin. Geh. ℳ 30.—; geb. ℳ 40.—) seine Erinnerungen. Der frühere Leiter der berüchtigten Ochrana hat mehr als 30 Jahre unter dreien russischen Zaren gedient, er hat während dieser Zeit tiefe Einblicke in die geheimen Vorgänge des russischen Staatslebens gewonnen und ist in Beziehungen getreten zu fast allen führenden Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Das Buch schöpft also aus dem Vollen. Es ist sehr subjektiv, aber auch ungemein fesselnd. Wie ein vielaktiger Sensationsfilm mit einer Fülle fast unwahrscheinlicher Knalleffekte zieht diese aufregende Epoche der russischen Geschichte an uns vorüber, geschildert von einem, dem, wenn auch mehr hinter den Kulissen, doch eine mächtige Rolle zu spielen vergönnt gewesen ist.

Selbst eine durchaus despotisch veranlagte Natur, hängt Kurloff mit blinder Hingabe an der absolutistischen Staatsidee, als deren Verkörperung ihm das russische Zarentum gilt. Auch Nikolaus II. erscheint ihm, dem Sprößling einer alten Soldatenfamilie, in dem verklärenden Nimbus einer von Generation auf Generation verpflanzten Überlieferung. Der „vergötterte Zar“ lebt in seinem Gedächtnis als idealisierte Gestalt, von der er noch nachträglich alle Flecken tilgen möchte, die einer weniger voreingenommenen Kritik nicht verborgen bleiben konnten. Kurloff rühmt die grenzenlose Liebe des Zaren zum russischen Volke, zur Armee und namentlich zur Flotte, an deren revolutionäre Verseuchung zu glauben er nicht zu bewegen war. „Bei einem schwachen Versuche, das leuchtende Bild des verstorbenen Zaren in den Herzen des russischen Volkes neu zu beleben, muß ich“, so schreibt Kurloff, „bemerken, daß der russische Selbstherrscher, dem die revolutionären Parteien beständig Willkür vorwarfen, der erste Diener und ein strenger Beobachter des Gesetzes war. Obwohl sich der Zar der Unbegrenztheit seiner Macht wohl bewußt war, ging er in dieser Hinsicht bis zur Pedanterie.“ Das sind sympathische Züge im Charakter des Zaren, an die man glauben mag. Wenn aber Kurloff mit Heftigkeit die nicht nur in Rußland, sondern in der ganzen Welt verbreitete Ansicht bekämpft, daß Zar Nikolaus ein willensschwacher und jedem Einfluß leicht zugänglicher Mensch gewesen sei, so wird man dieses Urteil eines früheren Günstlings des Zarenhofes mit großem Vorbehalt hinnehmen müssen. Jedenfalls läßt die Politik des Zaren, von außen her betrachtet, nicht gerade die Merkmale der Aufrichtigkeit erkennen, wie Kurloff sie gern der von ihm verehrten Person des Zaren anheften möchte. Uns Fernerstehenden und gefühlsmäßig weniger Beeinflußten erscheint das Bild des Zaren durch einen in der Darstellung Kurloffs geschickt übertuschten Zug ins Unzuverlässige, Schwankende, ja Hinterhältige bedenklich entstellt. In der durchsichtigen Absicht, das in Nikolaus II. verkörperte monarchische Prinzip zu rechtfertigen, unternimmt es Kurloff auch, die bedeutungsvolle Rolle des Wundermönches Rasputin als weit übertrieben ins Reich der Legende zu verweisen. Er bemüht sich aufzudecken, daß von dem angeblich grenzenlosen Einfluß Rasputins auf den Zarenhof und die Angelegenheiten der Staatsregierung keine Rede sein könne. Enthält diese Feststellung Kurloffs wirklich die historische Wahrheit? Wenn schon, so wird man einwenden müssen, der doch zweifellos sehr nüchtern denkende, aller Schwärmerei abholde Alexander III. den Einflüsterungen des berüchtigten Johann von Kronstadt erlag, ist da anzunehmen, daß sein aus viel weicherem Ton geneteter Sohn Nikolaus sich bei seinem ausgesprochenen Hange zur Mystik der Beeinflussung einer Persönlichkeit habe entziehen können, der Kurloff selbst sehr viel Vorteilhaftes, so z. B. ein ausgeprägtes Nationalgefühl nachsagen muß?

Digitized by Google

Aus alledem erhellt: das Buch ist mit Vorsicht zu genießen. Aber es wirft Schlaglichter auf das alte Rußland, die manches in neuer Beleuchtung zeigen. Kurloff deutet den Umsturz des Jahres 1917 als eine Fortsetzung der revolutionären Bewegung von 1905. Ein Mann, dessen staatsmännischen Fähigkeiten er das höchste Lob widmet, hätte nach Kurloffs Meinung das russische Kaisertum vor dem Untergange bewahren können: Stolypin. Ihn, der 1911 durch einen Schuß im Kiewer Theater getötet wurde, „lösten talent- und willenlose Zwerge ab, die selbst nicht wußten, nach welcher Seite hin sie sich wenden sollten". Unter Stolypin freilich bekleidete auch Kurloff die höchste Machtvollkommenheit, die ihm von dem Nachfolger Stolypins, dem ehemaligen Finanzminister Kokowzeff, erheblich beschnitten wurde. In die Zeit unter Stolypin fällt die Organisation der politischen Fahndungspolizei. Diese Einrichtung, die gerade auch außerhalb Rußlands aus Gründen der Humanität aufs erbittertste bekämpft worden ist, verteidigt ihr Schöpfer mit dem kühlen Hinweis, daß keine Regierung der Welt, angefangen von der absoluten Monarchie bis herüber zur Sowjetherrschaft, den Kampf gegen die politischen Feinde zu führen gezwungen sei, wobei die gegen die bestehende Regierung gerichteten Handlungen andersdenkender Personen als Verbrechen angesehen werden. Dem Durchschnittsmenschen, der einer solchen Tätigkeit der Regierungsstellen verständnislos gegenübersteht, hält Kurloff vor Augen, daß die politische Fahndung nicht nach, sondern vor Ausübung geplanter Verbrechen, Attentate und Putsche zu beginnen habe. Die technischen Schwierigkeiten eines derartigen Verfahrens kennt Kurloff als alter Praktiker nur zu genau. Das System birgt einmal die Gefahr, daß die Fahndungsbeamten, um Erfolge zu verzeichnen, sich zu Provokationen hinreißen lassen, während andererseits bei zu großer Vertrauensseligkeit den Spitzeln gegenüber die Polizei nur zu leicht ganz in deren Hände gerät und schließlich selbst unbewußt zum Werkzeug der revolutionären Bewegung herabsinkt.

Von besonderem Interesse für uns ist noch das Wirken Kurloffs im baltischen Gouvernement während des Krieges mit Deutschland. Man hatte ihn beauftragt, der großen Menge der gegen die deutsch-baltische Bevölkerung erhobenen Denunziationen auf die Spur zu gehen. Die Militärobrigkeit fühlte sich beunruhigt namentlich durch Anzeigen von Funkentürmen auf baltischen Schlössern und Signalstationen, die der deutschen Armee Nachrichten übermitteln sollten. Die Untersuchung ergab die völlige Haltlosigkeit der Beschuldigungen. So entpuppte sich z. B. bei näherem Zusehen einer dieser „Signaltürme" als ein harmloses teleskopisches Instrument, das ein alter Herr aus astronomischer Liebhaberei auf seinem Gute aufgestellt hatte. In einem anderen Falle behauptete ein Lette steif und fest, er habe auf einem kurländischen Gute ein von deutschen Offizieren gesteuertes Flugzeug landen sehen, das mitsamt einer lebenden Kuh davongeflogen sei! Ein baltischer Fabrikbesitzer, der auf Geheiß eines russischen Bataillonsführers für die einquartierten Truppen den Ofen seiner außer Betrieb gestellten Fabrik anheizen lassen mußte, wurde hinterher von der Bevölkerung beschuldigt, er habe durch den Rauch des Fabrikschornsteins der deutschen Artillerie die Zielrichtung bezeichnet. Alle diese Fälle erwähnt Kurloff mit einem spöttischen Achselzucken über die Leichtgläubigkeit der russischen Militärbehörde, die allen noch so albernen Anspielungen auf Verrat und Spionage der Balten bereitwillig ihr Ohr öffnete.

Mit einigem Erstaunen vernimmt man, daß Kurloff, der doch lange Zeit hindurch einer der bestgehaßten Gegner der Revolutionäre war, nach der bolschewistischen Umwälzung in Petersburg keinerlei Unannehmlichkeiten ausgesetzt war. Erst im August 1918, als die Repressalien gegen frühere Vertreter des alten Regimes einsetzten, flüchtete er ins Ausland, in die Verbannung, aus der ihm, wie er annimmt, eine Rückkehr ins Vaterland nicht beschieden sein wird. Sch.

Digitized by Google

# Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

## Widerspruch

Herrn W. Kotzdes „Einspruch“ gegen die beabsichtigte Vereinfachung der Rechtschreibung fordert zur Beantwortung einiger Fragen auf.

Er fragt: „Ist es nötig, daß wir die vielen Schulstunden auf ein doch nicht erreichbares Ziel verwenden? Lernen denn trotz vieler Zeichenstunden alle Schüler einen Gegenstand perspektivisch richtig zeichnen?“

Das Zeichnen ist nicht bloß Gedächtnissache wie die Rechtschreibung im großen und ganzen, es setzt genaues Beobachten, Vergleichen, Denken, Handfertigkeit usw. voraus und ist demnach überhaupt kein Vergleichstück zur Rechtschreibung. Außerdem haben z. B. unsere Volksschüler nur auf der Oberstufe Zeichenunterricht, im allgemeinen wöchentlich 2 Stunden, das macht im ganzen auf 4 Schuljahre gerechnet rund 320 Stunden. Das wird niemand als viel ansehen. Hätten sie so viel Zeichenstunden als orthographische Übungsstunden, so würde die Mehrzahl der Schüler sicher einen Gegenstand perspektivisch richtig zeichnen lernen. Herrn K. erscheint das wichtiger, als daß sie regelmäßig schreiben. Vorausgesetzt, die Schule machte sich diese Meinung zu eigen und verwendete weniger Zeit auf orthographische Einübung, würden die Schüler folglich mehr Fehler machen als bisher. Die ersparte Zeit aber würde doppelt verbraucht zur Berichtigung, die unbedingt erforderlich ist in Hinsicht auf Erziehung zur Gewissenhaftigkeit, Ordnung und Wahrheit. Oder aber wir verzichten auf Berichtigung und leisten damit einer orthographischen Verwilderung Vorschub. Damit ist zugleich die Frage beantwortet, „ob das gestellte Schulziel des Rechtschreibens aller Schüler überhaupt unantastbar sei“.

Es ist aber nicht nötig, daß wir die vielen Schulstunden auf Rechtschreibung verwenden, wenn sie vereinfacht wird. Das aber wäre nach Herrn Verfassers Meinung Sünde wider den heiligen Geist, denn er behauptet, „unsere deutsche Sprache sei ein ebenso großes Kunstwerk, wie eine Bachsche Kantate, eine Beethovensche Symphonie, ein gotischer Dom usw.“. Unsere Sprache, ja, aber doch nicht unsere Rechtschreibung, die ist eine äußere Form, ein Kleid, das eben so oft gewechselt hat wie die deutsche Mode. Buntscheckig war es vor Luther, altväterisch zur Zeit Goethes, umgearbeitet 1880, neu zurechtgeschnitten 1901. Waren diese alten Orthographien (in Verfassers Sinne) nicht auch wurzelecht? Hat sich da auch die deutsche Seele aufgelehnt gegen die nüchterne Zweckmäßigkeit? Wenn Herr K. droht: „Der zwangsweisen Einführung einer wurzellosen Rechtschreibung, wie sie geplant ist, würden sich viele nicht fügen, ich schon gar nicht“, so kennzeichnet er damit die wahren Gründe seines Einspruchs: Eigenbrödelei, Gewohnheit, Erstarrung, derselbe konservative Geist, der sich gegen Beseitigung des Vierklassenwahlrechts stemmte, weil es „historisch und zweckmäßig“ war. Wir haben in

Digitized by Google

unseren Schulen wahrlich wichtigere Dinge zu treiben, als unsere Zeit mit orthographischen Spitzfindigkeiten und Widersprüchen zu vertrödeln.

Welcher Kunstsinn nötigt uns, Kammer mit mm zu schreiben, nicht aber Kamerad? Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage. Ich stimme mit Herrn K. überein: „Ein heller klarer Geist, der die Wirklichkeit begreift und sich noch ein wenig aufs Ahnen und Träumen versteht, in dem schöpferische Kräfte entwickelt und nicht gehemmt werden, erscheint mir wichtiger."

Es kommt mir nicht darauf an, ob Kammer und Kamerad mit m oder mm geschrieben werden, aber ich betrachte es als wesentlich, unsere Schüler aufzuklären, daß beide Begriffe Lehnwörter desselben Stammes sind, daß ethymologische und phonetische Gründe für beide gleiche Schreibweise fordern, daß Kameraden Kammergenossen sind, die in einer Kammer zusammen hausen, in einer Werkstatt zusammen arbeiten, das gleiche Handwerk treiben, Freude und Leid miteinander teilen. Ich betrachte es als wesentlich, unsern Schülern zum Verständnis zu bringen, daß Kameraden auch Freunde, dagegen Freunde nicht immer Kameraden sind. Nicht Rechtschreibung wollen wir drillen, sondern deutsche Sprache pflegen, den Sprachinhalt erschließen. Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.

Übrigens würde eine vereinfachte Rechtschreibung nicht nur unsern Schülern die schriftliche Darstellung der Wortbilder erleichtern, sondern auch den Ausländern beim Erlernen der deutschen Sprache förderlich sein, und das wäre doch auch kein unbeachtlicher Gewinn.

R. Meißner

Digitized by Google

# Literatur, Bildende Kunst, Musik

## Tolstoi und Dostojewski

Im Laufe der letzten Lustren haben wir häufig gelesen und gehört, daß die deutsche zeitgenössische Dichtung von der Literatur anderer Völker richtunggebend beeinflußt worden sei, ja daß dahingehende Forderungen aufgestellt wurden. Bald waren es die Franzosen, bald die Skandinavier, bald die Russen, von denen wir das Heil erhofften, und es läßt sich nicht leugnen, daß von außen gesehen nicht zum wenigsten hierdurch die deutsche Kultur jene Gestaltung erhalten hat, die eines eigenen Ethos entbehren zu müssen schien.

Jenseits dieses nationalpsychologischen Problems, mit dem sich diese Zeilen nicht befassen sollen, erhebt sich nun das andere, ob die Literatur eines Landes als Ganzes überhaupt so viel Gemeinsames hat, daß sie auf den einzelnen oder ein ganzes Volk einen gestaltenden Einfluß ausüben kann. Was insbesondere die russischen Dichter betrifft, so ist freilich außer Frage, daß sie eine Reihe gemeinsamer Züge aufweisen, die sie von den Dichtern anderer Völker unterscheiden. Die ungeheure Weite des Landes, das meist passive und dann wieder zu ungeheuren Leidenschaftsausbrüchen sich steigernde Temperament des russischen Menschen, seine Leidensfähigkeit und Leidensfreudigkeit und nicht zuletzt das in seinen Tiefen kaum geahnte Wesen russischen Christentums können auch den russischen Dichter nicht unbeeinflußt lassen, selbst wenn er, wie etwa Turgenjew, sich gar nicht mehr als Russe fühlt. Trotzdem kann das, was in diesem Rahmen gemeinsam ist, nur Grundlage der dichterischen Persönlichkeit sein, nie in die Gipfel ihres Schaffens hinaufreichen. Das Nationale versteht sich freilich, um ein bekanntes Wort von F. Th. Vischer zu variieren, immer von selbst. Diesem Gemeinsamen aber einen maßgebenden Einfluß auf unser eigenes Genießen und Schaffen einräumen, bedeutet, von allem andern abgesehen, gerade vor dem die Augen zu verschließen, was jene Dichter als ihr Eigenstes und Unvergleichbares geschaffen haben. Es gibt freilich ein Beispiel fremden Schrifttums, das mit der ganzen Breite seiner typischen Geistigkeit, ohne jede individuelle Ausgestaltung unser eigenes Schaffen und Genießen beeinflußt hat, die neuzeitliche französische Schwankliteratur. Doch zeigt gerade dieser Vergleich, daß ein solcher Einfluß auf die äußersten und zugänglichsten Provinzen unserer Seele beschränkt bleiben muß. Demgegenüber scheint es gerade ein Zeichen russischen Geistes zu sein, daß bei allem Gemeinsamen die persönliche Unterschiedlichkeit sehr tief nach unten reicht. Die russische Sprache zeigt einen ungeheuren Reichtum von Lauten, Wortstämmen und Formen. Das russische Sektenwesen ist vielgestaltiger wie das irgend eines anderen Volkes in Europa, ja Kenner behaupten sogar, daß die russische Küche an Zahl der Gerichte und Zubereitungsformen unerreicht ist.

Zeigen schon diese Betrachtungen, wenn auch nur andeutungsweise und ganz allgemein, die Vielgestaltigkeit des russischen Geistes, so müssen alle Zweifel bei Betrachtung der großen russischen Dichter schwinden, die wir doch so häufig in einen Topf geworfen sehen. Es soll hier versucht werden, aus der großen Zahl ihrer zwei, Tolstoi und Dostojewski, in einzelnen bemerkenswerten Zügen und unter Zugrundelegung allgemeiner ästhetischer Probleme, also unter Ausschaltung alles Nationalen, einander gegenüberzustellen.

Digitized by Google

Wir dringen vielleicht am schnellsten in das Wesen des Tolstoischen Stils ein, wenn wir versuchen, seine Technik als eine impressionistische anzusehen. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, können wir unter impressionistischer Malweise im Gegensatz zur griechischen Plastik die Auflösung aller Körper in Farbenstriche, Farbenflächen, Farbenklexe, bedingt durch die Einwirkung von Licht, Luft, Schatten, Atmosphäre verstehen, so daß schließlich der menschliche Körper keinen höheren Bildwert zu haben braucht als ein Baum, ein Haus, ein Wasser. In diesem Sinne kann freilich ein Epiker nie Impressionist sein. Jedes Epos, jeder Roman erfordert festumrissene Persönlichkeiten. Wohl aber kann auch hier von impressionistischer Konzeption und Komposition gesprochen werden, wenn die Umwelt, in der sich die Menschen bewegen, mit derselben Akzentgebung behandelt wird wie diese. Und das ist bei Tolstoi in hervorragendem Maße der Fall. Die Darstellung eines Pferderennens, einer Schlacht, einer Jagd, eines Duells, um nur einige Beispiele zu nennen, erfolgt mit einer derartigen selbstgenugsamen Lebendigkeit, daß wir seinen Romanen Dutzende solcher Kabinettstücke entnehmen und, vom Ganzen losgelöst, als selbständige Skizzen einer Anthologie einverleiben können. Innerhalb dieser Skizzen ist der Held Staffage, wenn auch im Zusammenhang des Ganzen jener Vorgang oft nur eine Episode in seinem Leben sein wird. Das Verhältnis ist nun nicht ein solches, daß der Held aus einem Milieu heraus erklärt wird, dazu sind die Menschen Tolstois zu tief und vielgestaltig, wohl aber treten sie häufig rein formal hinter gewisse sachliche Vorgänge zurück, von denen Beispiele genannt wurden. Wenn Tolstoi kapitellang eine Treibjagd und die handelnden Personen nur als Jäger schildert, zwar mit ihren individuellen Zügen, aber doch so, daß für ihre Entwicklung dieser Vorgang unerheblich ist, so ist die Wirkung eine impressionistische. Der Held ist in diesem Zusammenhang nicht wichtiger als ein Hund oder Hase. Diese Wirkung wird nun noch dadurch verstärkt, daß solche Episoden bei aller ihrer packenden Lebendigkeit, vielleicht auch gerade weil sie so vollendet dargestellt sind, typisch, vorbildlich wirken. Man kann sich vorstellen, daß Tolstoi sie nur mit Änderung der Namen ganz gut in einen anderen Roman herübernehmen könnte. In der Treibjagd in „Krieg und Frieden“ herrscht eine ganz ähnliche Stimmung wie in der Hühnerjagd in „Anna Karenina“, wenn es auch bei dem Reichtum des Dichters nie zu Wiederholungen kommt. Dieses Typische, das freilich von allem Klischeehaften weit entfernt ist, eignet nun nicht nur den Vorgängen, sondern bis zu einem gewissen Grade auch den handelnden Personen. Ohne jede Einschränkung gilt dies von den Nebenfiguren, Bauern, Soldaten, Gesinde, Offizieren, Beamten, die in dem Mikrokosmus eines Tolstoischen Romans peripher gestellt sind. Aber auch die dem Zentrum näher Stehenden, etwa die nächsten Angehörigen der Hauptpersonen, haben bei aller Liebe und Lebendigkeit der Darstellung typische Züge in Fülle. Ohne ihnen Gewalt anzutun, können wir sagen: Das ist ein typischer Grandseigneur aus der Zeit Katharinas II., das ein typischer Streber, Schürzenjäger, Intrigant. Der alte Graf Rostow in „Krieg und Frieden“, mit seiner Gutmütigkeit, seinem Leben und Lebenlassen, der niemandem böse sein, niemandem nein sagen kann, sich stets in Geldverlegenheiten befindet, hat etwas Typisches. Das zeigt sich besonders darin, daß die Persönlichkeiten dieser Schicht einerseits sich mühelos auf eine bestimmte Formel bringen lassen, andererseits sich nie verändern, ihr Tun in jeder Situation genau voraussehbar ist. Und nun erstreckt sich diese Voraussehbarkeit des Handelns auch auf die zentral gestellten Hauptpersonen. Wir ahnen es bald, daß es zwischen Fürst Andrei und Natascha zum Bruch kommen, daß Natascha in die Hände Anatols fallen, daß sie schließlich Pierres Frau werden wird. Hand in Hand damit geht eine andere Erscheinung: vielfach werden die Hauptpersonen im Laufe der Erzählung das, was sie ursprünglich nicht gewesen sind: Typen. (Daneben finden wir freilich auch Persönlichkeiten ausgesprochenster Individualität, wie den Fürsten Andrei in „Krieg und Frieden“.) Die beiden jungen Paare am Schlusse von „Krieg und Frieden“ weisen so wenig charakteristische Merkmale auf, daß sie uns, so im Laufe der Erzählung vorgeführt, kaum interessieren würden. Auf der andern Seite: Wenn

Digitized by Google

bei Tolstoi die Darstellung bei aller überströmenden Fülle der Menschen und Vorgänge von einer Klarheit und Übersichtlichkeit ist, die ans Wunderbare grenzt, so ist der Grund nicht zuletzt in dieser Tendenz zur Typenbildung zu erblicken. Auch sind die Romane, als Ganzes, trotz ihres großen Umfanges formvollendet und ausgeglichen. Das was wir bei musikalischen Schöpfungen die Linie nennen, das Gleichmaß der Bewegung und Richtung, Spannungsausgleich und Akzentverteilung, ist höchstens dort verletzt, wo Tolstoi sich in geschichts- und religionsphilosophischen Untersuchungen ergeht. Und nun scheint es bei näherem Zusehen, als ob gerade der Inhalt dieser Betrachtungen, so störend sie auch häufig den Gang der Handlung unterbrechen, auf denselben Grundlagen beruht wie seine Kunst. Die Geschichtsphilosophie des Tolstoi wiederholt im wesentlichen immer wieder den Grundsatz, daß den sogenannten großen Männern zu Unrecht jener überragende Einfluß auf den Gang der Geschichte zugeschrieben wird. Um Geschichte zu verstehen, muß man vielmehr alle komplexen Größen in die kleinsten Einheiten auflösen. Wenn aber Napoleon denselben Einflüssen unterworfen ist, wie jeder andere Führer der großen Armee, ja wie jeder Soldat, dann ist er seines Unvergleichbaren und Unverwechselbaren beraubt und wird zum Typus des ehrgeizigen, kalten, launenhaften und schauspielernden Abenteurers, wie ihn Tolstoi in „Krieg und Frieden" geschildert hat. Was Kutusof zum Sieger macht, ist nicht die große Persönlichkeit, sondern der geistige Zusammenhang mit dem russischen Volke, die Übereinstimmung seiner Gefühle und Gedanken mit denen des kleinen Mannes. Nicht anders seine Religionsphilosophie. Religiöse Genies, Heilige und geistliche Helden kennt er nicht; sondern das Gottesreich auf Erden bilden ausschließlich die Kleinen, die Leute aus dem Volke, die in schlichter Frömmigkeit, ohne sich aus der Masse irgendwie hervorzutun, ihrem Gotte dienen. Es ist höchst bedeutsam, daß Pierre in „Krieg und Frieden" nicht durch die tiefsten und gelehrtesten Geister, sondern gerade durch einen solchen kleinen Frommen, der von seiner Frömmigkeit vielleicht nicht einmal etwas weiß, Erlösung von seinen brennenden Zweifeln erlangt.

Was vorstehend mehr angedeutet als ausgeführt ist, kann gewiß keinen Anspruch darauf machen, das Wesen des Tolstoischen Stiles und Geistes zu erschöpfen. Diese nur im Rahmen einer selbständigen und umfangreichen Arbeit zu lösende Aufgabe ist aber auch nicht der Zweck dieser Zeilen. Sondern es handelte sich darum, einige bemerkenswerte Eigenheiten seiner Kunst hervorzuheben, an denen nun entwickelt werden kann, was den Stil und die Geistigkeit Dostojewskis so einzigartig und schwer verständlich erscheinen läßt. Und da zeigt sich denn, daß in allem, was vorstehend von Tolstoi gesagt worden ist, Dostojewski sich als sein geistiger Antipode darstellt. Es kann nicht entschieden genug betont werden, daß Dostojewski nur ein Thema kennt: den Menschen, und zwar unter Abweisung alles dessen, was auch nur um Haaresbreite jenseits des Individuellen liegt. Irgendwelche Stimmungsmalerei oder Schilderung gegenständlicher Situationen wird man vergeblich bei ihm suchen. In den „Brüdern Karamasoff" erzählt der Greis Sosima von einem Duell, das er als junger Offizier gehabt hat. Es gibt wohl kaum einen Vorwurf, geeigneter, die Spannung des Lesers aufs höchste zu steigern, und es gibt wohl kaum einen Schriftsteller, der sich diese Gelegenheit entgehen ließe. Dostojewski tut es. Wo andere umständlich die Vorbereitungen schildern würden, läßt er es zu einer Spannung überhaupt nicht kommen. Ganz akzentlos, in wenigen Zeilen lesen wir, daß die Kugel des Gegners Sosima nur leicht streift. Und nun kommt die Hauptsache: er wirft die Pistole fort und bittet den Gegner um Verzeihung. Denn von diesem Duell erzählt ja Sosima nur deswegen, weil es sein Tag von Damaskus war, vor der Hoheit dieses Ereignisses muß alles Sachliche und Unpersönliche schweigen. Und so ist es überall. Denn keine Minute im Leben seiner Menschen ist gleichgültig, eine jede ist ihnen Bestimmung und Schicksal. Deswegen gibt es in allen seinen Werken auch nicht eine Schilderung, die man aus dem Ganzen loslösen und etwa als selbständige Skizze einer Anthologie einverleiben könnte, wie

Digitized by Google

wir dies oben bei Tolstoi gesehen haben. Denn alles was vorgeht, ist unlöslich verknüpft mit den handelnden Menschen, alles Sachliche, Natur und Umgebung, sinkt tief herab, so daß nun diese Menschen riesengroß vor uns stehen, als ob sie sich nur von einer grauen Leinwand abhöben. Das verdient so wörtlich genommen zu werden, daß man sie sich gar nicht anders als überlebensgroß vorstellen kann. Zugleich ist damit aber auch der eigentliche Kernpunkt angedeutet. Werden alle sachlichen Beziehungen bedeutungslos, so muß der Rhythmus der Darstellung ein anderer werden. Sachliches verbindet und ist die Grundlage des gleichmäßigen Stromes epischer Darstellung. Sind die Menschen nur auf sich gestellt, so gibt es nur eine Vortragsweise: die dramatische. Dostojewski ist verkappter Dramatiker, das kann gar nicht entschieden genug betont werden. Die abliegendste Szene ist voll einer Spannung, wie sie nur das Drama kennt, weil auf rein menschlichen Beziehungen beruhend. Und dadurch ist zugleich das eigentlich Charakteristische der Dostojewskischen Menschen bedingt: ihr unvergleichbar individuelles Gepräge. Ohne Übertreibung darf behauptet werden, daß es außer Shakespeare keinen Dichter gibt, der seinen Menschen unter Abweisung alles Typischen so unverwechselbare Züge zu verleihen vermocht hat. Erinnern wir uns der oben gewählten Dreiteilung, so geraten wir schon in Verlegenheit bei der Suche nach peripher gestellten Persönlichkeiten. Hier können höchstens Bauern, Marktweiber, Kleinbürger, Schuljungen usw. genannt werden. Aber auch ihnen verleiht der Dichter, soweit er sie überhaupt, etwa durch Namensnennung, aus der Masse heraushebt, ganz individuelle Züge, wie einzelnen Mönchen in den „Brüdern Karamasoff" oder den Zuchthäuslern in den „Erinnerungen aus einem toten Hause". Ja die Individualisierung geht noch eine Stufe tiefer, bis zu den Tieren. Der Hund Pereswon in den „Brüdern Karamasoff" hat nichts Typisches an sich, wenn er voller Begierde, seine Kunststücke zu zeigen, daliegt, aber doch vor erhaltenem Befehl sich nicht zu rühren wagt, nur wenn sein Herr vorbeigeht, zweimal kurz mit dem Schweif aufschlägt. (Derartige Hundeindividualitäten finden wir in der neueren Literatur nur noch bei Jakob Schaffner. Sonst ist der Hund überall als der Typus des treuen Tieres dargestellt.) Vollends die etwas zentraler gestellten Menschen sind Persönlichkeiten ausgeprägtester Individualität. Der Knabe Kolja in den „Brüdern Karamasoff", weit davon entfernt, Hauptperson zu sein, weist doch eine solche Fülle widersprechender Züge auf, Dreistigkeit und Weichheit, Altklugheit und Kindlichkeit, Großmannssucht und Hilflosigkeit, daß wir uns nicht erinnern können, ein solches Kind in Wirklichkeit oder Dichtung kennen gelernt zu haben. Alles was er tut, wie er die Marktweiber neckt, wie er sich bei seinen Mitschülern in Respekt zu setzen weiß, wie er sich, trotzig und widerstrebend, dem von ihm so geliebten Alexei nähert, trägt unverwechselbare Züge. Wie anders der Knabe Petja in „Krieg und Frieden". Der spielt und lacht, wie hundert andere Kinder, hat dieselben Wünsche wie jeder Knabe dieses Alters, ist der typische liebenswürdige, übermütige, forsche Junge, den jeder gern hat. Daß nun die eigentlichen Helden Dostojewskis von ganz besonderer Individualität und Einzigartigkeit sind, bedarf keiner näheren Darlegung. Mehr oder weniger gilt von ihnen allen, auch von den Frauen, was der Staatsanwalt in seinem Plädoyer über die Familie Karamasoff sagt: Wir sind breite Naturen, fähig, alle möglichen Gegensätze in uns zu vereinigen und gleichzeitig beide Abgründe anzuschauen, den Abgrund über uns, den Abgrund der höchsten Ideale, und den Abgrund unter uns, den Abgrund des allerniedrigsten und stinkenden Falles. Selbst eine Idealgestalt wie Alexei Karamasoff, den ein Abglanz des Christushaften umwebt, bei dem die Gefahr der Typisierung also besonders nahe gelegen hätte, ist individuell bis in die Fingerspitzen. Als nach dem Tode seines geliebten Greises Sosima sich die Mehrzahl der Gläubigen von diesem abwendet, weil sich völlig unerwartet sofort ein Leichengeruch wahrnehmbar macht, da läßt er sich, voller Verzweiflung an der irdischen Gerechtigkeit, im Mönchsgewand willig zu der höchst anrüchigen Gruschenka mitnehmen, die zudem seinen Bruder Dimitri auf dem Gewissen hat. Also nichts vom typischen Heiligen.

Digitized by Google

Es ist nicht Aufgabe dieser Zeilen, die Helden Dostojewskis in ihrer individuellen Ausgeprägtheit vorzuführen, obwohl ein solcher Versuch äußerst lockend bei seinen Frauengestalten wäre, bei denen der Mangel typischer Züge besonders auffallend ist. Dagegen bedürfen die vorstehenden Andeutungen einer Ergänzung. Es erhebt sich nämlich die Frage, ob und warum diese Menschen bei all ihren Widersprüchen, all dem Überraschenden ihres Tuns glaubhaft und überzeugend erscheinen, sich die divergierenden Züge zu einer Einheit zusammenschließen. Diese Frage ist von grundsätzlicher Bedeutung, denn Widersprechendes und Ungeklärtes allein kann nicht die Grundlage der Menschendarstellung sein. Vorher sei aber noch auf ein anderes hiermit zusammenhängendes Problem eingegangen. Die meisten, die der Kunst Dostojewskis fremd gegenüberstehen, behaupten, daß seine Menschen mehr oder weniger pathologisch seien. Daß sie nicht normal sind, ist sicher. Aber sind etwa die Menschen Shakespeares normal, Lear und Hamlet, Lady Macbeth und Prinz Heinz? Ja, ist der Begriff des normalen Menschen nicht überhaupt eine künstliche Bildung? Damit soll nicht gesagt werden, daß alle Menschen pathologisch sind, obgleich man auch schon derartige Sätze aufgestellt hat. Vielmehr erscheint der Gegensatz von normal und krankhaft überhaupt willkürlich. Wir brauchen uns nur unsere näheren Bekannten vor Augen zu führen, und wir entdecken bei genauerem Zusehen Sonderbarkeiten und Widersprüche die Fülle, obwohl jeder sich vor dem andern verschließt und sein letztes Geheimnis ängstlich hütet. Das ist ja gerade einer der Gründe, aus denen heraus die Forderung eines sogenannten Idealismus überhaupt erst möglich war, daß die Kunst nicht der Wirrnis des Alltags gleichen, sondern in reiner Schönheit erstrahlen solle. Uns steckt allen noch die klassische Erziehung, insbesondere die Entwicklung des Geschmacks an der griechischen Plastik, im Blute. Hier, in den Bildnissen der griechischen Götter, sehen wir vorbildliche, allgemeinverständliche Typen, die in edler Haltung und reiner Schönheit die platonischen Ideen in ihrem unvergänglichen Sein zu verkörpern scheinen. Diesem Schönheitsideal ist die Kunst Dostojewskis freilich weltenfern. Die scheint vielmehr ihre Grundlage in dem Weltbilde des Heraklit zu haben, dem rastlosen Werden. All seine Helden sind in ständiger Veränderung und Entwicklung, Pläne und Vorsätze, jetzt gefaßt, sind in einer Stunde vergessen; Stirb und Werde, so lautet der Wahrspruch eines jeden. Wie der Leser bei Beginn der Erzählung in diesen ruhelosen Lauf hineingestoßen wird, dem er zunächst verständnislos gegenübersteht — keine Erzählung Dostojewskis hat einen eigentlichen Anfang im romantechnischen Sinne —, so ist die Entwicklung auch am Schluß durchaus nicht beendet, die Spannung so gelöst, wie etwa in „Krieg und Frieden“, wo das Interesse der Leser an den Helden schließlich langsam zu Ende geht. Keiner seiner Romane hat überhaupt ein eigentliches Ende. Selbst wenn an sich schon die Spannung sich gelöst hat, kommt zum Schluß noch eine Szene, die sie von neuem anfacht, wie im „Gatten“ und in „Onkelchens Traum“. Wie keiner seiner Menschen, so ist auch kein einziger Vorgang typisch. Und wenn trotz alledem die Menschen und die Vorgänge überzeugend wirken, so liegt der Grund, soweit wir dies Rätsel überhaupt lösen können, in dem Schicksalsmäßigen, das wie aus einem letzten Urquell strömend das Gesetz aller seiner Helden ist, dem keiner entgehen kann, was er auch tut. Wie das Leben der höheren Menschen, eines Goethe und Napoleon, bei allem überquellenden Reichtum, keinen Zufall, nur Schicksal zu kennen scheint, so auch das der Helden Dostojewskis bei allen Überspannungen und Bewegtheiten, aller Dramatik und Wirrnis. Und nun ist es gerade die Vereinigung dieser beiden Elemente, Schicksal und Wirrnis des Alltags, das seinen Erzählungen nicht nur den Abglanz des Lebens gibt, sondern sie wie Leben selbst sich vor uns abrollen läßt. Wenn der Greis Sosima seinen Jüngern und Freunden predigt, das Leben zu lieben und zu segnen, so viel Unglück es auch bringe, die Erde mit den Tränen der Freude zu netzen und auch diese Tränen zu lieben, so müssen wir hierin zugleich das Symbol der Kunst Dostojewskis, seines Stils und seiner Geistigkeit erblicken, deren Form und Gedankenwelt, wie bei allen wahrhaft Großen, weil organisch ineinander verwachsen, sich nicht sondern läßt.

Digitized by Google

Und wie bei Tolstoi, so sehen wir auch bei Dostojewski diesen engen Zusammenhang zwischen Stil und Geschichts- und Religionsphilosophie. Freilich, in seinen Romanen fehlt es an derartigen abhandlungsmäßigen Ausführungen, wie sie Tolstoi häufig macht. Das läßt sein Stil nicht zu. Sondern nur insoweit, als die Menschendarstellung es erfordert, wird zu diesen Fragen Stellung genommen. Innerhalb dieses Rahmens ergeben sich aber die Ansichten Dostojewskis mit aller Schärfe. Der Napoleon, in dem Raskolnikow sein Ideal erblickt, ist die große geschichtliche Persönlichkeit schlechthin, bergehoch erhaben über allen andern Menschen, losgelöst von deren Sitte und Gesetz, selbst Geschichte, Sitten und Gesetze zimmernd. Von gleichem Wuchse ist der Großinquisitor der Erzählung Iwans in den „Brüdern Karamasoff". Der will es sogar wagen, Christus selbst dem Flammentode preiszugeben, nachdem er seine Lehre von Grund aus umgestaltet hat. Und wie es die großen geschichtlichen Persönlichkeiten sind, die die Geschichte machen, so sind es die großen Streiter im Herrn, die die Menschen zum Heile führen. Dostojewski hat es wohl als einziger unternommen, einen Heiligen in der Jetztzeit auftreten zu lassen. Denn das ist der Greis Sosima und soll es sein mit seiner großen Liebe zu den Menschen und zum Leben auf der Grundlage der Verehrung Gottes und unter besonderer Betonung des Grundsatzes der allgemeinen sittlichen Verantwortung eines jeden für seinen Mitmenschen, der Brüderlichkeit, die freilich mit der Fraternité der französischen Revolution nichts zu tun hat. Nur dem religiösen Genius eignet diese selbstlose, intuitive Menschenkenntnis, die ihn alles, was die Menschen quält und drückt, erkennen, für alle und alles Worte des Trostes und der Erhebung finden läßt, und mit der er prophetisch ihr Geschick voraussieht. Erschütternd ist die Szene, in der er sich vor Iwan Karamasoff, dem Wüstling, zu Boden wirft. Er hat ihm angesehen, daß er noch schwerstes Leid werde ertragen müssen. Auch der Jüngling Alexei Karamasoff, wenn auch das Leben mit seinen Stürmen noch vor ihm liegt, hat etwas vom Heiligen an sich. Auch er sieht den Menschen bis auf den tiefsten Grund, weil er sie liebt. Die Erzählung, wie er Gruschenka, eine große Sünderin, da sie ihn verführen will, emporzieht, liest sich wie eine Heiligenlegende. Dostojewski scheint übrigens selbst eine gewisse Prophetengabe besessen, insbesondere den Bolschewismus geahnt zu haben. „Die Dämonen" ist ein Bolschewisten-Roman schlechthin. Der Traum Raskolnikows im sibirischen Zuchthaus scheint eine kurze Charakteristik des Bolschewismus zu enthalten. Auch in der Rede des Staatsanwalts in den „Brüdern Karamasoff" findet sich eine Andeutung in derselben Richtung.

Als letzte Lösung wird vielleicht an dieser Stelle, nachdem die Betrachtung des Tolstoischen Stils von einem Impressionismus ausging, erwartet werden, daß Dostojewski als Expressionist gewürdigt werde. Doch hieße das den Sinn vorstehender Zeilen völlig verkennen. Mag Dostojewski auch manches mit unseren Neuesten gemeinsam haben, Neigung zum Elementaren und Chaotischen, Durchbrechen äußerer Formen, leidenschaftliche Gesten in tiefer innerer Not, so muß eine solche Deutung doch unbedingt abgelehnt werden, wie denn auch Tolstoi nicht schlechthin als Impressionist hingestellt wurde. Werden wir einem wahren Künstler nicht gerecht, wenn wir ihn aus seinem Milieu, seiner Zeit erklären wollen, so noch viel weniger, wenn wir versuchen, ihn auf eine Stilformel zu bringen. Und bedeutet schon jeder Versuch einer Darstellung des künstlerischen Schaffens einen Eingriff in einen Organismus, der vieles verkümmern läßt, was, obwohl wertvoll und lebendig, in kein System zu bringen ist, weil Leben zuletzt immer der Formen spottet, so läßt die Zurückführung auf eine bestimmte Formel von der dichterischen Individualität schlechterdings nichts mehr übrig. Tolstoi und Dostojewski aber gerade als solche zu würdigen, war das Ziel dieser Zeilen.

Dr. Paul Wohlfarth

Digitized by Google

# Parodistischer Unfug

Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen" — so lesen wir bei Schiller in seinem Gedichte „Das Mädchen von Orleans" und an derselben Stelle folgt dann das bekannte Wort: „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehn." Eine traurige Feststellung fürwahr, die immer erneut zum Bewußtsein gebracht wird, zumal in der Gegenwart! Ebenso bedauerlich wie die Tatsache selbst aber ist der Umstand, daß man sich in weiten, auch gebildeten Kreisen an sie gewöhnt hat und also auf einen ernsten, energischen Protest verzichtet — ja, wie viele mögen sich finden, die, „von des Gedankens Bläße nicht angekränkelt", das Ergötzen gar nicht missen möchten, das ihnen eben jener Krieg gewährt, den der Witz mit dem Schönen führt! So wird sich auch mancher an den Versen ergötzt haben, die vor einiger Zeit unter dem Titel „Zukunftsbilder vom Fernsprecher" in einer angesehenen Zeitung zu lesen waren und die folgendermaßen lauteten:

„In allen Strippen ist Ruh,
In allen Kabeln spürest du
Kaum einen Strom:
Die Teilnehmer schweigen im Netze.
Nutzt auch die Hetze
Nur ein Atom?
Auf allen Ämtern ist Ruh',
Von der Fräulein Munde spürest du
Kaum einen Hauch!
Nur manchmal spricht noch ein Schieber.
(Balde, mein Lieber,
Kündigst du auch!)"

Es ist nicht das erstemal, daß Goethes unsterbliches Lied zum Gegenstand einer Parodie gemacht wurde; man hat sich wohl schon oft an ihm wie auch an anderen klassischen Geistesprodukten in ähnlicher Weise wie hier vergriffen und es ist ja eine so wohlfeile, bequeme Sache solch berühmte und bekannte Vorlagen als Unterlagen zu benutzen, auf denen man ein paar eigene Gedanken über mehr oder minder wichtige aktuelle Zeitereignisse aufschichtet. Eine Versuchung besonderer Art liegt hier immer wieder vor für solche, die parodistischer Dichtweise sehr zugeneigt sind, und sie empfinden es keineswegs als eine literarische Versündigung, wenn sie geistiges Edelgut in jener Weise mißbrauchen nur zu dem Zwecke, um irgend welchen Unwillen und Spott über mißfällige Erscheinungen im öffentlichen Leben einen witzigen Ausdruck zu verleihen. Wird in jedem solchen Falle das Feingefühl sowohl gegenüber dem Dichter, wie auch gegenüber denjenigen, die sein Geisteserzeugnis als einen heiligen Besitz schätzen und lieben, völlig verleugnet, so tritt dies ganz besonders zutage bei einer parodistischen Verarbeitung jenes Goetheschen Nachtliedes, das uns in den Vertonungen von Schumann, Schubert, Liszt u. a. auch musikalisch überaus wertvoll geworden ist. Immer wieder hat man es dem Großen von Weimar in tiefster Seele nachempfinden wollen, was einst dort auf der einsamen Höhe der Thüringer Berge in einer der heiligsten Weihestunden seines Lebens seine eigene Seele bewegte, immer wieder hat man sich vom Geiste des Dichters grüßen lassen, so oft jene Worte, jene Töne laut wurden, in denen unmittelbarste Herzensgefühle genialen Ausdruck fanden. Darum die Hände weg von solch unschätzbarem Geistesvermächtnis, als unantastbar gelte es für alle, die überhaupt dichterischen Edelbesitz unversehrt durch alle Zeiten hindurch verwahrt wissen wollen! Man hüte solche Schätze um so ernster und gewissenhafter gerade heutzutage vor allem Mißbrauch und grober Ausbeutung, je schmerzlicher man es emp-

Digitized by Google

finden muß, wie sehr alles feinere Empfinden in den letzten Jahren Einbuße erlitten, wie unermeßlich schwer der furchtbare Weltkrieg mit all seinen Begleiterscheinungen und Nachwirkungen die Volksseele geschädigt hat! Das deutsche Volk darf mit Recht stolz sein auf ungezählte Geisteskleinodien kostbarster Art, die es in seinem Schoße birgt und die ihm kein Feind antasten und streitig machen kann — nun, so wache es auch selbst allezeit über diesem Eigentum und zeige sich nicht kritiklos, wenn, ob es oft auch unbewußt geschehen mag, das Strahlende geschwärzt und das Erhabene in den Staub gezogen wird! Aller Verflachung seelischen Lebens werde kräftig gewehrt, wo immer sie sich wahrnehmen läßt, aller Versündigung wider den heiligen Geist literarischer Pietät und Gewissenhaftigkeit werde darum auch immer aufs neue entschiedener Widerstand geleistet! Und auch den Literaten mag es in gewissem Sinne gelten, was Schiller einst den Künstlern zurief:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!"

Ernst Böhme

# Unsere jüngste Dichtung

Neulich hat sich der süddeutsche Poet Hermann Hesse in der „Voss. Ztg." (30. Juni 1920) über unsere jüngste deutsche Dichtung geäußert.

„In dem Verlangen, eine Vorstellung vom geistigen Zustande der deutschen Jugend zu bekommen, habe ich nun während einiger Monate eine Menge von Büchern der jüngsten Dichter gelesen. So lehrreich es war, ein großes Vergnügen ist es nicht gewesen, und ich gedenke diese Arbeit nicht lange mehr fortzusetzen. Was mir nach all der Lektüre als Bild dieser jüngsten Literatur geblieben ist, ist etwa das Folgende:

Die jungen und jüngsten Dichter Deutschlands, soweit sie nicht zu den Epigonen gehören und alte Melodien singen, könnte man, der dichterischen Form nach, in zwei Gruppen einteilen. Die eine setzt sich aus jenen zusammen, welche an Stelle der alten poetischen Formen neue gesetzt zu haben meinen. Hier blüht, nach diesen wenigen Jahren, schon wieder ein seltsam gläubiges Nachahmer- und Philistertum. Die paar Vorläufer und ersten Führer der literarischen Revolution, obenan Sternheim, werden in ihren grammatikalischen und syntaktischen Neuerungen und Eigenheiten mit dogmengläubiger Treue nachgeahmt, sklavischer und geschmackloser nachgeahmt als je ein Goldschnittlyriker der achtziger Jahre die Klassiker nachahmte. Diese ganze Literatur atmet schon Schimmel und Alter, sie stirbt, noch ehe ihre Dichter das Alter der Mündigkeit erreicht haben.

Die zweite Gruppe aber, die stärkere, die ernst zu nehmende, geht zögernd, aber mehr oder minder bewußt und entschlossen, dem Chaos entgegen. Bei ihnen ist, wenn auch unklar, ein Gefühl dafür vorhanden, daß man nicht an Stelle einer zusammengebrochenen Kultur und Form einfach eine andere, eine neue stellen kann. Diese Dichter fühlen oder scheinen doch zu fühlen: erst muß Auflösung und Chaos erreicht sein, erst muß der bittere Weg bis zum Ende gegangen sein, ehe neue Satzungen, neue Formen, neue Bindungen geschaffen werden können. Manche unter diesen Dichtern bedienen sich gleichsam aus Gleichgültigkeit, weil es doch schon im allgemeinen Untergang auf Form nimmer ankommt, fast ganz noch der alten, gewohnten Sprache und Form. Andere treiben ungeduldig nach vorwärts und suchen die Auflösung der deutschen Literatursprache bewußt zu beschleunigen — einige mit der verbissenen Trauer des Mannes, der sein eigenes Haus einreißt, andere mit Galgenhumor und

Digitized by Google

mit der etwas seichten Weltuntergangsstimmung der großen Wurstigkeit. Diese letzteren wollen sich, da schon die Kunst keine Befriedigungen mehr verspricht, wenigstens noch über den Philister lustig machen und ein Stündchen lachen und guter Dinge sein, ehe der Boden einkracht, der sie trägt. Der ganze literarische „Dadaismus" gehört dahin.

Aber alle diese verschiedenen Gruppen der jüngsten Literatur schießen alsbald wieder zu einem einheitlich Ganzen zusammen, wenn man das wenig ergiebige Suchen nach der neuen Form aufgibt und sich an den geistigen Inhalt hält. Dieser ist überall genau der gleiche. Zwei Hauptthemen stehen überall im Vordergrund: die Auflehnung gegen die Autorität und gegen die gesamte, im Niedergang begriffene Autoritätskultur, und die Erotik. Der vom Sohn an die Wand gedrückte und abgeurteilte Vater, und der liebehungrige Jüngling, der seine Geschlechtlichkeit in neuen, freien, schöneren, wahreren Formen bekunden möchte, das sind die beiden Figuren, die überall wiederkehren. Sie werden noch oft und oft dargestellt werden, denn sie bezeichnen in der Tat die beiden zentralen Interessen der Jugend. (Der gesamten Jugend? D. T.)

Als Erlebnis und Anstoß stehen hinter all diesen Revolutionen und Neuerungen deutlich erkennbar zwei große Mächte: der Weltkrieg und die durch Sigmund Freud begründete Psychologie des Unbewußten. Was der große Krieg als Erlebnis gebracht hat, der Zusammenbruch aller alten Formen, das Versagen der bisher gültigen Moralen und Kulturen, das scheint nirgends seine Deutung finden zu können als durch die Psychoanalyse. Europa zeigt sich dieser Jugend als ein schwerkranker Neurotiker, dem nicht zu helfen ist als durch ein Zerbrechen der selbstgeschaffenen, komplexhaften Bindungen, in denen er erstickte. Und die ohnehin ins Wanken geratene Autorität des Vaters, des Lehrers, des Priesters, der Partei, der Wissenschaft findet einen neuen, furchtbaren Gegner in dieser Psychologie, welche so schonungslos in all die alten Schamhaftigkeiten, Ängste und Vorsichten hineinleuchtet. Jene Professoren, welche sich im Kriege durch Liebedienerei gegen ihre Regierungen und durch grotesksenile Ausbrüche nationalistischer Verblendung (?! D. T.) enthüllt haben, sie werden von der Jugend nun als dieselben erkannt, unter deren Führung die Bourgeoisie bestrebt war, Freuds Tat wieder ungeschehen zu machen und es weiterhin auf Erden dunkel bleiben zu lassen.

Diese beiden Elemente im geistigen Leben der Jugend, der Bruch mit der Autoritätenkultur (der sich bei vielen sogar in einem tollen Haß auf die deutsche Grammatik äußert), und die Ahnung von der Möglichkeit, unser seelisches Leben wissenschaftlich zu erforschen und rationell zu beeinflussen — diese beiden Elemente beherrschen die ganze jüngste Literatur..."

Hermann Hesse, der es an einigen gesunden Zurechtweisungen nicht fehlen läßt, glaubt nicht an eine rasche Erholung der Dichtung, nicht an bevorstehende Blütezeiten. Im Gegenteil. Und er schließt: „Die neue Psychologie, deren Vorläufer Dostojewski und Nietzsche waren, und deren erster Baumeister Freud ist, wird diese Jugend lehren, daß die Befreiung der Persönlichkeit, die Heiligsprechung der natürlichen Triebe nur erst der Beginn eines Weges ist, und daß jede persönliche Freiheit belanglos und ärmlich ist im Vergleich mit jener höchsten Freiheit des einzelnen: sich bewußt und lustvoll als ein Stück Menschheit zu betrachten und mit befreiten Kräften ihr zu dienen."

Hier ist nur schüchtern, viel zu schüchtern, viel zu unwuchtig angedeutet, was diesem Geschlecht fehlt: der stolze Begriff der Freiheit im Gegensatz zur Triebknechtschaft, jener inneren Freiheit, wie Kant und Fichte sie verstanden haben. Wir erwarten von einer andersartigen Jugend den Aufbau der deutschen Seele: von einer zuchtvollen Auslese, von einer Gralsritterschaft, in welcher Weisheit und Liebe glüht, also von einer Jugend, welcher vor allem wieder ein großer und reiner Lebensgehalt die Hauptsache ist. L.

Digitized by Google

# Zur Wiederbelebung der „Undine“ Hoffmanns

Der Aufsatz von Schellenberg über E. T. A. Hoffmanns „unbekannte“ Oper Undine im Juliheft des „Türmers“ hat mich sehr erfreut, der ich seit langem schon eine Wiederbelebung dieses bedeutenden Erstlings der deutschen romantischen Oper erwünscht und anzuregen versucht habe. Da ich in dem Aufsatze ein ein Neubearbeiter des Fouquéschen Textes genannt bin, darf ich wohl noch einige erläuternde Worte dazu sagen. Die dichterische Unterlage der Oper, woran Hoffmann mitgearbeitet, völlig umzugestalten, dazu hielte ich mich nicht für berechtigt; ich mußte, nach meiner Ansicht, die einmal der Entstehungszeit entsprechende Stilform wahren, welcher auch die Musik durchaus angeglichen ist. Nicht eine „Modernisierung“ dürfte es gelten, sondern nur insoweit eine behutsame Annäherung an den uns heute natürlichen Geschmack, als dadurch Wirkung und Genuß des alten Werkes gefördert werden konnte. Daher waren nur einzelne, und jedenfalls anstößige Ausdrücke zu ändern, wie z. B. wenn die Wassergeister singen: „Das sind die vielbesproch'nen Lieder“ („besser gesungen“: „wundersamen“), oder wenn Kühleborn die dämonische Drohung ausspricht: „bis der und die, der und die verdorben sind“ („Mann und Weib, Seele und Leib“), oder gar, wenn die Liebende viermal klagt: „Es kann nicht anders werden in dieser dunklen Welt, das ist nun festgestellt“, („die kein Stahl erhellt“). — Hier zeigt sich schon die reichliche Art meiner Änderungen: die notwendige Verringerung der geradezu überschwemmenden Wortwiederholungen, ohne daß freilich damit diese in Stil und Vertonung begründete, veraltete Opernform ganz zu tilgen war. Aber es wäre doch für uns unerträglich, wenn ein langes schönes Quartett nur aus 6—7maliger Wiederholung der Worte bestünde: „Wir gehn vergnügt nach Hause, wie schön wird noch die Nacht“. Da schien es erlaubt, einige neue Worte einzusetzen, wie: „Wir gehn vergnügt nach Hause durch diese schöne Nacht, befreit von allem Grause, zur heimatlichen Klause, wo bang die Mutter wacht usw.“ in Fouquéscher Sprechweise. — Meine eigentliche Arbeit aber bestand in der Ersetzung des weitschweifigen und dabei dürftigen gesprochenen Singspieldialogs durch stark verkürzende Reimverse von romantischer Färbung, die sich der Musik bescheiden, aber doch einigermaßen verwandt einfügten. An Stelle einer langatmigen Prosa von einigen 50 Zeilen, mit so poetischen Wendungen wie: „meine Eltern wollten mir eine Seele verschaffen“, trat z. B. folgendes kleine Gereim, wie auch Fouqué es hätte etwa dichten können:

Huldbrand:
Mein Lieb, was schaust du bang und bleich?
Erschreckt dich so der Hexenstreich?

Undine:
Kein Hexenstreich! Ein Geisterzorn!
Das war mein Oheim Kühleborn.

Huldbrand:
Was sprichst du da? Ward irr dein Geist?

Undine:
O hör' mich, daß du alles weißt!
Jetzt ist die Stunde, die entscheidet,
ob unser Glück den Tod erleidet.

Huldbrand:
O nie den Tod!

Undine:
Du hast das Leben,
hast meine Seele mir gegeben. —
Die Geister, die in Flut und Flur,
in allen Tiefen der Natur,
unselig-selig heimlich walten,
zu Zauberwesen sich gestalten,
nach Seele sehnen sich die Armen,
in Menschenliebe zu erwarmen.
Dies Sehnen trieb auch mich ans Licht
und meiner Wogenheimat Gründen,
dem liebsten Mann mich zu verbinden —
nur Kühleborn gefiel es nicht:
mit Spuk und Schauder, tück'scher Tat
verfolgt er meines Glückes Pfad,
will mich und dich mit Trug umspannen:
nur deine Liebe kann ihn bannen,
nur deine Liebe läßt allein
mich Mensch und Weib und selig sein!
Undine ruht an deiner Brust —
und nun — verlass' mich, wenn du mußt! —

Digitized by Google

**Beethoven** **Max Klinger**

Photographieverlag von E. A. Seemann, Leipzig



Digitized by Google

Digitized by Google

Ich glaube annehmen zu dürfen, daß die Anwendung dieser gereimten Dialoge der erwünschten Wiederbelebung des Werkes zum Vorteil dienen würde. (Ein neues Textbuch nach meinen Änderungen wird bei Reclam erscheinen.) Dann aber würde ich auch noch dringend bitten, die für die Berliner Aufführung einst geschaffenen Dekorationen von Karl Friedrich Schinkel der Wiederbelebung mitteilhaftig werden zu lassen und so das volle Bild des „Gesamtkunstwerks" von 1816 dem heutigen Publikum darzubieten. Die Entwürfe befinden sich im Schinkel-Museum (Polytechnikum) zu Charlottenburg. Es heißt, daß in Lübeck eine geschichtliche Folge der deutschen romantischen Oper mit der Undine an der Spitze geplant werde. Möge sich dieser schöne Plan verwirklichen, und die Ausführung nicht vereinzelt bleiben.

Hans von Wolzogen

# Münchener Kunstausstellung

(Münchener Kunstbrief)

Die Massenanhäufung von Bildern zur Anlockung von Käufern ist eine ästhetische Barbarei, gegen die zwar schon viel geschrieben und gesprochen wurde, ohne daß jedoch daran etwas geändert worden wäre. Es ist also sehr schwer, einen klaren Überblick zu gewinnen, wenn wie in der diesjährigen Münchener Kunst-Ausstellung im Glaspalaste nicht weniger als 2364 Bilder, Plastiken, Radierungen, Batikarbeiten usw. ihren bunten Reigen um das Publikum schwingen, so daß man kein Werk ins Auge fassen kann, ohne daß nicht störende Nebeneindrücke ins Gesichtsfeld treten. Dazu kommt noch, daß, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die Bilder ein und desselben Künstlers nicht nebeneinander hängen, weshalb eine gegenseitig abschätzende Beurteilung so gut wie vereitelt wird. Allerdings gibt es unter den Ausstellern nur herzlich wenige von unverkennbar starker Eigenart, aber wenn man die Schöpfungen der einzelnen Künstler hübsch beisammen hätte, anstatt in dem Riesengebäude mit dem Katalog in der Hand herumsuchen zu müssen, ließe sich auch bei schwächeren Begabungen leichter ein Ausdruck persönlichen, nicht angelernten Könnens feststellen.

Zunächst fällt es auf, daß das Historienbild ganz verschwunden ist. Die am nächsten liegende Erklärung wäre wohl die, daß die Herstellung von Werken in räumlich großem Format — und diese Gattung wächst sich in der Regel zu sogenannten „Schinken" aus — die gewaltige Verteuerung des Materials verbietet. Dann sind jene Persönlichkeiten, die solche Bilder zumeist in Auftrag gaben oder ankauften, also unsere deutschen Fürsten, als Kunstmäzene mit ihrer Abdankung ausgeschieden, und bei unseren jammervollen wirtschaftlichen und politischen Zuständen wird es wohl sehr lange dauern, bis wieder Gelder flüssig werden zur Ausschmückung staatlicher oder städtischer Bauten mit geschichtlichen Darstellungen. Aber auch schon lange vor dem Kriege erschienen Historienbilder immer seltener in den Kunstausstellungen, und mit Adolf Menzel, dem Verherrlicher des friderizianischen Zeitalters, sank der letzte große deutsche Geschichtsmaler ins Grab. Die Ursachen liegen also noch anderswo. Wir haben sie einerseits in dem traurigen Mangel an Liebe bei dem Durchschnittsdeutschen für die Geschichte seines Volkes zu suchen und anderseits in dem Fehlen des Monumentalen in der gegenwärtigen Periode unserer Kunst überhaupt. Wer von den lebenden deutschen Malern, wenn wir vielleicht von Angelo Jank absehen, der diesmal nur mit drei kleinen Bildern, Motiven vom Turf und von der Reitbahn, vertreten ist, besitzt denn die Kraft, großzügige Figurenfülle in den Raum hinein komponieren zu können?

Übrigens verschloß sich schon Artur Schopenhauer, dem wir so manches zutreffende ewig gültige Wort über die Kunst verdanken, nicht den bedeutenden Schwierigkeiten, die die Historienmalerei zu überwinden hat. Er meint, daß die geschichtlichen und nach außen be-



Digitized by Google

deutenden Vorwürfe der Malerei oft den Nachteil haben, daß gerade das Bedeutsame derselben nicht anschaulich darstellbar ist, sondern hinzugedacht werden muß; ein Ausspruch also, der es miterklärt, daß die gewaltigen Vorgänge des Weltkrieges in der Wiedergabe durch unsere Maler in der Skizze stecken blieben. „Eine für die Geschichte höchst bedeutende Handlung kann an innerer Bedeutsamkeit eine sehr alltägliche und gemeine sein", lesen wir weiter bei Schopenhauer, „und umgekehrt kann eine Szene aus dem alltäglichen Leben von großer innerer Bedeutsamkeit sein, wenn in ihr menschliche Individuen und menschliches Tun und Wollen bis auf die verborgensten Falten, in einem hellen und deutlichen Lichte erscheinen." (Die Platonische Idee: Das Objekt der Kunst.)

Auch das Alte und Neue Testament, dessen Stoffe eigentlich ebenfalls zur Historienmalerei gezählt werden, scheint zum Teil wohl aus denselben Gründen seine Anziehungskraft auf unsere Maler eingebüßt zu haben, eine Erscheinung, die übrigens auch mit dem Dahinschwinden des religiösen Gefühles zusammenhängen mag. Verfällt aber die Religion, so verfällt auch die Kunst, was wir schon bei den alten Griechen beobachten können. Auch hier kann man Schopenhauer nur beistimmen, wenn er in demselben Kapitel ausführt: „Diese Darstellungen (die den ethischen Geist des Christentums für die Anschauung offenbaren) sind in der Tat die höchsten und bewunderungswürdigsten Leistungen der Malkunst: auch sind sie nur den höchsten Geistern dieser Kunst, besonders dem Raffael und dem Correggio, diesem zumal in seinen früheren Bildern gelungen." — Die paar Dutzend religiöser Bilder in der Ausstellung — mehr sind es sicher nicht — enthalten auch nicht die Spur religiöser Glaubenskraft; auch technisch recht schleuderhaft behandelt, erinnern sie vielmehr an den platten Nationalismus des Russen Wereschtschagin in seinen Passionsgemälden, ohne jedoch dessen naturalistisches Gestaltungsvermögen auch nur annähernd zu erreichen.

Im Zusammenhange mit der Historienmalerei spricht der große Philosoph auch von der eigentümlichen Rührung, die das Genrebild hervorzubringen vermag. Bezeichnenderweise für unsere Zeit ist in der Ausstellung auch der Gemütswert des Genrebildes sehr spärlich vertreten; ein weiteres Zeugnis dafür, wie sehr wir veräußerlicht sind. Denn just zur Pflege dieser Kleinkunst gehören Beschaulichkeit, liebevolle Beobachtung und nicht zuletzt Humor. Was haben da die alten Niederländer unvergänglich Schönes geschaffen! Aber auch wir Deutsche besitzen, um nur einige wenige Namen zu nennen, die mir gerade einfallen, in Spitzweg, Danhauser, Defregger, Leibl, Grützner hervorragende Genremaler. Von den wenigen Genrebildern in der Ausstellung, die wirklich zum Herzen sprechen, hebe ich das in Öl gemalte „Ave Maria" von Richard Mauch, München, hervor: Ein fahrender Musikant, der in Waldeinsamkeit zu Füßen eines schlichten Madonnenmarterls Flöte spielt. Dann das technisch fein durchgearbeitete Ölbild „Ein Lied" von dem Münchener Viktor Schramm, sowie die beiden Ölbildchen von Paul Krombach „Im Armenhaus" und „Frau Bas auf Besuch". Auch die auf hellgrau abgestimmte Innenansicht eines Stübchens mit Biedermeiermöbeln, wo ein kleines Mädchen am Spinett sitzt — der Maler Oskar Graf, Weimar, nennt sein Bild „Ingeborg" — sei noch anerkennend erwähnt.

Damit komme ich zu einer dritten klaffenden Lücke in der Ausstellung: vergeblich suchte ich nach einem bedeutenden Poeten des Pinsels oder der Nadel. Nun haben allerdings unsere modernen deutschen Maler eine förmliche Scheu vor aller Malerei, die an die Worte des griechischen Dichters Simonides: „Die Malerei ist eine stumme Poesie, die Poesie eine redende Malerei", erinnern könnte, aber sie geraten dadurch in ein Dilemma, woraus sie nur Selbstbesinnung auf die völkische Eigenart des Deutschen erretten kann. Auch hier haben wir die Ursache in einer alten deutschen Erbsünde, der unseligen Nachäfferei des Fremdländischen, zu suchen. Die Franzosen waren es, die, um aus der Erstarrung in der Tradition des Sepia-Untergrundes herauszukommen, sich an die Lösung der Luft- und Lichtprobleme heranmachten; unzweifelhaft eine bahnbrechende technische Errungenschaft, die der Malerei neue Wege wies.

Digitized by Google

Aber entsprechend ihrem Nationalcharakter blieben sie am Äußerlichen haften, und die deutschen Maler, die zur Erlernung der neuen Technik ebenso massenhaft nach Paris wie früher nach Italien strömten, ahmten sie getreulich nach, so daß seither die Malerei auf das Problematische eingestellt wurde und im Impressionismus, Expressionismus, Pointillismus, Futurismus, Kubismus ausschweifte, um nunmehr sehr nahe daran zu sein, im Idiotismus zu enden. So unrecht der hellenische Poet mit dem Nachsatze hatte, im Vordersatze steckt ein Kern von Wahrheit, die der Laienmund ganz unbewußt von jeher mit den Worten aussprach: „Dieses Bild hat mir nichts zu sagen." Darauf kommt es an. Der Deutsche will vor allem, daß ihn ein Kunstwerk am Herzen packe, es muß Gemütswert haben. Was aber unseren bildenden Künstlern der Gegenwart fehlt, das ist eine im deutschen Geiste und Herzen fest verankerte Weltanschauung. War etwa der soeben verstorbene große Max Klinger in seinen herrlichen Radierungen oder seinem „Christus im Olymp" ein Erzähler mit Nadel und Pinsel? Oder Feuerbach, Böcklin und andere mehr? Die Malerei kann gar nicht erzählen; Versuche alter italienischer Meister, das Leben und Leiden Christi auf ein- und demselben Bilde darzustellen, muten uns heute ebenso kindlich an wie die Experimente der Kubisten, Bewegung zu malen. Daß aber unsere Radierer, deren Kunst in ihrer Innerlichkeit zur philosophierenden Zwiesprache mit den Erscheinungen der Welt geradezu herausfordert, sich auf die Abschilderung von Häusern, Landschaften und Akten beschränken, deutet unbedingt auf ein Versagen schöpferischer Kraft hin, wenn auch gerne zugestanden sei, daß manche Radierung wie „Die alte Gasse im Mondschein" von Otto Hunte, Charlottenburg, feine Stimmung hat.

Wo sich aber Gedankengestaltungen zeigen, gehen sie entweder nicht über die Skizze hinaus, oder sie beschränken sich auf ein liebenswürdiges flottes Fabulieren ohne Tiefe wie bei dem gewiß sehr begabten Münchener Ferdinand Staeger (Federzeichnungen, Radierungen, Öl), oder sie arten in die Hilflosigkeit eines Oskar Stohandl aus, dem der „Kreislauf des Lebens" zu einer gestaltlosen Farben-Kakophonie wird, oder sie landen in dem Nihilismus eines Walter Repke von Baer, der aus der schwarzen Nacht des Nichts das Totengerippe des „Letzten Menschen" gespenstisch weiß herausspachtelt.

Am bedeutsamsten stellt sich uns sowohl in Öl wie in Aquarell, Tempera und Schwarz-Weiß die Landschaft, und zwar die deutsche, dar, nicht nur der Zahl der Bilder, sondern auch ihrem inneren Gehalte nach. Über vier Jahre hielt der Krieg den wanderlustigen Deutschen in seinem Vaterlande fest, und auch seit „Friedensschluß" sind diese Fesseln kaum gelockert worden. So erwachte neu die Liebe zur Scholle, zum deutschen Wald, zur blühenden Heide, zum deutschen Meere und den abseits gelegenen alten traulichen Städtchen mit ihrer Patina der guten alten Zeit. Kein Wunder also, daß so manche versonnene Nester wie Rothenburg ob der Tauber, Dinkelsbühl und Neuß reizvolle Schilderung fanden. Aber am stärksten zieht mich immer wieder „Der Reiter unter dem Regenbogen" von dem Münchener Hans Stadelmann an, denn dieses Bild ist so ganz echte deutsche Kunst. Auf zerfetzt abziehendem Gewittergewölk steht, sich fast über die ganze Bildlänge spannend, ein leuchtender Regenbogen, und unter ihm reitet auf von Wasserlachen bestandener Straße, die aus einem Tann ins Freie führt, ein Reiter in eine bergige Landschaft mit Burgen und Dörfern hinein. Die wieder entschleierte sinkende Sonne wirft ihr freundliches Abschiedslicht auf die weite Gegend, von deren hellem Grün die dunklen Gestalten von Roß und Reiter silhouettenartig sich abheben. Der braune Wettermantel und Haarbeutel des Reiters deuten zwar auf Goethes Jahrhundert, aber das ganze Bild scheint wie ein Symbol in unsere Zukunft zu weisen.

Josef Stolzing

Digitized by Google

# Max Klinger

Geboren am 18. Februar 1857, gestorben am 6. Juli 1920

Wenn sonst Große aus dem Reiche der Kunst starben, so häufte sich der Lorbeer an ihrem Sarge, und die Klage um den Verlust hallte viele Tage lang durch die Zeitungen, die sich nicht genug tun konnten, in Aufsätzen und Anekdoten den der Mitwelt entrissenen Meister zu feiern. Bei Klingers Tode wurden die Trauerbrände so eilig gelöscht wie sie herbeigetragen worden waren. Man fand sich mit dem ideellen Verlust, den das deutsche Geistesleben durch Klingers Hinscheiden erlitten hat, rascher als sonst ab, weil man unter dem Druck der Sorge um den Verlust notwendiger materieller Güter stand, den die Tage von Spaa bringen mußten. Das ist menschlich begreiflich und war ehrlich. Gewiß, es ist in Klinger ein ganz Großer im Reiche des Schönen von uns gezogen; aber in einer Zeit, wo so unendlich Schweres auf uns lastet, ist man stumpfer gegen solchen Verlust als in den leichter beschwingten Tagen des Wohlseins. So waren die Nachrufe in den Zeitungen meist nur kurz gefaßt und mehr um der Pflicht zu genügen, als aus drängendem Bedürfnis heraus geschrieben. Und bezeichnenderweise gaben die „Tonangebenden" einer mehr oder weniger verhüllten Kritik größeren Raum als dem Lobe, wie wenn mit dem Hervorheben des Fraglichen die Kürze entschuldigt werden sollte, denn liebevoll verständiges Lob bedarf des Raumes. So kam in die Würdigungen eine größere Ehrlichkeit als sonst wohl, denn man muß es aussprechen: die volle Größe Klingerscher Kunst zu werten, sind wir gegenwärtig noch nicht imstande. Wir müssen erst Raum gewinnen, mehr Abstand zu ihm; zu oft und in noch zu naher Zeit stand er im heftigsten Widerstreit der Meinungen. War es doch so, daß seine letzten großen Werke — die Monumentalmalereien für die Leipziger Aula und für das Chemnitzer Rathaus, und sein letztes radiertes Werk, die Folge „das Zelt" — von den einen als deutliche Verfallszeichen seiner Kunst verschrieen wurden, während sie andere gerade als die Offenbarungen wahrer Vollendung Klingers priesen. Und dieser Kampf der Meinungen wird noch fortwähren, bis endlich das unbefangene Urteil über Klinger ersteht.

Kampf der Meinungen hat von jeher um ihn gewogt, und kein zeitgenössischer Künstler hat mehr von sich reden gemacht. Klinger selbst wird dem bald recht gleichgültig gegenübergestanden haben, denn er schuf nicht den anderen zu Gefallen, sondern aus mächtigem inneren Drange heraus, ohne nach allgemeinem Beifall zu fragen, seitdem auch er erkennen mußte, wie blind die Menge ist und wie abhängig vom Tagesgeschrei. Diese Erkenntnis ist ihm schon früh geworden. Als er Ende der achtziger Jahre sein erstes großes Gemälde „Das Urteil des Paris" in Berlin ausstellte, wo mit wenigen Ausnahmen Kritik und Publikum nur Spott und Entrüstung für das Werk hatten, da erlitt er sie zum ersten Male. Und es wiederholte sich mit jedem seiner großen Werke: die „Pieta" wurde wenig beachtet; die „Kreuzigung" (1891 entstanden) erregte Entrüstung, die sich in München bis zum Verbot steigerte; sein „Christus im Olymp" fand Verwunderung statt Verständnis, und das gleiche Schicksal hatte von seinen Bildwerken der „Beethoven"; nur stemmte sich bei diesen Werken der Ablehnung schon die freudige Bewunderung des kleinen Kreises derer entgegen, die sich durch liebevolles Versenken in des Wesen Klingerscher Kunst für diese reif gemacht hatten, denen „Klinger" schon ein faßbarer Begriff geworden war. Aber die waren nicht die Mehrzahl und werden es nie sein, denn „volkstümlich" wird Klinger nie werden, selbst in seinen Radierungen nicht, die zum vollen Genuß immer ein hohes Maß von Bildung voraussetzen.

Man hat auf Klinger das Klischeewort „Renaissancemensch" angewendet, weil sich damit soviel andeuten läßt, was umständlich auszudrücken ist; aber es sagt doch — auf einen modernen Künstler angewendet — im Grunde gar nichts. Man hat ihn auch mit diesem oder jenem der alten Meister verglichen, um ihn verständlich zu machen; aber alle diese Vergleiche hinkten

Digitized by Google

mehr als billig, denn Klinger kann wie jede künstlerische Vollnatur nur aus sich selbst begriffen werden. Aufs rein Äußerliche angesehen, hat er eine fast beispiellos glückliche Entwicklung gehabt. Aus wohlhabender Familie stammend, durfte er sich ungehindert seinen künstlerischen Neigungen hingeben, die sich schon im Knaben zeigten und von verständigen Eltern liebevoll gefördert wurden. Das Wort, daß der echte Künstler durch die Schule der Not geläutert werden müsse, ist an ihm zuschanden geworden, denn er hat die Klippen, die das Befreitsein von den Sorgen des Unterhaltes birgt, zu vermeiden gewußt und die Gunst des Schicksals, unabhängig von Auftraggebern zu sein, nie mißbraucht. Er hat gerungen, mit sich, mit dem Stoff, mit dem Handwerklichen, bis er es gemeistert hatte, und die Meisterschaft hat er immer wieder an schwereren Aufgaben erprobt. Beflügelt von einer starken Phantasie, durchmaß er den weiten Kreis der Empfindungen. Die Griffelkunst füllte den Hauptteil seines jugendlichen Schaffens; Federzeichnungen, Radierungen waren es, in denen sich sein leicht bewegter Geist am schnellsten und sichersten aussprechen konnte. So entstanden jene Folgen von Zeichnungen und Radierungen, die seinen Namen rasch bekannt machten. Hier gab es für ihn bald keine Sprödigkeit des Materials mehr, und so suchte er die Schwierigkeiten in den Stoffen. Es ist erstaunlich, mit welcher Kühnheit sich der junge Künstler an Probleme heranwagt, und ihre Bezwingung ist nur aus einer großen auch geistigen Überlegenheit erklärlich. Er phantasiert über die Liebe, er philosophiert über das Rätsel des Todes, er wendet sich den Tiefen des Lebens armer, gequälter Seelen zu und schwelgt in der abgeklärten Reinheit antiker Schönheit. Er versucht sich in mancherlei Stilen, läßt mancherlei Vorbilder auf sich wirken, ohne ihnen zu verfallen, und arbeitet sich allmählich zu seinem eigenen Stile durch, der Realistisches und Phantasievolles mischt, immer mit dem Wollen, das Schwerste und Edelste zu erreichen: die vollkommene Beherrschung des menschlichen Körpers! In strenger Selbstzucht wird er zu einem unendlich fleißig Schaffenden, und dieser Fleiß bleibt ihm treu, auch als er längst zu den Anerkannten gehört. So schreitet er in bedächtiger Schnelle den ganzen Erdkreis aus und hinterläßt uns ein Werk, vor dessen Fülle wir staunend stehen.

Müßig ist es zu fragen, in welchem Zweige seines Schaffens Klingers Ruhm die Tagesmeinung am reinsten und unbestrittensten überdauern wird. Er selbst wollte nicht als der Radierer, oder der Maler oder der Bildner Klinger gelten, sondern als ein Künstler schlechtweg, für dessen Werke das „Material" ein Zufälliges, nur durch den jeweiligen Zweck Gebotenes ist. Er hat in seinen Radierungen oftmals malerisch-farbige Wirkungen, in seinen Gemälden plastische, in seinen Bildwerken wiederum malerische erstrebt oder bewußt gemischt, weil er das alles als gleichwertiges, dem Zwecke dienendes Mittel ansah. Ohne Rücksicht auf Lehrmeinungen verstieß er gegen die von der Stilreinheit und nahm gelassen das Zetern der Ästheten hin, wenn er reiche Plastik an den Umrahmungen seiner Monumentalgemälde für notwendig hielt, oder Bernsteinaugen für seine Bildwerke, wie die „Solome" und die „Kassandra", und farbigen Marmor für die Gewänder, oder gar Bronze, weißen, schwarzen und bunten Marmor, Gold, farbige Glasflüsse, farbige Steine und Elfenbein wie beim „Beethoven". Gewiß war das oftmals Eigenwilligkeit, aber doch nicht Eigenwilligkeit als Trotz, sondern weil er Eigenes wollte und dazu sich eigene Mittel schuf. Als vollendet hat Klinger selbst sich nie angesehen. Immer wieder hat er Probleme aufgegriffen, denen er bereits früher Gestalt gegeben hatte und die ihn sein feuriger Geist doch wieder neu zu gestalten antrieb. So ist Klinger nach Menzel der fleißigste Künstler der neueren Zeit gewesen, dessen Lebenswerk im vollen Umfange erst zu kennen möglich ist, wenn seine Mappen geöffnet werden, in denen er barg, was er, der an sich selbst strenge Kritik Übende, verwarf oder nur als Studie gelten lassen wollte.

Noch ein Wort darüber, wie man zum Verständnis von Klingers Kunstschaffen gelangen kann: Nur über seine Zeichnungen und Radierungen hinweg. Nur wer diese fortschreitend in sich aufgenommen hat, vermag die tiefe Schönheit seiner großen Gemälde, seiner bildnerischen Werke zu erfassen, vor denen der Unvorbereitete oft ratlos steht. Der Weg ist wie ein Berg-

Digitized by Google

pfad, der unmerklich zur Höhe führt und uns dann plötzlich vor eine mächtige Welt stellt, in die die Emporgestiegenen volle Einsicht gewinnen, während die in der Tiefe Gebliebenen nur die unnahbar scheinenden Schroffen der Gipfel sehen. **Bernhard Esch**

# Schubert, der Melodiker

Der Ruhm Franz Schuberts als eines starken und wesentlichen Melodikers ist so häufig und mit so kennerhaft beifälligem Kopfnicken bestätigt worden, daß es sich verlohnen dürfte, dieses vielfach überkommene Urteil nachzuprüfen und vorsichtig zu berichtigen. Denn es besteht immer die Gefahr, den Begriff der Melodie leichtsinnig zu verkennen oder zum mindesten umzubiegen — je nach Wunsch und Absicht eines jeden unbedachtsam Meinenden. Gar so leicht und bedenkenlos wertet man lediglich nach dem Gefälligen, das sich allzu willig darbietet, nach dem Ebenen und Glatten, ohne sich Rechenschaft oder Klarheit zu erkämpfen. Und man wird um so mehr zur Vorsicht ermahnt, je deutlicher man den Abstieg gewahrt, den die Operettenschlager und mannigfachen Gassenhauer als rasche Führer nur beschleunigen helfen. Vor allem aber versäumt man die inneren waltenden Gesetze, die ewigen, nur erfühlbaren, welche gerade den Vielen, Lauten, Fraglosen immer verborgen und unfaßbar bleiben müssen gleich den Gesetzen der Gravitation, der Adhäsion und Repulsion, ohne welche unsere Welt zusammenfallen und ins Chaos versinken müßte.

Melodie ist das seelische Leben der Musik; die Harmonie ihre körperliche Hülle. Alle Melodie ruht nur in sich selbst, frei und schattenlos. Sie ist der letzte, vollendete künstlerische Ausdruck des Absoluten. Aus sich selber wachsend, als unmittelbare Darstellung ihrer selbst, schenkt sie uns die klarste, sublimste Verkörperung der Idee. Sie trägt und hegt ihre Gesetze in sich selbst — und dies eben bleibt das Bestimmende, daß sie organisch aus ihren ersten Tönen hervorblüht und sich, falls sie innersten Lebens voll ist, zielsicher und eigenbewußt zum Abschluß entwickelt. Ja, man darf geradezu behaupten, daß derjenige, der eine Melodie — welche immer es auch sei, denn es gibt nur wahrhaftige Melodien — erfindet und darstellt, die feinsten Hüllen der Seele niederwallen läßt. Darum kündet eine jede Melodie auch restlos von dem Gefühl ihres Schöpfers, und niemals wieder empfindet man so stark und sicher die abweglose Gewißheit dessen, was er vermag, denkt und will. Sie ist die reine Objektivation alles Menschlichen und darum zugleich die bestimmteste Erhebung über alles Menschliche ins unbedingte Reich des Absoluten. Sie ist, könnte man wohl sagen, die Liebe selbst, die tönend geworden ist. Und darum singt und klingt es in den Volksliedern, der namenlosen oder ihres Schöpfers ledigen, von zeitloser Seligkeit und Tiefe, und sie bedürfen nicht der ausdrücklichen Stütze gewählter und zeitlich bedingter Harmonien, die sie tragen und aufrechterhalten müssen. Harmonien verblassen, Melodien aber reifen und gewinnen wachsende Süßigkeit gleich dem lagernden Weine. Eine absolute Musik, sofern sie dieses hohen Namens sich würdig erweisen will, muß also immer nur eine melodische sein — und keine Sequenzenfülle, keine Motivanhäufung kann über den Mangel solch unerläßlicher Forderung hinwegtäuschen. Die „unendliche Melodie", welche man mit zweifelhafter Gewißheit Richard Wagner als Lobpreisung zugeschrieben, stellt sich zumeist nur als eine Folge kurzer, motivischer Elemente dar, sie läßt gerade die selbsteigene Entwicklung vermissen, weil sie nicht gelöst und rein am Sternenhimmel der Ewigkeit erglänzt, sondern — aus irdischen Teilen zusammengefügt — sich vergeblich um ein An-sich bemüht und jederzeit als bröckelndes Mosaikgebilde dem Zerfall anheimgegeben ist. Daß sie gerade vom Dramatischen ihren Ausgang nahm, verleiht ihr schon die gekrauste Stirn des Zweifels, und daß sie umständlich theoretisch begründet und gerechtfertigt werden mußte, überzieht sie mit gedankenbleicher Färbung. Ein Gefühl ist immer etwas Einheitliches, Un-

Digitized by Google

getrenntes, eine Gesamtheit. Der Atem der Melodie weht nicht aus asthmatisch zuckenden Empfindungen, sondern aus ungehemmter, unbelasteter Brust, gleichwie ein wahrhaft Gotterfüllter sich bedenkenlos und mit erhobenen Armen (Sursum corda!) dem Ewigen entgegenbreitet.

Vielleicht ist die Vollendung des Melodischen nur dreimal erreicht, hat sich nur in drei Männern wirklich begeben: in Bach, Schubert und Bruckner. Und gerade ihnen steht man — trotz hie und da entbrannter Begeisterung — fern und fragend gegenüber. Bachs kontrapunktische, gotische Kunst, die so völlig sich dem Wesen unterordnet und niemals Selbstzweck und prahlerische Bewußtheit bleibt, wird der Menge immerdar entfremdet sein, denn diese Kunst ist steilste Höhe, wolkenloser Gipfel der Erfüllung. Nur wer dem Göttlichen nahe und vertrauend ist, kann ihre einsam werbende Gewalt und Wahrheit schauernd und ahnend erfühlen. Und was Bruckner anlangt, so ragt er noch immer aus einem duftlosen Tale, in welchem man die strahlenden Firnen und die hohe Gipfelluft als atembeengende und verwirrende Störungen empfindet. Nur Schubert wuchs allgemach hinein in die Mitte unseres Volkes — soweit es wirklich imstande ist, ihn nicht nur nach dem Wenigen und Abgegriffenen zu beurteilen, was träge Sänger, Dirigenten, Pianisten oder Geiger an überkommenen „Schlagern" darzubieten belieben. Gerade an Schubert vermag man mit bereitem Willen so deutlich und sichtbar zu erkennen, wohin der erdenlose Pfad der Tonkunst führen und geleiten möchte.

Da gibt es freilich vor allem einen Vorwurf, den man ja gegen Bruckner gleichfalls überlegungsbar erhoben hat: denjenigen mangelnder Durchführung der Thematik. Man hat es nicht erkannt oder erkennen mögen, daß hier etwas durchaus Anderes, Neues gemeint ist, das sich eben den allgemeinen, überlieferten Maßen zu entwinden bestrebt ist. Man rühmt gerade bei den „Klassikern" diese Durcharbeitung, und es scheint beinahe, als ob derjenige unter ihnen der wichtigste und begnadetste gewesen, der diese Kunstübung am sichersten und gewandtesten vollbracht habe. Und dennoch übersieht man leichthin, daß jenes, was uns auch an Beethoven heute ein wenig welk anmutet, eben das Künstliche, das Erarbeitete darstellt, dem er gar so gewissenhaft obgelegen. Das Thema ist beendet, und sogleich hebt auch die Durchbildung an. Ehe sich die Melodie zu Ende gesungen, in sich selber ausgeruht hat, wird sie bereits vielfach gewendet und beleuchtet, verschlungen und durchbrochen, und nur allzu häufig bleibt lediglich die inständige Sehnsucht nach der Wiederkehr des gar so rasch verklungenen Themas, das man erst völlig durchträumen und durchleben möchte. Das — sit venia verbo! — Handwerk ist gewichtig und schiebt sich in den Vordergrund. Und wie leicht zeigt sich das Thema lediglich als ein Motiv, das nicht aus sich selber wächst und duftet, sondern erst okuliert und geformt werden muß (man denke zum Beispiel an den Beginn von Beethovens fünfter Symphonie). Lediglich die blinde, überlegungslose Gläubigkeit, die man den Klassikern entgegenträgt, hat bisher so geringen Raum zu Bedenken und Fragen geschaffen, die ja allein voll Frucht und Zukunft sind.

Ganz anders Schubert. Er gönnt sich Ruhe, seine Melodie zu Ende zu führen, sie erst gänzlich in sich selbst zum Abschluß zu bringen. Und wenn er sie so völlig durchsonnen und durchsungen hat, dann hat er bereits ein Letztes, Abgeschlossenes verkündet; denn die Melodie ist immer Höhe und Vollendung aus sich selber! Er führt den Sternenweg ins Ungemeine — nicht voll Fragen und Zweifel, nicht in Mühe und Schweiß, sondern in natürlich klarer Einfachheit und sicherer Linie. Er gebärdet sich nicht — er *ist*. Er deutet und erklärt nicht — er *weiß*. Und dann erst hebt er eine neue Melodie an, die schon durch ihre Gegenwart die vorangegangenen beleuchtet und durchglänzt, so wie ein Stern aus sich selber strahlt und auch zugleich seiner Umwelt Licht und Wärme spendet. Man ruht in göttlicher Fülle und vergißt darüber die menschliche Anstrengung und Mühe. Wer dächte nicht hierbei an das Adagio des Streichquintetts, diesen einzigen, makellosen Lichtgesang? (Man braucht nur einen Blick auf Bruckner zu wenden, um das hier Gesagte auch bei ihm bestätigt zu finden.) Die wunder-

Digitized by Google

volle Logik des Melodischen entfaltet sich bis zum Äußersten, sie wird nicht unerwartet abgebrochen und durch Arbeit ersetzt. Wenn Beethoven ringt und kämpft — und in welch erhabener und ehrfurchtheischender Größe! —, so braucht Schubert nur seine reine, göttliche Seele erklingen zu lassen. Und wo er streitet, dort kämpft er nicht mit den Gewalten der Außenwelt, die er nicht kennt, sondern gibt gleichsam die Kampfesmelodie an sich und damit zugleich den Sieg, die gewisse Überwindung. Die Bangnis, das Leid und die Mühsal erhebt er als Gestirne an den dauernden Himmel der Ewigkeit. Nicht irdischer Lärm und Zank ist ihm bekannt und wichtig, sondern jene überirdische Macht, welche Sterne bewegt und zertrümmert, und von welcher uns die unbegreiflichen Erscheinungen des atmenden Firmaments ein Zeugnis geben ...

Und noch eines: wenn man von unverständiger Seite diesem reinen Melodiker gegenüber so häufig Verstöße gegen die Deklamation aufweisen zu dürfen glaubt, so sollte man überlegen, daß eben gerade die Logik der Melodie sich nicht gewaltsam beugen und zerstückeln läßt, daß vielmehr die immanente Idee des Gedichtes tönend geworden ist, unbekümmert um den zufälligen Wortlaut der Silben und Zeilen. Gerade Schubert sollte man von diesem oberflächlichen Einwande endlich befreien — ihn, der wie kein anderer sich anzuschmiegen und einzufühlen verstanden hat. Gewiß hat Hugo Wolf dem Tonfall der Silben gewissenhafter und kritischer nachgelauscht; wer aber möchte leugnen, daß gerade bei ihm auch das Licht nur allzu häufig gebrochen und ermattet schimmert? Daß er über der peinlich beobachteten Deklamation die Linie zerstört und umbiegt? Und wer nur einmal liebend und ehrfürchtig ein Lied wie Schuberts „Wirtshaus“ etwa bis ins Einzelne und Tiefste geprüft und erlebt hat, der wird begreifen, daß dieser Frühvollendete auch heute noch erhaben, unerreicht bleibt und nur von solchen mißkannt wird, die das Wesen der Musik auf entfernten Wegen suchen zu müssen meinen.

Der „naive“ Schubert! Man hat ihn vielleicht ein wenig mitleidig und herablassend bewertet, heute zumal. Man hat — ein Erbfehler der Deutschen — den „Tiefsinn“ vermißt, weil man nur im Krampf und Zweifel Gewinn erspähen möchte. Und zumal heute, wo der Künstler die eigenen Nervenzuckungen, irgendeinen Gedanken, ein Bild oder Buch in Musik setzen möchte, wo man die Kunst außerhalb ihres ureigenen Bezirkes sucht, scheint der reine Sinn für die Objektivität abhanden gekommen zu sein. Das ungetrübte Anschauen des Universums — nach Schleiermachers Ansicht das Wesen aller Religiosität — verlor sich über Gedankenfurchen und Skeptizismus. Man sucht (schon diese Tatsache des Suchens bleibt verdächtig!) nicht nur in der Malerei oder Dichtung nach „Motiven“, die man beliebig durcheinanderspielen lassen kann — nicht Überwindung wird erstrebt, sondern täglich erneutes Grübeln. Man kennt den Futurismus und Kubismus, den Im- und Expressionismus und den Dadaismus — aber man kennt das Absolute nicht mehr, weil man die Gläubigkeit eingebüßt hat. Und immer, wo Richtungen proklamiert und zur Gefolgschaft empfohlen werden, dort ist der Mangel an Persönlichkeit, an Selbständigkeit und Wahrheit. Ein rechter, berufener Künstler fragt niemals, was er will und sucht — er wirkt und schafft. Dies eben ist das Große und Wundervolle bei Schubert, daß sich das menschlich Bedingte losgelöst, daß er nicht „literarisch“ geschaffen hat. Wieviel schneller verblaßt uns Schumann, weil er subjektiv gestaltet hat, weil in seinem Schaffen immer ein wenig Tendenz und Moral hervorlugen. Denn nicht die vergänglichen Tatsachen des täglichen Lebens und Treibens sind es, welche der Kunst die Ewigkeit verleihen, sondern eben das Überpersönliche, das Wechsellose und Befreite. Und — es sei ehrlich und auf die Gefahr voreiliger Abwehr hin bekannt! — auch Beethoven scheint uns aus diesem Grunde langsam ferner und fremder zu werden.

Schubert dagegen bleibt unberührt und jung, bleibt Lenz und erster Tag, denn er hat diejenige Musik gegeben, die nur sich selber darstellt, die nicht nach „Zwecken“ verlangt, die nichts „bedeutet“ —, er schenkte uns das Absolute, Ungemeine in der einzigen Form, welche immer vollendet und am Ziele ist.

Ernst Ludwig Schellenberg

Digitized by Google

# Türmers Tagebuch

## Spa — „eine fürchterliche Lebensgefahr“
## Irrealer Verständigungswille
## Ekel vor dem eigenen Volke · Lenin vor den Toren
## Was der Bolschewismus in Wirklichkeit bedeutet
## Lichtlein in der Finsternis
## Wiedergutmachung auch uns!

„Niederschmetternd“ nennt die „Frankfurter Zeitung“ (nicht die „Deutsche Tageszeitung“) das Ergebnis von Spa. Niederschmetternd — wenn das am grünen Holze geschieht! „Gewisse Verpflichtungen des Vertrages von Versailles standen zur Diskussion. Daß dieses Folterinstrument unausführbar ist, sollten heute eigentlich alle denkenden Menschen wissen. Wir brauchen uns nicht auf Äußerungen internationaler Pazifisten und Sozialisten und auch nicht auf das berühmte Buch des Engländers Keynes, des Repräsentanten der Richtung der Vernunft zu berufen, um es zu beweisen, sondern wir rufen als Zeugen z. B. Lord Curzon, den verantwortlichen Leiter der englischen Außenpolitik, an. Am Donnerstag vor Pfingsten sagte dieser imperialistische Tory, der sich gewiß keinerlei internationalen Sentimentalitäten hingibt, in einer staatspolitischen Rede im englischen Oberhaus: ‚Die Autoren des Friedensvertrages haben ihr Bestes geleistet, die Zeit wird beweisen, ob sie recht oder unrecht gehabt haben, und ich erwarte, daß sehr viel mit der Zeit zu ändern sein wird.‘ Jetzt wäre es Zeit gewesen, sehr vieles zu ändern. In der gegnerischen Presse sucht man das Verhalten der feindlichen Staatsmänner durch den Hinweis zu beschönigen, daß tatsächlich der Vertrag gemildert worden sei. Er ist gemildert worden, man hat uns in der Militärfrage einige tausend Reservegewehre und die Beibehaltung von ein paar Dutzend Militärärzten zugestanden und uns im übrigen neue Fristen für die Ausführung der Entwaffnungsbestimmungen gesetzt, Fristen, die jedoch so kurz bemessen und von einer so fürchterlichen Drohung begleitet sind, daß sie uns angesichts der Schwere der Aufgabe den Atem nehmen. Und was die Kohle betrifft, so ist jetzt die im Versailler Vertrag verlangte Menge von 43 Millionen Tonnen, eine völlig wahnsinnige Zahl, auf 24 Millionen Tonnen ermäßigt worden, aber auch dieser Tribut ist angesichts der nicht beseitigten Ungewißheit über den oberschlesischen Beitrag eine geradezu erdrückende Last ...

Digitized by Google

‚Wir sichern ihnen (den Deutschen) eine sehr billige, unparteiische und gerechte Erwägung ihrer Vorschläge zu', das verhieß Lloyd George am 3. Mai im Unterhaus für den Fall, daß die deutschen Delegierten ernstgemeinte Vorschläge mitbringen würden. Ernstgemeinte Vorschläge sind von den deutschen Delegierten mitgebracht worden. Aber man hat sie kaum diskutiert, man hat sie jedenfalls stets sofort verworfen, wenn sie der Gegenseite unangenehm waren, und man hat, ganz wie in Versailles und in den folgenden Monaten, immer wieder nur zu gern mit Noten und Protokollen gearbeitet, einem Verfahren, das doch nach der San Remoer Kundgebung durch Spa beseitigt werden sollte. Erörterungen haben zwar stattgefunden. Die Gegenseite hat den deutschen Delegierten gestattet, die deutsche Auffassung auseinanderzusetzen und zu verteidigen, aber sie hat jedesmal auf unsere Darlegungen mit barschen Worten geantwortet, anstatt den Versuch zu machen, uns mit überzeugenden Argumenten zu entgegnen. Private Aussprachen mit den deutschen Delegierten waren Ausnahmen — fürchtet man die tückische List der ‚Hunnen' oder vielmehr die eigene Uneinigkeit noch immer so sehr, daß man nicht wagt, den Deutschen einzeln gegenüberzutreten? Das deutsche Volk ist mit einem ernsten Verhandlungswillen nach Spa gegangen. Wir Deutsche wußten, was wir von Spa erwarten durften, wir wußten, daß der Vertrag von Versailles, der leider Gottes noch immer gilt, den Besiegten keinesfalls wirtschaftlich besser stellen will, als den Sieger, und wir sind bereit gewesen, große Opfer zu bringen. Aber in den Forderungen der Gegner sahen wir eine Bedrohung unserer Existenz. Und statt den Versuch zu machen, uns eines Besseren zu belehren, kam man immer wieder mit der militärischen Drohung. Marschall Foch hat sich gerühmt, den Dolmetscher abgegeben zu haben, da die ‚boches' nicht imstande seien, die Sprache der Alliierten zu verstehen. Die Sprache des Marschalls Foch ist die Sprache des Militarismus ...

100 000 Mann in sechs Monaten aufzulösen, einige Millionen Gewehre zu suchen und zwei Zehntel der gegenwärtigen Kohlenförderung an die Sieger abzutreten, mag manchem Ausländer als keine unbillige und allzu schwer ausführbare Aufgabe erscheinen. Wie schwer, ja fast unmöglich die Ausführung, ist jedoch mit aller Klarheit gezeigt worden. Lloyd George hat am 3. Mai im Unterhaus, um die Schwäche der deutschen Regierung zu charakterisieren, den deutschen Staatskörper als ein Geschöpf mit gebrochenem Rückgrat bezeichnet, dessen Glieder nicht tun, was ihnen der Kopf vorschreibt. Der englische Erste Minister kennt von den Berichten seiner politischen und militärischen Agenten die Zustände Deutschlands recht genau, und er weiß sehr gut — denn er hat es selbst gesagt —, daß die deutsche Bevölkerung in den größeren Städten nur ein Drittel bis zur Hälfte der Kalorien erhält, die notwendig sind, um leistungsfähig zu sein. Und von diesem in seiner Kraft kläglich geschwächten Volke verlangt er Leistungen, zu denen das siegreiche und mächtige England teilweise selber nicht imstande ist (Irland!). Was in Spa entschieden worden ist, mag für das Schicksal des Deutschen Reiches entscheidend sein. Ein Volk, dessen Leistungskraft man überlastet, bricht zusammen. Nur eine äußerste Kraftanstrengung wird den Zusammenbruch des deutschen Volkes verhüten. Die Entwaffnungsforderungen werden an sich schon

Digitized by Google

unsäglich schwer zu erfüllen sein; aber verbunden mit dem Kohlenabkommen, das die schon jetzt kaum erträglichen wirtschaftlichen und menschlichen Nöte bei uns noch vermehren muß und daher zu neuen Unruhen führen kann, bedeutet das Spaer Ergebnis für Deutschland eine fürchterliche Lebensgefahr. Wir wissen nicht, was Lloyd George zu Dr. Simons bei der Zusammenkunft am Abend vor der Überreichung der sechs deutschen Kohlenvorschläge gesagt hat. Nach Äußerungen englischer Blätter soll er dem deutschen Delegierten auseinandergesetzt haben, daß Millerand die Kohlen mit nach Hause bringen müsse, weil er sonst gestürzt werden würde, und daß im Falle der Beseitigung Millerands ein Vertreter einer noch gefährlicheren Richtung in Frankreich ans Ruder kommen würde. Wir verschließen uns nicht der Notwendigkeit, aus taktisch-politischen Gründen Opfer zu bringen, aber wenn das Opfer eine Lebensgefahr für unser Land und das Dasein unseres Volkes bedeutet, dann erscheint uns das Opfer ungeheuerlich. Spa war in der Tat ein Spiel mit unserem Leben, und in Lebensgefahr werden wir in den kommenden sechs Monaten täglich schweben. Denn es bedrohen uns ja nicht allein innere Unruhen, die durch die Schwere unserer Verpflichtungen hervorgerufen werden können, sondern es droht uns vor allem auch der Einmarsch feindlicher Truppen, sei es im Ruhrrevier oder in Süddeutschland oder sonst irgendwo — die Gegner behaupten ja, frei entscheiden zu dürfen, welches Stück sie aus dem deutschen Volkskörper noch herausschneiden wollen —, der Einmarsch, der Deutschlands Zusammenbruch zur fast unvermeidlichen Folge haben würde. Zu einer solchen Existenz sind wir verurteilt ..."

Es ist erfreulich, daß die „Frankf. Ztg." diesen fürchterlichen Zustand nicht beschönigt. Wird sie sich denn aber gar nicht bewußt, welch gerüttelt und geschüttelt Maß Schuld sie selbst durch ihre pazifistische Zersetzungs- und Einschläferungspolitik daran trägt, daß wir nun, ein macht- und willenloses Objekt, der Fußball unserer Feinde sind?

* * *

Immer wieder, betont Eduard Stadtler im roten „Tag", verfällt die deutsche Politik den Folgen eines irrealen Verständigungswillens und einer entsprechend falschen Verständigungstaktik.

„Bethmann Hollweg wünschte die Verständigung mit England. Die Mittel dazu waren Beteuerungen, Nachgiebigkeiten, Anbiederungsversuche, frontale Verständigungstaktik. Als während des Krieges die Politik Bethmann Hollwegs nicht mehr zu halten war, versuchte der Reichstag unter Erzbergers Führung die Verständigung mit dem demokratischen Westen. Das Mittel dazu waren wieder Beteuerungen (Friedensresolution), ideologisches Verständigungsgerede, ausschließliches Operieren mit den vierzehn Punkten Wilsons, frontale Verständigungstaktik. Im Frieden von Versailles fand die Politik Bethmann Hollwegs und die Politik des Reichstags ihren tragischen Abschluß. Es nützte uns nichts, daß wir im Moment, da wir de facto durch die Revolution östlich Rückenstärkung hatten, in der anständigsten und aufrichtigsten Weise in westlerischer, demokratischer Außenpolitik machten, die vierzehn Punkte Wilsons enthusiastischer vertraten als Wilson selbst,

Digitized by Google

alle in der Kriegsideologie des Westens gegen uns verwerteten Gedanken uns aneigneten, die Anbiederungsversuche fast bis zu hündischer Servilität steigerten — der von demokratischen Siegern geschaffene demokratische Friede wurde das Gegenteil eines demokratischen Verständigungsfriedens.

In Spa hat sich wieder gezeigt, daß mit Ideologen und Wunschvollen keine Politik zu machen ist. Der neue Außenminister ist zweifellos frei von solcher Einstellung. Der mit einem überlegenen Machtinstinkt ausgerüstete Stinnes ist frei von irgendwelcher ideologischen oder gefühlsmäßigen oder doktrinären Politik. Auch Hué reihte sich in Spa in die machtpolitische Front dieser beiden Männer nicht ohne Geschick ein. Aber sie drangen nicht durch. Der frankophile Verständigungswahn eines einflußreichen Teiles der Demokraten hatte in den Vorverhandlungen den Weg zum Erfolg mit seinen fast querköpfigen Machinationen versperrt. Jene Kreise hatten tatsächlich den nacktesten Machtpolitikern des ‚Matin', mit denen sie direkt verhandelten, in die Hände gespielt. Als Stinnes die um ihn gelegte Sauerweinatmosphäre mit seinen Hieben in Bewegung brachte und die Nebelpolitik der Frankophilen zerstreute, waren jene Kreise nicht wenig überrascht. In ihrer Besorgnis vor den wirksamen Kräften in Deutschland wurde Verstärkung in der Gestalt von Scheinmächten herangeholt. Der Verständigungspolitiker Bonn übernahm die Aufgabe, die direkte ‚Verständigung' mit dem Sekretär Lloyd Georges herbeizuführen. Es zeigte sich, wie stark von Versailles her der Verständigungswahn noch die Politik Deutschlands beherrschte. Um die Verständigungsatmosphäre noch zu verdichten, wurde mehr oder weniger bewußt auch unter Hué der Boden der Macht weggezogen. Zwar hatte der Vertreter der deutschen Bergarbeiter sehr wirkungsvoll den Machtgedanken der Arbeiter in den Vordergrund geschoben, aber gerade in den entscheidenden vierzehn Tagen der Verhandlungen verstummten auf geradezu rätselhafte Weise die diesem Auftrumpfen Widerhall sichernde revolutionäre Politik und halbbolschewistische Ostorientierungspolitik der Unabhängigen. Durch die hinter der deutschen Front betriebene Isolierung der durch Stinnes und Hué vertretenen Kräfte ward dem deutschen Außenminister der Hintergrund für eine reale Verständigung entzogen. So kam es zum Diktat." —

Die Industrie hat in Deutschland in den letzten Monaten etwa 4,8 Millionen Tonnen zur Verfügung gehabt bei einer Lieferung von rund 1,1 Millionen Tonnen an die Entente. „Diese Mengen", wird aus Essen geschrieben, „konnten aber nur geliefert werden, weil im Februar des Jahres mit den Bergarbeitern ein Abkommen getroffen wurde, wonach 7 Stunden pro Woche Überarbeit geleistet wird. Dasjenige, was wir der Entente nach dem jetzigen Diktat mehr liefern müssen, beläuft sich auf 900 000 Tonnen, das macht also rund 20 Prozent der bisherigen Lieferungen aus.

Im Vergleich mit dem Verbrauch im Jahre 1913 ist die deutsche Industrie bisher mit etwa 59 Prozent ihres Bedarfes beliefert worden. Als während der Wintermonate November-Dezember 1919 und Januar 1920 die Belieferung von 59 auf 55 Prozent heruntergegangen ist, hat dieser Rückgang von 4 Prozent in der Belieferung bei uns weitgreifendes Unheil gestiftet. Jetzt handelt es sich nicht darum, um 4 Prozent zurückzugehen, sondern man muß um 10

Digitized by Google

oder 12 Prozent zurückgehen. Das ist nach dem Urteil der Kohlensachverständigen, Unternehmer wie Arbeiter aus unserem Revier, wenn überhaupt, nur unter den schwersten wirtschaftlichen Erschütterungen möglich. Es würde ein großer Teil der deutschen Industrie zusammenbrechen und mindestens eine weitere Million Arbeiter brotlos werden. Vermieden kann dies nur werden durch erhebliche Mehrförderung.

Die Sachverständigen haben geglaubt, daß eine solche von der Entente erzwungene Mehrleistung bei den heutigen schlechten Ernährungsverhältnissen größten Widerstand in der Arbeiterschaft finden werde. Den Forderungen der Entente zuzustimmen, hätte danach nahezu Verrat an den Interessen der Bergarbeiterschaft bedeutet. Wenn das Kabinett trotzdem angenommen hat, so ist das — abgesehen von der Uneinigkeit der Sachverständigen, die durch die gegensätzliche Stellungnahme von Vertretern von Industrien außerhalb des Kohlenreviers und Vertretern der Wissenschaft hervorgerufen wurde — hauptsächlich auf politische Erwägungen zurückzuführen, da das Kabinett besorgte, daß bei Ablehnung der Ententeforderungen das Ruhrgebiet besetzt und damit Deutschlands Fortbestehen in Frage gestellt werde. Aber durch die Annahme des Diktats ist die Gefahr einer Besetzung keineswegs endgültig abgewendet, sondern die Entente wird, wenn wir die unterschriebenen Kohlenlieferungen nicht erfüllen, das Steinkohlenrevier voraussichtlich doch besetzen. Der Einmarsch kann nach dem Militärabkommen im übrigen auch jederzeit erfolgen, wenn wir die militärischen Bedingungen nicht erfüllen."

* * *

Die „Grenzboten" meinen, die Entente hätte diesmal bestimmt keinen Einmarsch ins Ruhrgebiet gewagt, wenn wir wirklich ehrlich und einmütig zur Weigerung entschlossen waren: „Wäre der deutsche Arbeiter ein Mann, so hätte er den Franzoseneinmarsch mit dem Generalstreik beantwortet und die Internationale aufgerufen, wie gegen Ungarn. Aber da Hué in Spa nur etwas in den Bart murmelte (auch er hat die Arbeiter nur hinter sich, wenn er hinter den Unabhängigen herläuft), da Foch erklärt, daß der deutsche Arbeiter sich kuscht, daß er zum Sklaven geschaffen ist, so brauchte man höchstens Lebensmittelzüge mitbringen, Futter, Köder, und der Ruhrkuli arbeitete auch unter der Negerpeitsche, wie die Saar arbeitet, wie Diedenhofen sich kuscht.

Nur weil die Entente wußte, daß der Einmarsch unsere Einheitsfassade umwürfe, hat sie die Drohung mit dem Einmarsch riskiert. Sie hat uns nicht ernst genommen, obwohl wir durch den Streik gerade in diesem Fall eine Waffe besessen hätten (siehe Kapp-Putsch, aber der ging nur gegen Deutsche), eine Waffe, um einmal dem Feind unseren Willen zu zeigen, ja ihm unseren Willen endlich einmal aufzuzwingen.

Aber der deutsche Arbeiter zwingt nur deutschen Kapitalisten seinen Willen auf, ruiniert sie und damit sich selbst, befördert hingegen die maßlosen Kohlenforderungen der Feinde und ruiniert damit abermals sich selbst.

Digitized by Google

Die deutschen Arbeitervertreter, als sie in Verdacht gerieten, mit Stinnes eines Sinnes zu sein, rückten gleich heftig ab, dementierten, reisten von Spa weg. Betonten, daß sie der Entente mehr geben wollten als die deutschen Kapitalisten.

Schon wird auch Demokratie und Zentrum schwach, nun die Sozialdemokratie abschwenkt. Die französische Presse beschimpft Stinnes, weil er in der Kohlenfrage nicht nur Rückgrat, sondern auch Macht besitzt. Das sollte ganz Deutschland Veranlassung geben, gerade diesen Mann in dieser Frage zu halten. Das Gegenteil ist der Fall: Stinnes' innenpolitische Gegner freuen sich geradezu, am ‚Matin' einen Bundesgenossen zu finden. Die ‚Frankfurter Zeitung' betont, wie ungeeignet Stinnes wäre, er besäße nicht das Vertrauen des Auslandes und unsere Diplomatie operierte nicht so geschickt wie in der Entwaffnungsfrage. Das heißt: ihr sollt nachgeben. Solche Zeichen beobachtet die Entente (sie hat es kaum mehr nötig), läßt Foch über die Bühne stampfen, die Deutschen 24 Stunden in der Ecke stehen, und schon wird deren Hals lang und länger, ihr Gesang bang und bänger, und bald läuft Professor Bonn, der Eifrige, der Ölige, der überall dabei gewesen sein muß, wo es deutsche Unterwerfungen gilt, vermittelt, arrangiert und . . .

Wenn man eine solche Widerstandskomödie macht, wie wir in Spa, in Versailles und wo sonst noch vorher und nachher, dann muß man es auch wirklich auf Biegen und Brechen ankommen lassen. Ist man nicht vorher schon zum Brechenlassen fest entschlossen, dann wird man eben gebogen.

Da der deutsche Charakter jetzt ein so vielmal gebogener ist, so haben wir in der ganzen Welt den Ruf der Unehrlichkeit erhalten. Unsere Komödien sind von schlechtem Geschmack, und unser Sträuben wird nicht ernster genommen wie das eines Kindes, bevor es die Medizin schluckt.

Weshalb aber lassen die sozialdemokratisierten Arbeiter immer als erste die gemeinsame Sache fallen? Weil sie keine Gemeinsamkeit irgendwelcher Art mit dem Bürgertum haben wollen, denn das schwächt die manomane Energie des Klassenkampfes. Ferner, weil sie national instinktlos die Schande nicht spüren, und statt die inneren Händel hinter geschlossener Außenfront auszufechten, stets mit Hilfe des Ausländers gern dem deutschen ‚Gegner', dem ‚inneren Feind', eins ans Bein geben, einerlei, ob sie selbst auch darum hinken müssen. Mit der Einmarschdrohung zwingt uns der Feind nacheinander alles ab. Und zu guter Letzt wird er doch einmarschieren. Denn nicht bis zur Erfüllung des Versailler Vertrags, sondern dauernd sollen wir ihm zinsen.

Weshalb aber lernt der Deutsche nie aus der grausamen Erfahrung seiner Geschichte von gestern, vorgestern usw.? Weil ja die Presse so ohne nationale Disziplin ist, daß die wirklichen Vorgänge, ihre Ursachen und Wirkungen gar nicht bekannt und begriffen werden. Einzelne lernen, predigen, leiden, schämen sich, begreifen das furchtbare Los, in dieser Zeit in diesem Volk geboren zu sein, und fühlen das nächste kommende Unheil voraus wie ein rheumatisches Bein das Wetter. Was hilft's? Bald kommt die nächste Repetition der Komödie. Zunächst Anforderung der Entente. Darauf: nicht etwa langsame, eindringliche Vorbereitung der ganzen Volkspsyche auf ein einheitliches Ziel des Widerstandes, sondern zerstreutes Weiterleben in innerem Hadern, optimistisches

Digitized by Google

Nichtkennen des Auslandes, Falschtaxieren der englischen Interessen, kurz: Kaninchen, ehe Boa Constrictor ansetzt. Dann, Auge in Auge mit ihr flüchtiges, temperamentloses Entrüstungs- und Einigkeitstheater. Man wirft sich in die Brust: Diesmal wird bestimmt nicht bedingungslos unterschrieben. Auf die taktischen Kunstgriffe des Verhandlungsgegners ist man niemals vorbereitet; so sieht man diese guten Leute mit den gewandtesten Politikern der Entente zusammentreffen, die die unsrigen selbst bei gleichen Machtverhältnissen in die Tasche stecken würden. Die Rechte geht mit dem Herzen in den Einigkeitsschwur hinein, hofft auf Wiedergeburt des Nationalwillens, die Mitte tut es anstandshalber (man war auch patriotisch und hat gezeigt, daß man nur gezwungen nachgibt), die Linke macht taktisch mit, um Macht zu gewinnen und im entscheidenden Augenblick der Nation in den Rücken zu fallen. Einzelne glauben sogar, unsere Komödie würde in den Feinden Vernunft erwecken und Bewunderung, statt Verachtung und Peitschenhiebe. Keiner aber sieht, daß wirklicher, einiger Widerstandswille Macht gewesen wäre. Weil der konditionale, umfallende Scheinwille zu nichts führte, glaubt man den Beweis in Händen zu haben, daß ‚nichts' helfen konnte als Unterwerfung.

Diesmal also hat man noch einmal nachgegeben, ‚weil wider Erwarten nichts anderes übrig blieb. Bis zum nächstenmal wird England aber vernünftig werden und den Franzosen schon das Handwerk legen'. Man sieht die englische Politik grotesk verzerrt nicht von England, sondern von Berlin aus, als ob sich alles um uns drehte, wie etwa Pergamon oder Alesia die römische Politik nicht von Rom, sondern von dort aus ansahen: die Römer müßten doch eigentlich, werden doch wohl...

Aber England hat doch früher mit uns Verständigung gesucht? Jawohl, solange wir eine Macht waren. Heute könnten wir eine Macht nur wieder werden durch nationalen Gesamtwillen, da der andere Weg, die Maschinengewehre, uns nicht mehr zu Gebote steht. Da wir aber diese Macht nicht zu entwickeln verstehen, nimmt England an uns nur das Interesse, unsere Aktiva, Arbeit, Erfindungsgabe, alte Anlagen zu schröpfen, den uninteressanten Rest von uns aber der einzigen Festlandsgroßmacht Frankreich zu überlassen. Gegen diese uns zu schützen, läge nur dann ein Anlaß vor, wenn Frankreich den Engländern wieder gefährlich, mindestens unbequem werden könnte. Das dürfte aber niemals eintreten. So macht man uns den Franzosen zum Geschenk, immer etwas zögernd, lediglich um von den Franzosen Gegendienste zu erlangen. Was während dieser Zögerungen das corpus vile Deutschland fühlt und dabei hofft, wähnt, jubelt — das gute England, es will uns nicht wirklich übel! — ist keines Nachdenkens wert zwischen den einzigen aktiven Subjekten bei diesem Handel, Engländern und Franzosen.

Nur eigene Einigkeit und ein passiver Resistenzwille, der den andern Ungelegenheiten bereiten könnte, würde uns wieder Macht geben. Erst aber muß augenscheinlich der sozialdemokratisierte deutsche Arbeiter, der dem Feind aus der Hand frißt, sich ganz ruiniert haben, ehe der Einheitswille dämmern kann. Schrecklich, aber es ist so.

Digitized by Google

Nun, mancher sieht doch heute schon klar?

Gewiß, aber seit langem muß in Deutschland immer politische Vernunft von einzelnen der Menge geradezu aufgezwungen werden. Von selbst wird sie nie gelebt. Und aufzwingen kann der innen wie außen ohnmächtige Staat heute den Massen nur — was die Entente befiehlt, also das Gegenteil von dem, was er befehlen müßte.

Deutsche Staatsmänner, die eine solche Nation in kritischen Augenblicken nach außen zu vertreten haben, eine Nation ohne Zuverlässigkeit des Willens, ohne Einheit, feige, immer den Verräter nah zur Hand, sind aufs tiefste zu beklagen. Wir wissen manchen Unterhändler, der an sich klar und entschlossen handeln könnte, aber im entscheidenden Augenblick, wo er sich ganz auf Einigkeit verlassen mußte, fiel ihm ein Teil der Nation in den Rücken. Ekel vor dem eigenen Volk erfüllt diese Männer. Was gibt es für einen Staatsmann Furchtbareres zu erleben, als der Verzicht darauf, die eigne Nation achten zu können?"

* * *

Einem Volke in solcher Gemütsverfassung reckt sich nun gar noch die Riesengefahr des Bolschewismus, des Einmarsches von Sowjetrußland unmittelbar entgegen! Die „Post" untersucht die Frage, ob der Einmarsch in Deutschland tatsächlich in den Absichten und Interessen der Moskauer Regierung liegt und liegen kann: „Gewiß schwebt großen Teilen des bolschewistischen Rußlands noch immer das Ziel der Ausbreitung der Weltrevolution vor, und an ihrer Spitze steht der Doktrinär Lenin. Demgegenüber bricht sich jedoch auch mehr die Erkenntnis Bahn, daß die Wiederaufrichtung Rußlands zunächst unbedingte Notwendigkeit ist, und daß diese nur im Anschluß an Deutschland zu erreichen ist. Selbst Lenin mußte zu Beginn der Operationen an der polnischen Front zugeben, daß die Hebung der russischen Industrie und des russischen Handels nur mit Hilfe der deutschen Intelligenz möglich sei, nachdem die russische Intelligenz durch die Revolution vernichtet sei. Bedeutungsvoller aber sind Maßnahmen und Äußerungen der Sowjetregierung aus der letzten Zeit, die klar beweisen, daß diese den wirtschaftlichen Wert einer unmittelbaren Berührung mit Deutschland zu schätzen weiß. In dem litauischen Friedensvertrage forderte Rußland ausdrücklich das Recht des freien Transitverkehrs durch Litauen nach Deutschland. Die ‚Prawda' schrieb vor einigen Tagen mit Bezug auf die Friedensfrage mit Polen wie folgt:

‚Wir befinden uns mit dem Volkskommissar der auswärtigen Angelegenheiten Tschitscherin in vollkommener Übereinstimmung über die Notwendigkeit, zum Zwecke der Wiederaufrichtung Rußlands eine gemeinsame Grenze mit Deutschland zu haben. Die Offensive gegen Polen wird erst ihr Ende finden, wenn dieses Ergebnis erreicht sein wird.'

Die ‚Prawda' ist das amtliche Organ der Moskauer Regierung, und die Bedeutung dieser Äußerung, wenn sie richtig wiedergegeben ist, liegt auf der Hand. Sie bildet vielleicht den Schlüssel für das Problem der Bedrohung unserer Grenzen durch die russischen Heere und unsere Stellungnahme dazu. Die nun

Digitized by Google

erfolgte Neutralitätserklärung der deutschen Regierung muß daher als unbedingt wichtig angesehen werden. Sie muß aber durch sofortige direkte Verhandlungen mit Rußland ergänzt werden. Wir stellen uns dabei am besten auf den Standpunkt des litauischen Friedensvertrages, dessen erster Artikel lautet:

‚Die beiden Vertragschließenden verpflichten sich feierlichst, die gegenseitige Staatsform anzuerkennen und zu achten, die Bildung keinerlei, dem anderen feindlich gesinnten Organisationen auf ihrem Boden zu dulden und nichts zu unternehmen, was von dem anderen nur irgendwie als feindlicher Akt gegen die bestehende Staatsform gedeutet werden könnte.‘

Nur unmittelbare Verhandlungen können uns die notwendige Klarheit verschaffen. Sie sind auch als Einleitung wirtschaftlicher Beziehungen unerläßlich. Noch steht nicht auch unsere ganze auswärtige Politik unter Kuratel der Entente. Wir dürfen nicht ununterbrochen wie erstarrt nur nach Westen blicken, sondern müssen unsere Souveränitätsrechte selbständiger Politik unbedingt wahren und ausüben. Wir erwarten aber, daß sowohl Rußland wie Polen diese unsere Neutralität achten und unsere Grenzen respektieren werden. Wir lassen keinen Zweifel darüber, daß wir jede Verletzung unserer Neutralität, gleichviel von welcher Seite sie kommt, mit allen verfügbaren Mitteln abwehren werden. Auf keinen Fall dürfen wir die Hand dazu bieten, daß Deutschland das Schlachtfeld für die polnisch-bolschewistischen Kämpfe oder gar für das Eingreifen der Entente wird. Daher ist es für ein neutrales Deutschland selbstverständlich, daß es jedes Ansinnen auf Durchmarsch oder Transport von Ententetruppen ablehnen muß, dessen Gewährung den Bolschewisten Grund für den Einmarsch sein könnte. Die anrückenden russischen Heere haben heute nicht nur das bolschewistische Rußland hinter sich; sie kämpfen, gewollt oder nicht, für bleibende russische Ziele. Wir dürfen nichts tun, was die deutsch-russischen Beziehungen, unsern einzigen Gegentrumpf gegen die Vergewaltigung der Westmächte, für alle Zukunft vergiften müßte. Weder Drohungen noch Lockungen der Entente dürfen uns von diesem Standpunkt abbringen.“

Es darf aber nicht vergessen werden, daß die selbe amtliche „Prawda“ auch geschrieben hat, Sowjetrußland brauche ein Sowjetpolen, um von dort nach Deutschland zu kommen. So liegt denn alles im Dunkeln, da bei der Geistesverfassung des deutschen Volkes nicht einmal ein geschlossener deutscher Volkswille in irgendwelchem Belange in Rechnung zu stellen ist. Das Gegenteil um so sicherer!

* * *

Nur über eines sollte sich kein Deutscher irgendwelchem Zweifel oder Illusionsbedürfnisse hingeben: über die gar nicht furchtbar, gar nicht lebensgefährlich genug einzuschätzende Gefahr des Bolschewismus.

Tatsache bleibt, so schreibt ein Kundiger in der „Deutschen Zeitung“, „daß in Rußland seit nahezu drei Jahren der frühere Bourgeois, soweit er überhaupt noch vorhanden ist, nichts mehr zu sagen hat. Er hat vollkommen ausgespielt, und wir wissen nicht, ob und in welcher Gestalt er bei der Neuordnung der Dinge



Digitized by Google

in Rußland wieder auftreten wird. War das in Rußland angängig, warum sollte sich in Deutschland nicht ähnliches abspielen?

Um diese Frage richtig zu beantworten, muß man die Verhältnisse in den beiden Ländern miteinander vergleichen. Wer Rußland kennt, weiß, daß dort eine spinnwebdünne bourgeoise Schicht über einer vollständig dumpfen und stumpfen Masse von gegen 150 Millionen Menschen lagerte. Die russische Bourgeoisie, deren soziale Versündigungen übrigens zum Himmel schrien, hatte fast gar keinen Einfluß und meist auch nicht einmal irgendwelche Beziehungen zu dieser Masse, die ihrerseits in einer Unbildung und vielfach in einem Elend dahinlebte, von dem wir uns kaum eine Vorstellung machen können. Wenn also diese russischen Massen, aufgepeitscht von gewissenlosen Hetzern, die Bourgeoisie davonfegten, so taten sie allerdings etwas Zweckwidriges und Unsinniges, änderte aber anfangs dadurch kaum nennenswert den bestehenden sozialen Aufbau.

Diese Änderung trat erst später ein durch den doktrinären Radikalismus, mit dem die jüdischen Kommunistenführer die Bourgeoishetze durchführten. Nach den Erläuterungen der bolschewistischen Gesetzgeber, die uns in amtlichen Erlassen vorliegen, war eigentlich nicht nur der ein Bourgeois, der etwas besaß, sondern auch derjenige, der irgend etwas gelernt hatte und arbeiten wollte. Proletarier waren dagegen nur die, die nichts besaßen, nichts waren, nichts gelernt hatten und auch nichts tun wollten. Selbst innerhalb der russischen Bevölkerung von Analphabeten und Barfüßlern erschienen einem Teil Bestimmungen zu hart, die u. a. den Besitz von mehr als zwei Hemden für Diebstahl am Volkseigentum erklärten, und es vollzog sich die Neubildung einer Kleinbourgeoisie unter Bauern und gelernten Fabrikarbeitern. So hatte man sich die Gleichheit und Brüderlichkeit doch nicht gedacht.

Die Räteregierung erkannte die ihr drohende Gefahr sehr bald und versuchte, ihr rechtzeitig, insbesondere durch grundsatzwidrige Zugeständnisse den Bauern gegenüber, vorzubeugen. Das ist ihr aber nicht gelungen. Gerade diese neue Kleinbourgeoisie nimmt immer mehr zu und wird einmal die gefährlichsten Kampftruppen ins Feld schicken, wenn Rußland die jüdische Zwingherrschaft abwirft.

Geschieht das am grünen russischen Holze, wie wird es erst bei uns werden? Wir brauchen uns gar nicht mit dem richtigen deutschen Bourgeois meist demokratischer Färbung zu beschäftigen, der sich jetzt aus Gedankenlosigkeit oder Feigheit spartakistische Ausschreitungen geduldig gefallen läßt und glaubt, er, gerade er, würde sich schon irgendwie durchhelfen. Als ob die Kommunisten halbe Arbeit machen werden.

Wir wollen lieber gleich von den 10 Millionen Menschen sprechen, die bei den letzten Reichstagswahlen sozialistisch gewählt haben und deren Führer jetzt mit dem Bolschewismus liebäugeln, weil sie die staatlichen Futterkrippen bedroht glauben. Nach russischer Auffassung ist nun die überwiegende Mehrheit aller dieser Millionen nichts weiter als waschechte Bourgeoisie, und man glaube nicht, daß das kommunistische Deutschland in dieser Frage anders stehen wird. Haben doch schon jetzt viele Mehrheitssozialisten zu ihrem Leidwesen aus der ‚Freiheit' ersehen müssen, daß sie keineswegs revolutionäre Proletarier sind,

Digitized by Google

sondern ‚Bundesgenossen des Kapitalismus' und ‚Schergen der Reaktion'. Außerdem kennt der Bolschewismus keine geographische oder staatliche Begrenzung, und bei der allgemeinen Güterteilung wird sicher auch auf deutsche Sparkassenbücher nicht besondere Rücksicht genommen werden. Schaudernd werden dann die deutschen Genossen das abgelumpte und verwahrloste Gesindel aus dem Osten kennen lernen und am weiten Horizont die gelben, schwarzen und braunen Brüder lauern sehen.

Kommunismus bedeutet Weltkommunismus, an dieser Wahrheit kommen wir nicht vorüber. Die leichtfertige Redensart, in Deutschland wird der Bolschewismus mildere Formen annehmen, unterbliebe besser. München, das Vogtland und das Ruhrgebiet dürften lehrreich genug gewesen sein.

Mag die Auseinandersetzung schließlich aber werden, wie sie wolle, wichtiger für uns ist, daß jeder Deutsche rechtzeitig erkennt, auf welcher Seite sein Platz ist. Die jüngst veröffentlichten Leninschen Bedingungen für die Aufnahme der deutschen Unabhängigen in die Moskauer Internationale lassen ja an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, und jeder Deutsche sollte, ganz gleich, wie bisher seine politische Stellung war, jetzt ernstlich erwägen, ob die in Deutschland noch versteckten Waffen dazu dienen werden, ihm das angebliche Proletarierparadies zu schaffen, oder ob sie ihn zum elenden Sklaven landfremder Terroristen machen sollen. Der Weg, den ein großer Teil der Bauern und der vernünftigen Arbeiter in Rußland bis zu der Erkenntnis gegangen sind, daß auch sie letzten Endes Bourgeois sind, ist ein unsäglich harter und schwerer gewesen. Hunderttausende von Menschenleben und Milliarden an Werten hat diese Erkenntnis gekostet. Sollen wir in Deutschland wirklich denselben Weg gehen müssen?

Die Zahl derjenigen unserer Volksgenossen, die im Falle einer bolschewistischen Umwälzung in Deutschland materiell gewinnen würden, ist so lächerlich gering, daß sie gar nicht ins Gewicht fallen kann. Kulturell würden wir aber alle Leidtragende sein. Wir sind alle nach bolschewistischer Rechnung bis weit in die Reihen der Unabhängigen hinein nichts weiter als Bourgeois, und sogar die paar Hunderttausende, die kommunistische Stimmzettel abgegeben haben, dürften von den Bolschewisten nicht durchweg einwandfrei befunden werden. Wir sind aber auch nach unserer eigenen seelischen Verfassung in der erdrückenden Mehrheit Bourgeois, selbst wenn die sozialistisch Gebundenen noch häufig nicht klar erkennen, was für sie Eigentum und persönliche Freiheit bedeuten. Auf die Dauer könnten beinahe wir alle keine Kommunistenwirtschaft ertragen.

Die bolschewistische Kampfansage gegen den Bourgeois richtet sich doch keineswegs bloß gegen die Großkapitalisten oder die Arbeitgeber, sondern, wie die schrecklichen Vorgänge in Rußland beweisen, gegen jeden, der überhaupt irgend etwas besitzt, und bedroht jeden, der irgend etwas kann. Ein Sieg des Bolschewismus würde den Untergang unserer gesamten Kultur bedeuten.

Blutrot steht das kommunistische Revolutionsgespenst im Osten. Nicht nur aus Polen, sondern auch aus Estland kommen Nachrichten, die keinen Zweifel an dem Ernst der Lage lassen, und allenthalben sehen wir im Lande selbst fremde und einheimische Agitatoren in emsiger Arbeit. Die Saat der Verhetzung ist bereits

Digitized by Google

üppig in unserem Volke aufgegangen und die Gefahr des Bürgerkrieges ist vielleicht noch nie so nahe gewesen wie heute. Von diesem Bürgerkriege, zu dessen Vorbereitung russisch-jüdische Millionen geopfert worden sind, kann aber bloß das in sich zusammenbrechende Räterußland Vorteil haben.

Werden wir wirklich die Narren sein, uns gegenseitig zu zerfleischen, damit nachher asiatische Mörderbanden leichtes Spiel mit dem deutschen Bourgeois haben und damit das Strafgericht über Lenin und Trotzki einen Aufschub erfährt?

Versuchen wir wenigstens mit allen Mitteln, in weiteste Kreise das Wissen zu bringen, daß nach bolschewistischer Denkart der Bourgeois dort beginnt, wo nach unseren Begriffen der Landstreicher und Verbrecher aufhört. Was jetzt noch in Rußland die Diktatur des Proletariats aufrecht erhält, davon rückt hier jeder ehrliche Arbeiter mit Ekel ab, Sozialist oder Nichtsozialist. Gegenüber solchen ‚Proletariern' wird er sich gewiß gern und stolz zum ‚Bourgeois' bekennen."

* * *

Durch all die Finsternis schimmern ein paar Lichtlein, als hätte uns der Herrgott doch noch nicht so ganz verlassen, wie wir ihn und alle guten Geister verlassen haben. Die „Alldeutschen Blätter" reihen einige freundlichere Ereignisse aneinander, denen weit größere Bedeutung und Aufmerksamkeit zukommt, als unsere trostlose Parteiverbocktheit und -verblödung ihnen einzuräumen auch nur noch fähig zu sein scheint:

„Das erste Ereignis ist das Abkommen zwischen der Hamburg-Amerika-Linie und dem amerikanischen Harriman-Konzern, das den Gewaltfrieden von Versailles just in dem Augenblick durchlöchert, wo Spa ihn nochmals unterstrichen hat. Englands Hauptkriegsziel, nämlich die Vernichtung der deutschen Handelsflotte, deren Großschiffe zum Teil auf Amerika übergingen, erleidet Schiffbruch, da die Amerikaner sich außerstande sehen, diesen Schiffsraumzuwachs in Betrieb zu setzen. Sie können es nicht ohne uns Deutsche! Kurz gesagt: die Hapag hat durch Vertrag das Recht erhalten, ihre gesamten früheren Linien, zunächst die nach Amerika führenden, mit 50 v. H. der gesamten auf ihnen verkehrenden Schiffe aufs neue zu befahren. Dazu chartert die Hapag von Amerika die Schiffe, die wieder unter der alten schwarz-weiß-roten Fahne fahren werden. Ein glückverheißender Anfang!

Das zweite Ereignis ist der Einspruch Hollands gegen die Rhein-Konferenz von Straßburg und damit gegen die den Rhein angehenden Bestimmungen des Gewaltaktes von Versailles. Holland stützt sich dabei auf die Mannheimer Schiffahrtsakten vom 17. Oktober 1868 und auf die Tatsache, daß Holland beim Akte von Versailles nicht um seine Zustimmung angegangen ist. An den Verhandlungen vom 16. Juni hat sich Holland dementsprechend nicht beteiligt. Aber auch die Schweiz hat nur einen Vertreter zur Berichterstattung mittun lassen, da man ihr nur zwei Sitze bewilligt hatte gegenüber den fünf Sitzen Frankreichs. Die holländische Regierung hat amtlich erklärt, daß alle etwaigen Beschlüsse der Straßburger Kommission ungültig seien, daß ohne die Mitwirkung Hollands der Vertrag von 1868 nicht geändert werden könne. Man sieht: nur

Digitized by Google

dort, wo Feigheit und Mutlosigkeit regieren, ist Unterwürfigkeit notwendig. Dem Mutigen und seines Wertes Bewußten beugen sich auch Millerand und Lloyd George.

Hell aber strahlt im Osten das Licht des deutschen Volkstums. Die Abstimmungsgebiete in West- und Ostpreußen, das deutsche katholische Ermland einerseits, sowie das evangelische Masurenland andererseits haben mit überwältigender Mehrheit in der Abstimmung vom 11. Juli erklärt, daß sie bei Deutschland bleiben wollen. Selbst der menschlicher Voraussicht nach gefährdete Kreis Oletzko hat nicht mehr als zwei polnische Stimmen aufgebracht. Schon der Deutsche Tag in Marienburg am 21. Juni hatte den Auftakt gegeben. Das schwarze Kreuz auf weißem Grunde, das Wappen des Deutschen Ordens, war das Zeichen dieses Tages gewesen, das an eine glücklichere Vergangenheit mahnte und auf eine glücklichere Zukunft hinwies. Es wehte von den Häusern, es leuchtete von den Fahnen, man sah es an den Blumengewinden, die die Straßen der Stadt Marienburg überspannten. Brausender Jubel umgab damals das alte deutsche Ordenszeichen. Los von Warschau! Los von Krakau! — sagten selbst die Polen, wenn sie unter sich waren, und sie haben es am 11. Juli mit dem Stimmzettel zur Wahrheit gemacht. Der Erfolg der polnischen Politik ist eine Absprengung des ehemals preußischen Polentums von der Warschauer Zentralregierung. Vielleicht stehen diese Abstimmungsergebnisse nicht ganz ohne Zusammenhang mit den Ereignissen, die sich an der polnisch-russischen Front abgespielt haben. Die Polen, die für Deutschland gestimmt haben, werden nicht in allen Fällen von dem Wunsche angetrieben worden sein, bei Deutschland zu bleiben, sondern zu einem Teil auch von der Befürchtung, daß die Vereinigung mit Polen ihnen die Aushebung zum Heeresdienst bescheren würde. Aber sei dem wie ihm wolle, der Vielverband hat die Abstimmung gewünscht, und die Abstimmung hat gezeigt, daß die in Frage kommenden Gebiete fast einstimmig bei Deutschland bleiben wollen."

* * *

So schön das ist, so ruhm- und ehrenvoll für unsere getreuen, opferfreudigen Brüder in Ost- und Westpreußen — damit allein ist es noch nicht getan, die offene Wunde nicht geschlossen und nicht vernarbt, die auch nicht sich schließen, nicht vernarben soll und darf, bevor das himmelschreiende Unrecht an den unter den frechen Polenstiefel getretenen Deutschen aus der Welt geschafft und „wiedergutgemacht" ist. „Als die Pariser Konferenz tagte," erinnert die „Post", „haben sich die ‚Großen Vier' unter dem mächtigen Einfluß Clemenceaus auf die polnischen Angaben über die Bevölkerungsverhältnisse gestützt. Jetzt zeigt sich, welchen Glauben diese Angaben verdienten. Man hat Abstimmungen in rein deutschen Gebieten angeordnet, in dem auf polnische und französische Versicherungen gestützten Wahne, daß die Mehrheit in diesen Gebieten zweifelhaft sei, und man hat immer noch überwiegend deutsche Gebiete ohne jedes Bedenken und ohne Abstimmung zu Polen geschlagen in dem auf die gleichen Versicherungen gegründeten Glauben, daß die Mehrheit dort polnisch sei. Das Ergebnis der Abstimmungen hat im Auslande, in der ganzen neutralen — und auch in einem Teile der Entente-

Digitized by Google

presse ungeheures Aufsehen erregt. Wo bleiben die Experten von Versailles, war die erstaunte Frage der interalliierten Kommission für Westpreußen, als das überwältigende deutsche Wahlergebnis bekannt wurde, und der ‚Temps' schrieb: ‚Man denkt bei dem Resultat der Abstimmung nicht ohne Beunruhigung an jene Gebiete, die die Entente Deutschland ohne Abstimmung nahm. Wie fürchterlich wäre wohl der Wahrspruch der Pariser Versammlung, die die Weltgerechtigkeit vertritt, desavouiert worden, hätte eine Abstimmung der Bevölkerung der abgetretenen Gebiete diesen die Möglichkeit der Meinungsäußerung gegeben!'

In den abgetretenen Gebieten Posens und Westpreußens regt es sich, das Abstimmungsergebnis hat das dortige Deutschtum wach gemacht, ihnen die ganze Größe des ihnen angetanen Unrechts vor Augen geführt. Aus allen Teilen und aus allen Gegenden kommt der einstimmige Ruf: ‚Gebt uns das Recht der Abstimmung, verhelft uns zu unserem Recht'. Gleichzeitig damit vollziehen sich im Osten Ereignisse, die leicht zu einer gänzlichen Umgestaltung der Verhältnisse in Osteuropa führen können, zu einer Neuregelung des ostdeutschen Problems aber führen müssen. Nach den von Lloyd George gemachten Vorschlägen soll in London eine Friedenskonferenz zusammentreten, an der Rußland, Polen, Finnland, Litauen und Ostgalizien teilnehmen sollen. Kommt diese Konferenz tatsächlich zustande, so ist eine Ausschaltung Deutschlands und der ehemals deutschen Gebiete von ihr unmöglich. Die ostgalizische Bevölkerung soll gehört werden, mit dem gleichen Recht kann es die Bevölkerung Posens und Westpreußens verlangen.

Das Weichseltal ist deutsch. Die Wahlen zum polnischen und zum Danziger Landtag haben die ausgesprochen deutsche Gesinnung der Bevölkerung bewiesen. Der Kreis Schlochau ist bis auf den zur Kaschubei gehörigen Nordzipfel geschlossen deutsches Sprachgebiet. Es setzt sich in den Kreis Konitz hinein fort. Die ganze Südwestecke dieses Kreises bis zur Brahe hin ist rein deutsch. Hier wohnten 1910 17 918 Deutsche (93 Proz.) und 1418 Polen und Kaschuben (7 Proz.). Das Gebiet ist von jeher deutsch gewesen. Es ist schon im 14. und 15. Jahrhundert, wie sich aus den Urkunden der Deutschordens-Komtureien Schlochau und Tuchel ergibt, von Deutschen besiedelt worden. Die Stadt Konitz selbst zählte 1910 neben 11 142 Deutschen nur 698 Polen. In ihren Urkunden und Akten kann man durch lange Jahrhunderte vergebens nach einem polnischen Namen suchen. Der ganze Kreis Flatow ist deutsches Sprachgebiet. In ihm setzt sich das kompakte Deutschtum des Kreises Deutsch-Krone fort. Die Bevölkerung des gesamten Kreises ist zu 73 Proz., der Grundbesitz zu 80 Proz. deutsch. In den Städten gab es nach der Gewerbezählung von 1907 — eine spätere hat nicht stattgefunden — 810 deutsche und 211 polnische gewerbliche Hauptbetriebe. Der Netzedistrikt ist in der zweiten Hälfte des 16. und 17. Jahrhunderts durch Deutsche und Holländer besiedelt worden. Als er 1772 mit Westpreußen zu Preußen kam, war er nach den eigenen Worten des Präsidenten Wilson ebenso wie Westpreußen ‚a territory already thoroughly German'. Die Deutschen machten die Flußniederungen längs der Warthe und Netze urbar. An den Flußläufen aufwärts drang das Deutschtum in die bis dahin unbewohnten Brüche und Wälder vor. So ist das Flußtal der Netze von Filehne bis Nakel und Bromberg damals deutsch geworden und bis heute rein deutsch

Digitized by Google

geblieben. Im Kreise Wirsitz halten sich Deutsche und Polen zahlenmäßig ungefähr die Wage, in Grundbesitz und Steuerleistung überwiegt das Deutschtum jedoch erheblich. Der Westrand des Kreises ist in jeder Beziehung deutsch. In ihm wohnen 12 682 Deutsche und 6579 Polen. Der Kreis Kolmar gehört mit den Kreisen Czarnikau und Filehne zu den deutschesten Kreisen des ganzen Netzedistrikts. In allen drei Kreisen ist die Bevölkerung zu 70 Proz., der Privatgrundbesitz zu 60 Proz., die Steuerleistung zu über 90 Proz. deutsch. Der polnische Privatgrundbesitz beträgt kaum 20 Proz. An der Westgrenze Posens sind rein oder überwiegend deutsch der Kreis Birnbaum, der zu Polen geschlagene Teil des Kreises Meseritz und der westliche Teil des Kreises Neutomischel. Die Städte dieses Gebiets Birnbaum, Neutomischel und der wichtige Eisenbahnknotenpunkt Bentschen waren bereits 1793 vollständig deutsch und sind es bis zum heutigen Tage ihrer Bevölkerungszahl und ihrer wirtschaftlichen Bedeutung nach geblieben. In den an Polen abgetretenen Teilen der Kreise Lissa und Rawitsch ist die deutsche Majorität in jeder Beziehung erdrückend. Sie ist bekannt und braucht nicht erst durch Zahlen belegt zu werden. Im Süden sind von den Kreisen Groß-Wartenberg und Namslau Teile den Polen zuerkannt worden, die nie zu Polen gehört haben.

Diese oberflächliche kurze Zusammenstellung beweist, in welchem Umfange rein deutsche Gebiete ohne Abstimmung in den Besitz der Polen übergegangen sind. Wir müssen diese Abstimmung fordern, ebenso wie sie unsere Brüder jenseits der deutsch-polnischen Grenze verlangen. Wir müssen uns andererseits aber auch darüber klar sein, daß wir, kommt es tatsächlich zu einer Friedenskonferenz zwischen Rußland und Polen und werden wir wirklich zu ihr herangezogen, auf ihr mit unserem Verlangen einen schweren Stand, einen harten Kampf haben werden. Der Schandvertrag von Versailles ist von uns unterschrieben. Polen sucht sich schon jetzt für seine Niederlagen im Osten an dem Westen schadlos zu halten und findet dabei die uneingeschränkte Unterstützung Frankreichs. Es läßt seine Wut bereits die deutsche Bevölkerung fühlen und verweigert den Abstimmungsergebnissen seine Anerkennung. Für diesen Kampf brauchen wir die Unterstützung unserer jenseits der deutsch-polnischen Grenze lebenden Landsleute, die unter dem Eindruck der polnischen Herrschaft in Massen das Land verlassen. Ihnen rufen wir zu: Haltet aus und bleibt, wir brauchen euch, wenn der Augenblick kommt."

Das dürfen wir aber nur verlangen, wenn wir den vergewaltigten, in die Fremdherrschaft verratenen und verkauften Brüdern in den Grenzmarken durch wache und werktätige Teilnahme das Gefühl erwecken und erhalten, daß ganz Deutschlands Herz mit ihnen schlägt, mit ihnen leidet, mit ihnen glaubt und hofft. Ein Herz und eine heilige Flamme!

Digitized by Google

# Auf der Warte

## Den englischen Genossen zu hündisch!

Selbst die den deutschen Genossen noch am freundlichsten gesinnten englischen Sozialisten rücken von den hündischen Unterwürfigkeitsverrenkungen unserer „Unabhängigen" ab und halten sich vor dem Schmutze, den diese Perversen gewohnheitsmäßig auf das eigene Nest entleeren, die Nase zu. Die Mitglieder der englischen „Union of Democratic Control", E. D. Morel und A. Ponsonby, beide von der Independent Labour Party, haben mehrere Tage in Berlin verweilt, um die gegenwärtige politische und wirtschaftliche Lage in Deutschland zu studieren. Auf eine Anfrage über ihre Eindrücke erklärten sie:

Am meisten Nachdruck müßten sie auf folgendes legen. Sie stoßen, sagen sie, in England auf große Schwierigkeiten bei der Verfolgung ihres Zieles, eine Revision des Friedensvertrages herbeizuführen und eine neue internationale Ordnung in Europa zu begründen infolge des Umstandes, daß gewisse politische Richtungen in Deutschland jede Gelegenheit ergreifen, um Deutschland als den allein Schuldigen am Kriege hinzustellen. Diese Haltung habe nicht allein in Deutschland einen passiven und unterwürfigen Geist erzeugt, der bewirkt habe, daß jede Deutschland angetane Ungerechtigkeit und Unwürdigkeit fast ohne Protest hingenommen wird, sondern sie müsse auch die Wirkung haben, daß die Anstrengungen der englischen Arbeiterschaft, Deutschland Gerechtigkeit zu verschaffen, geschwächt werden. Bei weiterer Fortdauer könnte sie sogar die englischen Arbeiter veranlassen, kein weiteres Interesse mehr an Deutschlands Wiederaufbau zu nehmen. Die Theorie von Deutschlands alleiniger Kriegsschuld könne, abgesehen davon, daß dies historisch ganz unrichtig sei, nur dazu mithelfen, die imperialistischen Pläne der verbündeten Regierungen zu stärken und diese zu ermutigen. Das gleiche sei ihnen auf der internationalen Konferenz in Genua und von den sozialistischen Vertretern anderer Länder gesagt worden. —

Für jeden, in dem nur ein Fünkchen Ehrgefühl noch glimmt, würde diese — mit Handschuhen vorgenommene — moralische Hinrichtung genügen, — die so von ihren ausländischen Genossen Gezeichneten sind gegen moralische Mittel immun. Bei ihnen könnten nur physische Mittel wirken: Stockprügel auf den Magen. Stockprügel auf den entgegengesetzten Körperteil würden von ihnen wohl bald verwunden werden. Sobald nur der physische Schmerz vorüber ist, hat's weiter keine Not. Schande und Sichschämen sind für sie reaktionäre Atavismen. Gr.

*

## Komische byzantinische Narren

Zur Erinnerung an Spa eine kleine, aber waschechte Denkwürdigkeit aus der „Deut. Tagesztg.":

In einem erheblichen Teile der deutschen Presse ist ein schwer erträglicher und daneben sehr unzweckmäßiger Ton festzustellen, eine widerwärtige Byzantinerei gegenüber den feindlichen Delegierten. Man verzeichnet bald in kindlich froher Hoffnung, bald mit

Digitized by Google

vorwurfsvoller Besorgnis das persönliche Verhalten Lloyd Georges und Millerands und ihr Mienenspiel. Man wurde schon beinahe neckisch zutraulich auf dem Papier, und beglückwünschte sich, als Lloyd George den Außenminister zum ersten Mal eines „kurzen Kopfnickens" würdigte, als man zur „Teestunde" sogar Händedrücke sah. Der „Vorwärts" verzeichnete mit tiefer Befriedigung, daß Lloyd George Herrn Hué gesagt habe, er habe eine gute Rede gehalten und er selbst mache auf Lloyd George einen sehr guten Eindruck. Wir können darin nur eine unerzogene Anmaßung des britischen Premierministers erblicken und einen neuen Beweis, daß er den deutschen Delegierten und Sachverständigen gegenüber nicht für nötig hält, die gesellschaftliche Form zu beachten. Jedenfalls ist unseres Wissens nicht üblich, wenn ein Mensch sich gesellschaftlich einem anderen gegenüber mit den Worten einführt: „Sie machen einen sehr guten Eindruck auf mich", oder wenn er den deutschen Minister, nach dem er ihn mehrere Tage nicht gegrüßt hat, „ein kurzes Kopfnicken" gönnt. Wenn die deutschen Vertreter sich eine solche Behandlung von oben herab gefallen lassen, so ist das bedauerlich, denn es handelt sich nicht um ihre persönliche Angelegenheit: sie vertreten das Deutsche Reich und das deutsche Volk. Sie erscheinen auf der Konferenz von Spa nach einem unglücklichen Verteidigungskriege. Das macht ihnen um so mehr zur selbstverständlichen Pflicht, sich auch eine gesellschaftliche Behandlung auf gleichem Niveau zu erzwingen, oder aber sich an der von den Feinden beliebten Art von Verkehr nicht zu beteiligen.

Vor drei Tagen schrieb die deutsche Presse tief düster über die Aussichten der Konferenz und die unverbindliche Verhandlungsweise der Feinde, gestern wurde wegen der Händedrücke und des veränderten „freundlichen Tones" Herrn Millerands von einem vollständigen Umschwunge gesprochen, heute blickt man wieder verzagt und düster. Es ist ein Schauspiel, welches bei unseren Feinden heitere Genugtuung hervorrufen muß, denn sie sehen, mit welcher klebrigen Unterwürfigkeit ein so großer Teil der deutschen öffentlichen Meinung an den Lippen und Augen der feindlichen Vertreter hängt und diese damit zu weiterer Irreführung geradezu auffordert. Hält man aber ihre Taktik für „Umschwung", so macht man sich zum unfreiwillig komischen byzantinischen Narren.

*

## Deutschland wie Irland

Bedauerlich, bemerkt die „D. T.", ist die Fassung einer sonst ausgezeichneten Antwort des Herrn Dr. Simons an Lloyd George, als er nämlich diesem erwiderte, daß das siegreiche England mit seiner starken Regierung eine Entwaffnung der Iren nicht fertig bringen könne. Dabei bezeichnete Herr Dr. Simons die Iren aber als einen „aufsässigen Landesteil". Mit demselben Rechte könnte Lloyd George das deutsche Volk als einen aufsässigen Teil der britischen Reichsbevölkerung nennen oder Herr Millerand die Deutschen als einen Frankreich unterworfenen, zu Frankreich gehörigen aufsässigen Landesteil ansehen. Das irische Volk, zu dessen Freiheitskampf wir mit größter Sympathie hinüberblicken, hat das gleiche Recht auf Unabhängigkeit und Autonomie, wie das deutsche. Es gehört zu der langen Reihe der vergewaltigten Völker, ebenso wie das deutsche. Es ist nicht „aufsässig", sondern besteht auf seinem natürlichen Recht. Man sollte sich in Deutschland doch hüten, die vor uns vergewaltigten Völker zu kränken und zu verkennen, sondern sich zu einer Solidarität mit ihnen bekennen, die rechtlich und sachlich vorhanden ist und eines Tages, wenn sie vorausseh end gepflegt wird, ein Element der Stärke werden muß. Hätte Herr Dr. Simons vom irischen Volke gesprochen anstatt von einem aufsässigen Landesteil, so würde er andererseits den Gang der Konferenz nicht schädlich beeinflußt haben.

*

Digitized by Google

## Die Götzen des souveränen Volks

Aus einer Reichstagssitzung schneiden die „Grenzboten“ folgenden Schattenriß: Es war gerade Hammelsprung. Unter der Ja-Tür drängten sich die Unabhängigen um die Provinztheaterdirektorengestalt Ledebours. Himmel, wie war es nur möglich, in unsrem guten Vaterland soviel grämliche Gesichter auf einen Raum zusammenzubringen? Welch Auspuff aller schlechten Humore: Sollte der alte Tirpitz recht haben, wenn er unsern Niedergang vom allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrecht herschreibt? Welche Götzen hat sich das arme souveräne törichte Volk da aufgestellt: kaum eine Stirn mit freier, ausgeglichener, beherrschter Männlichkeit ist darunter. Eitles Halbwissen, fanatische Leidenschaft, kleinbürgerlich verstocktes Philistertum, ein Weltbild, urteilslos und kindhaft geschaut, ein Wollen aus Neid und unvergorenem Streben gemischt, in 80 Abwandlungen, als wäre Lionardos Skizzenbuch verzwickter Charaktere auf einen Satz ins Leben gesprungen, als wäre aus jeweils 60000 Deutschen gerade immer der eine Thersites ausgelesen. Kein einziges harmonisches Gesicht, das man einem römischen Senator, einem englischen M. P. gegenüberstellen dürfte zum Wettstreit der Persönlichkeit. Hart geworden in kraus verkrümmender Arbeit sehen sie freilich aus, und viele schlecht genährt. Die Leiden der Masse kennen sie, auch deren seelische Unrast in den wurzellosen, kulturlosen Großstadtkasernen. Kein Auge blickt ruhig und gütig, die Leiden mit Vernunft meisternd und das Ganze zum Guten lenkend, sondern stechend, verbittert, umgetrieben von ein paar armen Demagogengedanken. Armut und Arbeit war das Los der deutschen Massen seit dem Dreißigjährigen Krieg. Da war keine Zeit, Gentlemen von unten herauszubilden. Auch ein Plebejer wie Lloyd George hat seinen Körper in Golf und Cricket gezähmt und geadelt, seinen Geist im vorurteilsfreien Umgang mit der alten Herrenschicht objektiviert. Diese deutschen Tribunen sind auf dem Rasen ebenso undenkbar wie im offenen Zwiegespräch mit Gebildeteren. Denn über sie kam Karl Marx. Willensstraff, schlagfertig, haßvoll sind sie, aber dumpf und verbissen; unfrei die Stirnen durch innere, nicht äußere Fesseln.

*

## Ostjuden-Einfuhr

Immer wieder ist in der Öffentlichkeit auf die schweren Schäden und Gefahren wirtschafts-, bevölkerungs- und rassenpolitischer, aber auch reinpolitischer Art hingewiesen worden, die uns aus der massenhaften Zuwanderung ostjüdischer Elemente erwachsen. Die Regierungsstellen haben denn auch treu und brav versichert, daß sie sich dieser Schäden und Gefahren wohl bewußt seien und ihr Möglichstes täten, die ostjüdische Einwanderung abzudämmen. Jetzt veröffentlicht der Deutschvölkische Schutz- und Trutzbund ein Dokument, das ein ganz eigenes Licht auf die Praxis wirft, mit der die „Fernhaltung“ der Ostjuden betrieben wird. Es ist ein Rundschreiben des Handelsarbeitsamtes Westfalen und Lippe in Münster an die ihm angeschlossenen Arbeitsnachweise und hat folgenden Wortlaut:

„Das sogenannte jüdische Arbeitsamt in Duisburg fördert planmäßig die Einwanderung ostjüdischer Arbeitskräfte in unseren Bezirk. Seine Tätigkeit hat schon wiederholt die auf die Regelung der Arbeitsmarktverhältnisse gerichteten Bemühungen der öffentlichen Arbeitsnachweise in unheilvoller Weise durchkreuzt. Es richtet sich nicht nach den Erfordernissen der deutschen Volkswirtschaft, sondern nach den Bedürfnissen der ostjüdischen Einwanderer.“ Folgt Warnung der Arbeitsnachweise vor den Umtrieben des jüdischen „Arbeitsamtes“.

Es wäre interessant zu wissen, bemerkt die „D. T.“, ob dieses, die sonstigen doch hoffentlich ehrlich gemeinten Bemühungen staatlicher Stellen durchkreuzende jüdische Acbeitsamt etwa in Verbindung steht mit dem während der Revolution eigens geschaffenen ostjüdischen Referat im Auswärtigen Amt. Und interessant zu wissen

Digitized by Google

welchen Zweck überhaupt noch dieses Referat und die Tätigkeit des Herrn Sobernheim hat, nachdem über die Erwünschtheit der ostjüdischen Einwanderung nicht nur in jüdischen Kreisen von der Art der „Frankfurter Zeitung“ — die die Galizier und sonstigen orientalischen Rassengenossen immer mit sehr gemischten Gefühlen betrachtet hat —, sondern auch in den amtlichen Kreisen Einmütigkeit im negativen Sinne besteht.

*

## Die verbotenen „Großen“

Der Besuch des Neuen Palais bei Potsdam (Sanssouci) ist seit kurzem wieder freigegeben und die Besichtigungen finden stets unter großer Teilnahme statt. Dieser Tage, so wird berichtet, führte der Kastellan wiederum eine Anzahl Besucher durch die Säle und gab seine gewohnten Erklärungen ab. Wenn er von dem Erbauer sprach, so geschah dies nur als von „Friedrich II.“, also etwa „diese Uhr war ein Geschenk der russischen Kaiserin an Friedrich II.“, oder „Hier in diesem Saal pflegte Friedrich II. die fremden Gesandten zu empfangen“. Schließlich fragte einer der Besucher den Erklärer in höflich-nachdenklichem Tone: „Sie sprechen immer von Friedrich II. Ist denn das derselbe, den wir sonst gewöhnt sind, als den Großen zu bezeichnen?“ Die Antwort lautete: „Jawohl, mein Herr, aber es ist uns verboten worden, von Friedrich dem Großen zu sprechen, wir müssen immer Friedrich II. sagen!“

Es ist nur in der Ordnung und ganz „im Rahmen“ einer Zeit, in der die neidgeblähten Winzigkeiten herrschen, daß die Großen verboten werden. Aber dann muß auch ganze Arbeit gemacht werden. Also: kein Alexander der Große mehr, sondern nur Alexander, kein Karl der Große, sondern schlicht bürgerlich — pfui doch! — schlicht demokratisch-revolutionär Karl. Aber man sollte folgerichtig in der allgemeinen Gleichmachung dabei nicht stehen bleiben: wer einen Kopf größer ist als die anderen, dem muß die überhebliche Größe nach dem Zentimetermaß vom Körper abgehackt werden. Unten oder oben, sicherer aber oben. Gr.

*

## Antisemitisches Saltomortale

In einer Polemik zwischen dem Hauptschriftleiter der „Deutschen Zeitung“, Reinhold Wulle, und dem Herausgeber der „Eisernen Blätter“, Dr. Ulrich Kahrstedt, auf die hier im übrigen nicht eingegangen werden soll, wendet sich der letztgenannte gegen die von gewissen antisemitischen Monomanen unternommenen Versuche, alles und jedes Unheil in der Welt auf die Juden zurückzuführen:

„Man mag streiten, wo die Grenzen des jüdischen Schadens liegen, aber daß es irgendwo solche Grenzen gibt, sollte nicht zur Debatte stehen. Es ist doch der Inbegriff unhistorischer Betrachtungsweise, alle unerfreulichen Erscheinungen in der vielgestaltigsten Kultur aller Zeiten und am Abschluß einer tausendjährigen Entwicklung aus einer Quelle erklären und aus einem Punkte kurieren zu wollen. Eine den ganzen Erdball umspannende Geschichte, eine Weltkatastrophe, wie sie seit der Völkerwanderungszeit und seit dem Untergang der Antike nicht da war, läßt sich nicht auf eine Formel bringen. Es ist grotesk, für den Panslawismus, den Drang Rußlands zum warmen Meere, den französischen Revanchedurst, den englischen Handelsneid, den Nationalitätenstreit in Österreich, die Balkanwirren und die Einmischung der Vereinigten Staaten in die internationale Politik einen Oberbegriff suchen zu wollen und alles das auf das Judentum zurückzuführen. Wenn es keine Juden in der Welt gäbe, hätte Frankreich nie an den Rhein begehrt, England die deutsche Konkurrenz gern ertragen, Rußland die Panslawisten kurz gehalten und keinen eisfreien Hafen gewollt, Serbien nie nach österreichischem Boden gestrebt? Die Fragen stellen heißt sie verneinen. Gerade England hat diesmal gegen uns genau dasselbe getan, was es im 16. Jahrhundert gegen Spanien, im 17. gegen Holland, im 18. gegen Frankreich getan und

Digitized by Google

im 19. zweimal gegen die Vereinigten Staaten versucht hat (1812 und 1864). Wenn diesmal alle Schuld die Juden trifft, muß man auch die Vernichtung der Armada, die Schiffahrtsakte Cromwells, die Schlacht von Trafalgar, die Verbrennung von Washington und den Sezessionskrieg als jüdische Mache erklären.

Ich bin Antisemit, war es, solange ich in der Politik stehe, aber ich lehne zweierlei ab: erstens die einseitige Einstellung der Menschen auf den Judenhaß, so daß sie in Gefahr kommen, die Feinde unseres Staates über den Gegnern unseres Volkstums zu übersehen, und die Idee, daß man alles Übel in der ganzen Welt und alle Schattenseiten einer tausendjährigen Geschichte aus einer Quelle herleiten kann, heiße sie wie sie wolle. Und das nicht um des Judentums, sondern um seiner Bekämpfung willen; eine solche Vorstellung stirbt an ihrer eigenen Lächerlichkeit: wer sie ernstlich verficht, läuft Gefahr, weil er tausend Dinge zu Unrecht auf die eine Quelle zurückführte, auf Spott zu stoßen, wo diese Zurückführung in einem Einzelfalle einmal richtig ist. Eine judenfeindliche Polemik soll die Erscheinungen brandmarken, an denen Juden schuldig sind; sie überschlägt sich und kommt zu Fall, wenn sie ohne zu sondern blindlings alles und jedes demselben Gegner zuschiebt."

*

## Vorspanndienste für die eigene Versklavung

Welche unfreiwilligen, aber unschätzbaren Vorspanndienste die sozialdemokratische deutsche Arbeiterschaft der Zwangsherrschaft des internationalen Kapitalismus und der eigenen Versklavung und Verblödung durch ihre Sucht nach allgemeiner Gleichmacherei („Sozialisierung"!) leistet, wird von Dr. E. Jenny in einem Abschnitte längerer Ausführungen über „Die Verpöbelung des deutschen Volkes" im roten „Tag" so einleuchtend dargelegt, daß die Beteiligten oder Leidtragenden nicht achtlos daran vorübergehen sollten:

Die heutige Sucht nach Gleichmacherei beraubt die Massen in ihrem Erwerbsleben jeglichen Anreizes zur Höherentwicklung, tritt jeden Drang zum Auftrieb, wo er sich regen könnte, nieder. Durch die damit verbundene Verödung der Wirtschaft, von der eben diese Volksmassen ihre Ernährung empfingen, wird der furchtbare Niedergang nur noch beschleunigt. Und der Rückfall in den roheren Zustand unqualifizierter Arbeit liefert die Lohnarbeiterschaft, die durch die „Gleichheit", von sinnlosen Schlagwörtern betört, vergeblich ihre „Freiheit" zu erringen erhofft, erst recht der Ausbeutung durch das Kapital aus, dem die Arbeiterschaft in den letzten Dezennien gerade vermöge ihrer höheren Organisation als ebenbürtiger Gegner entgegenzutreten befähigt war. Ein Zurücksinken in den Zustand roher, ungelernter Arbeit wird sie wieder machtlos machen: die mißverstandene und auf falschen, ungangbaren Wegen erstrebte Gleichheit wird ihnen zur Unfreiheit ausschlagen. Der innerlichen, kulturellen Verpöbelung wird eine äußerliche Proletarisierung folgen, wie sie auf deutschem Boden niemals bestanden hat und sie schulgerechter kein eingefleischter Marxist sie sich wünschen konnte.

Eine weitere Verschärfung dieses Prozesses liegt darin, daß ein von einer niedrig stehenden Arbeiterschaft erfülltes Land zum Tummelplatz ausländischen Kapitals werden muß. Das würde erst recht eine rasch fortschreitende Verarmung zur Folge haben. Der furchtbare Friedensvertrag hält alle Wege zu solcher Ausbeutung bis auf die letzte Faser, bis zu einer Kulidienstbarkeit des deutschen Volkes, gewaltsam offen. Je ärmer aber ein Volk, desto ergiebiger läßt es sich ausbeuten. Die fremdländischen Zwingherren haben daher gar kein Interesse daran, der Verpöbelung des deutschen Volkes vorzubeugen. Im Gegenteil: für Kulturinteressen, Schulen, Verfeinerung und Differenzierung haben sie keinen Anlaß, sonderlich zu sorgen! Wem arbeitet also die unselige „Gleichmacherei" der aufgehetzten deutschen Volksmassen anders in die Hände, als dem Kapitalistentum der Siegerstaaten?

Digitized by Google

# Geistige und körperliche Arbeit

Es hat in den verschiedenen Entwicklungsstadien der Kulturvölker Zeiten gegeben, in denen die körperliche Arbeit höher geschätzt wurde als die geistige. Gewöhnlich trat die Höherschätzung der körperlichen Arbeit nach staatlichen Umwälzungen ein, die „von unten" her stattfanden. Es ist dies daraus erklärlich, daß nach Revolutionen, in denen „das Volk" siegreich war, dieses auch im öffentlichen Leben tonangebend wurde, und daß es sich dabei in der Hauptsache um das „werktätige" Volk handelt. Wenn die schwielige Faust regiert, dann tritt eine Art „Faustrecht" als das allbeherrschende Moment hervor. In einer solchen Ära befindet sich gegenwärtig wieder das Deutsche Reich.

Die geistige Arbeit ist das Stiefkind unserer Zeit geworden. Wir leben in einem Stadium höchsten Materialismus, der keine anderen Güter der Menschheit kennt als solche höchst realistischer Art, wie sie sich in den Bestrebungen nach gesteigerten Löhnen und dementsprechend gesteigerten Lebensansprüchen geltend machen. Die Wissenschaft steht allerdings solchen Bestrebungen fern. Darum hat auch die jetzige Zeit weder Zeit noch Geld für die Wissenschaft, sondern opfert beides der „praktischen Arbeit". Die herrschenden Kreise — sie „herrschen" in noch wahrerem Sinne als die alten „Herrscher" —, selbst Arbeiter, haben auch nur für diese etwas übrig, ja, man kann es schließlich verstehen, daß sie nur für diese etwas übrighaben können, da es sonst um ihre Herrscherei übel bestellt wäre. Mag also sein, daß aus politischen Gründen hauptsächlich die geistige Arbeit jetzt unterdrückt wird, zumal zu jeder Zeit, vor allem heute, die Zahl der körperlichen Arbeiter die der geistigen bei weitem übertraf. Theorie und Praxis, Quantität und Qualität, — das sind die sich diametral gegenüberstehenden Punkte, die zu keiner Vereinigung kommen.

Geist und Körper kämpfen einen ewigen Kampf miteinander, — schon seit uralten Zeiten, denn schon in der Bibel heißt es: der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Dieser ewige Kampf findet seine Personifikation gewissermaßen in dem Geistesarbeiter und dem Handarbeiter. Von jeher standen sich diese beiden Arbeitertypen schroff gegenüber, obwohl sie im Grunde genommen beide aufeinander angewiesen sind. Denn ohne Theorie keine Praxis und ohne Praxis keine Theorie! Es mag auch zum Teil berechtigt erscheinen, wenn jetzt der Vorwurf erhoben wird, die körperliche Arbeit sei vordem mißachtet oder zum wenigsten geringgeschätzt worden. Das trifft in gewissem Sinne auch zu. Aber dies ist sicherlich kein Grund, nunmehr die geistige Arbeit gering zu schätzen.

Ist der Hauptgrund der Geringschätzung geistiger Arbeit in den politischen Verhältnissen zu suchen, so ist ein weiterer Grund in dem heutzutage übertrieben geübten Sport zu finden. Schon in den Schulen bemerkt man, wie dem Sport in übertriebener Weise auf Kosten der wissenschaftlichen Bildung gehuldigt wird. Wenn dies noch mehr geschieht, dann werden wir zwar vielleicht ein körperlich kräftiges, aber ein geistig geschwächtes Volk! Sehr gern pflegt man hierbei das bekannte Wort zu zitieren: mens sana in corpore sano. Allerdings bewahrheitet sich dasselbe heute noch, aber damit soll sicherlich nicht gesagt sein, daß nur der Sport einen gesunden Körper schafft. Das Sportmäßige wird zum Zwang, und ein Zwang kann nie als „gesund" angesprochen werden. Früher war unsere Jugend gesünder, wo sie sich zwanglos tummeln konnte, als jetzt, wo sie zwangmäßig Sport übt! Außerdem liegt natürlich, für die Jugend zumal, die „Entartung" des Sports sehr nahe, was sittliche und gesundheitliche Gefahren mit sich bringt. Es gibt auch manche Sportarten, die entschieden verrohend wirken, wie Boxen, Ringen usw.

Die übermäßige Betonung des Sportmäßigen bringt der gesunden Lebensauffassung ernste Gefahren. Es ist kein Wunder, wenn bei solcher Inanspruchnahme der körperlichen Kräfte die geistigen hintangesetzt werden, ja, die letzteren „ermüden" gleichsam unter dem Einfluß der körperlichen Anstrengung. Unter solchen Umständen kann

Digitized by Google

von geistiger Arbeit nicht viel gesprochen werden. Auch das Interesse daran wird gemindert durch die übermäßige Hervorhebung des Körperlichen. Schon in der Schule bilden sich Sportvereine, — als ob die der Schule entwachsene Jugend nicht noch Zeit genug dazu hätte! Infolgedessen wird unsere Jugend von wissenschaftlichen Arbeiten abgelenkt oder sie verliert das Interesse daran; denn es liegt in der Sache natürlich begründet, daß die Jugend für den Sport eher schwärmt als für die Unterrichtsstunde!

Auf diese Weise wird bereits die geistige Arbeit, wenn auch nicht unterdrückt, so doch wesentlich beeinträchtigt, und das beginnt schon in der Schule. Worin beruhte Deutschlands Größe? In seinen wissenschaftlichen Leistungen. Wollen wir erst die verschiedenen Etappen zu einem Sportvolke durchmachen? Und wollen wir also die Wissenschaft links liegen lassen, durch die wir das geworden sind, was wir jetzt allein zu bieten vermögen: ein geistig hochstehendes Volk, das noch in seiner Niederlage stolz auf seine Wissenschaft sein kann, um die uns die anderen Völker beneiden. Wäre es nicht Selbstmord, wenn wir dies letzte und höchste Gut, das wir besitzen, und das uns kein noch so völkerrechtswidrig gearteter Vertrag rauben kann, selbst aufgeben?

Man gebe natürlich der körperlichen Arbeit, auch der körperlichen Entwicklung und Ertüchtigung, ihr Recht, man nehme aber auch der geistigen nicht ihr Recht!

Paul Sorgenfrei

*

## Die Reichsschulkonferenz

Mit großem Tamtam war sie angekündigt. Sie ist ausgegangen, wie zu erwarten war: wie das be—rühmte Hornberger Schießen. Mehr als ein halbes Tausend von Schulmännern und Nichtschulmännern hatte sich zusammengefunden. Jede „Richtung“ ließ ihren Spruch hersagen. Einer redete am andern vorbei, und es klang fast wie Hohn, als Prof. v. Harnack mahnte: „Wir müssen versuchen, uns gegenseitig zu verstehen.“ Der Unterstaatssekretär Heinrich Schulz, den man wohlmeinend den Bildungsschulz nennt, hatte sich alle Mühe mit der Einberufung der Konferenz gegeben. Auch während der Tagung bot er alle Kraft auf, um die vorhandenen Meinungen und Ansichten zur Geltung kommen zu lassen. Er hatte sogar Vertreter „der Jugend“ eingeladen. Dabei hatte ihn der Gesichtspunkt geleitet, daß die Jugend bisher nur „Objekt der Erziehung“ war. Wollte er sie zum erziehenden Subjekt berufen? Das wäre allzuviel Unlogik für einen Bildungsmann. Nur ein Münchhausen kann sich am eigenen Zopf aus dem Sumpf ziehen, und nur ein unerzogener Überjunge kann sich selbst und seine Lehrer erziehen. Vielleicht wollte Herr Schulz nur bescheiden vorgetragene Wünsche der Jugend hören. Da kam er schön an. So ein Überknabe oder Überjüngling las den Alten gründlich den Text: „Die wenigsten von Ihnen sind sich der großen Verantwortung, die Sie der Jugend gegenüber haben, bewußt. — Mit dem Lehrermaterial, das in den Schulen des alten Systems wirkt, kann die heutige Jugend nichts anfangen.“ Der Bericht im „Vorwärts“ verzeichnet: „Stürmischer Beifall links.“ Wirklich, der Überjüngling kann gut werden.

Ein mißtöniger Chor war diese Reichsschulkonferenz. Zur Klärung der Ansichten oder gar zur Verständigung hat sie nicht beigetragen. Kein greifbares Ergebnis hat sie gezeitigt. Das konnte sie nicht, weil die ganze Veranstaltung von vornherein verfehlt war. Eine Vielheit kann nichts schaffen, nichts organisieren. Wollte die Regierung einen Schritt zur Organisation unseres Bildungswesens tun, so mußte sie einen einheitlichen Plan des gesamten Bildungswesens vom Kindergarten bis zur Hochschule vorlegen und zur Besprechung stellen. Noch besser wäre es gewesen, den ganzen Organisationsplan zu veröffentlichen und aufzufordern, abweichende Ansichten mit kurz zusammengefaßter Begründung schriftlich zu äußern. So hätte man ein Material gewonnen, das leicht zu ordnen und zur Ver-

Digitized by Google

besserung des Planes schnell verwendbar gewesen wäre.

Hier verhandelte man planlos. Aus der Vielheit der zur Beratung stehenden Gegenstände hoben sich schließlich heraus: Schulaufbau, Arbeitsunterricht und Lehrerbildung. Über Schulaufbau und Lehrerbildung wogten die Meinungen chaotisch durcheinander. Ungezügelte Neuerungssucht und starres Festhalten am Hergebrachten rangen gegeneinander. Verständigerweise unterließ man Abstimmungen. Sie hätten doch kein Bild von der Meinung der Volksmehrheit ergeben und wären ganz belanglos gewesen. Bezeichnend für die Geistesverfassung mancher Kreise war die Offenbarung des Unabhängigen Dr. Löwenstein: „Das Proletariat will eine ganz neue Kulturwelt aufbauen." Wir kennen sie schon und verzichten schaudernd. Die Kultur des unabhängigen Proletariats heißt Räte-Rußland.

Herr Schulz hat verheißen, daß der Bericht über die Reichsschulkonferenz im Druck erscheinen soll. Wozu? Soll er weiteren Kreisen das Bild geistiger Zerrissenheit und teilweisen Massenpsychose vervollständigen? Oder soll er ihnen dartun, wieviel verschiedene Meinungen über Schul- und Bildungsfragen möglich sind? Diese Zwecke werden nicht erreicht werden, weil sich der Bericht bei den heutigen Preisen für Papier, Satz und Druck zu teuer stellen wird, um eine weite Verbreitung erlangen zu können. Oder braucht ihn die Regierung zu ihrer eigenen Belehrung und Herzstärkung? Sie sollte doch jetzt wohl hinlänglich über alle verständigen und unverständigen Ansichten auf dem Bildungsgebiete unterrichtet sein. Herr Schulz wird sich in Sachen der ganzen Reichsschulkonferenz am meisten Verdienst erwerben, wenn er die Drucklegung des Berichts verhindert: er erspart dem armen deutschen Volke eine erhebliche und unnütze Ausgabe.

Prof. Dr. O. S.

*

## Schande

Wenn man doch aufhörte, zwischen Gefühlsduselei und hintergrundlosen „sittlichen Forderungen" sich in verächtlichen Krümmungen zu winden! Eine eindeutige, unangenehme klare Wahrheit: es ist das Recht des Siegers — gesiegt zu haben. Sozusagen. Es ist auch sein Recht, den Sieg auszunützen. Wie weit er darin gehen will, hängt im Tatsächlichen von den Grenzen seiner Macht und dem Maß der Widerstände ab, auf die er trifft, im Geistigen von dem Grade seiner sittlichen Höhe ab.

Dagegen ist es das Recht des Besiegten — und, wie ich glaube, sein vornehmstes und wichtigstes — seine Niederlage zu empfinden. Wer freilich Machttrieb, Selbstbewußtsein, Selbsterhaltungstrieb, nationale Ehre für veraltet, entbehrlich, überwindbar oder wenigstens für etwas hält, das überwunden werden muß; wer die Unveränderlichkeit des letzten Wesens im Menschen und in der Menschengattung leugnet; wer sich, wie in der letzten Nummer des Türmer vortrefflich dargelegt wurde, von Feuerländern, Indianern und Japanern in Grundbegriffen der Ethik beschämen läßt — der mag eine neue und übrigens reichlich ekelhafte seelische Weltgestaltung erhoffen und erstreben. Wir andern gehen vom Menschen aus, wie er ist.

Freilich für einen deutschen Menschen ist heute tiefste Niedergeschlagenheit unvermeidlich. Hündische Gesinnung greift pestartig um sich. Entwürdigung in Spa. Man wird ja hören, wie die abermalige Fortsetzung des Spiels: Ankündigung unwiderruflicher Festigkeit, „Einsprucherheben" und jämmerliches Niederducken vor der drohenden Peitsche — begründet werden wird.

Viel schlimmer aber noch der blutaufreizende Kuß auf die französische Vogtfaust im Zwischenfall an der französischen Botschaft in Berlin. Der französische Nationalfeiertag, 14. Juli, wird von den Franzosen benutzt, das deutsche Bewußtsein höhnisch zu reizen. Ein deutscher Arbeiter holt die französische Fahne, die uns ins Gesicht blökt, herunter und stellt sie säuberlich in einem

Digitized by Google

Hausflur ab. Staatsrechtlich eine Dummheit und ein Vergehen, das diplomatisch selbstverständlich ausgeglichen werden mußte. Wie das aber geschah, war erbärmlichste Selbstentehrung. Der Reichskanzler hält es für angemessen, geradezu winselnde Töne anzuschlagen, auf die Ergreifung des Deutschen, den das reine Gefühl für Schande zu einer Unüberlegtheit trieb, wird vom Deutschen ein Preis gesetzt — Methode der früheren Sklavenhalter in den amerikanischen Südstaaten — und die Reichswehr muß knechtisch die französischen Fahnen grüßen!

Es geht nicht mehr weiter. Ein Volk, ein Land, in dem dies geschieht, in dem die Leiter des Staates offenbar empfindungslos für das Schändende solcher Kniebeugungen sind, hat keine Hoffnung mehr, keine Zukunft. Es sei denn, es werde neugeboren.

Wem nationales Fühlen zur Natur gehört, der weiß ohne Besinnen, ohne Abwägen, wie man sich einem „Friedensvertrag" wie dem von Versailles gegenüber verhält. Und wie sich jeder Franzose, Engländer, Belgier, Serbe, Montenegriner verhalten würde. Wir haben die Pflicht, den tatsächlichen Inhalt zu erfüllen zu suchen. Aber es dürfte sich kein Deutscher finden, der die Zeppeline hinüberführt, und keine deutsche Hand hätte sich finden dürfen, den Arbeiter Paul Karzeminski als Symbol deutscher Knechtschaft auszuliefern.

Aber die Hände haben sich gefunden. Selbstbefleckung zersetzt den letzten Rest deutscher Volksehre und Volkswürde.

K. E. K.

*

## Wahl-Irrtum

Als Bismarck das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht einführte, lehnte er gewichtige Bedenken dagegen ab mit der Begründung, daß das deutsche Volk schon reiten lernen werde, wenn es erst im Sattel sitze. So dachten auch die Stürmer und Dränger von 1848. Und kein Geringerer als Ernst Moritz Arndt suchte das Volk durch zündende Schriften über den zukünftigen deutschen Reichstag zu begeistern. Er meinte aber, daß dieses Volk seine Besten in diesen Reichstag wählen, die nach bestem Wissen und Gewissen das Wohl des ganzen Volkes fördern, und es nach innen und außen als einige Nation vertreten sollten. Der deutsche Gedanke allein sollte den deutschen Reichstag beleben und ihm seine höchste Würde verleihen.

Ganz anders ist es gekommen. Das Ideal der Achtundvierziger, das später durch die geniale Staatskunst eines Bismarck verwirklicht wurde, brach bald im Kampf der Interessen zusammen. Nicht das deutsche Volk, sondern die verschiedenen Interessengruppen sandten Vertreter in den Reichstag. So ging er schließlich seiner Würde als deutsche Volksvertretung verlustig. Was Wunder, wenn sich da die Nation im Internationalismus verlor!

Der Interessenkampf ist heute krasser denn je. Der verfluchte Hunger nach Geld hat alle produktiven Stände gepackt. Es gibt nur noch wenige, die davon frei sind. Sie stehen gleichsam zwischen Kapital und Arbeit und werden von beiden Seiten arg mitgenommen. Gleichwohl sind sie vielleicht die einzigen, die dem verlorenen Ideal nachträumen und seine Wiedergewinnung durch das allgemeine Wahlrecht erhoffen.

Aber dieses Wahlrecht ist und bleibt ein Wahlirrtum. Denn nicht das deutsche Volk will als einige Nation im deutschen Reichstag vertreten sein, sondern die einzelnen Berufsstände wollen darin ihre Vertreter haben. Das muß jeder erkennen, der mit offenen Augen die Wahlbewegung und die parlamentarische Krisis verfolgt hat. Die berufsständische Volksvertretung ist daher ein dringendes Erfordernis unserer Zeit. Durch sie kann vielleicht auch der Internationalismus wieder überwunden und der nationale Gedanke geweckt und gestärkt werden. H. B.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Zeannot Emil Freiherr von Grotthuß
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Abendſtimmung — A. König

Beilage zum Türmer

Digitized by Google

Der Türmer

Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss

22. Jahrg. September 1920 Heft 12

# Ein gefährlicher Nachbar

## Von Professor Georg Widenbauer

Drei slawische Keile schieben sich von Oster her ins deutsche Gebiet vor, der polnische, tschechische und jugoslawische. Von diesen ragt der mittlere am tiefsten herein. Schmerzlich tief hat er sich in den Leib des deutschen Recken eingebohrt und diesem eine stets schwärende Wunde zugefügt, die, wie weiland die dem erlauchten Gralkönig Amfortas vom Heidenspeer geschlagene, dauernd offen bleibt und so den deutschen Michel immerfort an die furchtbare Gefahr erinnert, die ihm vom feindlichen Slawentum droht und die sich gerade jetzt dem geschwächten und zerrütteten deutschen Volkstum in ihrer ganzen unheimlichen Größe darstellt.

War schon früher, solange der alte habsburgische Kaiserstaat noch bestand, der fanatische Bruder Wenzel für uns Deutsche ein höchst unbequemer, unruhvoller Nachbar, der mit seiner Großmannssucht, mit seinem ungestümen Selbständigkeitsdrang und seinen radikalen Tschechisierungsbestrebungen uns häufig recht lästig fiel, so bedeutet diese Nachbarschaft heutzutage, wo sich die chauvinistischen Wünsche der Tschechen durch die Errichtung eines eigenen Staatswesens verwirklicht haben, noch dazu über alle Erwartung hinaus, eine Hauptgefahr nicht nur für das Deutsche Reich als Staat, sondern in noch höherem Grade für das deutsche Volkstum überhaupt.

Ein einfacher Blick auf die seltsam gestaltete Landkarte Europas der Gegenwart lehrt uns dies mit erschreckender Deutlichkeit. Der neue tschechoslowakische



Digitized by Google

Staat in der ungefähren Größe von 100 000 qkm mit 10 Millionen Einwohnern übt an einer sehr empfindlichen Stelle Deutschlands sein Wächteramt für die Entente aus. Die Hauptkraft dieses von einem bis ins innerste Mark deutschfeindlichen Volk erfüllten Slawenstaates richtet sich gegen eine der schwächsten Stellen des Deutschen Reiches, jene Stelle, wo es am engsten in Mitteleuropa eingeschnürt ist und wo sich demgemäß die Folgen der franko-slawischen Pression, um ein Bismarcksches Bild zu gebrauchen, am unangenehmsten fühlbar machen.

Von der böhmischen Ausfallpforte bei dem einst urdeutschen Eger bis ins besetzte Gebiet bei Mainz sind knapp 300 Kilometer. Was will diese Entfernung besagen im Zeitalter des Kraftwagens, des Flugzeugs und der Telefunken! Wenige Stunden genügen für ein modernes Schnellauto, diese Wegstrecke zurückzulegen und so die tatsächliche Verbindung zwischen den beiden Erbfeinden deutscher Macht herzustellen. Das Flugzeug erledigt sie bequem in zwei Stunden und bleibt dabei in dauerndem drahtlosen Verkehr mit den beiderseitigen politischen und militärischen Zentralen.

Welche Gefahr für uns im Falle kriegerischer Verwicklung mit beiden oder auch nur mit einem von beiden! Denn heutzutage steht Böhmen nicht mehr, wie ehedem, unter der Oberaufsicht eines mit uns eng verbündeten Staatswesens, sondern bildet den slawischen Schildhalter der Entente, insbesondere unseres Todfeindes Frankreich, und brennt vor Begier, diesem seine Dankesschuld dafür abzutragen, daß es bei Errichtung der Wenzelrepublik Pate gestanden. Das früher noch leidliche Verhältnis zu uns hat sich also mit der Zeit ganz bedenklich gegen uns zugespitzt. Der junge Tschechenstaat spielt die Rolle eines von Frankreich sorgsam geköderten Kettenhundes, der auf den deutschen Michel dressiert ist und nur auf den Pfiff seines Ententeherrn lauert, um diesen von hinten anzufallen. Man male sich aus, wie es dem armen Deutschen Reich erginge, wenn es der Entente gelänge, gleichzeitig auch noch die Polen und Jugoslawen gegen uns loszulassen. Das von der Rhein—Mainlinie und der Belforter Gebirgslücke aus einerseits, von der Egerer Pforte und dem Further Paß her andererseits gleichzeitig bedrohte Süddeutschland wäre von Natur aus geradezu zum Kriegsschauplatz vorherbestimmt und hätte somit den Hauptansturm der vereinigten Gegner auszuhalten. Entsetzliche Aussichten!

Doch man braucht nicht gleich an den Ernstfall des Krieges zu denken, der bei den jetzigen trostlosen Zuständen Deutschlands menschlichem Ermessen nach, von unserer Seite aus wenigstens, gänzlich ausgeschlossen ist. Es genügt schon, nur an die schlimmen politischen Folgen der aus dem „Friedensvertrag" von Versailles sich ergebenden Lage zu denken.

Was plant die Entente anders als die Wiederaufrichtung der früheren Scheidewand der Mainlinie zwischen dem Norden und Süden Deutschlands und damit die innerpolitische Zerfleischung und die Lähmung Deutschlands nach außen? Das verraten doch die pfälzischen und rheinischen Umtriebe der Entente deutlich genug. Wo aber findet bei diesen Absichten Frankreich ein bereitwilligeres Werkzeug, als an der von ihm abhängigen tschechischen „Schwester"-Republik?

Digitized by Google

Vom Westen her setzt der französische Keil ein, von Osten übt der tschechische seine Sprengkraft aus. Wer vermöchte heute mit Bestimmtheit zu verneinen, daß auf die Dauer solche Minierarbeit in dem von alters her partikularistisch verseuchten Deutschland ohne jeden Erfolg bleiben wird? Besteht nicht im Gegenteil bei einigermaßen geschickter und klug maskierter Anwendung dieser hinterhältigen Politik der Sprengung des deutschen Blocks, namentlich wenn dabei heimlich habsburgisches Sprengpulver verwandt wird, die große Gefahr, wenn auch nicht einer völligen Auflösung, so doch immerhin einer Lockerung des deutschen Reichsgefüges? Bei allzu großem Widerstand kann die Entente ja jederzeit gegen Süddeutschland die franko-tschechische Daumenschraube fester anziehen.

Wohl die größte Gefahr droht uns aber von unserem lieben Tschechennachbar in völkischer Hinsicht. Seit er zu staatlicher Selbständigkeit gelangt ist, übt er die ihm so plötzlich zugefallene Hoheit und Machtfülle brutal aus zur schärfsten Unterdrückung des Deutschtums im ganzen Tschechenreiche und verrichtet so Totengräberdienste am deutschen Volkstum. Dadurch trifft er uns schon jetzt, „im Frieden", entsetzlich schwer. Nicht mehr wie früher, selbst im Badenischen Zeitalter, braucht er Rücksichten zu nehmen, jetzt kann er seinem Deutschenhaß ungehindert die Zügel schießen lassen, und so macht er von dem durch die Gunst der Zeitverhältnisse erlangten Hausrecht ausgiebig Gebrauch und vollzieht unter schmählichster Nichtbeachtung der Rechte der deutschen Minderheiten, namentlich der in den Sprachinseln, seine „nationale Reinigungsarbeit", wie er die planmäßige Ausrottung des Deutschtums so scheinheilig und höhnisch zugleich bezeichnet. Mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln arbeitet er an der restlosen Tschechisierung der seiner Leidenschaft wehrlos ausgelieferten Außenposten und Vorhuten des Deutschtums, die ihm schon lange ein Dorn im Auge waren. Nun kann er ungestört seine lang verhaltene Wut gegen die deutschen Landesgenossen auslassen und sich dabei obendrein die von der Entente ausgesetzte Prämie für rücksichtslose Bekämpfung des Deutschtums verdienen. Vielleicht stiftet Herr Clemenceau so eine Art Gegenstück zum Nobel-„Friedenspreis". Nachbar Bruder böhmisches hätte die erste Anwartschaft darauf. Das Verhalten der Tschechen und der tschechischen Machthaber gegen das uralte bodenständige Element der Deutschen ist ein wahrer Hohn auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker, mit welcher heuchlerischen Phrase Ehren-Wilson den deutschen Gimpel auf die Leimrute des Verständigungsfriedens zu locken gewußt hat.

Im wahrsten Sinne des Wortes geradezu unheimlich wird uns die tschechische Nachbarschaft, wenn wir weiter bedenken, welche Aufstiegsmöglichkeiten dem zielbewußten Tschechenvolke noch winken. Seine natürliche Volksvermehrung übertrifft um ein Bedeutendes die deutsche. Dazu kommt die Stärkung des slawischen Elements durch die zahlreichen Rückwanderer, die nicht bloß vom Tschechenverein in der Union (Chicago ist die größte Tschechenstadt der Welt), sondern auch von der Heimat aus staatlich unterstützt werden. Bietet sich doch in dem national verjüngten Staatswesen Gelegenheit genug zu ausgiebigem Erwerb. Böhmen ist ein ungemein reiches Land, fruchtbar und angefüllt mit Bodenschätzen aller Art. Es verfügt vor allem über die Hebel der Industrie: Eisen

Digitized by Google

und Kohle, und seine Wasserstraßen lassen sich leicht zu großzügigen internationalen Verkehrswegen ausbauen. Nun fällt den Umtrieben der Tschechen wohl ein großer Teil des wertvollen Besitzes der Deutschen anheim. Teils wird er widerrechtlich weggenommen, teils mit mehr oder minder sanftem Druck abgenötigt; vielfach ziehen es naturgemäß die Deutschen vor, dem ungastlichen böhmischen Vaterland den Rücken zu kehren. So wird also das Nationalvermögen der Tschechen noch auf Kosten des unterdrückten Deutschtums beträchtlich verstärkt. Es besteht ferner in der Tschechoslowakei Gelegenheit zu landwirtschaftlicher Sozialisierung und ist bereits damit der Anfang gemacht worden mit der teilweisen Aufteilung des feudalen Großgrundbesitzes, der ein Drittel des Bodens inne hat. Außerdem bietet die weniger dicht besiedelte Slowakei noch Raum für Siedlungszwecke, und die rationelle Ausbeutung der Bodenschätze begünstigt an und für sich eine Verdichtung der Bevölkerung. So kann der Tscheche in wenigen Jahrzehnten seine Volkszahl verdoppeln und ihr dadurch erst recht eine überlegene Stoßkraft verleihen. Wehe dem Deutschtum! Schon heute macht sich namentlich an der bayerischen Grenze der Tscheche aufdringlich frech breit. Besonders drängen die Tschechen herüber in der Waldsassener Senke, wo sich ihnen in Fabriken manche Arbeitsgelegenheit eröffnet, am Further Paß, den die übermütigen Tschechen ja schon besetzen wollten, und im südlichen Böhmerwald gegen die Dreiflüssestadt Passau, wo sie auf die einstige Besitznahme der verkehrspolitischen Pforte nach Österreich abzielen. Der tschechische Böhmerwaldbund entfaltet eine rührige politische Propaganda und hat als sein Hauptziel die völlige Besitzergreifung dieses bayerisch-böhmischen Grenzgebirges, das bedauerlicherweise und politisch recht mißverständlich einen so einseitigen Namen trägt. Wer heutzutage die malerischen Höhenpfade dieses wildromantischen Gebirges begeht, dessen Schönheiten ein Adalbert Stifter und Maximilian Schmidt in so lebhaften Farben geschildert haben, wird tagtäglich anmaßenden tschechischen Touristen oder, oft sogar auf der diesseitigen Grenze, herausfordernden tschechischen Grenzposten begegnen, und mit dem beklemmenden Gefühl heimkehren, daß vielleicht auch diese herrliche Gebirgswelt noch dem Tschechentum anheimfällt. Hier bietet sich dem Deutschen Böhmerwaldverein ein dankbares Feld fruchtbringender nationaler Tätigkeit. Welche Gefahr für ganz Süddeutschland bedeutete es, wenn es den Tschechen gelänge, über die Kammlinie dieser Naturgrenze herüberzusteigen in die gewerbfleißigen Täler der Oberpfalz und die fruchtbaren Gefilde Niederbayerns, oder gar bis zur Donau unterhalb Passaus vorzudringen und so Bayern von seinem österreichischen Tochterland abzuschnüren!

Sehr gefährlich kann uns mit der Zeit noch der neu auflebende tschechische Imperialismus werden, der in der Geschichte schon seine Vorläufer gehabt hat. Man denke nur an die panslawistischen Gefahren, die vom böhmischen Kessel aus Deutschland schon im Mittelalter schwer bedroht haben zu den Zeiten eines Swatopluk von Mähren, eines Boleslaw und vor allem im Zeitalter Ottokars. Lädt doch der geographische Charakter Böhmens gleichsam von selbst zu politischer Expansion ein! Der böhmische Kessel, das stärkste natürliche Bollwerk Mitteleuropas, gleicht einer großen Festung, zu der die benachbarten Randländer das

Digitized by Google

Glacis bilden. Auch im 19. Jahrhundert hatten die Tschechen wiederholt panslawistische Anwandlungen, so z. B. 1848, wo der Slawenkongreß in Prag das Selbstbewußtsein aller slawischen Nationalitäten gewaltig anstachelte, ferner 1867 und 1901. Insbesondere haben die Tschechen von jeher mit den Polen geliebäugelt, zu denen sie das verwandte Bekenntnis des Katholizismus hinzog. In dieser Beziehung liefen schon vor dem Weltkrieg zwischen Prag und Warschau geheimnisvolle Fäden. Sehr bezeichnenderweise hatten z. B. 1910 zur Jubiläumsfeier des polnischen Siegs bei Tannenberg auch die Tschechen eine Abordnung geschickt. Der Tag von Warschau wuchs sich damals zu einem großartigen tschechisch-polnischen Verbrüderungsfest aus, bei dem sämtliche Redner ihrem gemeinsamen Deutschenhaß gehörig Luft machten. Schließlich fand dann noch eine nationalpolitische Wallfahrt nach dem berühmten Czenstochau statt.

Seien wir Deutsche recht auf der Hut, daß wir diesen imperialistischen Gelüsten unserer slawischen Nachbarn, von denen die Tschechen das robustere und tatkräftigere Element darstellen, nicht irgendwie Vorschub leisten. Eine ganz hochwichtige Ehren- und Selbsterhaltungspflicht zugleich mahnt uns, auf die Ausdehnungsbestrebungen der Tschechen nach Süden ein wachsameres Augenmerk zu haben und unsere schwerbedrängten Brüder in Deutschösterreich in ihrem harten Daseinskampf wirksam zu unterstützen. Schon um der nachdrücklichen Abwehr der Tschechen willen müssen wir ihren endlichen Anschluß an die alte Heimat aufs eifrigste zu fördern bestrebt sein. Denn von zwei Seiten her, von Norden und Süden, von den Polypenarmen des aufstrebenden Slawentums, das jetzt Morgenluft wittert, umklammert, muß Deutschösterreich erliegen, wenn ihm nicht vom Reich Hilfe kommt. Hält man sich die Erfolge vor Augen, die die Tschechen im Laufe der letzten Jahrzehnte bei ihren Tschechisierungsbestrebungen gegen die Donau zu errungen haben (Budweis und selbst Wien!), so kann man ungefähr ausrechnen, bis wann die jetzt noch deutschen Lande dem tschechischen Moloch zum Opfer gefallen sein werden. An dem gegenwärtigen Ausverkauf Österreichs ist der Tscheche mit Unterstützung seiner nationalen Banken lebhaft beteiligt und sucht eifrig Grundstücke in deutschen Gemeinden zu erwerben. Tschechische Banken bieten bedrängten Deutschen scheinbar günstige Darlehen an, um so einen billigen Rechtstitel auf deutschen Grund und Boden zu erwerben. Geld haben ja die Tschechen genug, sie haben während des Krieges an Kriegsanleihe gespart und die Deutschen, die in den industriellen Gebieten wohnten, beim Lebensmittelverkauf gräßlich ausgebeutet.

Der Tscheche verfolgt dabei noch ein anderes hohes Ziel. Er drängt ans Meer. Die Einräumung der Vertragshäfen Hamburg und Stettin sowie die Plätze an der Donau können ihm auf die Dauer nicht genügen. Da er weiß, daß der unmittelbare Anschluß an die Nordsee, den schon einmal ein Böhmenkönig, Karl IV., erstrebt hat (siehe seine Anschläge auf die Mark und die Gründung von Tangermünde!), heutzutage sich nicht mehr erreichen läßt, so hat er seine begehrlichen Blicke wieder auf die Adria gerichtet, wohin ebenfalls schon einmal ein Böhmenfürst abgezielt hat. Es war dies jener kraftvolle Ottokar, der vorübergehend schon einmal das heutige Deutschösterreich mit Kärnten und Krain be-

Digitized by Google

herrschte und dabei auch die Nordgestade der Adria sich unterwarf. Wird das geschwächte Deutschösterreich zwischen den beiden slawischen Mühlsteinen zermalmt, so stellen sich diesen tschechischen Großmachtplänen keine Hindernisse mehr in den Weg. Gewiß werden die Jugoslawen, die mit den Italienern um den Zugang zur Adria in erbittertem Kampfe liegen, den tschechischen Mitbruder als wertvollen Bundesgenossen freudigst begrüßen und ihm viel lieber einen Platz an den adriatischen Gewässern einräumen als ihren romanischen Erbfeinden. Welche Gefahr für das Deutsche Reich, wenn den Slawen diese Pläne gelängen! Dann könnten uns die Tschechen die Donaustraße sperren, die wir Deutsche doch als Notausgang offen halten müssen, falls wieder einmal die Engländer uns die Nordsee zu versiegeln belieben. Welchen unschätzbaren Wert dieses Hintertürchen zum Weltmarkte für uns besitzt, hat sich im Weltkrieg augenfällig erwiesen. Schon um unserer Selbsterhaltung willen müssen wir diesen nur durch den politischen und völkischen Untergang unserer österreichischen Mitbrüder zu verwirklichenden Plänen tatkräftigst entgegenarbeiten.

Wie ein zentnerschwerer Alp lastet so die Gefahr der tschechischen Nachbarschaft auf der Brust des deutschen Michels. Der Tscheche ist ein furchtbarer, rücksichtsloser Deutschenfeind, dem kein Mittel zu schlecht ist zur Erreichung seiner hochfliegenden nationalen Ziele. Wer darüber noch Zweifel haben sollte, der lese die umfangreiche Denkschrift, welche Dr. Schürff dem österreichischen Parlament vorgelegt und die auf 275 doppelspaltigen Riesenseiten das hochverräterische Gebaren des tschechischen Neoslavismus kurz vor dem Kriege und während desselben grell beleuchtet. Es ist ein geschichtliches Dokument des fanatischsten Deutschenhasses, ein unauslöschliches Beweisstück tschechischer Brutalität und Verräterei. Wer hätte ferner nichts gehört von den heftigen Anklagen, die Abt Helmer von Tepl gegen die Tschechen im Landtag erhob; mit bitteren Worten hat er den Übermut und die Unbarmherzigkeit der Tschechen gegen ihre deutschen Landsleute in Böhmen gegeißelt. Mit flammender Entrüstung wies er auf das schmachvolle Verhalten der Tschechen hin, die selbst in Überfluß schwelgten, die Deutschen aber elend verhungern ließen.

Sind das noch Kulturmenschen, noch Christen? Von solchen Fanatikern ist keine gute Nachbarschaft zu erwarten. Wehe uns Deutschen, dreimal wehe, wenn einst die tschechischen Truppen als Feinde sich über die lachenden Gefilde Bayerns ergössen! Noch erinnert man sich bei uns mit Schrecken der Todesängste und Peinen, die unsere Vorfahren einst von dem sengenden und brandschatzenden tschechischen Raubgesindel in den Hussitenkriegen ausgestanden haben, und die mancherorts in der Oberpfalz und in Niederbayern nachts elf Uhr läutenden Hussitenglöcklein mahnen heute noch die furchtsamen Einwohner zu inbrünstigem Gebet, daß Gott sie gnädig vor einer Wiederkehr dieser tschechischen Heimsuchung bewahren möge.

So wird uns die tschechische Nachbarschaft zum bitteren Verhängnis. Es ist gleichsam eine geographische und geschichtliche Tragik zugleich, daß bis tief in die Mitte Deutschlands ein Land reicht, das überwiegend von einem so erbittert deutschfeindlichen Volksstamm bewohnt wird, ein Land, das einstmals ein so

Digitized by Google

kerniger germanischer Volksschlag wie die Markomannen innehatte. Obwohl Böhmen schließlich den Tschechen anheimfiel, brauchte es nicht in Gegensatz zu Deutschland zu gelangen. Vielmehr bot sich mehrmals Gelegenheit, diese nicht bloß politisch, sondern auch kulturell mit dem Deutschtum zu verschmelzen und so Deutschlands Macht zu verstärken. Man denke nur an das Zeitalter der letzten Przemysliden, der Luxemburger und nachmals an die habsburgische Ära! Daß es ersteren nicht gelang, Böhmen, das damals überwiegend unter deutschem Einfluß stand, den Stempel des Deutschtums aufzudrücken und dieses urwüchsige Volk zu germanisieren, muß man vom deutschen Standpunkt aus entschieden bedauern. Eine geschichtliche Notwendigkeit aber war dieser Mißerfolg nicht, und nicht ohne Verschulden Deutschlands sind die Versuche nicht gelungen. Daß die Habsburger schließlich daran nicht mehr viel ändern konnten, mag zugegeben werden, daß sie aber durch ihre kurzsichtige, eigennützige Hauspolitik den regsamen und begabten Slawenstamm in offenen Gegensatz zu den deutschen Mitbewohnern Böhmens und zum deutschen Volk überhaupt getrieben haben, das ist eine der vielen Sünden, die das einst deutsche Geschlecht im Laufe der Jahrhunderte auf sich geladen hat. Und für diese fremde Sünde muß Deutschland jetzt und später so schwer büßen. Es mutet uns wie eine herbe Ironie der Weltgeschichte an, daß die Habsburger, indem sie vielleicht auch aus begreiflichen dynastischen Beweggründen — um in den deutschfeindlichen Tschechen einen festen Rückhalt gegen etwaige Einverleibungsgelüste Preußen-Deutschlands zu haben — die allmähliche Entdeutschung Böhmens begünstigten, nun die Früchte ernten, die sie selbst gesät haben. Sie haben durch ihre Nachgiebigkeit gegen den tschechischen Chauvinismus den nationalen Hochmut der Wenzelsöhne gewaltig angestachelt. Von Taaffe, der den Tschechen auf jede Weise zugetan war und 1879 den bedeutsamen Ausspruch tat, daß Österreich kein deutscher, sondern ein habsburgischer Staat sei, bis Kronprinz Ferdinand, der durch seine Ehe mit einer eifrigen Tschechin die nationalen Sonderwünsche dieser Hauptfeinde des österreichischen Staatsgedankens neu belebte, von da bis zum Kabinettschef Kaiser Karls, dem Grafen Polzer, und zu dessen erstem Generaladjutanten Prinz Zdenk Lobkowitz, welche die Urheber der Begnadigung der tschechischen Hochverräter Kramarz und Genossen waren, und von da wieder zu Czernin, der als österreichischer Ministerpräsident vor einem deutschen Siegfrieden bangte, reiht sich eine Kette verfehlter tschechenfreundlicher Maßnahmen der Habsburger an die andere. Den Dank hierfür leisteten die Tschechen auf ihre Art mit dem berüchtigten Manifest vom 16. Februar 1915, das schließlich die völlige Zertrümmerung der Donaumonarchie und den Sturz der Habsburger zur Folge hatte. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Beherzigen wir die eindringliche Mahnung, die uns die bedeutende Verschlechterung der nachbarlichen Beziehungen zu Böhmen durch die Neuordnung Mitteleuropas infolge der Versailler Beschlüsse so eindringlich ans Herz legt.

Digitized by Google

# Goldene Scherben...

## Lyrische Skizze von Werner Lehmann-Soest

Im Preisausschreiben des Türmers mit dem zweiten Preise ausgezeichnet

Und wenn dein Lächeln unter die Leute fällt,
sie lesen es wie goldene Scherben auf,
sie danken dir wie frohe Kinder,
schreiten mit hellerem Auge weiter.
— — — — — —
O fernes Gold der lieben Sterne,
Goldene Locken an meiner Schulter ...
(Hartleben)

Hans Fiedel — kann man bei diesem Namen wirklich an einen alten einsamen Mann denken? —

Spielt nicht vielmehr ein Stück Jugend darüber hin, ein Stück Torheit, Zukunftsglauben und Sorgenlosigkeit? Glitzert nicht ab und an das Klingen eines perlenden Tanzliedes über ihn hin, das flimmernde Lichtnetz einer süßen, gelben, glücklichen Sonne?

Hans Fiedel ...

Und doch, es ist nicht anders, — auch über einem schönen blumenumhauchten Tage senkt sich einmal das strahlende Auge, und die Schläge auch eines glühroten Liebesherzens müssen doch einmal müde werden.

Ja, auch Hans Fiedel war einmal ein alter einsamer Mann geworden. In der kleinen weltvergessenen Stadt Rosenborg saß er in einem schlichten, niedrigen, weißgetünchten Hause, über das als einzigen Schmuck der Herbst eine lohende Flut gelbroten Weinlaubes goß, vom Dach bis auf den Sockel hinab.

Nur ein Zimmer war ihm darin von allen seinen erträumten Palästen geblieben, und ein einziger Fensterblick baute ihm noch eine schmale Brücke in die Welt hinaus, die er einmal zu erobern ausgezogen war. Und auch diese Brücke war nur zart und zerbrechlich und nicht für einen schweren Fuß gebaut; auf Träumen nur durfte der Einsame sich in stillen Dämmerstunden hinüberwagen ...

Da lag eine Akazienallee, die zum See hinunterführte, ein weißer Streifen Ufersandes, und dann kam die ruhige leuchtende Wasserfläche, die sich weit hinten im silbrigen Glanz der Ferne verlor ...

Auf diesem letzten, verschwimmenden Streifen, der nicht mehr ganz der Erde gehörte und noch nicht dem Himmel darüber, lagen des Alternden Augen oft, fast mit einer leisen Sehnsucht, als müsse eines Tages doch noch, wenn im sinkenden Abend rosig ein Frühling aufblühte, ein Schiff dort gefahren kommen, in Blumenkränze und Saitengetön gehüllt, ein seltsames, buntes, glückliches Schiff ...

Aber immer war es nur der kleine rotweiße Fährdampfer, der jeden Abend dort auftauchte, und der einige wenige Fremde in Rosenborg ans Ufer setzte, gleichgültige Alltagsmenschen, bescheidene Vergnügungsreisende, die wohlweislich an den teuren Bädern drüben vorüberfuhren und das stille schlafende Städtchen aufsuchten.

Digitized by Google

Von Hans Fiebel wußten die alle nichts; seinetwegen kam niemand. Seine Zeit war vorüber. Jene kurzen Jahre waren längst dahin, in denen sein Name etwas gegolten hatte, in denen sein Bogen die Saiten seiner Geige hatte vor den Menschen die Wunder seiner Seele singen lassen.

Was für Lieder waren das gewesen!

Feine und leise, wie zarte segelnde Sommerfäden, wie Ährenrauschen und wie das erste Wehen des kommenden Frühlings, und rote jauchzende, wie sie die jungen Mädchen und Burschen juliabends singen, und auch stille, ganz weiche samtbraune waren darunter, wie die rieselnde Spätsommernacht ...

Wohin waren die alle verklungen!

Wohin die Herzen, die einst mit dem seinen voll frohen Verstehens in gleichem Takt geschlagen hatten, wohin die Augen, über die unter der Macht seiner Empfindungen ein Leuchten gekommen war oder ein heißer, feuchter Hauch des tiefen Ergriffenseins? —

Man brauchte ihn jetzt nicht mehr, man suchte nach neuen überraschend aufgeputzten Emotionen der Gefühle, — ja das ganze Leben lief einen neuen fremden Weg, der weitab an ihm vorüberführte. Und er, aus seinem weinlaubgekränzten Fenster in Rosenborg, ließ dem unabänderlichen Geschehen in stillem Bescheiden seinen Lauf, Bilder um Bilder gingen ihm vorüber, ewig bunt und laut und ewig wechselnd, und doch alle wie hinter einem bleichen dünnen Schleier sich abrollend. Hier pochte sein Herz und dort pulste das Leben, aber die beiden waren einander fremd geworden und fanden keine Worte des Verstehens mehr.

Einsam und schmucklos, ohne Klingen und ohne Erhebung reihten sich ihm ie verrinnenden Tage seines Daseins aneinander.

Nur in den Abendstunden, wenn fern im Horizont einen Streifen breit über den See das unwirkliche traumschöne Glänzen fiel, leuchteten auch in seiner Stube die Wände in mildem Lichte auf, dünner und dünner wurden dann die trennenden Schleier, Menschenstimmen schlugen dahinter auf, tiefe große Augen sahen zu ihm herein, und lebende warme Herzen pochten ihm entgegen; alles unendlich sanft anschwellend, näherkommend, verebbend und wieder erwachend —

Das war wie eine eigenartige Musik, eine unfaßbare, noch nicht formgewordene, und ob er wohl in jedem Augenblick sich dessen bewußt war, daß ihm das Einfangen dieses geheimnisvollen Webens in das Zaubernetz seiner Saiten nie wieder gelingen werde, verspürte er doch, mit beglückten Augen in den Abend schauend, schon das Eingesponnensein in eine unsagbar schöne Welt wie die Segnung eines gütereichen Geistes.

Ihm war es Musik — und andre, für die er sein Instrument aus dem mahagonibraunen Kasten hätte hervorholen, denen er dieses Erleben hätte gestaltend vermitteln müssen, die gab es ja nicht ...

Er stützte sein Kinn in die schlanke welke Hand und sann weiter in die Dämmerung hinaus.

Das Klingen und Singen schuf sich ein gelbleuchtendes Segel, das stand mit einem Male groß gegen den abendlichen Himmel. Und mit seinem langsamen Anwachsen wurde es merkbar, daß es herüberkam von jenseit über den See; laut-

Digitized by Google

los fuhr das Schiff, das Kielwasser nur zog, Bewegung verratend, wie eine Kette matter Perlen hinter ihm drein.

Wen mochte es bringen?

Wer würde zu Hans Fiedel, dem Einsamen, Gefährtelosen kommen? —

Festlicher leuchtete noch einmal das Weinlaub über seinem Palaste auf.

Wer würde kommen? —

— — — —

Ja, das war sonderbar, — das eigentlich wußte er selber nicht. Nie hatte er das bis zu Ende durchdacht. Immer brachen seine Träume an dieser Stelle jäh ab, wie vor etwas Undenklichem oder vor etwas allzu Hohem, Herrlichem ...

Noch hörte er den Uferkies aufknirschen, wenn das Schiff auf der Rosenborger Seite anlegte, sah Lichter am Strande zusammenlaufen, Fackelflammen wehen, hörte das Zuklappen eines Wagenschlages, Räderrollen und gedämpftes Hufegestampf. Den herbstgelben Akazienweg kam es herauf, eine Staatskutsche aus Großvaterzeit, kirschroter Lack mit barockgeschweiften Silberleisten — — mit Klinklinklin und wallender Haarbuschzier ...

Die abendstille Luft war ganz erfüllt von diesem feinen Getön, und die Akazien ließen einen Regen taumelnder Goldblättchen über den Weg rieseln, flockendicht. Schnaubend arbeiteten die Pferde sich allmählich aus dem weichen, staubweiß zermahlenen Boden, aus den rauschenden Goldscherben heraus und gewannen das holperige Kugelpflaster der Straße ...

— Wie dunkel es inzwischen geworden war!

Hans Fiedel mußte die alten Augen gewaltig anstrengen, um zwischen den aufwachsenden blauen Schatten der Nacht noch etwas zu erkennen. Fast war es, als habe die Finsternis alles eingeschluckt, Rosse und Wagen und den Silberton des Geschirrs.

Nun kam ein Schritt den Bordstein entlang, — der Laternenanzünder war es mit seiner langen Stange. Grell stach das aufspringende grünweiße Licht aus der windschiefen Straßenlampe in die traumschweren, geblendeten Augen. Und weiter ging der Schritt und verhallte.

Die Häuser blinzelten mit müden gelben Blicken, die schmale krumme Straße zog ihr graublaues Schlummertuch sich höher um die eckigen Schultern, alles war leer und still ...

Nur unter den Akazien rieselte es in der Dunkelheit sterbenstraurig fort —

— — — —

Wie oft so! Herrgott, wie oft!

Und doch, sie war harmlos geblieben, kinderjung und ohne Mißtrauen, Hans Fiedels alte Seele, und lernte nicht aus Enttäuschungen. Immer wieder entfaltete sie in rührender Unbeirrbarkeit ihre kleinen schillernden Falterflügel — und immer wieder zerstiebte ihr bißchen Farbenglanz an den nüchternen Scheiben der windschiefen grellen Straßenlaterne.

— — — —

Aber einmal war es doch, daß er aus seinem Traumsessel aufsprang, noch ganz im Banne seiner eignen bilderbunten Wunschgewalt — und stürzte bis in

Digitized by Google

das Treppenhaus hinaus, rein in der Macht eines unüberlegten Triebes, vielleicht um auf die Straße zu gelangen, seinen entschwindenden Phantasien nachzuschauen ...

Im Halbdunkel prallte er da unversehens mit jemandem zusammen, hielt eine Spanne lang einen warmen, atmenden, lebensvollen, kinderjungen Mädchenleib in seinen Armen, fing einen hellen Augenglanz, eines weichen Haares Hauch an seiner Wange — dann stand er allein ...

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung —", murmelte er bestürzt, aber der Hall seiner Worte versank in dem Zuschlagen der nachbarlichen Tür. Golden zerklirrte dahinter ein verhaltenes kleines Mädchenlachen ...

Und dann stand der alte Hans Fiedel da und schämte sich.

Was hatte er denn hier draußen überhaupt gewollt? Welch ein Wahnwitz konnte denn einen ehrsamen beschaulichen Menschen plötzlich so überfallen, daß er wie ein ungebärdiges Füllen durch das schlafende Haus fuhr, die Türe aufriß wie ein Schuljunge und ...

Ja, und?

Hans Fiedel lauschte. Ganz still stand er, nur sein Atem ging stark und stoßweise, und sein Herz schlug. Aber ganz tief unter allem Lärm, mit dem sein ausgedienter klappriger Körper den unerwarteten Zusammenprall verwinden mußte, hörte er ein fernes zartes Lied hervorsingen, ganz tief aus verschütteten Quellen, aus fast verklungenen Tagen.

Ein Lied, eins von den leisen, süßen, wie jene einst gewesen waren, die vom Kommen des jungen Frühlings wußten ...

Um seinen Mund spielte ein Lächeln, und in seine Augen kam ein versonnenes Glänzen.

Schritt für Schritt ging er in sein Zimmer zurück und sank in seinen hohen Sessel. Immer noch schlug sein Herz lebhafter, aber er verspürte es mit geheimer Freude, als sei es gar nicht sein eigenes, das da so ungestüm pochte, als sei es ein andres, junges, lebensvolles ...

Ganz behutsam strich er mit seiner schlanken müden Hand über die Stelle seiner Wange, über die zuvor das weiche Mädchenhaar wie ein Hauch geweht hatte, — und lächelte.

Dann stand er auf, zündete die grünumschirmte Lampe an und holte sich die langverbannte Geige hervor Die legte er auf seine Kniee, und seine Finger glitten um ihren schmalen Hals und über die feinkörnigen Saiten, müde, stumm, unablässig ...

— — — —

Jugend ... Jugend ...

— — — —

Und wenn dein Lächeln unter die Leute fällt,
sie lesen es wie goldene Scherben auf,
sie danken dir wie frohe Kinder,
schreiten mit hellerem Auge weiter ...

— — — —

Hatte es wirklich geklopft?

Er schrak aus seinen Träumen empor.

Digitized by Google

Pochte es da nicht wieder an seine Tür? Das wäre doch wunderlich! Wer könnte zu ihm kommen, zu Hans Fiedel, dem Einsamen, Gefährtelosen? —

Und wenn er nun die Türe öffnete, dachte er, wie wäre es, wenn da in lieblicher Verlegenheit das süße Blondelchen vor ihm stände, warm, von Frische durchpulst, lebensvoll, in rosiger Unberührtheit?

„Ach, ich komme gewiß ungelegen . . .?“ würde sie ihn anlachen, und mit „ach!“ würde sie ganz bestimmt anfangen, dessen war er sicher. Und dann, halb Dame von Welt, halb liebe Natur: „Aber ich habe Sie vorhin so garstig erschreckt, nicht wahr? Und da wollte ich — Sie um Entschuldigung bitten . . .“

„Aber mein Kindel — Verzeihung, gnädigste Demoiselle — nein, gewiß nicht; es lag doch wohl an mir — —,“ stotterte er dann, „kommen Sie doch bitte herein; ich freue mich ja so sehr, einmal solch reizenden Besuch zu haben . . .“

Da lachte sie wieder, aber wohl über ihn, weil er wie ein verliebter Junge spräche.

Doch näher trat sie, und sein Blut wurde schwer und süß, als er es sah. Ein blumenhafter Liebreiz, umspielt von einer leisen Spur herber Unfertigkeit, lag über der jungen Gestalt ausgegossen, See und Herbst atmete aus allen ihren Poren. Sie schlug die langen Seidenfransen ihrer Wimpern, die von einer verträumten Nachdenklichkeit niedergezogen schienen, zu ihm auf, und wieder glitt ein heller Augenglanz über ihn hin, der ihn unsicher machte.

„Wenn ich darf, — von Herzen gern . . .“

Umständlich, mit einer scheuen Sorglichkeit, schob er seinen hohen Sessel hin; und sie raffte ihr violenblaues Wandervogelkleidchen zierlich und ließ sich mit samtweichem Behagen in die Kissen gleiten.

„Ich muß es Ihnen nur gestehen,“ plapperte sie dann los, „ich war doch schuld vorhin. Ich habe nämlich an Ihrer Tür gelauscht, weil, weil . . . Sie sind doch ein großer Künstler —“

Da seufzte er leise und hob abwehrend die Hände.

„Doch, doch! Ich weiß es wohl! Mutter hat mir von Ihnen erzählt. Sie war ganz erregt, als sie heute, wie wir hier ankamen, am Türschild Ihren Namen las. ‚Ausgerechnet in Rosenborg‘, sagte sie, ‚hat er sich verkrochen; welch ein sonderbarer Zufall!‘ Und dann hat sie mir erzählt, geschwärmt hat Mutter geradezu, von früher, als sie noch jung war . . .“

Hans Fiedel folgte schon lange nicht mehr den hervorsprudelnden Worten. Seine Augen waren gefangen von dem mattgetönten Bilde, das sich ihm bot, — hier in seiner einsamen, weltentlegenen Stube.

Goldseidige Haare hatte das Blondelchen, und die lagen in Schnecken gewunden über den Ohren, so wie die Großmütter sie dazumal getragen hatten, zwei feine helle Zöpfe hingen lose wie kleine Girlanden darunter. Das Veilchenkleid umspannte zart und fest die junge Brust und schmiegte sich dann in weichen Falten um die schlanken Glieder. Das grüne Sesselpolster mit dem kirschholzgelben Leistenoval umschloß das Ganze mit einem stimmungsvollen Rahmen.

Wie gebannt sog er sich an diesem Bilde fest. Und fast wie aus weiter Ferne fiel ihm nur ab und zu ein Wort ihres Geplauders in das Ohr, nicht anders als

Digitized by Google

ein feines Saitenſingen, das ſich arabeskengleich um ein tiefes, ruhendes Grundtönen ſchlang — —

. . . „früher — —“ und „jung war . . .“ —

— — — —

„Spielen Sie denn wirklich gar nicht mehr?“ erweckte ihn eine plötzliche Zwiſchenfrage der Kleinen, die in all ihrer Unberührtheit unter dem ſtumm bewundernden Blick Hans Fiedels befangen wurde.

Er ſchüttelte wehmütig den Kopf.

„Ich glaube nicht mehr daran —“ ſagte er dann leiſe.

Ungläubig und in kindlichem Unbegreifen hefteten ſich ihre Blicke auf ſein ſchönes altes Geſicht, ſeine ſehnſüchtigen Augen und den Mund, um den die Spuren begrabener Hoffnungen ſich zogen.

Aber ſie fragte nicht weiter. Ein Hauch weiblichſter Zärtlichkeit floß über ihre Züge. Sie lauſchte in ihn hinein, als könne ſie das Wehen ſeines Lebensrythmus, der in dem bitteren Doppelſinne ſeiner Worte lag, mit langſam erwachendem Ahnen verſtehen.

Nun ſchwiegen ſie beide.

Nur die grüne Lampe ſummte leiſe . . .

Schließlich begann ſie wieder, als ihr die Stille bedrückend wurde, und kam ins Erzählen.

„Wie ein Märchen iſt das alles, was ich erlebt habe! Ich war noch niemals hier, müſſen Sie wiſſen —“

Er nickte: „Ja, noch niemals —“, und dachte: Wenn du wüßteſt, welche Fülle von Seligkeiten in dir beſchloſſen liegt! In dieſen Armen habe ich dich gehalten, eine Spanne lang . . .

Noch nie warſt du da —, aber heute, endlich doch einmal biſt du gekommen! —

Aber ſie war ſchon weiter:

„Ihnen iſt das nichts Neues, und Sie lachen vielleicht über meine Freude. Über den See bin ich gekommen. Roſenborg lag vor mir wie eine Dornröschenſtadt, ganz klein, vorn am Ufer. Die Sonne ſchimmerte noch matt und gelb über den Dächern, und ich ſah viel rotes wildes Weinlaub, das blutete im Abendſchein.

Und es war wunderbar, zu denken: heute abend wirſt du dort ſein, in der verwunſchenen Stadt, in einem der kleinen weißen Häuſer unter dem roten Weinlaub.

Ja, warum war das ſo wunderbar?

Ich wußte es ſelber nicht . . .

Vielleicht, weil ich heute noch dieſen Plauderabend mit Ihnen haben ſollte? Ich weiß es nicht —

Beinah, als ob ich noch an Märchen glaubte, nicht wahr?“ fragte ſie mit feinem Lächeln; als ſie aber ſeine Augen weitab wandern ſah, fuhr ſie fort:

„Es war Muſik auf dem Schiff, und als es dunkel wurde, hing alles voll bunter Lampen . . .

Wie ein Märchen; ja, wie ein Märchen war es . . .

Können Sie ſich das vorſtellen? —“

Digitized by Google

Vor Hans Fiedel tauchte das große gelbleuchtende Segel auf, das stand hoch gegen den verdämmernden Horizont. Langsam zog es näher, der Ufersand knirschte auf, — Lichter dann, — Hufe und Klinklinklin ...

Ganz in sich versunken folgte er den Gaukelbildern eines inneren beseligenden Schauens.

„Woran denken Sie?" fragte die Kleine.

„Ich stelle mir das alles vor — —" gab er leise zurück. Und während sein Mund die Worte formte, sang in seiner Brust unaufhörlich eine kleine, jubelnde Geigenstimme:

„Ich wußte es ja! Ich wußte es ja — —"

Welch seltsame Überraschungen doch das Leben in unsere Hände legt! dachte er dabei. Wenn wir sie nur offen halten und das Warten gelernt haben. Das Unsagbare, Unausdenkliche, das Herrliche ist ein kleines süßes Blondelchen, nichts weiter! Wer hätte das gedacht! Und doch — nichts weiter? —

Die Siebzehnjährige stand mit einem Male an seiner Seite, ein wenig zu ihm niedergebogen, so daß eine Wolke weichen Haares und warmen Atems sein Gesicht streifte.

„Aber Sie müssen mich doch ausschelten," sagte sie, halb um Verzeihung bettelnd, „nicht wahr? — Ich schwatze Ihnen hier allerlei dummes Zeug vor und falle Ihnen gewiß lästig, — und Sie werden müde sein?"

Da stand er auf und führte sie an der Hand zu ihrem Lehnstuhl zurück.

„Nicht laut werden und nicht hastig, Kind!—," sagte er verhalten, fast feierlich, „verscheuchen wir die zarten Geister dieser Stunde nicht! —"

Und als sie schon wieder niedersaß, ließ er gleichwohl ihre Hand nicht aus der seinen; wie ein kleiner gefangener Vogel lag sie warm und zuckend darin, und er verspürte das feine Pochen des jungen Lebens mit froher Erregung.

„Wie sollte ich müde sein, da Sie mir solch eine Freude ins Haus brachten!"

„Ich?"

Sie schüttelte verwundert den Kopf.

„Eine Freude?"

„Ja! Die, daß Sie da sind — —"

Als er das sagte, wußte er, daß sie ihn nicht verstand; aber ein Ahnen würde in ihr aufblühen, ein Ahnen tiefer unaussprechlicher Lebenswunder des Wechselwirkens, des Einander-Beschenkens, die keimhaft noch in ihr schlummerten.

Und als er sich dessen besann, daß in diesem Augenblick ihr Gesicht die geheimsten Wandlungen dieses Ahnens widerspiegeln könnte, hob er in frommer Scheu die Augen nicht auf vor der Heiligkeit dieses keuschen Geschehens.

An stille großäugige Rehe dachte er, die lautlos über grünen Moospolstern standen, umrieselt von dem mildfarbenen Dämmerlicht verschwiegener Waldgründe, und an seltsame tiefblaue Blumen, die in der mütterlichen Hut ihrer Verborgenheit die Gesetze ihres Daseins lebten, ihre Kelche dem samtweichen Hauch des Frühlings öffneten und die Welt mit Duft und Leuchten überströmten.

Er sah nicht auf.

Und doch fühlte er, daß sein ganzes kleines Zimmer und alle die kargen

Digitized by Google

Dinge darin in glänzendem Golde lagen, und ein märchenschöner Atem wehte belebend über allem, wie er einst in verklungenen Tagen über seinen Jugendwegen wolkenzart gestanden hatte.

Da schloß er die Augen vollends, als müsse er das Glück dieser Dämmerstunde tief in sich verschließen.

So saß er lange, ein junges, törichtes, verträumtes Lächeln auf dem alten, schönen Gesicht . . .

— — — —

Mit einem Male schrak er empor.

Der letzte kupfergrüne Ton der alten Turmuhr, die die neunte Stunde schlug, zitterte noch von der Rosenborger Stadtkirche her durch die Gassen.

Verwirrt schaute Hans Fiedel um sich.

Hatte es nicht geklopft?

Eben? — Vorhin? —

Er lauschte; alles war totenstill. Die Lampe auf dem Tisch summte eintönig.

Da lächelte er schmerzlich und ließ seine Blicke auf der Geige ruhen, die noch in seinem Schoße lag. Behutsam stand er auf und legte sie in ihren Kasten zurück. Und als der Deckel über ihr zufiel, klangen ihre Saiten leise auf:

O fernes Gold der lieben Sterne,
Goldene Locken an meiner Schulter . . .

sangen sie und dann schwiegen sie.

Auf den Polstern des Lehnstuhls lag ein Strahl des Monds, der über dem See stand. Hans Fiedel sah ihn liegen, ging vorüber und setzte sich, immer die Augen ihm glänzend zugewandt, in sein altes verblichenes Sofa in der dämmerdunklen Ecke seines weltfernen Zimmers.

Dort saß er, bis ihm die Lider schwer und brennend wurden, und seine Hände suchten einander und falteten sich wortlos.

Unter den Akazien draußen rieselte es in der Dunkelheit traumhaft leise fort — wie ein fern verwehendes goldenes Lachen des letzten späten Sommertages, der durch die schlafenden Gassen der kleinen Stadt Rosenborg von dannen schritt, zum leuchtenden See hinunter . . .

## Erinnerung · Von Isa Madeleine Schulze

**Wie Mond, der auf die Heide scheint**
**In Winters Totenruh' —**
**Wie Regen, der auf Gräbern weint,**
**Erinnerung, bist du!**

**Wie blasse stille Rosen auch,**
**Die müd' im Herbstgold stehn**
**Und — kaum berührt vom Windeshauch —**
**Erlöschen und verwehn.**

**Wie letzter bleicher Abendschein,**
**Der überm Meer verglüht,**
**Wenn bang dein Schiff — allein — allein —**
**Hinaus ins Dunkel zieht.**

Digitized by Google

# Heiliger Frühling

## Von Friedrich Lienhard

Im alten Rom wurde bei großer Gefahr den Göttern alles Lebendige, das im nächsten Frühling geboren würde, als Opfer gelobt. Besonders natürlich Haustiere; manchmal aber auch Kinder. Man pflegte die letzteren freilich nicht zu töten, sondern über die Grenze zu senden, wo sich dann eine besondere Niederlassung bildete. Manche leiten den Ursprung Roms von einem solchen Ver sacrum oder heiligen Frühling ab.

Der Opfergedanke ist es also, der diesem Brauch zugrunde liegt. Und mit dem Gedanken der Opferung verbindet sich ohne weiteres die Absicht der Versöhnung. Damit aber ist wieder die Liebe verknüpft: denn aus Liebe zum Volksganzen legt sich ein Teil der Lebensgemeinschaft dieses Opfer oder diese Entsagung auf.

Wie oft wohl stieg in unsren Zeitgenossen die Frage auf: wozu haben sich die vielen Tausende geopfert, die da draußen gefallen sind fürs Vaterland?

Und die Antwort lautet oft mehr oder minder bitter: es war umsonst! Nach den ungeheuren Opfern sehen wir um uns her ja nur Zerrüttung!

Dieser Tiefstimmung ist jedoch entgegenzuhalten: nein, es war nicht umsonst! Nichts ist umsonst im großen Geschehen, am wenigsten diese gewaltige Leistung grade des eingeschlossenen, gegen Übermacht kämpfenden, ausgehungerten deutschen Volkes. Gewiß wird bei solchen Aufwühlungen auch Unedles an die Oberfläche gewirbelt, massenhaft sogar: aber auch das Edle, die stille Kraft des Aushaltens, der Fürsorge, der Entsagung feiert in aller Unbemerktheit ungewöhnliche Siege. Und auf dies kommt es an. Wenn sich das Minderwertige ausgetobt hat — und es liegt in seinem Wesen, daß es sich rasch erschöpft —, tritt das inzwischen still Gereifte seine edle Herrschaft an.

Vollends aber, wenn man durchdrungen ist vom Glauben an Unsterblichkeit der Seele: wie sollte es denn für unsre tapfren Gefallenen umsonst gewesen sein, was sie da draußen ihrer Natur abgerungen haben! Wie unglaublich schnell und stark ist da mancher gereift, wenn er dem Tod ins Angesicht sah! Was wissen wir, die wir dergleichen nicht erlebt haben, was sich da alles im erschütterten Nerven- und Seelen-Geflecht eines vornehmen Menschen abgespielt haben mag! Diese höchstgesteigerte Spannkraft muß ja doch irgendwie im Unsichtbaren weiterschwingen, weiterarbeiten, weitersorgen für den Lebenskreis, aus dem unsre Braven so jäh und gewaltsam herausgerissen sind!

Diese Gedanken stiegen mir beim Lesen eines Buches auf, das von dem bekannten Leiter der Sozialen Arbeitsgemeinschaft im östlichen Berlin herausgegeben ist. Lizentiat Siegmund-Schultze hat dafür den lateinischen Titel „Ver sacrum“ gewählt (Berlin, Furche-Verlag), wohl in dem Bewußtsein, daß sich sein Buch zum großen Teil an Akademiker wendet. Denn es sind Studenten, denen er in diesem „heiligen Frühling“ ein Denkmal setzt: strebende junge Menschen, die sich dort im Osten Berlins der sozialen Frage gewidmet haben, Fühlung suchend

Digitized by Google

mit dem Arbeiterstande. Sie wollten mithelfen, die verhängnisvolle Kluft zwischen den Ständen zu überbrücken; sie wollten von Mensch zu Mensch ohne Parteiunterschiede lebendige Kräfte weitertragen; sie entsagten der behaglichen Studierstube, denn ihnen war es um Leben, Liebe, Wärme zu tun. Durch alle ohne Ausnahme ging das tiefe Gefühl für die Not der Zeit.

So haben diese Gefallenen, derer dies Buch gedenkt, nicht erst im Kriege mit der Versöhnungsarbeit für ihr Volk begonnen. Denn jene Arbeitsgemeinschaft hat schon vor dem Kriege aus innigster Hingabe am inneren Frieden mitgearbeitet; und wenn sie hinauszogen, so hatten sie dasselbe Ziel im Herzen. So erfüllen uns diese Blätter, die uns einen Einblick in die Denkweise dieser Jünglinge geben, mit Ehrfurcht vor der Heiligkeit ihres Opfertodes.

Wenn wir gleich vom ersten dieser Gefallenen (Frieder Bredt) lesen: „Es läßt sich nicht sagen, mit welcher Liebe und Treue er den ihm anvertrauten Menschen nachgegangen ist" — so haben wir den Grundton. Liebe und Treue! Und zugleich Vertrauen. „Wenn man dem größten Lumpen Vertrauen zeigt, so wird er alles daransetzen, dieses Vertrauens würdig zu sein", schreibt Frieder selbst einmal. Und wenn er seinem Kreise von religiösen Dingen sprach, so verzichtete er auf „Moralpredigten": „Vom Christentum hab' ich nicht viel geredet, aber ihnen zu zeigen versucht, daß da ein Mensch ist, der sie wirklich lieb hat und dem sie völlig vertrauen können." Schön heißt es einmal von diesem gemütstiefen und gewissensreinen jungen Deutschen: „Er hätte gern selbst dem Teufel noch eine Hoffnung der Seligkeit gegönnt."

Auf der Walze von Berlin nach Stettin verzeichnet er jeden Pfennig und jeden Gebrauchs-Gegenstand ganz genau; ebenso wie die Wanderzeiten, bis auf die Minute. Eine feine Gewissenhaftigkeit, eine treue Kleinarbeit gehört zu den Grundzügen seines Charakters. „Jetzt merke ich immer deutlicher, wie notwendig die Regelmäßigkeit für die Seele ist", schreibt er aus dem Felde. Solchen Kriegsteilnehmern ist auch in ihrer Batterie die Fürsorge für die anderen, die Niederkämpfung des selbstsüchtigen eigenen Ich die Hauptsache. „Gott schenke uns nicht nur den Sieg über unsere Feinde, sondern auch über uns selbst!"

Ihn trifft eine verirrte Infanteriekugel in der Wohnung, nachdem sie die Lehmwand durchschlagen hat, und durchbohrt ihm die Lunge. „Eben komme ich vom Sterbebett unseres lieben, lieben Frieders", schreibt sein Freund Dirk Krafft (23. I. 15). „Er erkannte uns beide noch und war froh und sagte uns den ihm so lieben Spruch: ‚Er liebt uns alle, er liebt auch mich'. Dann ist er ganz sanft in unsrem Beisein gestorben" ...

Den blonden, leuchtenden Dirk, der schon im März desselben Jahres seinem Freunde Frieder folgte, nennt der Herausgeber selbst einen „Frühlingsmenschen". Er versteht darunter den „stärksten, gesundesten, frohesten Führer und Freund", der „wie ein Held aus den Tagen der Nibelungen" in unsrer Erinnerung lebt. Die unsagbare innere Not der Zeit hatte auch die Seele dieses sonnigen Jungen gepackt. Er fand in Berlin-Ost, „was ihm bisher oft, wenn er das Christentum der Zeit ansah, gefehlt hatte: das Tun ohne Worte, das Erleben ohne vorgefaßte Dogmatik des Erlebens." Dieselbe Treue wie bei Frieder spüren



Digitized by Google

wir auch bei Dirk. „Keinen Menschen, mit dem du in Berührung kommst, fahren lassen; ihm immer wieder nachgehen, bis man für ihn gesorgt hat", schreibt er in einem Briefe. Und auch dasselbe Vertrauen durchglüht ihn: „Wie hat mich der Zweifel gequält! Jetzt weiß ich es: Glauben ist Vertrauen. Wie ein Kind die Hände ausstrecken, nach oben. Und dann greift die starke Vaterhand meine schwache Kinderhand und hält mich und führt mich."

Und noch eins muß man sagen: beide haben ein persönliches Verhältnis zu Christus, den sie als Meister und Mittler empfinden, als „verstehende und vergebende Liebe". „Aber das Grübeln darüber und danach", meint Dirk mit Recht, „hat keinen Sinn, führt uns nicht hin, das allein tut das Leben; wir müssen nur handeln, leben in Christi Geist, dann finden wir ihn."

Sie fassen also Christus als Lebensquelle und Lebensdeutung. Und so stellen sie denn überhaupt Tat und Leben über die Spekulation oder Grübelei. Gleichwohl schlagen sie sich tapfer auch mit den Problemen der Wissenschaft herum; freilich um immer wieder in der Arbeit an sich und andren die erlösende Ergänzung zu finden.

Prächtig kommt dies einmal in einem Feldbrief Dirks zum Ausdruck. „Diese friedlosen, unglücklichen Menschen, die fast keine Menschen mehr sind nach ihrem äußeren Leben, die zu neuen, glücklichen Menschen zu machen! Einmal ihnen praktisch zu helfen; alle Selbstsucht und alle Genüsse abzulegen, um ihnen zu zeigen, daß man so glücklich sein kann, alles aber nur auf Grund der einen, das ganze Leben beherrschenden Wahrheit: Christus. Das ist ein Weg, der so furchtbar einfach ist, zu dem kein großer Verstand gehört, und der doch die größten Schwierigkeiten macht. Da mit den Menschen mitzukämpfen, all ihre Schwächen tragen zu helfen, um sie äußerlich und innerlich glücklich zu machen — das ist mir Beruf." Und er fährt fort: „Die Arbeit ist für jeden Menschen das Wichtigste, aber die Arbeit an und für andre hat zur Grundlage die allergründlichste Arbeit an sich selbst, denn sonst ist sie hohl und unwahr ... Andre mitzureißen und mitzugewinnen für dieses Ziel, es muß zum Schönsten gehören."

Es ist ganz erstaunlich, wie jenes Wichtigste, was uns jetzt alle erfüllt, was ich so oft in das Wort „Reichsbeseelung" zusammengefaßt habe, in diesen jungen Menschen lebendig ist. Kein Erzieher und Geistlicher, der mit der Zeit fühlt, sollte an einem solchen Buche vorübergehen.

In der idealistischen Grundstimmung ihres Wesens sind diese jungen Kämpfer alle gleich. Und doch hat jeder bereits seine besondre Charakterfarbe. Der Herausgeber hat es in den Beinamen auszudrücken versucht: Harald Ziese wird „der Erzieher" genannt, Eduard Bruhn erhält die Bezeichnung „der Student", Artur Zimmer „der Offizier", Rudolf Haberkorn heißt der „Freideutsche", Richard Lau „der Seelsorger", Oskar von Unruh „der Kreuzritter". Diese Jünglinge sind durchaus keine Schwärmer. Mehr als eine Äußerung beweist den klaren Blick in die herbe Tatsächlichkeit der Verhältnisse. „Besonders in sittlicher Hinsicht erleben wir geradezu Scheußliches", schreibt Ziese aus dem Felde. „Andre reden einem nach dem Munde; sowie die Gelegenheit aber da ist, oder genügend Alkohol, dann kann man allerlei zu hören bekommen." Vor diesem erzieherisch veranlagten

Digitized by Google

Harald mit seiner festen, ruhigen Sicherheit hatten die Kameraden „unbegrenzten Respekt“ ... „Die Scheu der Rowdys vor Harald — er konnte wunderhübsch mit ihnen abfahren, und sie haben nie ein gehässiges Wort über ihn gesagt, obgleich sie sonst das Durchhecheln der Kameraden leider zu eifrig betrieben“, lesen wir in einem Brief über ihn, der mit den ehrenden Worten schließt: „Sein eigen Herz hatte er durch einen festen christlichen Glauben. Er gab ihm Sicherheit und Freudigkeit; und die Kraft, auf Menschenherzen zu wirken. Mir hat er den Weg zur Erlösung gewiesen.“

Bei Eduard Bruhn finden wir den Satz: „Mein vaterländischer Idealismus wenigstens ist hier völlig zerbrochen und hätte mich mit zerbrochen, wenn nicht der christliche stärker gewesen wäre.“ Und in demselben Feldbrief aus der Champagne (März 1915): „Aber weder die Unbilden der Witterung noch die Gefahren des Kampfes machen mir viel aus, wenn nur der Geist hier unter den Kameraden ein andrer wäre. Überall von oben bis unten stößt man statt auf Kameradschaft auf krassen Egoismus, der sich auf die verschiedenste Art, oft in brutaler Weise, durchzusetzen sucht.“ Bezeichnend ist auch des Sterbenden letzter Brief an seine Eltern. „Liebe Eltern! Schwer verwundet liege ich auf dem Schlachtfelde. Ob ich durchkomme, steht in Gottes Hand. Sonst weint nicht, ich gehe selig heim. Euch alle grüße ich noch einmal herzlich. Möchte Gott Euch bald Frieden schenken und mir eine selige Heimkehr geben. Jesus hilft mir, da stirbt sich's leicht. In herzlicher Liebe Eduard.“

Das tiefgründige Suchen nach einer neudeutschen Religion wühlt ganz besonders in der Seele eines Rudolf Haberkorn. Zarathustra und Christus, Germanentum und Christentum in einer neuen Einheit zu versöhnen: dies scheint hier ein Hauptproblem. Auch ihm ist die wichtigste Aufgabe: „der innere Neu-Aufbau nach dem Kriege, inner-sozial und geistig genommen“. Wandervogelgeist (dem auch andre zuneigen), neudeutsche Siedlung, Bodenreform, Nietzsche — wie chaotisch gärt es da, so daß ihn manchmal „wilde Wut“ erfaßt und er alles zerschlagen möchte, was in seiner Nähe ist. Durch seine oft sehr tiefen Aufzeichnungen zieht sich der fruchtbare Gedanke einer Edelschar, einer „Gilde“, eines Ordens, einer religiösen Kriegergemeinschaft: „Der Gral ist die Kraftquelle für die Ritter, die in die Welt gesandt werden, Taten der Hilfe und Liebe zu verrichten. Das Leben in der Gilde ist kein bloß beschauliches, genießendes, sondern tätiges. Unsere innere Vornehmheit läßt es nicht zu, zu nehmen, ohne zu schenken. Die Gilde ist eine Bruderschaft vom tätigen Leben ... Durch das Opfer vollende ich mich selbst. Ich habe teil an der Ewigkeit. Suchen wir nach einer geschichtlichen Persönlichkeit, die das Opfer am reinsten durch sich dargestellt hat, so ist nur eine Antwort: Jesus.“

In solchem Geiste sind diese jungen Helden gefallen. So hallen ihre Stimmen aus der geistigen Welt und schwingen im Unsichtbaren wirksam mit, wenn wir ihr Werk vollenden.

Digitized by Google

# Unſ' Flock

## Von Fritz Eichberg

Wir haben es uns bisher mit Rückſicht auf die verſchiedenartige Zuſammenſetzung unſerer Leſerſchaft im allgemeinen verſagt, der mundartlichen Dichtung im Türmer breiteren Raum zu gewähren. Wenn wir heute einmal von dieſem Grundſatze abweichen, ſo geſchieht es, weil wir uns ein kleines Kabinettſtück echten Humors, wie das nachfolgende, in dieſer humorloſen Zeit nicht entgehen laſſen wollten. Unſere ſüddeutſchen Leſer, überhaupt alle, denen das Plattdeutſche nicht recht geläufig iſt, bitten wir herzlichſt, ſich die kleine Mühe nicht verdrießen zu laſſen und die Skizze wirklich zu leſen. Sie werden ſich durch die Lektüre erfriſcht fühlen und am Ende zugeben: es hat ſich gelohnt. Der Türmer

Noch hüd ſeh ick em lewig vör mi, den brungelen Pinſcher met ſin ſtruwliget Fell, de geſtutzte Uhren, den ſchwarten Näſknopp un den martialſchen Schnauzbart, de em ſon reſpektabeln Anſtrich gaww. Wo klok un trü künnen ſin runde Ogen enen anliken! Un wenn he ſin Freud utdrücken wull, denn rekte de korte Schwanzſtummel dato nich ut, denn flög ſin ganz Hinnerdel ümmer met hen un her akrat (akurat) as en Erpelſtietz.

As en jungſchen Springintfeld kem he to uns int Hus, un de „Benehme“ müßt em van Vadern irſt bibröcht warden. Möh makte dat awer nich. De Hund hadd en Bildungsdrang in ſich as Hyronimus Jobs, de Theologiekannedat un ſpädre Nachtwächter van Schilda, bloß dat Flock de Examens bäter beſtünn as Jobs, un deshalw nich Nachtwächter to warden brukt'. Sin Charakter wuß ſich fix un upfällig nah twe Siden ut, de man in den Satz toſamfaten kann: Künſtler van de Uhren bet in de Schwanzſpitz un Ariſtokrat van de Har' bet in de Knaken.

Drüm is mi ok Flock'n ſin Afkunft ball nich mihr twifelhaft un fragwürdig vörkamen, wenn he ok keen Stammbom metbröcht hadd. He künn enzig un alleen de ſchöne Frucht ut 'ne Lewſchaft twiſchen en Zirkus-Pinſcherfröl'n un en glikart'gen Offziers- orer Landjunkershund weſt ſinn. Et ſall ja ſid'n ollen Fritzen ſin Tiden all etzliche mal vörkamen ſinn, dat Leutnants un Riddergodsbeſitter intime Verhältniſſ' to Arenadamen hadd hebben. Weer dat nu bi ſone hübſche Sach ſo vullſtännig van te Hand to wiſen, dat de Hundkens ok mal in de Fotſpuren van ehr Herrſchaften güngen? Dörchut nich! Unſ' Flock is en Bewis daför.

De Hund hadd Raſſe un Klaſſe. He weer van en Penibligkeit in dat Anbanneln (Anknüpfen) van vierbenige un twebenige Fründſchaften, dat was grad to grotartig. Kem em en Köter in de Quer, an den man fif Raſſen rutreken (herausrechnen) künn, denn höl he em glik ſin Kehrſid hen un ſchmet em ſo vel Sand in de Ogen, datde Baſtard glöwte, et regent Schneeberger Priſ', un met Pruſchen (Nieſen) afdrawte.

Flocken ſin twebenige Fründ fungen eintlich irſt bi de Wähler tweter Klaſſ' an; beſunners in Gunſt ſtünnen bi em Lüd met Stulpenſtäwel, orer ok welle, de Bieſen an de Büxen un Sporen an de Hacken drogen. Wat ok bloß 'n Hauch van Plebs an ſich hadd, dat berükte he met Näſkrustrecken un Knurren, un bi Arbeiter un Stromers, de he garnich verknuſen künn, da kem Tähnfletſchen un Haarſtrüwen dato. Anfaten let he ſich awer öwerhaupt van keen Frömden.

Digitized by Google

Jck döcht, dat weer as Bewis für dat Ariſtokrat'ſche an em woll utrekend. Dat Akrobat'ſche in ſin Natur, dat Künſtler- un Zirkusblod, ſüll mal up'n plutz (plötzlich) un up ſchnakſche Art bi em tum Dörchbruch kamen.

Den enen Dag kümmt Mudder upkratzt in de Stuw un ſeggt to Vadern: „Rudolf, met din Hund is dat nich mihr tum utholten. Awen is he wi dull mang de Höhner weſt; de Fädern ſind man ſo rümflagen. Dre Hinnen ſind bi'n Nahwer öwern Tun ſett't. Du wett'ſt doch, wo wi uns met den ſtahn un wo unangenehm mi dat is, dat ick ſe mi wedder halen mutt. He hett ja all mal to mi ſeggt, dat negſt mal wull he de Bieſter dat Genick ümdrehn. Du mußt den Hund de Unducht (Untugend) en för allmal utdriewen; ſo geiht dat nich wider."

Vader ſach dat in; he namm ſich 'ne Rod (Rute) ut min Stöckermuſeum un lep nah 'n Hoff rut, üm Flocken ſin Kaſſuren (Rüpeleien) aftogewennen. Jck müßt den Dorweg un de Hoffdör toſchluten, dat de Hund nich utdören künn, denn de Mußjö hadd all Lunte roken. Vader röp em, awer he krüzte vör em met intreckte Hinnerbeen rüggwarts bet in de üterſte Hoffeck rin un verſökte an Vadern vörbi to wutſchen. As em dat nich glückte un Vader all dicht vör em ſtünn, wat möckt da de Hund in ſin Angſt? He ſtellt ſich up de Hinnerbeen un fangt an to danzen un ſchlänkert met de Vörpoten ümmer rup un runner, as wull he üm god Wäder bitten. Vader hadd ſich all bückt un de Hand tum Gripen utſtreckt. Nu richt't he ſich wedder up, höllt de Rod as 'n Tackſtock vör ſich, geiht ſacht rüggwarts un lockt den Hund nah ſich, de em ok gehorſam folgt. So oft he ſich up dat Vörderdel runner laten will, drauhte em Vader un denn danzte he luſtig wider.

Jck hadd to keken un weer ſpraklos öwer dat Theater, dat öwern ganzen Hoff weg güng, Jck kreg dat Kommando, de Husdör uptomaken. Nu kem de Hund an de Schwell. „Hoppla!" röp Vader — un met 'n ordnlichen Schick ſprung Flock öwer de Schwell weg. Glick darup namm he de Middeldörſchwell un denn ok noch de tämlich (ziemlich) hoge Gaſtſtuwenſchwell, un allens up de Hinnerbeen.

Vadern ſin Arger weer ja glik verpufft, as de Hund to danzen anfung; nu awer ſchmet he de Rod in de Eck, röp den Hund näwen ſich upt Sofa, un denn gaww dat en Utbruch van Lew un Zärtlichkeit twiſchen de beid, as wullen ſe ewige Fründſchaft ſchluten. Den Affſchluß van de Straperpeditſchon bild'te de Öwerrekung van en Viertelpund Schlackworſcht an den Miſſetäter, de en gebornen Künſtler was, un den de Rod bidden un danzen lihrt hadd.

Mang de Höhner güng Flock nu nich mihr. He wüßt nu, wat he wert weer, un danah richt't he ſin Benehmen in. Ball ſprung he wer wet wo hog öwern Stock un weer wet wo wid öwer Diſch' un Stöhl'. Awer ſin Danzkunſt ſtellte doch all dat anner in Schadden. Up de Hinnerbeen dremal rund üm de Billardband to ſpazieren, ahn' ſich en Fehltridd to verlöwen, dat makte he ſo gladd as Mudder dat Brotſchniden un ahn' dat geringſte Trizen un Piſacken (Quälen). Sin Glanznummer awer weer, dat he de Trepp in'n Öwerſtock Stuf' för Stuf' up de Hinnerbeen rupdanzte un dat Glikgewich( nich dabi verlur. Kort un god: ſon pollitſchet Dirt (Tier) as Flocken gaww et nich mihr.

Met den Billard- un Treppendanz hett Vader manche Wedd jegen ſin Gäſt un för ſin Gäſt wunnen, denn wat bi 't Wedden verfel, güng allens dörch de Kehl. Dat Arwdel, wat Flock van ſin Mudder ehr Sid met kregen hadd, dat bröcht alſo

Digitized by Google

wat in. Van ſin Vaderarw gaww he nu ok ball wat tum beſten, doch davan künn man ſeggen:

De Appel föllt nich wid van'n Stamm,
Un as de Buck, ſo is dat Lamm.

Mal kihrten an en Mandag Abend bi uns twe Auſtwagen vull Schnidder in, ſe öwernacht'ten un wullen denn wid int Warthebruch föhren. Bi ſon Maſſeninquartierung wurde ümmer in beid Gaſtſtuwen en grot Streulager makt, un ſo ok ditmal. De Lüd wurden van en Godsinſpekter begleit't, weller fine Stulpenſtäweln anhadd un Läderhanſchen (Lederhandſchuhe) un Ridpitſch (Reitpeitſche) drog. So wunnert ick mi garnich, dat Flock met em ſo jovial verkihren ded. Enen Hund hadd he ok bi ſich, un ick weer in de Still daröwer erfreut, wo nett ſich Flock ok met den verdrog.

Nahdem de Schnitter an'n Denstag morgen wedder losföhrt weern un ſo ſacht de Abend ran kem, da wüßt met ens keen Seel nich, wo Flock hlewen weer. Keen Menſch hadd em den Dag öwer ſehn. Et vergüng de Middwoch un de Dunnersdag, de Fridag kem ran, awer de Hund weer weg un blew weg. Vader let den Kopp hängen, Muddern ſach man de Trurigkeit an, un wi Kinner plinzten (weinten) all Ogenblick.

Vadern hürt ich mihrmals in de Dag ſeggen, dat de Schnidder den Hund woll met lockt hebben müßten, dat künn ick awer nich ſo recht glöwen. Ick lep to unſ' oll Husknecht rut un frög em: „Friedrich, glöwſt du ok, dat de Schnidder ſo gemen weſt ſind un uns Flocken wegmuſt (geſtohlen) hebben? Vader meint ſo wat.“

Friedrich ſchüddelt ſin Kopp un krabbt ſich hinner dat Uhr. „Jong,“ ſeggt he denn nah en lange Öwerleggung, „dat is met de Hunn' as met de Menſchen. Wenn ſe ehr Tid krigen, denn giwwt et welle, de öwer Tun un Muern ſetten un ſich dörch keene teihn Perd' davan torügg hollen laten. Din Vader hett bi den Andrang an'n Mandag nich up den Inſpekter ſin Hund acht gewen, füſt hadd he dat van de Schnidder woll nich ſeggt. Unſ' Flock, de is hinner de Inſpektertöl her; ja ja, ſo is et! De rennt ſin irſte Lewſchaft nah.“

Diſſer Upſchluß güng mi as 'n Blitz dörch 'n Kopp, de nich glik en richt'gen Utweg finnen künn. Ick ſeggte öwer diſſe Sach' keen Wurd mihr to Friedrichen un ok to keen annern Menſchen. Ick verarbeit'te de nige Weisheit ſtill in min Gemöd. Awer dat ick mi in den Charakter van Flocken ſo tüſcht hadd, un dat he et öwerhaupt fardig bröcht hadd, uns all toſam wegen ſo'n wildfrömdet Hunneveh in Stich to laten, dat künn ick doch ſo ball nich verwinnen.

Up'n Sunnabend füll en Hoffnungsſtrahl in de allgemeine Familjentruer fallen. Da kemen ümmer de ollen Stammgäſt nah't Abendbrot to uns, un dat weern luder Titularrät', un ſe hadden mihrſt Schlapröck an un Samftkäppkens up un ſchmökten ut lange Pipen. Wenn nu all welle up ehre Plätz ſeten un et tradden en paar nige in de Stuw, denn gaww dat jedsmal en ſihr artige Begrößung, wobi de Ratstitels rümflögen as de Speckſiden bi'n Brand van en Rökerkamer (Räucherkammer). Dabi wurd kumplementiert un denert, un Mudder as Gaſträtin knixte ko dep datwiſchen, dat dat bi Hof garnich vörnehmer togahn künn.

Ick mutt doch enige van de lewe olle Harrn hie verew'gen. Da was toirſt de ball achtigjährige Ackerbörger Scheffler, de ümmer noch god to Weg wer un

Digitized by Google

son schrumplich Gesicht hadd, as hadd he sich met sin Plog (Pflug) de Backen ballbiert un depe Furchen rinschneden. He wurd as Agrarier met Landrat orer ok met Ökonomierat titliert. Denn kem uns' trüen Medsmann (Mieter), de Harr Gerichtssekertär; de lep as Hypothekarius orer Hypothekarrat rüm, wil he stännig in Grundbokfaken to dohn hadd. En Balbirer, de vier Wochen in Barlin Zahntechnik studiert hadd, wurd „Herr Zahnrat" anred't; un de Stellmaker Otto was met Anspälung up sin Raddmakeri de Raddrad nennt. De twe schönnste Titels awer föhrten de Polezeiwachtmester Hahn un de Schohmakermester Gerhardt. De irst het Kriminalrat un de anner Kniriminalrat. Un wenn nu dat versammelte Ratskollegium all en bäten hinner de Bind goten hadd, denn gaww dat bit Utspräken van de Kriminalrats un Kniriminalrats son Stolpern un Tungenterbräken, dat se sich daröwer vör lachen ren utschüdden wullen.

Vadder gaww bi disse Sunnabend-Konfiftens (Versammlungen) ümmer en Extravörstellung, indem dat he met'n Raddrat en Partie Bul spälte. Dat was tum Koboldscheten. Vader hadd sich nämmlich anwennt (angewöhnt), bi jeden Köhstot met'n Fot uptostampen, as wull he Pflastersteen' rammen; un de Raddrat bröcht bi sine Stöt' en Gerüsch twischen de Tähnen hervör, as wenn en Pull Selters upmakt wurd. Dat Pruschen un Rammen um't Billard rüm fel Flocken ümmer sihr up de fine Nerven; he fung denn an to knurren un to bleffen — da hülp keen „Kusch di" —, un tolezt ok an to hülen, wobi he dat Mul jegen de Stuwendeck richt'te, as of em van baben de Erlösung kamen süll.

Dissen Abend blew de Hunnegesang awer gänzlich ut, un dat fel de Ratsharrn up. De oll Scheffler, de en so depe Stimm hadd, dat et sich anhüren ded, as of se nich ut sin Brost, sunnern ut'n Tüfftenkeller (Kartoffelkeller) unner de Gaststuw rup kem, de frög Vadern:

„Rudolf, wo heste denn hüd din Hund? Ick hür em ja garnich bi jue Parti metspälen!"

Nu vertellte Vader, wo lang de Hund all weg weer un wat he daröwer vermod'te.

„Liggt di wat an den Köter?" frög de Landrat.

„Awer Juljus, ick mücht ja ihr twintig Dahler missen as Flocken!"

„Na, denn will ick di en Middel seggen, womet du ehn torügg kriggst. Wenn en fremden Wagen up 'n Dorweg steiht, denn mußt du abends met'n Klockenschlag teihn (zehn) dörch dat hinnre linke Wagenradd van innwennig nah buten dremal den Hund sin Namen ropen, denn kümmt he noch de selwe Nacht. Awer keen anner as de Harr van den Hund dörw dat maken, süst helpt et garnüscht."

„Juljus, lat doch man de Fis'matenten (Vorspiegelungen)! Dato hebb ick keen Fidus (Zutrauen)", seggte Vader; „wenn de Hund torügg kamen sall, denn kümmt he ok ahn' so'n Theater."

„Theater seggst du? Fis'matenten? Ick küm mi öwer son Unverstand argern! Ick hebb dat Middel doch mihrmals bi mi eigen Hund probiert, un et hett hulpen."

„Denn is dat en Tofall west," meinte Vader, „ick glöw nich an sonen Hokuspokus un öwerhaupt an keen Sympathiemaken."

Dat Wurd weer unbedacht spraken. De Landrat wurd nu würklich upregt; sin Stimm bewerte un klung noch ens so dep as süst, as he röp: „Rudolf, wist

Digitized by Google

du di met mi vertörnen (erzürnen)? Jck bin din Pät (Pate) un din Vader ſin beſten Fründ weſt. Mak wat ick di ſegg, un lach mi minswegen hernah ut."

Vadern kem et ſuer an, wat jegen ſin Öwertügung to dohn, awer den ollen Mann jegenöwer müßt he nu doch klen bigewen. De anner Gäſt red'ten ok tum Goden, un de Harr Hypothekarius weſ darup hen, dat ja en Schleſ'ſchen Linwandwagen up'n Dorweg ſtünn un dat et glick teihn Uhr weer.

„Na, denn kumm man!" ſprök Vader to ſin Päten, „du mußt dabi ſtahn, dat ick de Sach nich verkihrt mak."

Un nu güngen ſe beid van de Hofffid ut up'n Dorweg rup. Se hadden weke Huſchoh an, ſo weern ehre Schridd kum to hüren. Red't warden dürwt bi ſon Geſchäft keen Wurd as bi 't Stillwater halen an'n Oſtermorgen (dies Waſſer hielt man für heilkräftig), ſüſt güng de ganze Wunnerkraft furtſens fleuten. Jck ſchlängelt mi liſ' tum Tohüren hinnerdrin, denn ſehn künn man up den duſtern Dorweg nüſcht. De Beſitter van den Wagen ſchlep längſt in de en van unſ' Gaſtſtuwen.

As ſich Vader an den Wagen ran föhlt hadd, da ſchlög de Tormuhr grad teihn. He bückt ſich nu un röppt genau nah de Vörſchriwt dörch de linke hinnre Raddſpiken nah buten dremal den Namen Flock. Et müßt woll de innre Upregung öwer de ungewennliche Sach maken, dat ſin Stimm dabi ſo quekig klung as en Kinnertrumpet. Kum awer was dat dridd „Flock" rut, da föhrt met Knurren de Uppaſſer ut'n Wagen, en ſihr ſcharpen Spitz, an den keen Menſch dacht hadd, un fött Vadern glik hinnen in de Hoſen. He künn nu ut de gebückte Lag unner de Schoßkell (vorſpringender hintrer Wagenteil) nich ſo fir wedder hog kamen. „Juljus!" röpt he, „giww den Köter ens, he hett mi bi't Sitzfleſch packt."

De Landrat treckt raſch ſin Afguß van de lange Pip, de he met namen hadd, un wichſt nu in'n Duſtern met dat Ruhr drup los — feſte wat kannſte! Dabi ſchlög he well ſösmal an den Hund vörbi un kloppte Vadern dat Krüz möhr (mürbe), bevör he dat Hunnemul mal ordnlich drapen hadd. As de en Hiw nu doch ſitten ded, da kem he grad en Ogenblick to ſpäd, denn kort tovör hadd dat r—rrr makt, un de Gaſtrats-Büxen weern to Schannen. Nu let de Hund los un fung gräßlich an to hülen. Vader unnerſökte ſin Schaden un meinte denn: „Na, he hett doch nich dörchbeten, wat ick irſt dacht hebb; awer knepen hett dat Beſt ganz eklich."

Nu güngen de beid Fründ in de Gaſtſtuw torügg, un da ſeggte Vader met'n ſötſuer Geſicht to de Titularrät: „Mine Harrn, ick bin total bekihrt, un de Harr Landrat hett recht behollen. Kum hadd ick den Hund ropen, da was he ok all da un hett mi in de Begrößungsfreud glik 'n Puß up min ſchönnſte Stell gewen." — Damet drehte he ſich rüm, un nu ſach de Verſammlung en gehürgen Flatſchen (Flicken) Hoſenbodden runnerhängen. Mudder ded ſich awer fix för Vadern henſtellen, denn dat blitzte dörch dat Loch ganz blank nah buten, un da müßten irſt en par Stecknadeln noddürftig Ornung ſchaffen.

Toirſt glöwten de Rät, Vader hadd man Spaß makt un ſich de Hoſen bi't Bücken upplatzt; as ſe nu awer de wahre Urſach vernammen, da drap Vadern de Spodd man noch mager, denn he hadd em met ſin Humor all de Spitz' afbraken. Bloß Mudder meinte to em, dat weer mal en gerechte Strap för ſin Awerglowen, un dat he ſe ümmer utlachen ded, wenn ſe mi, as ehren Jongen, mal de Roſ' puſt't, orer dat Blod dörch Beſpräken ſtillt hadd.

Digitized by Google

So üm elwen rüm ded ſich de Ratsverſammlung in de Regel uplöſen. Ick was vörher in de Fädern kropen un müßt woll all ſtunnenlang ſchlapen hebben -- dunn weer min Lager noch bi de Öllern näwenan --, da weckt ick dörch Muddern ehr Stimm. Se röp:

„Rudolf, Rudolf, ermunter di doch! Hür doch bloß, wat dat is! Dat winſelt un krabbt un hült an de Husdör weer wet wo ſihr. Rudolf, ſo hür doch! Dat is Flock; ick erkenn em an de Stimm."

Se hadd Licht anmakt, Vader ſprung ut dat Bedd, un ick ſtünn in min't uprecht.

„Herje, jetzt is de Jong ok wach!" röp ſe, „glik leggſt du di wedder hen un ſchlöppſt!"

Na, wenn ick da Order pariert hadd, denn weer ick ja nich min Vadern ſin Söhn weſt. Vader lep in Hemd un Husſchoh met dat Licht up'n Flur rut, un ick in deſelwe Verfatung hinnerdrin. As wi de Dör upſchlaten hadden, da ſprung de Hund rin un met ſon Freudengehül un Gewinſel up uns los un üm uns rüm un an uns in de Höcht, ball an Vadern, ball an mi, dat wull gar keen Enn' nehmen. Mi kemen vör Freud öwer de Hunnefreud un daröwer, dat ick Flocken wedder hadd, de Tranen in de Ogen.

Vader röp ümmerto: „Flock, büſte wedder da? Flock, büſte wedder da?" un woll em ſtrikeln un ſchön dohn. De Hund weer awer nich antofaten; he klewte dick vull Modder (Schmutz). He müßt querfeldin dörch dick un dünn, dörch Sump un Grawens preſcht ſinn, bloß üm recht fix nah Hus to kamen. Menutenlang duerte de Begrößung. un mi lep dat in min Engelskluft all en bäten ſchuddrig öwern Rüggen.

Nu bröchten wi den Hund in de Kök (Küche), ſetten em en Napp vull Melk hen, en dücht'gen Gemüſ'reſt un gawwen em en Schlapunnerlag. Denn güngen wi in de Stuw torügg, wo Mudder unnerdes de Petroljumlamp anſtoken hadd. As ſe uns in de helle Belüchtung ſach da ſchlög ſe de Hänn' toſam öwer unſ' Utſehn, up dat wi in de Freud bether nich acht't hadden. Bet an de Broſt rup weern unſ' Hemden ringsrüm ſo ſchwartpleckig, as hadden wi met Schoſchſteenfegers en Ringkamp hatt. Wi müßten friſche Wäſch antrecken un uns de Been waſchen, wobi Mudder van ehrn Husfrugenſtandpunkt ut nu doch en Stücksken öwer diſſe Wirtſchaft brummte, tomal min Hemd en langen Ritz kregen hadd.

Vader awer ſeggte: „Fruken, dat Hemdloch un dat Hoſ'loch un de Pipenruhrſchläg, de hebben ſich doch ſchön betahlt makt. Freuſt du di nich, dat wi Flocken wedder hebben?"

„Gewiß freu' ick mi!" antwurd'te Mudder; „awer nu ſegg mi bloß noch ens wat, wenn ick Fritzen mal wedder de Roſ' puſten mutt. Du ſihſt doch an de Hunneſympathie, dat du met din Unglowen up'n Holtweg büſt."

Damet puſt' ſe de Lamp ut un behöl dat letzt Wurd, wat 'ne rechte un brawe Husfru ok tokümmt.

Den nägſten Morgen wurd Flock in de Wann' ſtoken un affept, un en paar Stunnen drup ſet (ſaß) he wedder propper un drög (trocken) up't Fenſterbredd un kek (gckte) as fröher up allens in de Stuw un up de Strat. Ick künn em awer wer wet wo oft en ollen ekligen Rümdriwer (Rumtreiber) an ſin Hunnekopp ſchmiten,

Digitized by Google

he benieste dat woll mal, how ok as to de Besämftigung de Pot hog, makte awer toglik en Gesicht, as wull he seggen: „Jongken, reg di nich up öwer Ding', van welle du noch nüscht versteihst. Künstlernaturen as ick, un babendrin met min arwliche Belastung, de nehmen dat Läwen anners as de Philister un Bastards."

Flock hett nah dem noch öfters sin Turen (Anfälle) kregen, un et makte up uns ball keinen Indruck mihr, wenn he mal en orer twe Dag weg weer. Denn hadd he wat up'n Kiker (im Auge), denn wos he milenwid in de Ümjegend nah de Riddergöder un Majorate hen up de Frigeri (Freierei). Vader wurd met de Tid ordlich stolz up den Hund, de sich met de städt'sche Börger ehren Plebs nich gemen maken wull.

Enmal bröcht he uns awer doch wedder recht in Sorg. Da weer he all föfteihn (fünfzehn) Dag weg, un wi betruerten em as enen Verlurnen. De oll Landrat Scheffler hadd sich dunn all to de ew'ge Ackergrünn dörchplögt (durchgepflügt), un so weer keener vörhannen, de Vadern to den Rop (Ruf) dörch't Wagenradd twingen künn, wenn de Lew to den Hund em nich van selwst dato andrew. Dat geschach nu würklich, nahdem he twe Wochen vergewlich up em luert hadd. He makte et awer heimlich af, denn he wull sich bi'n Fehlschlag nich blamieren; un Flock kem up den Rop ok nich in de selwe Nacht, sunnern irst in de twet Nacht torügg. Denn hett Vader uns un sin Gäst de Sach vertellt. An sin Wahrhaftigkeit is keen Twifel; un so kann ick alle Hunnelewhaber de Raddspiken-Sympathie as erprowtet Middel för dat Torüggropen van allerhand Hundkens sihr nahdrücklich an't Herz leggen.

## Ein zweites · Von Karl Titzmann

Kühler, klarer Herbstestag,
wie du mich bewegst,
wenn du Blüt' und Blatt gemach
auf den Rasen legst,

wenn mit buntem Krongegleiß
du die Wege schmückst
und an Haus und Hügel leis
Todesröte drückst! —

Einmal, einmal kommt es auch,
einmal schließt der Traum,
und uns trägt der letzte Hauch
wie ein Blatt vom Baum! —

Digitized by Google

# Ist der unorganische Stoff tot?

## Von Gustav Stutzer

Vor vielen Jahren sah ich in einem zoologischen Museum eine Anzahl riesiger Elefantenzähne und bemerkte in einem derselben ein tiefes Loch, das offenbar von einer Flintenkugel herrührte. Es hatte aber einen merkwürdig kleinen Durchmesser, während bei der Jagd auf die Dickhäuter doch nur Geschosse vom stärksten Kaliber gebraucht werden können. Auf meine verwunderte Frage erwiderte der junge Gelehrte, welcher mich führte: „Der Zahn ist schon seit vielen Jahrzehnten im Museum, und nach dem ältesten Berichte war das Loch groß. Es ist nachgerade zugewachsen." — Unerfahren auf dem Gebiete dachte ich in meinem Sinne: Elfenbein, der härteste aller Knochen, oder irgend ein anderer Knochen, kann doch unmöglich wachsen, wenn das Tier tot ist! — Das wie selbstverständlich hingeworfene Wort meines Führers beschäftigte mich seitdem zuweilen, ohne daß ich in gelehrten Werken mehr als Andeutungen über den Gegenstand fand. Heute habe ich nun in stillen Abendstunden eine besondere Veranlassung, niederzuschreiben, was ich über diese Frage gelesen und gedacht habe.

Als ich nämlich heute mittag in der warmen Frühlingssonne spazieren ging und mich dabei auf einer Bank ausruhte, flog ein Schmetterling vorbei. Er schaukelte sich förmlich vor Lust; es war vor meinen alten Augen das Bild eines schönen, jungen Lebens. Dann setzte er sich in meiner Nähe auf einen von der Sonne beschienenen Stein. Also Leben, das sich frei bewegte, saß auf einem toten Steine. Wir haben es doch so gelernt: die Natur ist wie durch eine tiefe Kluft in zwei Teile getrennt, in organische (lebende) und unorganische (tote) Stoffe.

Ist diese althergebrachte Scheidung richtig? — Zwischen der Pflanzen- und Tierwelt hat man doch längst die Übergänge festgestellt.

Ich bin so kühn, zu sagen: Auch der Stein *lebt*! Allerdings müssen wir infolge der neuesten Forschungen den Begriff „Leben" viel weiter fassen, als wir's bisher gewohnt waren. Drei Beweise für meine Behauptung: der Stein atmet, er wächst und besteht wie jeder Stoff aus unzählbaren kleinsten Teilchen (Atomen, Molekülen, Elektronen), die sich — bewegen. Er atmet, d. h. er nimmt Luft, Gase (Äther) und Feuchtigkeit ein und gibt sie wieder ab. Lege in der Fensterbank einen beliebigen Stein in die heiße Sonne, stelle einen Millimeterstab daneben, und du wirst nach einiger Zeit sehen, daß der Stein sich ausdehnt. Packe ihn in Eisstücke, und du wirst das Gegenteil erblicken. Das weiß jedes größere Schulkind. Aber die wenigsten erfahren, wie das möglich ist. Es ist eben nur deshalb möglich, weil auch der härteste Kiesel und das festeste Metall Gas und Feuchtigkeit aufnimmt und abgibt. Ohne Wasser kein Leben. — Der Stein *wächst*. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Kristalle wachsen. Der alte Bergmannsspruch: „Es grüne die Tanne, es *wachse* das Erz", beruht auf Wahrheit. Das Wachstum vollzieht sich jedoch *sehr* langsam. Mein Begleiter im Museum hatte ganz recht: das Elfenbein wächst. Man redet auch in den Lehrbüchern vom „Leben der Me-

Digitized by Google

talle". — Dritter Beweis: Alle die sogenannten unorganischen Gebilde zeigen schon bei einer zwei- bis dreitausendfachen Vergrößerung in jedem ihrer Atome wirbelndes Leben, welches bei einer zehntausendfachen Vergrößerung in den verschiedenartigsten Formen erscheint, doch auch dann nicht größer, als das Komma, das ich hier setze, oder als dieser Punkt. Die Lebewesen sind also in Wirklichkeit zehntausendmal kleiner. Man sieht sie dabei sich in geraden Linien oder im Zickzack bewegen, aneinander prallen, fliehen. Das zeigt uns deutlich das Ultramikroskop. Ohne dieses erscheint unsern armen Augen der Kiesel wie der Eisenstab als eine feste Materie; in Wirklichkeit ist alles bewegt, alles lebendig im Ozean der Sternenwelten, wie in den Atomen, Molekülen und Elektronen der starren Steine, des kleinsten Sandkorns, der härtesten Metalle.

Absichtlich habe ich die schwierigste Seite vorangestellt, um den Nachweis des Lebens in der sogenannten unorganischen Natur zu führen; sehr leicht ist er in der Chemie, und für den Laien am offenkundigsten bei der Erde und dem Wasser. Jeder gebildete Landwirt weiß jetzt, daß in einem Kubikzentimeter Erde Millionen von Bakterien tätig sind, sich vermehren, verwandeln, bekämpfen. In jedem Erdklumpen eine Welt des Lebens, welche neben Hunderttausenden von Kleinpflanzen (gänzlich unsichtbar für das unbewaffnete menschliche Auge) den Stickstoff so verarbeiten, daß ihn die Wurzeln aller Gewächse als ihr Hauptnahrungsmittel aufnehmen können. Überall Gedanke, Plan, Gesetz! — In jedem Wassertropfen des Meeres oder Landes sieht man schon bei einer nur tausendfachen Vergrößerung eine unzählbare Menge der verschiedensten Tierchen kribbeln, bei denen alle Vorgänge des Lebens erkennbar sind: Stoffwechsel, Wachstum, Fortpflanzung, Bewegungsfähigkeit, Reizbarkeit.

Darf man nun noch sagen, daß die sogenannten unorganischen Stoffe tot sind? Saß mein Schmetterling auf einem „toten" Steine?

Ich möchte aber noch einen Nachsatz hinzufügen: Die ganze Natur lebt nicht nur, sondern alles Leben bleibt und wird in immer neue Formen des Daseins verwandelt. Nichts geht verloren. Wo sollte es auch hin, und wenn es sich in den Äther erhübe? Weil aber in jedem Partikelchen Leben ist, ist auch Kraft darin. Diese Erkenntnisse unserer Zeit sind von unermeßlicher Bedeutung; denn es ist zweifellos erwiesen, daß gerade in den Atomen und ihren Elektronen eine ungeheuere Kraft der Anziehung und Abstoßung aufgespeichert ist. Ein weniges merkt man davon an jedem Stücke magnetisierten Eisens. Es zeigt uns das Grundgesetz der Schöpfung, der positiven (anziehenden) und der negativen (abstoßenden) Bewegung; und wenn man einen Magneten pulverisiert, so besitzt jedes Atom davon die gleichen Eigenschaften. Man denke doch an das rätselhafte Stückchen Radium der Frau Curie von der Größe des hundertsten Teiles eines Stecknadelknopfes, welches nun schon seit 24 Jahren ohne Unterbrechung leuchtet und Wärme ausstrahlt, ohne an Gewicht verloren zu haben. Das bedeutet eine Kraft der Elektronen, für deren Energie und Feinheit uns jede Vorstellung fehlt. —

Nur noch ein Beispiel von der Erhaltung der Kräfte.

Wenn der Herr Jesus und der Apostel Paulus als Sinnbild von der Lebenskraft in der Verwandlung auf das Weizenkorn hinweisen, so können wir auch zu

Digitized by Google

dem gleichen Zwecke einen Apfel gebrauchen. Solange er am Baume sitzt, lebt er, denn seine Zellen wachsen, bis er die Eigentümlichkeit seiner Art erfüllt hat. Er ist reif. Du pflückst ihn ab Stirbt er dann? Keineswegs! Man sagt: er reift nach. Was bedeutet das? Seine Atome verwandeln sich in Zucker. Sein Rest verwandelt sich in andere Stoffe, und diese wiederum in andere. So vollzieht sich bei ihm wie beim Weizenkorn das Gesetz von der Erhaltung der Kräfte. — Wenn man so etwas bedenkt, sieht man die Natur und die Vorgänge darin mit ganz andern Augen an.

Schluß: Gott der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde, hat nichts Totes, sondern nur Leben in einer unausdenkbaren Mannigfaltigkeit geschaffen. Das Kennzeichen des Lebens ist aber Bewegung. Die Entwicklung und Verwandlung aller Stoffe bei Erhaltung der Kräfte bildet das Perpetuum mobile der gesamten Schöpfung und die Einheit der Natur. Diese Lebenseinheit aus Gott zu erkennen, hat etwas Überwältigendes.

# Herbst

## Von Fritz Alfred Zimmer

In tausend Farben sprühen Hain und Hecken,
Und Gold und Purpur hängt an jedem Stecken.

O Erntefröhlichkeit! Der strengsten Nonne
Huscht ins Gesicht des Lächelns leise Sonne.

Recht hat das Leben, recht das Jugendblühn
Und Kräftegären; Seht es Schönheit glühn!

In Farben reift das Licht und friedet weit —
Herz, es ist Weltvergoldungszeit!

Digitized by Google

# Rundschau

## Die religiöse Erneuerung

Es war zu Beginn des Weltkrieges, als ein Frohlocken so manche Kreise des deutschen Volkes durchschwellte: die Kirchen füllten sich wieder! Also — man zweifelte nicht daran — kehrte man wieder zu Gott, zur Religion zurück. Not lehrt beten — gewiß; aber wie enttäuschend und schmerzlich bleibt alle Religionsübung, wenn lediglich der äußere Zwang und Druck sie aufrechtzuerhalten und zu fördern vermag! Auch der Patriotismus blühte und tummelte sich ja, solange die Staatsgewalt ihm behilflich und nützlich war. Nun jedoch, im Niederbruch, nun ersteht die strenge Aufgabe, sich zu beweisen; in Leid und Schrecken scheiden sich die Geister zu eifernbem Bekenntnis; jetzt wird ersichtlich, was an schlaffer Überlieferung und breiter Genügsamkeit in unserer Mitte sich ausbreitete und wohlgefiel. Die Fragen über Bestand und Organisation der Schulen und Kirchen erwachsen für jeden Gebildeten und geistig Beflissenen zu ungeahnter Bedeutung. Nur diejenigen, die da meinen, man könne und dürfe jahrhundertealte Werte wahllos und hurtig zur Seite werfen (Leute, die kaum des Lesens und Schreibens kundig sind, drängen sich am ehesten zu vernichtenden Urteilen heran) — sie bleiben unberührt von allem, was bisher das „Volk der Dichter und Denker" beschäftigt und erhöht hatte.

Und dennoch: das alte, ewige Gesetz bleibt ungeschwächt und wirkt: Druck erzeugt den gemäßen Gegendruck. Und so ist gerade jetzt ein helles Erwachen und Regen religiösen Fühlens und Verlangens wahrnehmbar: der einzelne — soweit er sich seelisch bestimmt und gerichtet weiß — trachtet nach einem unbewegten Halt, der ihm Aufblick und Polarstern zu sein vermag. Die Losung: das Christentum ist überwunden, wie sie jetzt so unbedacht und selbstgewiß hinausgerufen wird, beweist ja an sich so wenig, selbst wenn der Zweifel in so würdiger und hilfsbereiter Weise dargelegt und zu begründen versucht wird, wie es der ehemalige protestantische Geistliche, nun Sozialist Paul Göhre in seinem Buche „Der unbekannte Gott" (Leipzig, Fr. W. Grunow) unternommen hat. Ach nein, wir haben das Christentum noch nicht einmal begriffen und durchlebt! Man hört, namentlich aus den sozialistischen Kreisen, immer wieder die unbedingte Behauptung, gerade die Tatsache des fürchterlichen Krieges habe den Bestand und das Recht aller Religion untergraben und zertrümmert. Man sollte meinen, die andere Schlußfolgerung wäre gemäßer und näher: eben die Schrecken und Qualen der verwichenen Jahre sollten uns belehren, daß wir zurückkehren müssen zur erbarmenden, unbeschränkten Liebe. Die grellen, aufdringlichen Dinge dieser unberatenen Welt sollen wieder übersonnt und verklärt werden durch die Strahlen eines makellosen, unirdischen, überwesentlichen Lichtes. Die hohe Idee „Vaterland" wird niemals verblassen, wenn auch einige Voreilige und Besinnungslose, deren es ja gerade heute nur allzu viele gibt, ihr Begehren nur auf Wohlstand, Nahrung, Tanz und Internationale lenken. Denn dies ist ja Wesen und Wirken aller Idee, daß sie über dem menschlichen Wechsel und Treiben unbeirrt und ohne Trübung verharrt und besteht. Vermutlich beruht der Irrtum der Religionsbekämpfer in der Hast, mit der sie ohne Bedenken Christentum und Kirche gleichstellen und vermischen.

Digitized by Google

Das erneute inständige Suchen nach Innerlichkeit und seelischen Werten hat freilich einen Mißstand offen dargetan: die Kirche, wie sie jetzt geübt und geleitet ist, vermag nur noch schwaches Genüge zu leisten. Es ist an der Zeit, daß statt plattester Moralreden, statt allgemeinster, abgegriffener Belehrung (Ihr sollt . . .!) wieder die Bewegung des Unsagbaren, Letzten bewirkt werde. Die monarchische katholische Kirche, in sich selbst geschlossen und staatlich weniger berührt, genießt in vieler Hinsicht zweifellos erfolgreichere, günstigere Bedingungen. Der Protestantismus dagegen hat manchen äußeren Halt eingebüßt, der gerade der Menge Aufrichtung und Versenkung gewährt. Da er sich unmittelbar ans Volk wendet, also demokratisch gesinnt ist, bleibt er Schwankungen und Erschütterungen weit sichtbarer und gefahrbringender ausgesetzt. Die Kirche als Institut sieht die Nötigung, sich beständig zu erneuern, zu erweitern — bis vielleicht die sichere Gemeinschaft zerbröckelt und zerfällt. Aber gerade darum, weil diese bedenkliche Gefahr besteht und sich eben jetzt wieder drohend aufreckt, tut nichts so not, so bitter not wie Beseelung des einzelnen, ein gütiges, mildes Leiten, kein leeres Moralisieren und eiferndes Schelten. Es ist — um nur eine Frage zu berühren — viel zu wenig von der Kanzel herab über das geredet worden, was dem Volke wichtig und gerade heute bedeutsam erscheint: wer war Jesus, wie hat er gewirkt, wie ist es um die Geschichtlichkeit seiner Person bestellt, was unterscheidet seine Lehre von derjenigen anderer Religionsstifter? Da wäre zum Beispiel der chinesische Weise Laotse, dessen schönes, tiefes Werk „Vom Sinn und Leben" in einer von Richard Wilhelm vorbildlich besorgten Ausgabe (Verlag Diederichs, Jena) zu einem Vergleich gewiß verlocken dürfte, denn wie viele dieser hohen und reinen Lehren berühren sich mit christlichen Anschauungen, besonders mit den Worten unserer deutschen Mystiker. Gewiß könnte man auf Grund der fremden Religionen das Wesen der christlichen besonders klar und sicher beleuchten. Vor allem sollte man aber den Ursprung und nicht die persönlich beschränkte Auslegung bevorzugen, nicht deuteln und wenden! Ricarda Huch, die starke und ringende Dichterin und gelehrte Frau, hat einen Versuch gewagt in ihrem Buche „Der Sinn der heiligen Schrift" (Inselverlag, Leipzig). Aber bei aller Hochschätzung dieses lehrreichen, vornehmen, umsichtigen Werkes wird man seine Bedenken schwerlich abzuweisen vermögen. Vor allem hat die unbedenkliche Bezeichnung „Judenchristentum" keinen Raum mehr zum Aufweisen dessen, was gerade das Christentum vom Judentume trennt, zur Begründung dessen, daß hier eben durchaus verschiedene, scheidende Wertungen bestehen. Die sozialen und völkerpsychologischen Fragen, die wichtigsten und schönsten Abschnitte, kann man sich freilich auch aus einem anderen Buche als aus der Bibel abgeleitet denken; man findet sich im Grunde doch nur mit blassen Abstraktionen, wie Weltgeist, Weltvernunft, abgespeist, und das spezifisch Christliche, die Versenkung, die Hingabe bleiben unberührt und im Hintergrunde. All die klugen, aufrichtenden Gedanken dieser erstaunlichen Dichterin leiden durch die Verbrämung mit christlichen Symbolen und biblischen Ausdeutungen, denn sie wachsen nicht aus dem Christentum heraus, sondern bemühen sich, ihre Berechtigung erst durch das Christentum zu empfangen und zu bestätigen.

Sicherlich: wir sind das Zeitalter ohne Melodie, wie es Karl Scheffler in seinem ausgezeichneten, umsichtigen Büchlein „Die Melodie" (Bruno Cassirer, Berlin) ausführlich dargelegt hat. Und man kann seinen Schlußworten unbedenklich beistimmen: „Es stellte sich letzten Endes das Jahrhundert ohne Melodie dar als ein Jahrhundert ohne religiöses Gefühl, als eine Zeit, die man, in all ihrem brausenden Leben, als besessen von einem wahrhaft teuflischen Geist bezeichnen muß. Als ein Jahrhundert ohne Liebe. Ohne Liebe, trotz des wohlorganisierten sozialen Mitleids, trotz der überfließenden Sentimentalität." Und wie man die Theorie der Musik wohl lehren kann, ihr Wesen selbst aber mehr, viel mehr bedeutet als Regeln und Gesetze — so bedeutet auch Religion mehr, viel mehr als bloße Moral und Ethik. Dieses Mißverständnis eben bezeugt so recht die Lieblosigkeit unseres mißratenen Jahrhunderts! Denn eben die Schauer vor dem Unsagbaren, Ungemeinen — sie sind nicht

Digitized by Google

Mystik" (Kempten i. Bayern, Kösel). Die streng katholische Wissenschaft hat ja noch am ehesten Grund, diesen freien Gottesmann mit Bedenken und Abwehr von sich fern zu halten — trotz gelegentlicher Anerkennung.

Dankbar sei auf die von Walter Lehmann veranstaltete Sammlung „Deutsche Frömmigkeit" (Jena, Eugen Diederichs) hingewiesen. Das ausgezeichnete Buch faßt eine gute Auswahl kennzeichnender Artikel aus den Werken der Mystiker zusammen, von Eckehart bis auf die neueste Zeit. Überall quillt lebendigste Gegenwart; es ist ein Erbauungsbuch im reinsten und edelsten Sinne, lauter und klar. Allen, die den Zugang zu wahrhaft christlicher Gesinnung suchen, werden hier Belehrung und Erkenntnis sehen. (Daß Bonus Aufnahme fand, erachte ich freilich für bedenklich; seine Art weicht allzusehr von den Richtlinien der anderen Gottesfreunde ab; dagegen vermißt man Schleiermacher nur ungern.) — Und sodann mag eine Auswahl aus der „Heiligen Seelenlust" des Angelus Silesius genannt sein (Vier-Quellenverlag in Leipzig), welche einige der schönsten Lieder des merkwürdigen Mystikers birgt, die — trotz gelegentlicher Weichlichkeit — noch immer herzlich und erbaulich wirken. Leider fehlt das bekannteste Gedicht „Mir nach, spricht Christus unser Held!" —

Nikolaus von Kues, dem Karl Paul Hasse eine ausführliche Studie widmet (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht), hat Eckeharts erhabene Lehre geliebt und aufgenommen, wenn freilich auch schon abgeschwächt und kirchlich umgedeutet. Aber man verliert sich gern in dieser noch so lichten, umhegten Welt wie in einem Sommergarten. Später kam Luther, der in der Mystik begonnen, aber am Ende seines Lebens paulinischen Bestrebungen zugewandt war und das Eigenerlebnis auf ein ganzes Volk auszudehnen begehrte, wobei ja — wer möchte es heute zu leugnen versuchen? — auch jene Mißstände entkeimen mußten, unter denen wir noch immer seufzen, die unserer Kirche niemals gerade, ruhige Auswirkung gewährten. Eine vorbildliche Auswahl aus den Schriften des großen Reformators hat Martin Rade besorgt (derselbe Verlag). Der starke Band ist eine wunderbare Gabe, denn er führt uns das Streben und Ringen dieses hinstürmenden Mannes so unmittelbar und mitreißend vor Augen. Freilich — die 92 Thesen wird heute wohl kein Unbefangener mehr in ihrer Gesamtheit studieren mögen, und der berühmte und bedauerliche Abendmahlsstreit ist uns gleichfalls nicht mehr gegenwärtig. Aber all den ernsthaften, mitunter freilich auch groben Sprüchen und Mahnungen lauschen wir noch immer voll Begierde, sie währen unveraltet und kraftvoll, bieten ein Zeitbild, wie keine noch so gelehrte Arbeit sie zu umreißen imstande wäre. Martin Rade hat die verschiedenen Auszüge aus den Werken in Abteilungen geordnet mit den Überschriften: Vor dem Thesenstreit, Im Zeichen der Thesen, Um die wahre Kirche, Der rechtfertigende Glaube, Gott und Christus, Vom Worte Gottes usw., so daß eine gute Übersicht und Klarheit gegeben wurde. Biographische Notizen begleiten den Text aufs wirksamste. Man schreitet wie durch einen knorrigen, rauschenden Eichenwald dahin, über dem sich ein blitzerhellter Gewitterhimmel ausbreitet; ein brausender Wind durchrüttelt die Wipfel und bricht die tauben Äste ...

Daß nach Luthers Reform die stille, treue Mystik niemals ihres warmen Glanzes verlustig ging, beweist eine so milde und herzliche Gestalt wie Johann Arndt, dessen Werke uns Wilhelm Koepp in Auswahl dargeboten hat (ders. Verlag). Einst waren ja seine „Vier Bücher vom wahren Christentum" viel gelesen und gelobt; heute würde ihre Weitschweifigkeit ein wenig ermüden und ablenken. Man erquickt sich gern an dieser ursprünglichen, schlichten Innigkeit, an dieser einfältigen Treue, wenn man auch erkennen muß, daß dem Schaffen dieses rechtlichen Pfarrers Kraft und Fülle mangeln, so daß man nicht tief ergriffen, sondern nur sanft und freundlich berührt wird; aber gerade diese milde Ruhe wird in unseren lauten Tagen gewiß bei manchen suchenden Seelen Dankbarkeit und willige Aufnahme finden. Sicherlich bleibt er allzu dunkel im Schatten des wuchtigen Reformators zurück, dessen Worte nicht wie linde Maienlüfte, sondern wie sausender Aufruhr vorüberklangen.

Digitized by Google

Kein Geringerer als Fichte hat die Bedeutung Luthers tief erkannt und verkündet. Er fühlte hier die deutsche Wahrheits- und Wissensbegierde, die ihn selber überflammte. Neben Eckehart ist ja Fichte, der Aufrechte, Weisende, der bedeutendste religiöse Anreger und Förderer gewesen. Das erkennt man so recht, wenn man die Auswahl betrachtet, die Weinel in den „Klassikern der Religion" unternommen hat. Auch Fichtes hochgemute, brennende Mystik wendet sich unmittelbar auf das Urchristentum zurück, verschmäht alle kirchlichen Satzungen und Formeln, will den lebendigen Quell gereinigt wissen von dem Geröll und Schutt überkommener Dogmatik und Gelehrsamkeit. Denn „nur das Metaphysische, keineswegs aber das Historische macht selig, das letztere macht nur verständig!" Aber was wollen, was suchen wir denn, heute mehr denn jemals? „Darin besteht die Religion, daß man, in seiner eigenen Person und nicht in einer fremden, mit seinem eigenen geistigen Auge und nicht durch ein fremdes, Gott unmittelbar anschaue, habe und besitze." Und dann das aufrichtende Wort: „Der reine Christ kennt gar keinen Bund noch Vermittelung mit Gott, sondern bloß das alte, ewige und unveränderliche Verhältnis, daß wir in ihm leben, weben und sind; und er fragt überhaupt nicht, wer etwas gesagt habe, sondern was gesagt ist." Man erkennt, daß hier Eckeharts Lehre und Glaube neu erstanden und aufgetan ist. Gerade jetzt (ach, dieses unabänderliche „gerade jetzt" — welche Sehnsucht und Armut schließt es in sich!) bedeutet Fichte einen richtenden Maßstab für jeden Deutschen, der sich seines angestammten Volkstums noch bewußt ist. Der Weltkrieg hat ihn uns gezeigt in all seiner überragenden Größe und Sicherheit. Er war niemals ein „Kriegshetzer", wie es diejenigen zu behaupten wagen, die verunglimpfen, ohne zu kennen. Weinel betont es mit dankenswerter Schärfe. „Die Reden an die deutsche Nation", sagt er, „sind ja nicht, wie man immer wieder behauptet, ein Aufruf zur Erhebung gegen Napoleon. Sie sind ein Aufruf zum höchsten Opfer. Unsere Kinder sollen wir unserer Buße opfern, so hat der Gewaltige damals gesagt. Wir wollen sie hingeben zu einer neuen Erziehung an den Staat, nachdem wir unser Anrecht auf Kindererziehung durch unsere Schwäche und Armseligkeit verloren haben! Man wundert sich, daß man ihn nicht in Stücke gerissen hat um dieser Bußpredigt willen. Jesus hat in der gleichen Lage am Kreuze sterben müssen." In Eckehart und Fichte wird uns das Heil erwachsen, das wir jetzt so emsiglich außer uns suchen —: im Sozialismus, in der Internationale, im Kubismus und Expressionismus, die ja alle nur das Anzeichen dafür sind, daß ein kranker Körper durch Ausscheidung alles Überlebten, Abgegriffenen nach neuer Gesundung und freier Betätigung verlangt. — Wer Fichte recht nahekommen möchte, der greife zu der Sammlung seiner Briefe, die von Ernst Bergmann besorgt wurde (Inselverlag, Leipzig). Namentlich die Briefe an die Braut und Gattin zeigen uns den unerschrockenen Streiter, den stürmenden der ersten Leipziger und Jenaer Zeit und den sich vollendenden der Berliner Jahre. Weichheit und Zorn, Demut und Aufbegehren wechseln beständig — immer aber dauert das redliche, unerbittliche Werben um Wahrheit und Klarheit. Ob er gegen Schelling seine Anschauungen wahren muß, ob er sich gegen Goethe hartnäckig und verbissen verteidigt — wir fühlen den heißen Atem des Mannes, der nur nach dem einen trachtet: sich zu läutern und zu erfüllen. Mehr wie bei Kant oder selbst Schopenhauer tritt das rein Menschliche ans Licht, jenes Bekenntniswort Goethes, das sich auch an Fichte bewährt hat: „Ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt: ein Kämpfer sein!"

Neben Fichte stand der weichere Schleiermacher, dessen wundervolle Reden „Über die Religion" im Zeitalter der Romantik die Geister tief durchzittert und erweckt haben. Nicht Moral und Metaphysik, sondern das „Anschauen des Universums", die unmittelbare Erhebung zur Gottheit wurde hier verkündet mit einer reinen, aufleuchtenden Inbrunst, welche auch heute noch unvermindert in die Gegenwart hinüberklingt. Viel zu wenig achtete man dieses kostbaren Werkes, das uns jetzt Rudolf Otto in einer vorzüglichen Neuausgabe geschenkt hat (Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen). Eine kundige Einleitung, ein zusammenfassendes

Digitized by Google

zu lehren, sie bleiben allein das einsame Erlebnis der Seele, ohne das auch die sichersten Gesetze und Regeln nur Formeln und Paragraphen sind. Wenn irgendwo, so gilt gerade hier das vielzitierte Wort: Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen . . . Und daß man dennoch jetzt — nach Art der Romantiker, deren Werken man sich dankbar wieder zuneigt — sich auf das Unbewußte, Unbedingte besinnt, beweist am hellsten die unerlöste Sehnsucht unseres armen Volkes. Die Kunst, die sich in Krampf und Geschrei allgemach selbst ermattet, sucht Einkehr und Ruhe auf der Flucht. In seinen Aufsätzen „Die Flamme" (G. Müller, München) hat Karl Röttger mancherlei Besinnliches und Tüchtiges über dieses erwachte Verlangen und Hoffen zu verkünden, nicht immer völlig gefaßt und sicher, auch stilistisch mitunter ein wenig eilig (der Verfasser gehört dem Charontiker-Kreise an), aber immer ehrlich bestrebt und zielbewußt. Freilich — das Gewisseste bleibt immer, zur Quelle selbst zurückzuwandern, sich an ihr zu speisen. „Die Menschen sind nur so lange produktiv in Poesie und Kunst, als sie noch religiös sind", sagt Goethe.

Da hat uns der bekannte Theologe Heinrich Weinel in der vortrefflichen Bücherei „Die Klassiker der Religion" eine Sammlung neutestamentlicher Sprüche geschenkt, welche Jesus unmittelbar redend vor dem aufhorchenden Leser erwecken sollen. Fußnoten (vielleicht zu wenige und knappe in Anbetracht eines so wichtigen Gegenstandes) begleiten auf dieser wundervollen Pilgerfahrt. Ein derartiges Buch spendet innigere Aufrichtung als so manche Reden studierter, berufsmäßiger Prediger, denn hier ist nichts von konfessioneller Beschränkung, hier ist der Ausgang selbst, zu dem wir zurückverlangen müssen, wenn anders uns das Heil nicht ewig ferne bleiben soll. Was uns fehlt, ist immer noch ein Leben Jesu, das freilich von einem Manne geschrieben sein müßte, der die Gaben des Gelehrten und des Künstlers in sich vereinigte; ein Buch, das erzählend und dennoch belehrend, durch Beispiele, historische und geographische, sittengeschichtliche und sprachwissenschaftliche Beziehungen, die Ergebnisse der Forschungen zusammenfassen und trotzdem immer voll Andacht und Würde bleiben müßte. Niemals dozierend; ein dichterisches Werk, ein Erbauungsbuch für Gebildete und Ungebildete. Vergessen wir es doch niemals, daß die Erscheinung Christi immer nur aus der Umgebung zu begreifen ist, der er entwachsen — und diese Umgebung ist uns fremd und neu von Anfang an. Wie so anders könnte dann in den Schulen gelehrt und gewirkt werden, nicht durch Auswendiglernen von Sprüchen und Liedern, sondern durch unmittelbare Anschauung, durch herzliche Ergriffenheit. Denn wie überall, so fehlt auch hier das persönliche Erlebnis, die echt mystische Hingenommenheit.

Ja — Mystik im wahren, unverfälschten Sinne brauchen wir wieder, das Lied der Seele, die Melodie der Hingerissenheit. Was uns hell in ihr aufkeimt, hat soeben Friedrich Heiler in einem schönen Vortrage dargetan, „Die Bedeutung der Mystik für die Weltreligionen" (München, Ernst Reinhardt). „Sie ist stets eine Reaktion gegen die naive Welt- und Lebensfreudigkeit wie gegen den Kulturoptimismus, gegen die starre Äußerlichkeit der herkömmlichen Religion wie gegen die egoistische Lohnsucht der Volksfrömmigkeit . . . Sie ist übergeschichtlich und überkirchlich, sie erhebt sich in souveräner Freiheit über alle dogmatischen und rituellen Überlieferungen und sucht unmittelbaren und direkten Zugang zum Geheimnis des Göttlichen." Vielleicht darf ich bei dieser Gelegenheit auch auf mein soeben erschienenes Buch „Die deutsche Mystik" (Hugo Bermühler, Lichterfelde 1) hinweisen, in welchem ich — ohne alle Gelehrsamkeit — den Versuch unternommen habe, die allgemeinen Richtlinien aufzuzeichnen, nicht nur die mittelalterlichen Mystiker um Eckehart und Tauler zu betrachten, sondern die großen Zusammenhänge bis auf Fichte und Novalis auszubreiten und die letzte Höhe der Mystik dann in Johann Sebastian Bachs Werken zu erläutern und zu preisen. — Man kehrt jetzt willig und dankbar wieder zu den alten lieben Legenden und Hymnen zurück, weil sie voll sind von dieser Inbrunst des Schauens und Wissens. Sicherlich — die „Byzantinischen Legenden", die Hans Lietzmann bearbeitet und aus-

Digitized by Google

gewählt hat (Verlag Eugen Diederichs, Jena), befriedigen zunächst vor allem die novellistische Neugier und Freude; dennoch bleiben sie ein würdiges Zeugnis dessen, wie eifrig man die unbeugsame Frömmigkeit zu ehren und zu loben wußte. Und vor allem die wundervollen „Alten Heiligenlegenden“ aus der Überlieferung des Kölner Passionals (Volksvereinsverlag, München-Gladbach) muten wirklich an wie jene frommen Gemälde eines Giotto oder Fra Angelico, wie Lochners oder Dürers erhabene Schöpfungen. Man liest darin wie in alten Pergamenten, aus denen ein Duft wie von Ewigkeit her emporzittert. Und dann ist noch ein anderes Büchlein desselben Verlages da, „Die kirchlichen Hymnen“, das in der lateinischen Urschrift und in zumeist recht angenehmer Übertragung die prachtvollen alten Lieder zusammenfaßt, die ja auch Luther nachzudichten nicht verschmäht hat. Da die vorliegende Ausgabe freilich nur für Katholiken bestimmt ist und vornehmlich liturgischen Zwecken dienen soll, so wurden die Gesänge leider in Umgestaltungen und nicht immer in den besten Nachdichtungen gegeben. Wer vermöchte sich dem unnennbaren Zauber eines Dies irae oder Stabat mater ungerührt zu entziehen? Das Mittelalter war denn doch keineswegs so „dunkel“, wie die unberatene Überlieferung es darzustellen beliebt. Es brachte uns ja vor allem die höchste Blüte religiösen Fühlens und Erlebens: die deutsche Mystik. Man braucht nun keineswegs alle Absonderungen, wie sie damals geschahen, als auch heute noch wirkend und förderlich zu werten. Die „Dokumente der Gnosis“ zum Beispiel (Verlag Diederichs, Jena), eine übrigens gewiß sehr fleißige, achtenswerte, historisch wichtige Arbeit, vermag wohl nur sehr wenigen Lesern mehr zu bedeuten als eine Wunderlichkeit, eine unverständliche, abwegige Spekulation. Wie anders schon, wenn man in der Welt Augustins Einkehr hält an der Hand des schönen Lebensbildes, das auf Grund der Briefe dieses Kirchenlehrers von Wilhelm Thimme (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht) entworfen wurde. Mag auch diese fleißige Arbeit besonders historischen Wert beanspruchen, so führt sie dennoch jeden willigen Leser vorzüglich ein in jene Zeit, als man das Christentum mit Dialektik und Philosophisterei zu erkämpfen und zu beweisen trachtete und trotzdem niemals den innigen Zusammenhang mit dem Anfang verloren hatte. Bei weitem wichtiger erscheint die treffliche Neuausgabe der „Bekenntnisse“ des großen Kirchenlehrers (ders. Verlag), welche von E. Zurhellen-Pfleidere gekürzt und in fließendes, nicht „wissenschaftliches“ Deutsch übertragen wurden. Alle Weitschweifigkeiten und heute teilweise unverständlichen polemischen Ausfälle wurden ausgemerzt, so daß ein jeder, der guten Willens ist, sich ungestört dem hohen, würdigen Buche dieses bedeutendsten Kirchenvaters hingeben und sich an ihm wahrhaft erheben und erlösen kann. Denn immer bleibt es stark, überzeugend, unmittelbar; zumal jetzt, wo es vom Staub der Jahrhunderte befreit ist und nur in lebendiger Gegenwart zu uns redet. — Dann aber — wie ein Licht, ein stetes, unbeirrtes, hohes — tritt Meister Eckehart hervor, der größte Christ des Abendlandes; jener erhabene, hingenommene Prediger, dessen Schriften erst heute die vollkommene Würdigung und Beachtung erfahren haben. Walter Lehmann bescherte in der Sammlung „Klassiker der Religion“ (erschienen bei Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen) eine treffliche Auswahl in feinsinniger, liebevoller Übertragung und mit kenntnisreicher Einleitung, die gerade infolge ihrer schönen, stillen Hingabe ein besonders herzliches Lob verdient. Wer nur einmal sich verloren hat in diesen reinen, hehren Gipfelglanz, der begehrt niemals wieder hinunter in Dunst und Lärm konfessioneller Streitigkeiten und Begierden (ich habe früher schon im „Türmer“ über Eckehart und die Mystik geredet und beschränke mich darum nur auf Hinweise). Hier eröffnet sich eine unverstümmelte, vollkommene Rückkehr zum Ursprung (Rückkehr bedeutet keineswegs, wie man heutzutage gerne einzuwenden pflegt, ein Hinab, sondern ebenso gut ein Hinan — je nach der Beschaffenheit des Weges, den man hinter sich gelassen). Und diese Wirkung läßt sich verfolgen in den kommenden Generationen. Wie sehr Eckehart von christlich-kirchlicher Seite noch mißverstanden und abgelehnt wird, beweist die im übrigen sehr eindringliche und emsige Studie von Joseph Bernhart über „Bernhartische und Eckhartische



Digitized by Google

Nachwort und hilfreiche Anmerkungen werden dem Leser gewiß willkommen sein. Nun kann ein jeder diesem wahrhaft frommen Buche nahe sein; und wer in Fichtes unbedingter Größe vielleicht ein wenig Bedrückung findet, der sieht sich hier einem sanfteren Führer gegenüber, der aber nicht minder wichtig und förderlich bleibt. Möge doch endlich die Zeit anheben, wo man solchen Stimmen wieder Gehör und Gefolgschaft schenkt! Was die Theologie unserer Tage geleistet hat, beginnt bei Schleiermachers Reden; und die „Gebildeten unter ihren Verächtern" werden der Religion, die trotz allen Lärmens der Gegner nur um so inniger wirbt und besteht, vielleicht zurückgewonnen werden, wenn sie erkennen, daß nicht Kirche und Dogma, sondern Erlebnis und Vollendung der unsterblichen Seele gemeint ist, Eingang in die Ewigkeit ohne Zwang und Regel — nur aus Überzeugung und Liebe und Hoffnung.

Wie verblaßt daneben ein so eifriger, dennoch unbefriedigter Denker und Grübler wie der Däne Soeren Kierkegaard, den uns Edvard Lehmann nahe führen möchte (derselbe Verlag). Immer ein Danebenher und Darumherum; immer nur Frage und — ein wenig Snobismus. Rein menschlich und auch künstlerisch von Bedeutung (wie schön ist die stille Betrachtung „Waldeinsamkeit!"), vermag er doch als religiöser Charakter niemals volle Becher darzureichen. Viel Begriffsspaltereien, geistreiche Beobachtungen — und dennoch: das Letzte, Tiefste, Unmittelbarste fehlt fast gänzlich, und so scheidet man vielleicht mit Achtung und „Interesse", aber unbeteiligt und ungerührt.

Und danach Lagarde! Auch er heute erst verstanden und geliebt. Auch er, gleich Eckehart und Fichte, ein religiös Ergriffener, der eine Wiederbelebung abgestandener Formeln und Dogmen von sich weist, der nur ein Ziel kennt und verfolgt: Erstarkung in deutschem Denken und Empfinden! Gleich Fichte fühlt er in Paulus das Hemmnis, den Unberufenen; die jüdische Überlieferung gilt ihm wenig. Gegen Luther wußte er gewichtige Einwände; der Protestantismus blieb ihm fern in seiner Zerklüftung und staatlichen Einschränkung; lieber hielt er Einkehr in den ragenden Domen des Katholizismus und fühlte die Schauer der Erhabenheit. Wir sollen, so will es Lagarde, wieder „evangelisch" werden, das heißt eben: mit Fichte und Eckehart zu Jesus zurückkehren und alle folgende Stufen und Verirrungen von uns scheiden. „Gezeigt wird die Religion freilich nicht, aber sie leuchtet, ohne daß der Fromme es weiß; sogar am Sommermittag leuchtet sie, geschweige denn in unseren dunklen Abenden des Welkens und der Herbststürme." — „Für die Frommen ist die Religion kein Glaubensbekenntnis, sondern ein Leben, ein Umgang mit Gott: dieses Leben aber wurzelt nicht in irgendwelcher Bildung, sondern jede Bildung wurzelt in diesem Leben." Wie hat Lagarde immerdar für Reform der Schule gestritten, wie hat er die Jugend bewahren wollen vor den qualmigen, stinkenden Bierstuben, hinausführen wollen in die Freiheit der Wiesen und Felder! „Es handelt sich darum, der Nationalität diejenige Entwicklung zu sichern, welche der in Demut zu beobachtende Wille Gottes verlangt." In der schönen Ausgabe, die Hermann Mulert in der „Klassikern der Religion" veranstaltet hat, wird man mit Gewinn und Nutzen lesen. Denn auch Lagarde wußte, daß nur eines uns helfen und aufrichten kann: die Idee. „Das Ideal, ich habe es meinen Schülern seit mehr als einem Vierteljahrhundert immer aufs neue eingeschärft, ist nicht über den Dingen, sondern in den Dingen: wie Gott nicht bloß Sonntags von neun bis elf in der Kirche, sondern jederzeit und überall ist und gefunden werden kann." Wenn eine Rettung und Gesundung möglich ist, dann nur auf diesem Wege! Das Zurück ist ein Gipfelpfad dorthin, wo das ewige Licht herniederströmt — weg von Dunst und Hast der Städte. Einkehr, Umkehr — der Weg zum leuchtenden Gral. Denn, so sagt Fichte, der es an sich selbst erfahren: „Es siegt immer und notwendig die Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme, nicht die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemütes ist es, welche Siege kämpft!"

Ernst Ludwig Schellenberg

Digitized by Google

# Ketteler

Das deutsche Volk ist heute nicht so reich, daß es geistige und sittliche Kapitalien, die ihm zur Verfügung stehen, ungenützt lassen könnte. Das deutsche Volk ist heute nicht so stark, daß es sich das aufreibende Vergnügen innerer Kraftüberspannungen und Bruderkämpfe gestatten dürfte. Verderblicher noch als der Vernichtungskrieg, den die zur blutroten Fahne haltenden Teile der Arbeiterschaft gegen die ganze übrige Nation führen, wäre ein Wiederaufleben des alten Hasses der Lutherschen und Römischen, denn nichts gleicht in seelenmörderischer Furchtbarkeit den Glaubenskriegen. Der heute meistgenannte und meistumstrittene Mann in deutschen Landen droht unheilvolle Verwirrung anzurichten. Der Volkszorn gegen Erzberger entlädt sich oft in Angriffen auch gegen das Glaubensbekenntnis dieses Mannes. Was hat denn aber die nun fast zwei Jahrtausende alte katholische Kirche mit den Sünden zu tun, die der Parlamentarier und Minister Erzberger seit ein paar Jahren begangen hat? Mit demselben Recht könnte man alle braven Schwaben Reichsverderber nennen, nur weil Matthias nun einmal zufällig aus Biberach kommt. Nicht einmal die politische Partei des Zentrums als solche darf man so ohne weiteres für die Erzbergereien verantwortlich machen, denn aus dieser parlamentarischen Gruppe sind seit sechzig Jahren Männer hervorgegangen, deren sich Deutschland gewiß nicht zu schämen braucht. Auch als Deutscher evangelischen Bekenntnisses und konservativer Staatsanschauung wird man z. B. an dem alten Ulanen Schorlemer-Alst seine Freude haben können.

Schwerer wird es uns schon, zu einem Ketteler in angenehme Beziehungen zu kommen, aber gerade diesen Mann müssen wir studieren, wenn wir den politischen Katholizismus in Deutschland verstehen wollen. Gar manches stößt da zuerst unser Ghibellinenherz ab; sehen wir aber näher zu, finden wir doch im streitbaren Mainzer Bischof den echten guten Deutschen, den vorbildlichen westfälischen Edeling — und wenn wir seine Ansichten auch nicht teilen, rufen wir schließlich doch: „das war ein ganzer Kerl“ — und wenn er heute wiederkäme, würde er, nach unserer unmaßgeblichen Meinung, mit Erzberger und Compagnie sehr kurzen Prozeß machen. Wir sollen uns heute gegenseitig zu verstehen suchen. Ein Katholik, der nicht gerade im Rufe großer Duldsamkeit steht, Joseph Görres, schrieb einmal: „Wir alle, Katholische und Protestantische, haben in unseren Vätern gesündigt und weben fort an der Webe menschlichen Irrsals, so oder anders, keiner hat das Recht, sich in Hoffart über den andern hinauszusetzen, und Gott duldet es an keinem, am wenigsten bei denen, die sich seine Freunde nennen.“

Der Name Ketteler wurde uns, die wir in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre studierten, im Zusammenhang der christlich-sozialen Bestrebungen bekannt. Das Ziel einer Aussöhnung des grollenden vierten Standes mit dem Deutschen Reich und der Kirche begeisterte uns, und wie wir uns für Stöcker ins Zeug legten, suchten wir den christlich-sozialen Gedanken auch noch weiter zurück zu verfolgen; so kamen wir auf dem Umwege über Lamennais und Kingsley auf Ketteler. Gerade damals erschien dann in Neuausgabe die lange vergessene Schrift Kettelers „Die Arbeiterfrage und das Christentum“. Sowohl in seiner Be- und Verurteilung der sozialen Notstände seiner Zeit, wie in seiner Kritik der Heilmittel, die Liberalismus und Radikalismus, ja, die reine Politik überhaupt bieten, kann man dem Mainzer Bischof auch heute noch meist zustimmen. Weder Selbsthilfe noch Staatshilfe allein können dem Leiden der Armen ein Ende machen; es muß die religiöse Sittlichkeit zur Hilfe kommen; sie gibt die rechte Wertung der nicht entwürdigenden, sondern veredelnden Arbeit; sie söhnt den Arbeiter mit seinem irdischen Los aus. Dem Materialismus und Optimismus der Sozialdemokratie ist Ketteler ein abgesagter Feind. „Ihr werdet immer Arme bei euch haben“, hat Christus gesagt. Es ist ein Wahn, anzunehmen, daß irgendeine ausdenkbare Staats-, Gesellschafts-, Wirtschaftsordnung das goldene Zeitalter herbeiführen und alle Tränen trocknen wird. Mit Theater und Konzert, Kunstwerken und Wissenschaften, mit Familien-

Digitized by Google

festen und Bibliotheken, mit allen geistigen und sinnlichen Genüssen dieser Erde kann man das ruhelose Sehnen des Menschenherzens und die tausend Schmerzen des Daseins nicht betäuben. Und wenn schon die Bürger von „Besitz und Bildung“ an den Rezepten der Strauß und Feuerbach, Büchner, Häckel, Ostwald usw. verzagen müssen, so wie das Schicksal mit unbarmherziger Hand in unser Leben eingreift, so müssen erst recht die Enterbten rettungsloser Verzweiflung in den unlösbaren Widersprüchen des Menschenlebens anheimfallen.

Ketteler hat in seiner berühmten Ansprache vom 25. Juli 1869 die einzelnen Forderungen des Arbeiterstandes erörtert und die meisten in ihrem Kern als berechtigt anerkannt. Die Hilfsmittel, die den Arbeitern von der Kirche geboten werden, sind Anstalten für Arbeitsunfähige, das christliche Familienleben mit seinen Stärkungen und Tröstungen, die religiösen Wahrheiten und die unmittelbaren sozialen Kräfte des Christentums selbst. Die „Produktiv-Assoziationen“, für die Ketteler eintritt, werden um so mehr Gutes stiften, je christlicher der Geist ist, in dem sie durchgeführt werden. Zugegeben, daß manches in Kettelers volkswirtschaftlichen Darstellungen naturgemäß veraltet ist; seine Gedankengänge selbst sind aber noch heute ebenso richtig wie vor fünfzig bis sechzig Jahren, und wenn er z. B. die Selbstsucht und Parteiwut der sich untereinander befehdenden Arbeiterführer schildert, könnte man meinen, Ketteler habe die roten Herrschaften *unserer* Tage vor sich gehabt. Wer sich von der Schlagwort- und Gemeinplatz-Seuche der „Jetztzeit“ erholen will, lese Kettelers Schriften, die zwar eine meisterhafte Beherrschung der Sprache zeigen, gleichwohl auf alles verzichten, was nach Flitter und Schwulst aussehen könnte und allein durch schlichten Ausdruck selbsterarbeiteter Gedanken und tiefer Überzeugungen wirken wollen. (Es sei auf die von Mumbauer besorgte Auswahl der Reden und Aufsätze Kettelers hingewiesen.)

Ketteler ist als Vorkämpfer einer christlich-ethischen Lösung der Arbeiterfragen (die selbstverständlich außerdem auch vom Staatsmann, Volkswirt, Sozialpolitiker, Unternehmer, „organisierten“ Arbeiter usw. in Angriff genommen werden müssen) eine allseitig anerkannte Berühmtheit. Auffallend ist es dagegen, daß Kettelers geschichtsphilosophischen und allgemeinpolitischen Gedanken heute fast gar keine Beachtung geschenkt wird. Man fürchtet da, in eine ganz fremde und unverständliche, tief-mittelalterliche Welt zu geraten. Hat nicht aber gerade das, was der heutigen Geistesmode widerspricht, eine große Anziehungskraft? Nur der wird das leugnen, der in den Anschauungen der Herren Henke, Cohn, Hoffmann, Scheidemann usw. die feinste Blüte deutschen Denkens verehrt. Ketteler ist selbstverständlich davon überzeugt, daß Staat, Volk, Weltgeschichte, wie das ganze All Auswirkungen Gottes sind. Dieser theozentrische und theomonistische Universalismus stößt hier und da mit unserem Nationalstaat und unserer Hinneigung zu Nationalkirchentum zusammen. Die frohe Botschaft der Christnacht ist nun aber einmal an *alle* Menschen und Völker gerichtet, das Christentum ist also universal, und dem folgerichtigen Ausbau dieses neuen Gottesreiches auf Erden steht nur das Bedenken entgegen, daß die Katholiken der anderen Staaten gar keine Neigung zeigen, ihre schroffnationalen Ansprüche hinter diesen echten „Katholizismus“ zurückzustellen. Man denke heute nur an die Polen, Belgier, Franzosen. Der Gedanke eines unter kirchlicher Leitung geeinten Europa hat sogar den protestantischen Novalis begeistert. Da werden wir denselben kirchlichen „Internationalismus“ dem Bischof Ketteler nicht so sehr übelnehmen dürfen. Die Größe und Eigenart Kettelers liegt gerade in seinem Bestreben, den Katholizismus oder Universalismus mit dem deutschen Nationalempfinden zu verbinden.

„In der Wissenschaft, im Völkerrecht, im Staatsleben, im Volksleben stehen die Menschen vor Aufgaben, die Gott ihnen gesetzt hat. Wo sie dieselben durch Christus lösen werden, da ist Fortschritt, da ist Vollendung, da ist wahrer Glaube ... wo sie dieselben ohne Christus erfüllen wollen, da ist Tod, Verderben, Untergang ... Es gibt kein anderes Fundament, als welches gelegt ist Christus Jesus.“ Weil nach Kettelers Meinung der preußische Staat und das neue Deutsche Reich nicht die ihnen von Gott gestellten Aufgaben lösten, fühlte sich der Bischof

Digitized by Google

zum Widerspruch gedrängt. Der „Staat von Gottes Gnaden“ ist Kettelers Ziel. Nicht das Gottesgnadentum der Fürsten; nicht die Vorstellung, daß alle Handlungen des sich allmächtig dünkenden Staates von Gott veranlaßt sind; nichts Unbeschränktes, sondern im Gegenteil größte Beschränkung liegt in diesem „Staat von Gottes Gnaden“, „denn wer seine Gewalt von Gott ableitet, bekennt damit, daß er sie nur im Gehorsam gegen Gott üben darf und also die Grenzen anerkennen muß, die ihm der Wille Gottes in seinen Geboten, in der allgemeinen Weltordnung, in den Rechten, die er den übrigen Menschen erteilt, gesetzt hat“. Die Staatsordnung ist nicht etwas von Menschen Erfundenes und von Menschenwillkür Abhängiges, sondern Gotteswerk. Dieser Auffassung des Staates von Gottes Gnaden steht der Staat von Menschen Gnaden entgegen: alle Gewalt kommt vom Volk. Das einzige Bindemittel der menschlichen Gesellschaft ist der Vertrag, und zur Durchführung dieses Vertrages braucht man die Gewalt.

Man kann Kettelers Lehre eine theokratische nennen; er selbst war der Meinung, den recht eigentlichen deutschen Staatsgedanken zu vertreten. Kettelers Staatsgedanke ist aber auch der organische gegenüber dem mechanischen. Kettelers Staat von Gottes Gnaden ist vor allem auch der Feind des „Gottstaates“ Hegels. Daraus ergibt sich, daß Kettler den Staatsabsolutismus in jeder Form aufs schärfste ablehnt und bekämpft. Ketteler ist ein unversöhnlicher Gegner des roten Jakobinertums, aber ein ebenso heftiger Widersacher der Lehre vom „Staat als dem präsenten Gott“. Sowohl der fürstliche Despotismus wie der Despotismus der demokratischen Massenmehrheit und Parteiherrschaft sind unvereinbar mit dem christlichen wie mit dem germanischen Empfinden. Der Phrasenschwulst des alten Liberalismus konnte den klaren Denker Ketteler nicht benebeln: „Eine Wahrheit, die nicht genug wiederholt werden kann, ist die, daß mit jeder Staatsform die schmählichste Knechtschaft geübt werden kann. Nicht dadurch ist schon ein Volk frei oder unfrei, daß die Form der Republik oder der Monarchie irgendwo besteht. Je mehr dem Volke zu seiner unmittelbaren Selbstbestimmung überlassen ist, desto politisch freier ist es. Ketten, im Namen der Volkssouveränität dem Volke angelegt, sind ebenso bitter als die im Namen eines Souveräns. Das Volk will in seiner Familie und Gemeinde sich selbst bestimmen. Das ist germanisch, das ist deutsch! Das macht ein edles Volk. Man kann ein wahrer Feind der Freiheit des Volkes sein und dennoch den Namen der Volkssouveränität tagtäglich im Munde führen.“

Diese organische, geschichtliche und germanische Staatsauffassung bringt den Bischof in scharfen Gegensatz zur mechanischen, doktrinären und romanischen. Ketteler ist ein Anhänger der konstitutionellen Monarchie und der ständischen Verfassung; er ist ein begeisterter Apostel der deutschen Freiheit gegen den Moloch der Staatsallmacht. Ketteler spricht von dem berauschenden Zauber des Wortes Freiheit. Die wahre Freiheit ist klares Sonnenlicht, die demagogische Freiheit ist eine trübe, qualmende Fackel. „Nur beim Menschen kann auf Erden von Freiheit die Rede sein, alles andere in der Natur ist unfrei. Die Freiheit des Menschen ist ein Ausfluß seiner Gottähnlichkeit.“ Die Freiheit besteht in der inneren freien Selbstbestimmung des Menschen zum Guten, verbunden mit freier Wahl und insbesondere Möglichkeit der Wahl des Bösen. Die freie Selbstbestimmung ohne äußeren Zwang ist auch die notwendige Voraussetzung der politischen und sozialen Freiheit. Die politische Freiheit ist im höchsten und weitesten Sinne „Selbstverwaltung“. Es ist französisch und ganz und gar undeutsch, Freiheit und Gleichheit zu verwechseln. „Der falsche Liberalismus kennt eigentlich nur Gleichheit und nennt die Gleichheit — Freiheit ... Es gibt eine Gleichheit der Sklaven, eine Gleichheit der Züchtlinge, eine Gleichheit der Rechtlosigkeit. Das Volk ist nicht dann frei, wenn alle gleich unfrei sind ... Wenn das Gesetz despotisch ist, dann ist die Despotie des despotischen Gesetzes eine allgemeine, elende Knechtschaft.“ Damit wendet sich Ketteler, wie man sieht, gegen das demokratische Schlagwort „Die Freiheit ist Despotismus des Gesetzes“. Und Ketteler, der Deutsche, ruft „Wir fordern ein Staatswesen mit deutscher Freiheit, nicht mit Franzosenfreiheit, mit Freiheit dem Inhalte nach, nicht mit Freiheit der bloßen Form

Digitized by Google

nach, mit wahrer persönlicher Freiheit ... Im Sinne der germanischen Freiheit ist der Mensch alles, im Sinne der französischen ist der Mensch nichts und die Staatsgewalt alles." Selbstregierung des Volkes in germanischen Formen und in den naturnotwendigen Verbänden; die Grundform für alle sozialen und politischen Gestaltungen des deutschen Wesens war immer die Familie, die Blutsverwandtschaft, die Sippe, dann ihr nachgebildet die Zunungen, die Stände. —

Ketteler, der westfälische Edelmann, mit dem Stolz auf die Freiheit und Unabhängigkeit und Selbstbestimmung des alten Germanen, mußte nicht nur mit dem romanischen Absolutismus in Gegensatz kommen, sondern auch mit dem preußischen Staatsgedanken, und er wäre auch ohne den Kulturkampf ein Widersacher des neuen Deutschen Reiches, soweit es ausgesprochen bismarckische Prägung zeigte, gewesen. Er konnte nicht das im Jahre 1866 Geschehene gutheißen und lehnte es ab, dem Erfolg der Gewalt nachzulaufen. Es liegt auf der Hand, daß wir auf diesem Gebiet dem Bischof Ketteler nicht folgen können. Wohl aber muß Ketteler gegen den Vorwurf verteidigt werden, daß er in einseitiger österreichelnder und ultramontaner „Reichsfeindschaft" der deutschen Einheit widerstrebt habe. Im Gegenteil war die Einigung der deutschen Stämme, wenn auch ohne „französische Zentralisation", das mit heißer Sehnsucht erstrebte Ziel des gutdeutschen Patrioten Ketteler. Schon 1861 schrieb Ketteler, es sei zu beklagen, daß manche Katholiken von der Einigung nichts wissen wollten, weil sie mit angeblichen kirchenfeindlichen Absichten verbunden sei. Die Katholiken müßten sich durchaus vor dem Scheine hüten, als ob ihnen die deutsche Sache fremd wäre. „Wir müssen vielmehr das Falsche vom Wahren wohl unterscheiden und uns in der Liebe zum deutschen Vaterlande, zu seiner Einheit und Größe von niemanden übertreffen lassen." „Wir haben ein großes Vertrauen auf den Beruf, welchen Gott dem deutschen Volk gegeben hat" — sagte Ketteler nach dem Jahre 1866. So groß auch die Gefahren der neuen Lage sein mögen, man solle auch die Übelstände der alten Zeit nicht vergessen und solle das anerkennen, was im Neuen segensreich werden könne. In seinem Buch „Deutschland nach dem Kriege von 1866" prüft Ketteler die verschiedenen vorgeschlagenen Lösungen der deutschen Frage und spricht sich schließlich für den deutschen Bundesstaat unter preußischer Führung mit Wahrung, der rechtmäßigen Selbständigkeit der einzelnen Fürsten und Länder und mit engem unauflöslichem österreichischem Bündnis aus. In einer späteren Bemerkung Kettelers heißt es: „Nach der Religion ist mir das deutsche Vaterland, das deutsche Volk das Höchste ... Die wahre Liebe zum Vaterland scheint mir von jedem Deutschen zu fordern, daß er die liebsten und teuersten Wünsche fallen läßt, wenn sie unvernünftig sind, und daß er für den Weg, auf dem die meiste Hoffnung liegt, das deutsche Vaterland zu retten, offen auftritt, mag es ihm verargt werden oder nicht ..." Man sieht, wie schwer es dem alten westfälischen Großdeutschen geworden ist, sich nur einigermaßen mit dem Kaisertum der Hohenzollern auszusöhnen. Die kaiserliche Macht und die Einheit werde dem deutschen Volke nur dann zum Heile gereichen, wenn es zugleich die Grundlage seiner alten deutschen Kraft heilig hält und stärkt, die Gerechtigkeit und Gottesfurcht, so sagte Ketteler in einem Hirtenbrief zu den Reichstagswahlen 1871. In einer Predigt des Jahres 1872 verteidigt er den deutschen Katholizismus aufs entschiedenste gegen die Anklage der Reichsfeindschaft. Die katholischen Grundsätze, die man als staatsgefährlich brandmarke, seien nichts anderes als die großen christlichen Lehren, nach denen Gott auf Erden zwei Gewalten gegründet habe, Kirche und Staat; die weltlichen Gesetze dürften den zehn Geboten und den anderen göttlichen Gesetzen nicht widersprechen; man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen. Wenn diese Wahrheiten staatsgefährlich seien, dann sei das Christentum selbst staatsgefährlich. Und eine solche Staatsgefährlichkeit des Evangeliums wird natürlich von Ketteler als unsinnig geleugnet. Es kommt doch eben ganz darauf an welchen Staat man im Auge hat. Es liegen in den Lehren des Evangeliums Entwickelungsmöglichkeiten, die tatsächlich, wie die Erfahrungen der Jahrhunderte gezeigt haben, zum Ideal

Digitized by Google

der Staatlosigkeit und Staatfeindschaft führen können; und manche von diesen Schwarmgeistereien sind sicherlich von lauterster Frömmigkeit eingegeben. Ketteler selbst wurde durch die Kümmernisse der folgenden kirchenpolitischen Kämpfe immer mehr zu jener Abneigung gegen den modernen autokratischen weltlichen Staat gebracht, die bereits von Görres so wuchtig zum Ausdruck gebracht war. Solche „Athanasius“-Gedanken wird der Protestant und friderizianische Preuße politisch sachlich bekämpfen, ohne diesen Überzeugungen ihre subjektive ethische Gleichberechtigung zu bestreiten. Im Gegenteil, im Zeitalter des roten Absolutismus und der umstürzlerischen Diktaturbestrebungen werden wir dieser Auflehnung des freien, religiösen Gewissens gegen das zum Vampir werdende Staatungeheuer in vielen Beziehungen Beifall zollen.

Wir bedauern, daß Ketteler kein guter Preuße war; aber den Ehrennamen eines guten Deutschen werden wir ihm nicht absprechen. Er hat seinem deutschen Volk ins Herz gesehen und hat es geliebt. In der Trauerrede für die von den Frankfurter Aufständischen ermordeten Fürst Lichnowsky und General von Auerswald sagte Ketteler am 21. September 1848: „Ich kenne das deutsche Volk. Ich kenne es zwar nicht aus den Volksversammlungen, ich kenne es aber aus seinem Leben. Ich lebe mit und unter dem Volke, ich kenne es in seinen Leiden, in seinen Schmerzen. Es fließen nicht viele Tränen in dem Volke, dessen Leitung mir anvertraut ist, die es mir nicht klagt, die ich nicht mit ihm teilte und zu lindern suchte. Ich habe mein ganzes Leben dem Dienste des armen Volkes gewidmet, und je mehr ich es kennen gelernt, desto mehr habe ich es lieben gelernt.“ Auch in dieser Liebe zu unserem Volke kann uns Ketteler ein Vorbild sein; lassen wir uns durch die Greuel unserer Tage ebensowenig irre machen wie Ketteler durch die Schrecken von 1848. Auf Männer wie Ketteler kann der Deutsche stolz sein, auch wenn man in manchen Punkten anderer Meinung ist, als der Mainzer Bischof. Als wirklich„ echt deutsche Persönlichkeit“ und als „ein wahrhaft deutscher Mann“ ist Ketteler auch von Gegnern wie Rippold und Dalwigk anerkannt. Und solche deutsche Männer brauchen wir! Heute mehr als je!

Franz Wugk

# Eine neue Philosophie der „schöpferischen Vernunft“

Wir erleben jetzt bei uns in Deutschland so etwas wie das Erwachen eines neuen und selbständigen philosophischen Geistes. Spenglers „Untergang des Abendlandes“ war der bedeutende Versuch, in umfassenden geschichtsphilosophischen Synthesen das Wesensgesetz der Kultur überhaupt zu enthüllen. In seiner Philosophie ist die Goethische Betrachtungsweise von der „Welt des Lebendigen“ als Erkenntnisprinzip einer Philosophie der „Welt als Geschichte“ systematisch angewandt worden. Was Goethen die „lebendige Natur“ war, ist für Spengler die Welt in der Form des geschichtlichen Werdens. Durch Anschauen und Nachfühlen, durch „exakte sinnliche Phantasie“ schaut der Erforscher der Natur wie der Historie gleichsam „hindurch“ durch das Werden der organischen Gestalten, um das beseelende, schöpferische Wesen, das „Gesetz der Gestalt“ zu erkennen. Die Gestalt als Werdendes ist das Symbol der lebendigen Seele. Sie drückt ihr Typisches und Notwendiges, ihre „Schicksalsidee“ aus. Philosophie ist die Lehre von den Gestalten des Lebendigen: „Morphologie der Welt als Geschichte“. Geschichte ist die Formensprache, in der sich das Leben ausspricht. Ihre Deutung ist die philosophische Aufgabe. Was „bedeutet“ die Uhr der abendländischen, die Statue der antiken, die Mumie der ägyptischen Kultur? Was „bedeuten“ diese Kulturen selbst, die alle — die Mayakultur nicht anders als die des Hellenentums — nichts anderes sind, als Ausdruck des einen Lebens selbst? Die, gleichwie alles Lebendige, als höhere Organismen sich in den biographischen Urformen des Werdens und Ver-

Digitized by Google

gehens, in Sommer und Winter, Herbst und Frühling ausleben? Statt des monotonen Bildes einer linienförmigen „Weltgeschichte“ sieht Spengler eine „Vielzahl von Kulturen“, die mit urweltlicher Kraft aus dem Schoße einer mütterlichen Landschaft aufblühen, „von denen jede ihre eigene Idee und ihre eigene Form, ihr eigenes Leben und ihren eigenen Tod hat“. Diese Kulturen, Lebewesen höchsten Ranges, wachsen in einer erhabenen Zwecklosigkeit auf wie die Blumen auf dem Felde. „Sie sind, so lehrt die philosophische Morphologie, nicht anders wie Pflanzen und Tiere, Formen „der lebendigen Natur Goethes“.

Wenn diese Weltbetrachtung unser Wahrheitsstreben nicht befriedigt, so liegt das daran, daß Spengler das Wesensgesetz der Gestalt, das er enthüllen will, nicht enthüllen kann, ohne den Boden seiner historisch-relativistischen Betrachtungsweise zu verlassen. Mit der einen Hand will er den Vorhang lüften, mit der anderen hält er ihn zurück. Philosophie, die nicht aus Zeitanpassung, sondern aus innerer Notwendigkeit kommt, muß unerschrocken immer wieder von neuem auf eine letzte Klärung der Welt hinstreben. Der echte Geist behauptet sich auch inmitten einer untergehenden Kultur. Das ist sein Wesen. Dabei fragt er nicht nach dem „Sinn“ oder gar dem „Erfolg“ seines Unterfangens. Sofern er echt ist, wird er nie bei einer nur teilweisen Erkenntnis des Gesamtlebens stehen bleiben. Ein Sichentfalten seelenhafter „Schicksalsideen“ in einer pflanzenhaften Mannigfaltigkeit von Kulturen ohne letzte Einheit und universalen Zusammenhang ist schließlich doch noch immer Chaos. Deshalb ist es weder „morphologische“ Synthetik noch „welthistorische Perspektive“, sondern noch immer die systematische Welterfassung aus der schöpferischen Vernunft selbst, die Grund und Wesen des Seins zu enthüllen wagen kann.

So ist es vielleicht eine innere Notwendigkeit unserer geistigen Entwicklung, wenn ungefähr in dem gleichen Zeitraum mit dem Werk Spenglers der Entwurf zu einem vollständigen System der Metaphysik erscheint: Eberhard Grisebach, „Wahrheit und Wirklichkeiten“ (Halle, Niemeyer 1919, S. 383.)

Keine unverständlichen Gelehrsamkeiten. (Seine Wissenschaftlichkeit setzt nur den ganzen Ernst des um seine geistige Existenz Ringenden voraus.) Auch kein „geistvolles“ Buch. Keine Tiefsinnigkeiten. An deren Überfluß ersticken wir ja nachgerade bald. Nein, hier ist wieder einmal der denkende Geist des Menschen selbst, der aus Verzweiflung und Kampf zur Gestaltung der Weltgesamtheit in einer geschlossenen Einheit aufsteigt. Freilich ist es in unserem vorgeschrittenen Zeitalter höchst unmodern, ja man kann sagen unerhört, in systematischer Spekulation, die ja seit Hegel recht eigentlich verpönt ist, eine Metaphysik des Geistes zu entfalten. Aber gerade an Spengler haben wir gelernt, daß der gegenwärtige Zustand unserer Weltweisheit, ihre Logifizierung zur „reinen“ Wissenschaft, ihre Verkapselung in Zünften und Schulen, ihr Erstarren in Rationalismus und Historismus und andererseits ihr kraftloses Steckenbleiben in romantischen Stimmungs„ballungen“ und ihre Systemunfähigkeit in den Händen von Aphoristikern und Pragmatisten entscheidende Kennzeichen der geistigen Impotenz sind.

Grisebachs Philosophie ist eine Philosophie des schöpferischen Geistes als des Urvermögens der Vernunft zur Weltgestaltung aus dem Wahrheitsgrund. Das philosophische System ist weiter nichts als der Spiegel, in dem sich dieses Vernunftschaffen vor sich selbst abspiegelt. In der „Selbstbesinnung“ erheben wir uns über unser vergängliches Personaldasein, um uns in der „Wesensschau“ in das Wirken des schöpferischen Geistes zu versetzen. Weltanschauung ist eigentlich „Weltgestaltung“. Nur da, wo die gesonderten Seinsphären zur vernünftigen Welteinheit aus ihrem immanenten „Wesensgesetz“ zusammenwachsen, nur da, wo schöpferische Vernunft weltgestaltend wirkt, entfaltet sich ein Organismus von „Wirklichkeiten“ (Kunst, Wissenschaft, Sittlichkeit, Recht, Staat) mit Wahrheitscharakter. So wird die Weltgestaltung unter dem Gesichtspunkt der Wahrheit zu einer Weltschöpfung aus dem Wahrheitsgrunde des Geistes. Alle einzelnen Philosopheme, Teilansichten etwa bloß erkenntnis-

Digitized by Google

theoretischer, logischer oder geschichtsphilosophischer Art sind zusammenhangslos treibendes Stromgut, für die die Wahrheitserkenntnis gänzlich wertlos. Sie wird nur durch organische Eingliederung aller Teilheiten in ihren universellen Zusammenhang annäherungsweise erreicht. So kann Philosophie als wissenschaftliche Wahrheitserkenntnis nur Systemphilosophie sein. Sie ist das ewige Bemühen der Vernunft, das Chaos und das Nicht-Sein in einer einheitlichen Weltklärung zu überwinden. Die Philosophie Grisebachs ist in ihrem — sozusagen biologischen Entfaltungsgang — die Autobiographie des mit dem Wesenlosen, dem Negativen und Chaotischen ringenden, vernünftigen Geistes. Die Schöpfung des Kosmos aus dem Chaos durch „urtätiges“ Denken ist die Selbstrettung des vernünftigen Subjekts vor dem Untergang. Solche „Selbstbehauptung“ ist nur möglich durch „nach—denkendes“ Nachschaffen des Wesensgesetzes der schöpferischen Weltvernunft. So wird Philosophie zugleich zu der eigentlichen Form menschlicher Lebensführung. Philosophie ist die Pädagogik des Geistes zur Schaffung und Ordnung seiner Welt aus dem zeitlosen Vernunftgrund der Persönlichkeit. „Das Ich ein primum mobile“ (Nietzsche) der Lebensentfaltung als dem „Willen zur Macht“. Zur Macht des Geistes über das Wesenlose. Das schöpferische Vernunftwesen ist der „Gott-Mensch“, der das Sein kämpfend zur Gottwerdung macht. Hier klärt sich der Machtwille zur ethischen Tat an sich: Die Schöpfung aller „Wirklichkeiten“ aus dem Wahrheitsgrunde des Subjekts.

Grisebachs Ausgangspunkt ist der Dualismus der Euckenschen Philosophie, der in dem Begriff des „Geisteslebens“ bald als subjektive Weltgestaltung, bald als objektives Welterleben zutage tritt. Die Lösung gewinnt er, ähnlich Fichte, dadurch, daß er den rätselhaften Schritt des Geistes vom Denken seiner selbst zu einem Sein, das ergo Descartes in einem „cogito, ergo sum“ als eine nicht weiter bestimmbare, unschöpferische Tat des Vernunftsubjekts aufdeckt und sie als das Ur-Prinzip des weltschöpferischen Vernunftvermögens in einem System auszuschöpfen versucht. Und zwar ist ihm „System“ keine logische Konstruktion, sondern das „Nach—denken“ und „Nach—schaffen“ aller Seinssphären als die Entfaltung jenes immanenten Wesensgesetzes. Eben durch dieses „Nach—denken“, das in der philosophischen „Selbstbesinnung“ sich vollzieht, wird alles Sein aus einem zeitlosen Grunde gleichsam noch einmal denkend entfaltet. In der „ästhetischen Wirklichkeit“ beobachtet der Selbstbesonnene, der philosophische Mensch, die erste Entfaltung des denkenden Geistes aus seinem Wahrheitsgrund. Die „Urtat“ des Geistes, aus der die Sphäre der Kunst erwächst, ist auf dieser Grundstufe die ursprüngliche, ganz aus Freiheit erfolgende Beziehung des individuellen Subjekts zu der unendlichen Mannigfaltigkeit der Objektswelt. Diese Synthese „produziert“ in Anschauung und Empfindung ein Gestaltetes: die verwirklichte Idee der Schönheit.

Das Wesensgesetz der Vernunft hat sich in der „ästhetischen Wirklichkeit“ enthüllt. Es ist schöpferisches Gestaltungsvermögen, vernunfterfüllter Wille zur Vollendung. So enthält das erste Tatmoment in der „Urtatfolge“ des Wirklichkeit-schaffenden Denkens die Totalität aller „wirklichen“ Seinsweisen. In dem immanenten Streben nach Harmonie des Ichs mit der Welt, nach Einheit und Allgemeingültigkeit, nach Vollendung und Gemeinschaft im Wesen der voll entfalteten „ästhetischen Wirklichkeit“ zeigen sich bereits die Keime der anderen „Tatsphären“ der Kultur, also der Wissenschaft, der Sittlichkeit, des Rechts und des Staats. So entfaltet sich aus dem ästhetischen „Grundsein“ der ganze Tatbereich des schaffenden Geistes, dessen umfassende Objektivation in der Kulturgeschichte vorliegt. Der Kulturphilosoph besinnt sich auf das einwohnende Wesensgesetz, dessen organischen, schöpferisch gestaltenden Willen er „nachdenkt“ und abspiegelt in der Form des Systems. Die Kulturgeschichte ist die Selbstentfaltung des Geistes, als unendlicher Prozeß der Gottwerdung. Kulturphilosophie ist das Sich-selbst-bewußt-werden des Geistes, das ihn durch alle Stufen der Wirklichkeit begleitet als das dauernde „Mit—wissen“ und „Nach—denken“ des letzten Wesensgrundes.

In einer Zeit völliger Zersplitterung unseres Weltanschauungsstrebens, in zünftlerische Fachgelehrsamkeiten und geistvolle Dilettantereien, in einer Zeit des internationalen und

Digitized by Google

intertemporalen Ideenmischmasches wirkt diese Tat entschlossener Weltgestaltung aus einem universalen Einheitspunkt erlösend. Dabei fragen wir nicht so sehr nach den Widersprüchen, logischen und methodischen Mängeln, oder nach den erkenntnistheoretischen Lücken etwa in der Fundierung des Ganzen. Das ist letzlich alles von sekundärer Bedeutung. Hier ist einfach wieder einmal ein Wurf getan aus jenem ungebrochenen und ursprünglichen Seinsgefühl heraus, das von jeher noch immer und allein das Schicksal aller Kultur aus einem inneren Lebenspunkte her bestimmte.

Dr. Paul Schuetz

# Die Zwangsvorstellung von der Übervölkerung

Nicht nur der einzelne Mensch, auch die gesamte Menschheit leidet an Zwangsvorstellungen. Es gibt Ideen, die mit so starker suggestiver Kraft geladen sind, daß die Menschen, ob sie wollen oder nicht, sich ihnen nicht entziehen zu können scheinen. An der einen Stelle durch Widerlegung ausgetrieben, brechen sie anderwärts unvermutet wieder aus dem Unbewußten hervor.

Zu diesen Zwangsvorstellungen gehört auch die Furcht vor der Übervölkerung. Schon in den ältesten Zeiten blickte ein Stamm, wenn er eine gewisse Vermehrungsgrenze überschritten hatte, mit Bangen auf die ihm gehörenden Ländereien; und ob diese noch so kulturfähig waren, noch so viele Siedelungsmöglichkeiten boten, dem Stamm wurde es in seiner Heimat zu enge, eine Art Atemnot ergriff ihn, und nicht eher wich die Beklemmung, als bis ein Teil seiner Angehörigen den Wanderwagen packte und für die Zurückbleibenden außer Hör- und Sehweite gekommen war. Dann erst atmete man auf und sah das Gespenst der Hungersnot entweichen.

Auch heute ist diese Zwangsvorstellung noch nicht beseitigt. Ja, sie hat sogar ihren wissenschaftlichen Ausdruck gefunden in einer Formel, die wegen ihrer plausiblen Handlichkeit so recht geeignet war, die Menschheit zu hypnotisieren, nämlich in der berühmten Malthusschen Reihe.

Nach Malthus hat die Bevölkerung die Neigung, sich stärker zu vermehren als die vorhandene Nahrungsmittelmenge. Und zwar soll sich das Verhältnis des beiderseitigen Wachstums in zwei Zahlenreihen veranschaulichen lassen, einer geometrischen und einer arithmetrischen Reihe. Die erste, die das Wachstum der Bevölkerung veranschaulicht, würde, bestimmte Zeitabschnitte angenommen, folgendes Aussehen haben:

1 2 4 8 16 32 64 128 256 usw.

Wenn wir den betreffenden Zeitabschnitt = 100 Jahren setzen, würde das also bedeuten, daß sich die Bevölkerung in 100 Jahren immer um das Doppelte vermehrt.

Die zweite Reihe aber, die das Anwachsen der Nahrungsmittel in den gleichen Zeiträumen veranschaulicht, würde so aussehen:

1 2 3 4 5 6 7 8 9 usw.

d. h. also, die Nahrungsmittelmenge nimmt in jedem Zeitraum um den gleichen unveränderlichen Betrag zu, der unabhängig ist von der bisher erreichten Menge. Die erste Reihe erhält man, wenn man jedes vorangehende Glied mit 2 multipliziert, die zweite, indem man zu jedem vorangehenden Glied 1 addiert. Man sieht, daß die Entwickelung im Anfang bei beiden Reihen ziemlich gleichmäßig erfolgt; aber je länger es dauert, desto größer wird das Defizit in der zweiten Reihe, bis schließlich eine ungeheure Differenz auftritt. Diese Differenz ist die fehlende Nahrungsmittelmenge.

Wäre diese Reihe richtig, so müßten die schwerwiegendsten Folgerungen daraus gezogen werden. Zunächst einmal die naheliegendste Folgerung, die bisher auch die weiteste

Digitized by Google

Verbreitung gefunden hat, die Beschränkung der Volksvermehrung, die in dem bekannten Zweikindersystem ausgedrückt ist. Das Zweikindersystem würde, da es die Zahl der Nachkommen, also auch die Zahl der Menschen konstant erhält, in der Tat die gefürchtete Übervölkerung hintanhalten. Ja, es würde sogar, wenn im einzelnen tatsächlich durchgeführt, eine Abnahme der Bevölkerung zur Folge haben, wie es in Frankreich ersichtlich ist, da die unvermeidlichen Abgänge nicht mit veranschlagt sind. Eine Abnahme der Bevölkerung aber, ja sogar schon ein Stillstand, würde ohne Zweifel den Niedergang bedeuten. Denn der Hauptantrieb der Menschen, die Sorge um die Existenzbeschaffung, würde fehlen. Die Existenz würde, statt sich zu heben, verflachen und immer tiefer und tiefer sinken.

Aber noch andere Folgerungen müßten gezogen werden und sind tatsächlich auch gezogen worden, nämlich die Lehre von der Nutzlosigkeit sozialer Reform. Eine soziale Wirksamkeit kann, wie sie auch sei, die obigen Reihen, die einem Naturgesetz entspringen, nicht umstoßen, sie kann mehr Nahrungsmittel, als die Natur liefert, nicht erzeugen, sie kann höchstens eine Verschiebung innerhalb der Menschheit, eine gleichmäßigere Verteilung vornehmen. Diese aber bedeutet, daß der eine, und zwar der Schwächere, Unfähigere, auf Kosten des andern, des Fähigen und Tüchtigen, lebt — eine ungerechtfertigte Zumutung an den letzten, der man am besten dadurch begegnet, daß man nicht nur der Zahl, sondern auch der Qualität der Menschen seine Aufmerksamkeit zuwendet und es zu Kreaturen, die sich nicht selbst erhalten können, erst gar nicht kommen läßt Also Auslese für die Zeugung! Außerdem würde jede soziale Reform nach gewissen Zeiträumen durch das Naturgesetz wiederum unwirksam gemacht werden. Das Naturgesetz ließe sich wohl für kurze Zeit in seiner Wirkung aufhalten, würde jedoch sehr bald wiederum mit voller Macht zum Durchbruch kommen. Das wirkliche natürliche Heilmittel ist nur die Geburtenbeschränkung.

Wie gefährlich diese Anschauung für jede soziale Reform ist, liegt auf der Hand. Es läßt sich damit alles Elend, alle Not bequem auf das unerbittliche Naturgesetz abwälzen, das es nicht anders gewollt habe.

Sind jene Reihen nun aber richtig? Besteht zwischen der Menschenvermehrung und der Nahrungsvermehrung ein solches Mißverhältnis?

Malthus ist zu der zweiten Reihe dadurch gelangt, daß er die Nahrungserzeugung als einen Naturvorgang ansieht, der nach Naturgesetzen erfolge und dem Menschen nicht die Möglichkeit gebe, mehr aus ihm herauszupressen, als die Mutter Natur erzeugen könne; der Mensch kann es z. B. nicht dahin bringen, daß ein Halm zwei Ähren statt einer trägt.

Diese Anschauung wäre richtig, wenn die Natur allenthalben bis zur Grenze ihrer Leistungsfähigkeit ausgenutzt wäre. Das ist nirgends, selbst in den kultiviertesten Ländern nicht der Fall. Und solange das nicht der Fall ist, hat der Mensch in bezug auf die Nahrungserzeugung die weitgehendsten Möglichkeiten offen. Die Aussichten für die Produktionsförderung sind zunächst noch unendlich. Wenn Malthus von der wachsenden Erschöpfung des Bodens spricht, weisen wir auf den Ersatz hin, den der ewige Kreislauf der Natur mit sich bringt, und auf den beschleunigten künstlichen Ersatz, den der Erfindungsgeist des Menschen schafft; wenn Malthus davon spricht, daß sich die Kosten der Erzeugung infolge der Notwendigkeit, auch unergiebigeren Boden zum Anbau zu benutzen, allmählich steigern müssen, weisen wir auf die Verringerung der Unkosten durch den Gebrauch von Maschinen hin; und wenn Malthus endlich von der Begrenztheit der Anbaufläche spricht, weisen wir auf den zurzeit noch schier unerschöpflichen Vorrat an Ödland hin, der in keinem Verhältnis zu der augenblicklichen Bevölkerung steht. Hätte doch die gesamte augenblickliche Menschheit bequem auf dem Bodensee Platz! Nach keiner Richtung hin ist ein Ende der Produktionsmöglichkeit abzusehen, die Erde ist für uns immer noch die unerschöpfliche Alma mater, die erst einen ganz geringen Bruchteil ihres Reichtums an die Menschen abgegeben hat.

Aber so fragt man sich, wird denn überhaupt einmal jener Zustand eintreten, daß die

Digitized by Google

Erde die Menschheit nicht mehr ernähren kann? Wenn nicht heute oder in absehbarer Zukunft, wird in weitester Zeitenferne die jetzt ausgesprochene Sorge einmal akut werden? Aller Voraussicht nach nicht. Und zwar, wenn man nicht an die unendliche Möglichkeit der Produktionssteigerung glaubt, deshalb nicht, weil die Vermehrung des Menschengeschlechts auch ohne künstliche Beschränkung nicht bis in alle Zeiten in der Reihe 1 2 4 8 16 usw. fortschreiten kann. Ein derartig gleichmäßig fortschreitendes Wachstum gibt es in der Natur nicht, sondern stets wechseln steigende und sinkende Kurven miteinander ab; ein Stillstand, eine Abnahme tritt ein, bis dann endlich wieder ein neuer Wachstumsimpuls kommt. Alles Wachstum, alle Vermehrung in der Natur geht nicht in gerader ansteigender Linie vor sich, sondern in Vor- und Rückläufen, und es ist nicht einzusehen, warum der Mensch eine Ausnahme machen sollte. Ja, in kleineren Maßstäben, an einzelnen Völkern können wir diese steigenden und fallenden Kurven deutlich wahrnehmen. Bei der gesamten Menschheit wird es nicht anders als bei einzelnen Völkern sein, nur können wir infolge der großen Zeiträume und unseres mangelnden Überblicks bislang keine Feststellungen darüber machen.

Besondere Ausdehnung hat die Besorgnis vor der Übervölkerung in den letzten Jahrhunderten gefunden, die ja durch eine besonders starke Bevölkerungszunahme ausgezeichnet waren, und zwar eine Bevölkerungszunahme, die die ängstlichen Berechner mit bleichem Entsetzen gefüllt hätte, wenn sie sie vorausgeahnt hätten. Um 1700 hat der englische Volkswirtschaftler Gregor King ausgerechnet, daß die Bevölkerung Englands im Jahre 3500 auf 22 Millionen angewachsen sein würde; das würde das Äußerste sein, was England ernähren könnte. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte Irland schwere wirtschaftliche Nöte zu überstehen, die man natürlich sogleich auf Übervölkerung zurückführte, obwohl es damals nur 2 Millionen Einwohner hatte. Und hätte man um das Jahr 1800 geahnt, daß Deutschlands Einwohnerzahl sich in einem Jahrhundert verdoppeln würde, so hätte man auch für Deutschland eine entsetzliche Hungersnot prophezeit. Denn daß die Lebensmittelerzeugung in derselben Zeit um das Vierfache steigen würde, das hätte man damals nicht für möglich gehalten.

Wie wir aber über die Befürchtungen der Vergangenheit lächeln, so werden künftige Zeiten über unsere Besorgnisse lächeln.

„Es sind zu viel Menschen auf der Welt", so hört man überall, und trotz der Kriegsverluste will man in Deutschland die Auswanderung organisieren, weil man „entweder Waren oder Menschen" ausführen müsse. Ist dem wirklich so? Oder spricht daraus vielleicht nur die Verzweiflung an der Überwindung der augenblicklichen Übergangsschwierigkeiten, die Verzweiflung an der schnellen Umlegung der Arbeitskräfte, die durch die neuen Verhältnisse erfordert wird? Vielleicht werden wir einmal, wenn diese Übergangsschwierigkeiten überwunden sein werden, unsere Menschenausfuhr bereuen; vielleicht werden wir uns dann sagen müssen, daß wir, um einer vorübergehenden Schwierigkeit zu entgehen, eine wertvolle Kraftquelle veräußert haben. Nicht Menschenausfuhr, sondern Organisation der Arbeit ist vielleicht die richtige Parole!

**Dr. Erich Klein**

Digitized by Google

# Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

## Nationale volkstümliche Bildung

Ein tiefer Riß klafft noch seit dem Mittelalter in unserem Volke zwischen sogenannter Gelehrten- und Volksschulbildung. Bei dem törichterweise als finster bezeichneten Mittelalter war die Laienbildung eine viel gleichmäßigere, als in der vielgerühmten Gegenwart mit ihrem freilich großen, aber nur allzu toten Wissen. Die durchaus falsch bewertete sogenannte Bildung der Geistlichen, die ja auch die Wissenschaften beherrschten, war die Kenntnis der lateinischen Sprache in ihrem damaligen wenig schönen Gewande. Die volkstümliche Dichtung des Mittelalters, wozu auch ein großer Teil der höfischen gehörte, war daher durchaus national und Gemeingut des ganzen Volkes. Der Humanismus, der die geistliche Knechtschaft brach, blieb aber auf altsprachlichen einseitigen Wegen, indem er durchaus antik und daher unvolkstümlich ein hellenisch-römisches Ideal aufrichtete, das er unter Verachtung des eigenen Volkstums blindlings und fast kritiklos anbetete. Leider steht auch die Reformation unter diesem Zeichen der Unterschätzung des eigenen Volkstums, trotz Luthers Bibelübersetzung. Das Elend des Dreißigjährigen Krieges, von dem wir ein Gegenstück jetzt durch unsere eigene Schuld erleben, fügte die klägliche Verherrlichung des Franzosen in Schule und Gesellschaft der sogenannten deutschen Bildung noch hinzu, die dadurch völlig überwuchert wurde. Der neue Humanismus unserer Zeit blieb im alten Geleise, wenn er sich auch sprachlich von der französischen Vormundschaft löste. Erst die Goethische Überschätzung der Antike ließ unter Wilhelm von Humboldts Leitung ein Gymnasium entstehen, wo deutsche Sprache und Geschichte zum Aschenbrödel hinabsanken. Diese Grundsätze gelten noch heute, wenn auch in geringerem Umfange. Doch möchten die Alt-Philologen und sonstigen Freunde des Gymnasiums den Humboldtschen Zustand gern wiederherstellen.

In Schulsachen ist es geradezu kindischerweise Sitte geworden, daß die Vertreter des Faches, die doch befangen sind, als Richter gelten. Sicherlich ist ihr Urteil fachlich wertvoll. Aber das ganze Volk ist daran beteiligt, und grade die alten Gymnasiasten sind in Wirklichkeit die einzigen unbefangenen Richter, sofern sie sich von dem Banne der falschen antiken Anschauung befreit haben. Die Schulreform ist eine persönliche Sache jedes einzelnen, da er unter den Folgen eines falschen Unterrichts am meisten gelitten hat. Es ist daher keine Unbescheidenheit, wenn ich aus eigener Erfahrung ein vielleicht nicht sachunkundiges Urteil abgebe. Ich habe die Ehre gehabt, noch den lateinischen und sogar den Religionsaufsatz mit dem Prädikat „gut“ in der Abiturientenprüfung zu verfassen. Der lateinische Aufsatz war das übliche Ciceronianische Phrasengeklingel. Der theologische Aufsatz, der im Rheinland wegen des Wettbewerbs der beiden Bekenntnisse üblich war, stand schon auf einer höheren Stufe und ging weit über die Erfordernisse des Gymnasiums hinaus. Übrigens war er der letzte seiner Art, da man mit Recht schon damals davon absah, theologische Spitzfindigkeiten auf der Schule zu lehren. Ich

Digitized by Google

habe also das vollständige Rüstzeug des Humanismus auf der Schule empfangen. Was hat sie mir für das Leben genutzt? Ich bin stolz darauf, daß ich das korpus juris niemals in seiner grausigen Ursprache gelesen habe, die nichts mit Cicero und Tacitus gemein hat. Trotzdem habe ich beide juristischen Prüfungen mit dem Prädikate „Gut" bestanden, denn die deutschen Lehrbücher über römisches Recht ersetzen vollkommen den genauen Inhalt. Freilich habe ich einmal das Buch aufgeschlagen, aber nur im Referendarexamen selbst. Trotzdem konnte ich noch vom Lateinischen Gebrauch im Leben machen, insofern ich die Urkunden meines alten Geschlechts im entsetzlichen Mönchslatein zu lesen verstand, das freilich schwieriger als das Schullatein ist. Ich glaube aber kaum, daß man deshalb neun Jahre Latein treibt, um solche ausgefallenen Sachen nebenbei zu pflegen.

Griechisch wurde trotz der damals hohen Ansprüche so gelehrt, daß wir nur höchst mangelhaft die Tragiker lesen konnten. Dank des grammatikalischen Schulbetriebs verging einem sogar die Lust am alten Homer. Es ist ein Zufall, daß ich auf dem berühmten preußischen Joachimsthalschen Gymnasium unter anderen tüchtigen Deutschlehrern auch den späteren Universitätsprofessor Immelmann zum verehrten Lehrer hatte. Daher lernte ich auch die mittelalterliche Poesie in ziemlich weitem Umfange kennen. Dies veranlaßte mich, schon als Student Wolfram von Eschenbachs „Parsival" und Gottfried von Straßburgs „Tristan" vollständig zu lesen, diesen in Straßburg selbst. Meine für meinen späteren diplomatischen Beruf erforderlichen neusprachlichen Kenntnisse habe ich außerhalb der Schule erworben, da der französische Unterricht noch nach der jämmerlichen alten Plötz-Weise erfolgte und Englisch nur nebenbei und unzulänglich gelehrt wurde. Dies war das Ergebnis des fremdsprachlichen Unterrichtes.

Schlimmer ist noch die Art der geschichts- und sprachkundlichen Bildung. Auch hier war ich bevorzugt, da ich auf dem Gymnasium den Vortrag des blinden bisherigen Universitätsprofessors Donndorf hören durfte, der trotz seiner klassischen Vorliebe infolge der Großzügigkeit seiner Auffassung die deutsche Geschichte für die damalige Zeit nicht zu kurz kommen ließ. Trotzdem wußten wir mehr von den alten Griechen und Römern, die uns doch sehr wenig angehen, als von unserer eigenen Entwicklung. Nicht in dem Bevorzugen der dynastischen Geschichte und der Schlachtenberichte, sondern in der Überschätzung der alten Geschichte war das Versagen des Geschichtsunterrichts begründet. Es ist kein Zufall, daß der Deutsche ein politischer Esel ist, wie sich der Unterrichts-Fachmann Althoff drastisch, aber wahr ausdrückte. Denn Politik ist angewandte Geschichte. Mit Hellas und Rom hat aber die Politik der lebendigen Gegenwart wenig zu tun. Erst Mommsen schuf in seiner römischen Geschichte den modernen Zusammenhang, indem er neuzeitliche Verhältnisse zum Vergleich heranzog.

Ich habe absichtlich diese persönlichen Erlebnisse wiedergegeben, um zu zeigen, daß ich mit hellem Bewußtsein dem Lehrgange gefolgt bin und wesentlich günstigere Umstände auf der Schule gefunden habe, als dies auf den Durchschnittsanstalten der Fall gewesen ist. Der Vergleich zwischen der Gymnasialbildung und dem Volksschulunterricht zeigt aber den schweren völkischen Mangel der humanistischen Bildung. Die Volksschule wurzelt in der heimatlichen Scholle. Ihr Anschauungsunterricht geht in die Natur, und die Heimatkunde ist ein Pflichtfach. Die Ortskunde der Berliner Gymnasien bestand im Auswendiglernen der Nebenstraßen der Friedrichstraße. Mehr habe ich von der Mark nicht erfahren. Wenn ich nicht zufällig einem Thüringer Geschlecht entstammte, das schon vor den Hohenzollern in die Mark einwanderte, so würde ich ohne unsere Stammesgeschichte von den Eigentümlichkeiten und Schönheiten meiner neuen Heimat nichts erfahren haben. Aber auch diese Kenntnis war nur vom grünen Tisch, denn erst später, mit der Büchse unterm Arm oder dem Wanderstock in der Hand, folgte ich dem Beispiel Fontanes und lernte die engere Heimat kennen. Ohne die Kenntnis der engeren Heimatsumgebung und der Scholle, auf der wir geboren sind, können wir nicht die Schönheiten der weiteren Heimat und des ganzen Volkstums durchdringen. Die notwendige

Digitized by Google

Entwicklung führt aus dem engen und kleinen zum großen und hohen Ziel. Daher bildet die Heimatschule die Grundlage wirklicher Volksbildung, die uns dringend fehlt.

Bezeichnend für den gänzlichen Mangel deutschen Volksgefühls in sämtlichen Bildungsanstalten ist das Fehlen der Deutschen Vorgeschichte im Lehrplan aller Schulen. Andrerseits ist es kein Zufall, daß Provinzial- und Ortsbeschreibungen mit Rückblicken bis auf die deutsche Vorgeschichte grade aus den Kreisen der Seminar- und Volksschullehrer verfaßt sind, die damit ein weit höheres Verständnis für die engere Heimat und das eigene Volkstum bekunden, als der Unterricht der höheren Anstalten. Deutschland hat noch keinen ordentlichen Lehrstuhl für deutsche Vorgeschichte an den Hochschulen, und ein einziger, freilich auch der hervorragendste Vertreter, unterrichtet als außerordentlicher Professor in diesem Fach, das die Grundlage alles geschichtlichen deutschen Unterrichtes sein sollte.

Diesen allgemein sehr hart klingenden, aber leider nur allzu wahren Bemerkungen möchte ich einige Einzelvorschläge folgen lassen. In allen Reformanträgen wurden selbst von Altphilologen stets die Muttersprache, die Heimatskunde und die deutsche Geschichte als Hauptfächer hingestellt. Trotzdem bleiben die alten Lehrpläne weiter bestehen und unsere arme Volksgeschichte muß sich mit den Brosamen einer kleinen Stundenvermehrung abfinden. Es ist sehr die Frage, ob die alten Sprachen überhaupt auf die Schule gehören. Der literarische Wert ihrer Werke ist vielmehr durch gute Übersetzungen zu vermitteln, als durch stümperhafte Schülerübertragungen auf der Schule. Schriftsteller wie Cicero und Cäsar sind geistig und literarisch völlig wertlos. Der große Cäsar schrieb Tendenzberichte, die nur geschichtlich ungemein wertvoll sind. Tacitus' Schreibweise in ihrer kraftvollen Gedrungenheit überragt turmhoch das Gewäsch des Redners und Anwaltes Cicero, dessen Latein als vorbildlich angebetet wird. Wir können daher die alten Sprachen auch in unseren höheren Unterrichtsanstalten entbehren, wenn wir deren geistigen Inhalt in Übertragung sonst in uns aufnehmen. Auch die Realien werden überschätzt. Mathematik ist Begabungssache. Bismarck konnte sie nicht leiden. Ich war unbescheiden genug, diesem hohen Beispiel zu folgen. Ich bedaure wissenschaftlich durchaus diesen Mangel. Hieraus erhellt, daß selbst das Gymnasium uns zu viel Mathematik gibt. Wer braucht von uns im späteren Leben Trigonometrie, Stereometrie und Geometrie? Das höhere Rechnen genügt vollkommen. Wir kommen sogar mit dem Rechnen der Volksschule im Grunde genommen alle aus.

Der Bildungsteufel ist überhaupt eine unangenehme Eigenschaft der Deutschen. Wie auch der Deutsche häufiger Vielwisser als tiefgründig ist. Selbst auf der Volksschule wären Beschränkungen angebracht, ja sogar geboten. Ich möchte nicht ins einzelne gehen und will nur praktisch die übertriebene Pflege des Alten Testamentes zur Erwägung stellen. Fremdsprachlich fehlt uns die Beherrschung der Weltsprachen, die im übrigen jeder Kellner lernt. Es ist gar kein Unglück, daß der Volksschüler von ihnen verschont bleibt. Er verläßt die Schule so früh, daß er mit Leichtigkeit diesem Mangel nachhelfen kann, wenn sein Beruf ihn dazu zwingt. Wir hatten sogar im Handel unsere Sprachenkenntnisse übertrieben. Wenn wir dadurch auch bessere Geschäfte als die Engländer und Franzosen machten, so sind wir doch im Weltkriege unterlegen, weil wir stets auch die Auslandsaffen gewesen und geblieben sind.

Die erste Kriegsbegeisterung erklärte dem unnützen Fremdwort und der Auslandsanbetung den Krieg. Aber bald brachen bei den Kriegsgewinnlern und Schiebern die alten Instinkte der Selbsterniedrigung wieder durch. Die Pflege der Vaterlandsliebe ist bei anderen Völkern ein besonderes Unterrichtsfach. Die amerikanischen Kinder beginnen ihre Stunden mit der Nationalhymne. Die amerikanische Geschichte, die doch ziemlich harmlos und recht neu ist, wird bis in die kleinsten Jämmerlichkeiten gepflegt. Wir als Nachfahren der alten Germanen ergehen uns dafür in der Erforschung der uns wesensfremden Antike, anstatt uns in unsere eigene Geschichte und deren Örtlichkeiten zu vertiefen. Kurd von Strantz



Digitized by Google

# Literatur, Bildende Kunst, Musik

## Wilhelm Raabe und E. T. A. Hoffmann

Töne Jean Pauls und E. T. A. Hoffmanns wollte Friedrich Hebbel aus Raabes „Chronik der Sperlingsgasse“ heraushören, wie er in seiner kurzen, aber treffenden Rezension dieser vielversprechenden „Ouvertüre“ sagt. Er hat schwerlich geahnt, wie sehr er mit seiner Hindeutung auf Hoffmann wenigstens ins Schwarze traf. Der Titel von Raabes Erstlingswerk ist ein Bekenntnis. Er verrät uns mit der fröhlichen Offenheit, die alle Jugendwerke auszeichnet, woher die Dichtung Raabes ihren Ursprung nahm: die Chronik — das Wort hier im weitesten Sinn genommen — und die Gasse haben sie wachgerufen. Ihr Geburtsort aber ist nicht, wie man zumeist annimmt, die Berliner Spreegasse, sondern das alte Magdeburg, wie Raabe es in den Jahren 1849 bis 1853 erlebte, als er dort den Buchhandel lernte. Seine erste Novelle, „Der Student von Wittenberg“, die in ihrer frühesten Fassung schon vor der Vollendung der „Chronik der Sperlingsgasse“ vorlag, erzählt uns davon. Aus Magdeburgs Märkten und Gassen stiegen in der Phantasie des Jünglings die Schatten empor, die ihm den Ruf zum künstlerischen Schaffen gaben und ihm damit den Buchhändlerberuf verleideten, und die „Chronik“, die ihm Anregung und Rahmen für seine dichterische Gestaltung gab, war die Grabrede auf den Magdeburger Dichter Georg Rollenhagen, den Schöpfer des „Froschmäuselers“. Und als dann im Jahre 1854 das alte Berlin zu dem jungen Lebensstudenten sprach, als ihm die Bilder der engen, schlichten Spreegasse zu Bildern des Lebens wurden, war es wieder ein Dichter, in dem sich ihm der Geist des Ortes zu verkörpern schien, der ihm die Anregung zu dem Rahmen seiner Dichtung bot: E. T. A. Hoffmann.

Unter den Fittichen des Todes diktierte Hoffmann im Frühling des Jahres 1822 die dialogische Novelle „Des Vetters Eckfenster“. Sie ist ein erschütterndes Dokument des siegreichen Kampfes zwischen dem unbezwinglichen Dichtergeist und zermürbender, hoffnungsloser Krankheit. Der Dichter ist an sein Zimmer gefesselt. Die wichtigsten Organe versagen ihm. Ein einziger Weg ist ihm verblieben, auf dem er den Zusammenhang mit der Welt draußen festzuhalten vermag: der Blick aus seinem Eckfenster auf den von Gestalten wimmelnden Gensdarmenmarkt dort unten. In langsamem Sterben quält sich der vermorschte Körper dahin, aber rastlos wie immer arbeitet der Geist. Die Phantasie, die an kein Scheiden denkt, holt sich von den verwirrenden Bildern da unten immer neue Nahrung zur Gestaltung. „Ein getreues Abbild des ewig wechselnden Lebens“ wird dem Dahinsiechenden der Markt mit seinem bunten Gewimmel so gut wie mit seiner darauf folgenden Verödung.

Diese Novelle fesselte Raabe und gab seiner Phantasie die Richtung. Der Schwanengesang des sterbenden Dichters wurde dem jungen ein beherrschendes Motiv in der Ouvertüre, mit der er verheißungsvoll sein Lebenswerk einleitete. „Sieh nach den Sternen! Gib acht auf die Gassen!“ Diese beiden Wahrsprüche des Humors stehen als Motto über diesem Lebenswerk, von der „Chronik der Sperlingsgasse“ an. Weil Raabe sein eigenes Wesen in Hoffmanns Erzählung wiederfand, deshalb wurde sie bestimmend für ihn. Nicht umsonst rühmt er in

Digitized by Google

der „Chronik“ die Menschen, die die Eigenheit haben, gern aus dem Fenster zu sehen. Und so wird seinem Johannes Wachholder vom Fenster seines Dachstübchens aus die enge Sperlingsgasse zum Abbild des Lebens wie dem kranken Hoffmann von seinem Eckfenster an der Taubenstraße aus der Gensdarmenmarkt. Auch Raabe führt uns einmal in der „Chronik“ auf den Gemüsemarkt. Und vielleicht gab eins von Hoffmanns Kaleidoskopbildern die Anregung zu der lustigen Ausgestaltung jener Szene.

Daß Raabe, als er die „Chronik der Sperlingsgasse“ schrieb, an E. T. A. Hoffmann gedacht hat, dürfen wir aus einer jener leisen versteckten Andeutungen schließen, wie er sie mitunter liebt. Nach dem Besuch der Affenkomödie mit Wachholder, Elise Ralf und dem Pudel Rezensent begibt sich Dr. Wimmer zu „Butter und Wagner am Gänsemarkt“. Das ist die bekannte Weinstube von Lutter und Wegener am Gensdarmenmarkt, die durch Hoffmann und seinen Freund Ludwig Devrient ihren literarischen Ruhm bekommen hat. Im „Hungerpastor“ später führt der Leutnant Götz den Kandidaten Hans Unwirrsch dorthin, nachdem sie in der Oper den Don Juan gesehen.

Deutlicher und folgenreicher zeigt sich der Einfluß Hoffmanns auf den jungen Raabe in dessen zweiten Roman „Ein Frühling“. Der Stimmungskreis der „Chronik der Sperlingsgasse“ schlingt sich auch noch durch diese Erzählung hindurch. Auch sie ist wie jene ein Bilderbuch mit einem wechselvollen Kranz reizvoller Idylle. Doch viel stärker als dort tritt hier der romanhafte Einschlag hervor. Und es ist für die Erkenntnis der Raabeschen Dichtung sehr wichtig, daß er diese Motive, auf denen sich seine Handlung aufbaut, nicht bei sich selber, sondern außerhalb suchte. Raabe ist mehr Lyriker als Epiker. Seine Gestalten wachsen ihm organisch aus dem Boden hervor, auf dem sie stehen, und ziehen aus ihm ihre unnachahmliche Sicherheit und Echtheit, aber die Erfindung einer spannenden Romanfabel ist niemals seine Stärke. Das Wie? ist ihm immer, nach Goethes Forderung, wichtiger als das Was? Der alte Raabe stellte sich vielleicht mit allzu großer Schroffheit bewußt auf diesen Standpunkt, der junge sah hier noch eine Lücke seiner dichterischen Veranlagung. Für seinen zweiten Roman entnahm er sich das, was ihm fehlte, E. T. A. Hoffmann.

Im „Kater Murr“ haben wir eine Szene, die so lebhaft an die Geschichte des Hauses Hagenheim in „Ein Frühling“ erinnert, daß eine zufällige Berührung ausgeschlossen ist. In beiden Fällen handelt es sich um eine Eifersuchtstragödie. Die gleichen Motive treten uns entgegen, bei Hoffmann kurz angedeutet, bei Raabe breit ausgeführt: die feindlichen Brüder, die wahnsinnige Leidenschaft, die beide ins Verderben reißt, die Überraschung des Verrats, der Totschlag. Hier wie dort steht die vornehme Abkunft der Brüder einer offenen Verbindung mit der Geliebten im Wege. Und jeder Zweifel an eine bewußte Entlehnung wird durch den Namen Angela gebannt, den in beiden Fällen der Gegenstand der Eifersucht trägt. Es ist hier freilich nur ein Name. Aber um diesem schattenhaften Namen Fleisch und Blut zu geben, stellte sich der Phantasie Raabes eine andere Angela Hoffmanns zur Verfügung. Im „Rat Krespel“ trägt die kapriziöse Mutter der jugendlichen Sängerin den Namen Angela —i. Gleich Alidas Mutter in „Ein Frühling“ ist sie italienischen Geblüts und ein Bühnenstern von europäischem Ruf. In Venedig gerät Krespel, in Venedig Hagen in den Bann seines Sterns, doch auf deutschem Boden erfüllt sich das Schicksal beider. Und Raabes Angela Viti sieht aus wie eine Ausdeutung des Hoffmannschen Namens Angela —i. Ein Versehen Raabes bestätigt den Zusammenhang. In der ersten Ausgabe bezeichnet er einmal versehentlich seine Tänzerin als Sängerin, offenbar in Erinnerung an Hoffmanns Gestalt.

Und noch eine andere Gestalt in dieser Erzählung trägt Hoffmannsches Gepräge. Ohne die Schilderung, die wir in der Einleitung zu den „Kreislerіana“ von Johannes Kreisler, Hoffmanns Doppelgänger, erhalten, hätte der unmusikalische Raabe niemals den „Maestro“, den Lehrer Alidas, zeichnen können. Raabes Originale sind alle der Grundlage der inneren Freiheit entwachsen. „Unbefangen gegen Gott und Menschen“, heißt ihr Lebensspruch. Niemals ver-

Digitized by Google

danken sie sonst wie die Hoffmanns und sein „Maestro" ihre Absonderlichkeiten den meist rätselhaften Irrgängen ihrer Phantasie oder ihres Gemüts.

Unwesentlich sind einige andere Motive, für die Raabe in seinem Roman Hoffmann verpflichtet ist. Interessant dabei ist, daß hier schon wie später immer bei ihm das Interesse an dem Werk von dem an dem Dichter begleitet ist. Die Abschiedsszene zwischen Dr. Ostermeier und Hagen am Grabe Angelas, in der der alte Privatdozent dem Scheidenden einen Knopf von seinem Rock verehrt, ist die dichterische Auswertung einer heiteren Episode aus dem Leben Hoffmanns.

Diese auffällige Abhängigkeit Raabes darf uns jedoch nicht zu falschen Schlußfolgerungen verführen. Ja, sie zeigt bei genauerer Betrachtung gerade den großen Abstand, in dem beide Dichter zueinander stehen. Das Wichtigste, was Raabe hier Hoffmann verdankt, erscheint uns, wenn wir es von seinem gesamten Lebenswerk aus beurteilen, durchaus „unraabisch". Es ist der Notbehelf eines jungen Schriftstellers, der das Eigenste in sich noch nicht zur vollen Reife entwickelt hat und unter dem Eindruck fremden Schaffens die notwendige Begrenzung seines Eigenwertes noch als Mangel empfindet. Die Grundlage seiner Dichtung ist nicht der Ausmessung, sondern der Art nach von der Hoffmanns durchaus verschieden. Hoffmanns Phantasie ist an keine räumlichen Schranken gebunden und schweift in ungemessene Weiten, Raabes ist wurzelfest und dringt in die tiefsten Tiefen. Hoffmann bezeichnet sich selbst als einen „Dichter oder Schriftsteller, dem die Gestalten des gewöhnlichen Lebens in seinem inneren romantischen Geisterreiche erscheinen, und der sie nun in dem Schimmer, von dem sie dort umflossen, wie in einem fremden wunderlichen Putze darstellt", und er gibt damit ein klar umrissenes Programm dessen, was wir heute Expressionismus nennen. Die Welt der Wirklichkeit umgrenzt nicht mehr die Bilder, die er zeichnet, ja er wagt es sogar, seine abenteuerlichen und z. T. grausigen Visionen mit freilich unheimlicher Anschaulichkeit in diesen vom nüchternen Tageslicht durchflossenen Rahmen einzusetzen. Raabe steht wie jeder große Humorist auf dem Boden des Realismus. Vor der Tiefe und Beseeltheit seiner Weltanschauung versinken die Gegensätze zwischen groß und klein, hoch und niedrig, eng und weit ins Wesenlose, und in seinem weltüberwindenden Humor eint sich siegreich die klare Anschauung des Wirklichen mit dem Höhenfluge der sittlichen Idee. In seiner Welt ist kein Raum für das spukhafte Wesen geheimnisvoller Nachtgespenster, sie kennt nur die klare Plastik sicherer Lebensgestalten. Seine Seelengemälde wissen nichts von wundersam umschleierten Regungen auf dem dämmernden Grenzgebiet des Unterbewußten, sondern nur von durchsichtigen Kämpfen auf dem kristallhellen Boden des seelischen Bewußtseins. „Phantasiestücke in Callots Manier" nannte Hoffmann seine ersten Dichtungen, und er legte damit mit derselben Offenheit wie Raabe in seinem Erstlingswerk die Grundlagen seiner künstlerischen Eigenart bloß. In seiner Begabung mischt sich auf das seltsamste das Dichterische mit dem Musikalischen und dem Malerischen. „Phantasiestücke" in der Manier eines Malers sind deshalb die folgerichtige Ausdrucksform für seinen künstlerischen Gehalt. Auch Raabe besaß eine beachtenswerte malerische Begabung. Die Federzeichnungen, die während seines Schaffens am Rand seiner Handschriften entstanden, zeugen deutlich davon. Aber Hoffmann war auch als Maler Expressionist, Raabes anspruchslose Skizzen dagegen tragen durchaus impressionistischen Charakter. Auch wo Raabe in seiner Dichtung malt, ist er ein Impressionist von hoher Meisterschaft. Wir weisen z. B. auf die Darstellung der Tierkarawane in „Abu Telfan" hin. Der flimmernde Eindruck, den dieses Augenblicksbild auf den Leser macht, kann von keinem Maler übertroffen werden.

All diese Gegensätze erscheinen jedoch geringfügig, wenn wir beide Dichter in ihrem Humor miteinander vergleichen. Hier erst eröffnet sich uns die weite Kluft, die zwischen beiden gähnt. Hoffmanns Humor beruht auf der romantischen Ironie. Er setzt lächelnd hinter die Erscheinungen des Wirklichen sein Fragezeichen. Raabes Humor sagt mit einer das ganze Weltall umfassenden Liebe Ja zu dem Wirklichen. Er überbrückt die beklemmenden Wider-

Digitized by Google

sprüche des Daseins durch den befreienden Glauben an den Endsieg des Wortes. Mag auch tausendmal die Erfahrung lehren, daß auch das Wertvolle zugrunde geht, daß auch das Schöne, Gute und Erhabene der „Kanaille" unterliegt, der Wert, die Schönheit, die Güte, die Erhabenheit bleibt doch siegreich bestehen, und ihre Existenz allein schon verleiht die Kraft zu jenem stillen, aber unüberwindlichen Lächeln über die Ungereimtheiten des irdischen Geschehens. „Blicken Sie auf, blicken Sie in sich: in unserem Reiche hält man den Sieg gerade dann am festesten, wenn die Widersacher am lautesten Sieg über uns kreischen", heißt es in „Abu Telfan".

Es ist klar, daß jeder Schritt, der Raabe weiter zu der Höhe dieser Weltanschauung emporführte, ihn von E. T. A. Hoffmann entfernen mußte. Wir gehen nicht fehl, wenn wir den Einfluß, den Raabe von ihm empfing, auf seine Berliner Zeit beschränken. Sichtbar wird er noch in der Skizze „Die Weihnachtsgeister", die gleichzeitig mit dem Roman „Ein Frühling" entstand. Hoffmanns Weihnachtsmärchen „Nußknacker und Mausekönig" hat hier die Anregung gegeben. Aber auch hier schon läßt gerade die Verwendung der gleichen Motive den Gegensatz in der Stimmung um so schärfer hervortreten.

Wir dürfen es darum aufgeben, den Spuren Hoffmanns im Werke Raabes weiterhin zu folgen. All die mehr oder minder bedeutsamen Berührungen, die wir noch anfügen könnten, würden das Gesagte nur bestätigen. Ein Werk freilich dürfen wir nicht übergehen, weil in ihm Raabe sich auf den eigensten Boden Hoffmanns begibt und den Spuk in die Dichtung hineinzieht. Dies ist die Hochsommergeschichte „Vom alten Proteus". Sie erst bringt uns den Gegensatz zwischen beiden zu voller Klarheit. Gerade weil Raabe hier im Widerspruch zu seiner eigenen Art diesem Werke die Form eines Hoffmannschen „Caprizzio in Callots Manier" gibt, d. h. weil er Hoffmannsche Art nicht innerlich in sich aufnimmt, sondern äußerlich literarisch verwertet, erscheint der Abstand so groß. Was bei Hoffmann Ziel und Inhalt ist, ist bei Raabe Mittel, und zwar mit überlegener Ironie angewandtes Mittel. Er macht sich selbst über seine Gespenster lustig und verbirgt hinter dem Spuk das Ringen um ein tiefes Lebensproblem, das ihn von den Anfängen seines Dichtens in Bann gehalten hat. Die ausführliche Erwägung, die er bei Beginn seiner Erzählung über die zu wählende Technik anstellt, die Kronzeugen, die er anruft, Aristophones und den Dichter des Sommernachtstraums, zeigen an, daß er in satirischer Absicht hier eine Maske vornimmt. Eine Maske aber zeigt gerade ein inneres Freisein von dem Typus, den sie darstellt.

Diese innere Freiheit war Raabe sicherlich auch schon bei der Benutzung Hoffmannscher Motive in seinen Jugendwerken zu eigen. Am Anfang der „Weihnachtsgeister" zitiert er ziemlich unvermittelt Hoffmann. Und wenn er in „Ein Frühling" den Namen Angela beibehält, dann sieht das beinahe wie ein Merkzeichen aus, das er in sein Werk einschlägt. Jeder andere hätte sorglich jede Spur verwischt, die zur Entdeckung der Entlehnung führen konnte. Raabe war sich damals schon dessen, was sein eigenstes Eigentum war, zu sehr bewußt, als daß er den Vorwurf der Unselbständigkeit fürchtete. Und gerade die Harmlosigkeit der Anlehnung zeigt, daß ihm Hoffmann schon zum Mythos geworden war.

Aus dem Geiste der Romantik war Hoffmanns Werk herausgeboren, ihr Siegeszug bahnte ihm den Weg zu glänzendem Erfolge, der an den deutschen Grenzen nicht haltmachte, aber mit der Romantik ein wenig verblaßte. Heute, wo die verklungenen Stimmen der Romantik langsam zu neuem Leben erwachen, tritt Hoffmann wieder in den Vordergrund. Raabes Wirkung, die unabsehbar ist und heute erst in den Anfängen steht, ist überhaupt von keinem Zeitgeschmack abhängig. Er kann wohl in Zeiten, da sein Volk der eigenen Seele untreu wird, beiseite geschoben werden, aber sein Reichtum bleibt ein unerschöpflicher Schatz von Ewigkeitswert. Es ist bezeichnend, daß seine Lebenswirkung niemals stärker gewesen ist als in der Kriegszeit, der Zeit äußerer und innerer Not seines Volkes. Wir glauben, daß diese Wirkung noch weit bedeutsamer werden wird, wenn erst einmal der Lärm der Gasse der Stille der Selbst-

Digitized by Google

besinnung Raum gibt. Raabe hat nicht nur mit Seherblick die tiefe Tragik seines Volkes vorausgesehen, er hat sie in seinem Leben vorweggenommen. Und sein Werk ist aus den Tiefen der Seele dieses Volkes emporgestiegen. Es ist nicht ein Spiegel deutschen Wesens, es ist deutsches Wesen schlechthin. Ist sein Wort richtig, daß nur die Kunstwerke Anspruch auf Dauer haben, in denen die Nation sich wiederfindet, so gilt dies zuerst für ihn selbst.

Wilhelm Fehse

# Was will das werden?

## Neue Zeitromane

Die Flut der Kriegsromane ist verrauscht, und die Überzahl der Leser erklärt nach Aussage sämtlicher Angehörigen des Buchhändlerstandes, vom Kriege wolle sie um Gottes willen nichts mehr hören. Das ist menschlich begreiflich, erinnert aber ein wenig an das zu Unrecht dem wackeren Vogel Strauß nachgesagte Verfahren: wie denn — vom Kriege nichts mehr hören wollen, wenn seine nicht aus der Welt zu schaffende Tatsache die Grundlagen unseres gesamten Daseins umgestaltet hat? Natürlich sind dabei unter Krieg nicht bloß Schlachtgetümmel und romantische Abenteuer in Feindesland, Spionenränke, Treue und Verrat zu verstehen — Krieg heißt die Gesamtheit der Ereignisse, die seit den Augusttagen 1914 bis zur Stunde sich in erbarmungsloser Folge ausgewirkt haben und die jeden einzelnen schier stündlich von neuem zwingen, in Fühlen und Denken, Tun und Unterlassen Stellung zu nehmen zu einem verwandelten Leben.

Wer drum vom Kriege in diesem Sinne nichts hören, wer vergessen will, der muß sich schon seine geistige Nahrung in der Literatur der Vergangenheit suchen; aber vom gegenwärtigen Schriftsteller verlangen, daß er diese Dinge nicht berühre, heißt ihn auf das Gebiet des kulturgeschichtlichen Romans verweisen. Denn das müssen wir uns klarmachen: ein „zeitloser" Roman, der Schicksale darstellt, als ob die Jahre 1914—20 nicht vorhanden wären, versetzt tatsächlich in Luft und Stimmung unwiederbringlich entschwundener Vergangenheit; wer aber seine Geschöpfe in unserer Zeit ansiedelt und sie auf ihrem schwankenden Boden ihr Wesen treiben läßt, als wären die Bedingungen äußeren und inneren Lebens im wesentlichen dieselben geblieben, der schreibt Märchen.

Zwischen diese beiden Gruppen fügt sich als Zeitroman alles, was irgendwie Stellung nimmt zu den drängenden Fragen, die uns alle, Leser wie Schriftsteller, bewegen. Und ist unser Schrifttum etwas wert, so wird der Raum, den es dem Zeitroman läßt, groß sein; denn der Dichter, der, wie wir meinen, die Gabe erhalten hat, Schmerzen und Freuden, Befürchtungen und Hoffnungen in erhöhtem Maße mitzufühlen, wird sich am allerwenigsten dem großen Erleben seines Volkes entziehen können noch wollen, sein Werk wird erfüllt sein vom Sturm und Drang dieser Zeit. Freilich: der künstlerischen Gestaltung türmen sich Schwierigkeiten entgegen. Wir denken an die Erzählung der Apostelgeschichte: ein Brausen vom Himmel als eines gewaltigen Sturmes, sie aber entsetzten sich und wurden irre und sprachen einer zum andern: „Was will das werden?" Es ist die Frage, die uns allen auf dem Herzen und den Lippen liegt — wüßten wir nur, ob es ein Pfingststurm ist, der über die Erde braust! Der Dichter aber möchte künden, woher der Wind kommt und wohin er weht — ach! fast ehe ihm die Tinte trocken ist, hat der Sturm schon Wälder geknickt und Häuser abgedeckt, die in seinem Bilde noch ihren Platz haben sollten.

Das empfindet man leicht um so mehr, je entschlossener der Dichter den Zeitfragen zu Leibe geht, je umfassender er das Bild unserer Zustände anlegt. Die technische Schulung mehrerer Menschenalter hat es dahin gebracht, daß unsere Romanschriftsteller nicht mehr neun

Digitized by Google

Bände brauchen, wie einst Gutzkow, und doch auf soviel engerem Raume die wesentlichen Züge unserer Gegenwart zum unheimlich eindrucksvollen Bilde zusammenzufassen verstehen; dafür durfte der ältere Zeitroman seine Antwort auf die Frage: „Was will das werden?“ mit etwas längerer Sicht auf Erfüllung geben als heute, da jeder neue Tag dem Hoffenden neue bittere Lehren gibt.

Ist es da nicht besser, zu verzichten auf die Antwort, sich zu begnügen mit der Schilderung der Dinge, wie man sie sieht? Das ist im wesentlichen Klara Viebigs Art, die ihrem Roman „Töchter der Hekuba“ einen zweiten Teil, „Das rote Meer“ (Berlin, Fleischel & Co., 10 ℳ) hat folgen lassen. Ein zweiter Teil insofern, als die Personen der Erzählung dieselben sind und der Bericht über ihr Geschick den Faden da aufnimmt, wo ihn der erste Roman fallen gelassen hatte, dabei aber ein in sich abgeschlossenes Buch, dem niemand, der es nicht weiß, den „zweiten Teil“ ansieht. Technisch ein wahrer Triumph der Viebigschen Kunst, wie ein neuer Abschnitt aus der Lebenspilgerschaft dieser Menschen herausgehoben wird, wie leise Andeutungen genügen, um die Vorgeschichte übersehen zu lassen, und wie ohne Einleitung und Rückblick wir mitten drin stehen in diesem weiten Kreise. Das eigentlichste Mittel dafür ist, daß Klara Viebig darauf verzichtet, eine Romanhandlung zu formen; mit der unvergleichlichen Eindringlichkeit ihrer Erzählung zwingt sie uns eben Schicksale mitzuerleben, die an sich nichts weniger als außergewöhnlich sind, die sie uns aber nahebringt, als ginge es um das Los der eigenen Freunde und Nachbarn in Zeiten der Not und Gefahr.

Aus der Summe der Einzelgeschicke ergibt sich ein Bild vom Erleben eines ganzen Volkes in den schwersten Tagen seiner Geschichte, den letzten Jahren des Krieges. Auch hier sind die „Töchter der Hekuba“ vorangegangen, und einst sind im „Türmer“ bei aller Anerkennung der künstlerischen Leistung in dieser Beziehung gerade Bedenken erhoben worden; als Zeugnis eines letzten Endes schwächlichen und selbstsüchtigen Kriegserlebens erschien dem Beurteiler das Buch: damals, als die Wage noch schwankte, wirkte es ja nicht nur als objektiver Bericht, sondern als ein Anzeichen sinkenden Vertrauens, erschütterter Zuversicht zur eigenen Sache. Das ist nun, da wir 1920 schreiben, längst den Strom hinab; das „Rote Meer“ ist nach den Novembertagen geschrieben, und es berichtet von dem Weg, der zum November führte. Nicht in der Welt der hohen Politik — von der ist kaum die Rede — aber in den Gefühlen und Stimmungen der Heimat: unmerklich, aber unaufhörlich verändern sie sich unter den Einwirkungen des Krieges, jedes Einzelleben wird hineingezogen in den Bereich dieser Einwirkungen, es sind die immer erneut anprallenden Wellen, die eine Küste schließlich unternagen, und so kommt der Tag, da im roten Meer des Blutes und der Revolution das alte Preußen versinkt.

Es ist schmerzlich ergreifend, wie Klara Viebig dies Ende in dichterischem Bilde veranschaulicht: Hermine von Voigt, die Frau des Generals, flüchtet in den unheilvollen Novembertagen nach Sanssouci — nicht viel anders führte einst Alexis in seinem Roman des Zusammenbruchs eine seiner Gestalten in den Park Friedrichs: bitter genug ist der Vergleich. Keine Vision des alten Fritzen tröstet die gute Preußin und Deutsche der Viebig: über kahle Terrassen und durch entblätterte Sträucher pfeift der Novemberwind, und als sie durch verhängte Fenster ins Innere zu spähen versucht, da leuchtet ihr durch einen Spalt mit fahlem Glanz das Marmorbild des in seinem Sessel sterbenden großen Preußenkönigs entgegen: der Abschiedsgruß des alten Preußen!

Vor dieser unbarmherzigen Schilderung der Dinge, wie sie kamen und kommen mußten, drängt sich dem Leser aber gerade die Frage auf, die von der Verfasserin nicht gestellt wird, die Frage: „Was will das werden?“ Und ist nicht doch hier und da zwischen den Zeilen eine Antwort zu lesen? Zwar in Sanssouci findet Hermine von Voigt keinen Trost, aber vorher ist sie dem Nachbar begegnet, dem pensionierten Rechnungsrat, dem altpreußischen Beamten. Dem hat der Krieg alles genommen, woran sein armes persönliches Leben hing, und doch hat er eins nicht verloren, den Glauben an das große Deutschland, das aller, auch dieser Opfer

Digitized by Google

wert ist. Gewiß, das ist einer der Stillen im Lande, ein Einsamer, und um ihn jauchzt und brüllt eine laute Gegenwart. Aber nicht im gewaltigen Sturm, nicht in Erdbeben und Feuer spürte der Prophet einst Gottes Nahen, sondern im stillen, sanften Wehen, und wenn der alte Rechnungsrat für seine Person die hellere Zukunft nicht mehr zu erleben hofft, im stillen Bund der Kriegsmutter mit dem Kameraden des Geliebten, in der Liebe und Treue der Braut des kriegsblinden Offiziers liegen seelische Mächte, an denen einst deutsches Wesen sich wieder aufrichten mag.

Ist es ein Zufall, daß die Verfasser der übrigen vorliegenden Bücher allem Anschein nach Österreicher sind? „Dem ringenden Deutschland" widmet Max Glass seinen umfangreichen Roman „Die entfesselte Menschheit" (Leipzig, L. Staackmann); „die's ehrlich meinen, die grüß' ich aus Herzensgrund" steht vor Paul Bussons „deutschem Roman" „F. A. E." (Wien-Berlin, Wiener literarische Anstalt). Töne der Verheißung, die wir begrüßen, auch wenn vielleicht das Kunstwerk noch nicht zur vollen Rundung gelangt ist.

Ist das aber auch möglich, wenn Glass den Versuch macht, den Wirrwarr unserer Tage zwar nicht als überwunden, aber doch als in der Überwindung begriffen darzustellen? Michael Clarenbach kommt aus russischer Gefangenschaft nach den Novembertagen zurück und findet sich in einer veränderten Welt. Das Werk des Wiederaufbaus soll beginnen, aber finstere Gewalten sind an der Arbeit, der Russe Karenow, die Verkörperung des Bolschewismus, bereitet die neue Revolution vor: er faßt sie alle zusammen, die Gescheiterten, die politischen Schieber, die Menschheitsschwärmer, die Rachsüchtigen und Enttäuschten, er weist jedem Rolle und Arbeitsgebiet zu, er sucht die lebendigen Kräfte, das deutsche Denken, die deutsche Arbeit, die deutsche Jugend zu lähmen und zu verderben; er liefert die Berliner Januarschlacht und — wird besiegt. Eine starke Kraft zum Zusammenschauen, sichere Beobachtungsgabe und Schwung der Phantasie stehen hinter dem Werke und machen vor allem sein drittes Buch, die Schilderung des Berliner Hexensabbats, zu einem wirklichen Höhepunkt; dem Ganzen wird niemand den großen Wurf absprechen, wenn man auch in einer gewissen Aufgeregtheit des Stils, in einer Übertreibung im Guten und Schlimmen die Überspannung der Kräfte zu spüren meint.

Sie mußten überspannt werden, weil die Aufgabe noch unlösbar erscheint. Um sein Zeitbild vollständig zu machen, hat Glass jede Person eine bestimmte Richtung verkörpern und dabei doch die Züge eines Einzelwesens tragen lassen — nicht überall ist es gelungen, diesen Gegensatz auszugleichen, hier überwiegt die einmalige Persönlichkeit, dort die Gattung, und so schwankt der Roman zwischen der Wiedergabe dichterisch erfaßten Geschehens und verstandesmäßig den Dingen untergelegter Konstruktion. Und gerade diese hält nicht stand: Glass hat allzusehr vereinfacht, um zu einem befriedigenden Abschluß gelungen zu können. In Spielhagenscher Weise endet sein Buch mit einer Programmrede: da klingt das Hohelied der Arbeit, da hören wir von der Sendung des deutschen Volkes, von der geraden, reinen Straße, die es in Menschenliebe und Schaffen dahinziehen werde. Schöne und stolze Worte voll Hoffnung und Zuversicht, und gern möchte sich das Herz, das bedrängt wird von der Frage nach dem, was da werden will, an ihnen erlaben; aber Glass setzt voraus, daß dem besiegten Volke die geistige und materielle Möglichkeit bleiben werde, um seinen Weg zu gehen — wie bezeichnend, daß die Vertreter des Guten bei ihm anscheinend von den Sorgen des täglichen Lebens so gar nichts wissen! Wir aber haben seit jenen Januartagen viel erlebt, haben den Frieden unterzeichnet und sind in Spaa gewesen ...

Kein Wunder drum, daß sich die Phantasie in eine Zukunft flüchtet, von der sie das Wunder ersehnt, das dem deutschen Volke die Möglichkeit gibt, seinem Wollen zu leben. Bussons „F. A. E." ist ein Zukunftsroman, so etwa aus dem Jahre 1940. In Wien spielt er, und was aus dem deutschen Wien werden mag — Gott schütze es davor, — der Rummelplatz von Osteuropa, das malt er in grellen Farben aus. Aber die Rettung kommt, und es ist kein schlechter

Digitized by Google

Gedanke, daß er die germanischen Götter Wodan, Thor und Loki noch einmal Menschengestalt annehmen läßt; in ihre Hände legt er durch geheimnisvolle technische Kampfmittel die Macht, durch die sie die Revision des Versailler Friedens, den wahren Völkerbund und in ihm die freie Bahn für das deutsche Volk erzwingen. Für die Romanspannung sorgt ein Gegenspiel, das hinter das F. A. E.-Geheimnis kommen will und dazu alle Mittel der Spionage benützt, es gibt Stoß und Gegenstoß, auch die Liebe ist nicht vergessen, und so kommt ein Ganzes heraus, um das Jules Verne seinen Nachfahren ruhig beneiden könnte. Freilich: Bussons gute Meinung steht außer allem Zweifel, aber reicht er seinem Volke nicht ein Betäubungsmittel, wenn er ihm die Hilfe in der Not aus dem Reiche des Traumes holt? Die Übersteigerung technischer Mittel hat uns im Krieg nicht gerettet, und die Phantasien von „Pacifer" und „Chaosit" sind letzten Endes der Gegenpol zu tatenloser Beschaulichkeit und mystischer Selbstbespiegelung: Weltflucht hier wie dort. Das deutsche Volk wird seinen Weg in der Mitte zu suchen haben; es muß seine Seele erneuern, nicht um der Erkenntnis, sondern um der Tat willen.

So etwas scheint ein junger Dichter zu fühlen: Egmont Colerus, der Verfasser von „Antarktis" (Ilf-Verlag, Leipzig, Wien, Zürich 1920). Von einem Eisland im Süden fabelt er, dessen Bewohner, Nachkommen nordischer Wikinge, Machtmittel haben, die unserer Zivilisation weit überlegen sind, einem Eisland, in dem unangefochten herrscht, was in der Welt um sein Dasein ringt: Reinheit und Zucht, Liebe und Glaube. Aber das Eisland beobachtet nur, es greift nicht ein (in zwei Geschichten aus Mittelalter und Rokoko wird es gezeigt): die Menschheit muß sich selbst retten, und der Retter ersteht ihr in ihrer größten Gefahr. Die kommt von dem in einer amerikanischen Unternehmung verkörperten Materialismus (der Roman ist 1914/15 geschrieben): seine Versuchungen werden nun doch in geheimnisvollem Zusammenhange mit dem Eisland überwunden, der Dichter, der Held dieses Kampfes, findet Aufnahme in der Antarktis, seinem Volke aber hinterläßt er die Kunde vom Eisland und seiner Lehre als Vermächtnis.

So enträtsele ich mir die wunderliche Dichtung; daß sie, wie sie doch soll, einen starken Einfluß ausüben, als Tat wirken wird, vermag ich nicht zu glauben. Ganz abgesehen davon, daß der Zusammenhang ihrer einzelnen Abschnitte höchst locker ist, daß besonders in der zweiten Hälfte viel zu viel geredet wird und die dichterische Gestaltung zurückbleibt — was soll die Phantasie vom Eisland und seinen Mitteln? Als phantastische Erzählung eines Fouqué redivivus mag man sich's gefallen lassen, aber die Hilfe aus dem Elend zeigen uns kein Fernzünder und kein grünes Metall, die wir nun einmal nicht haben.

Sonderbare Not des Zeitromans unserer Tage! Die Frage „Was will das werden?" beherrscht ihn; aber wer ihr wie Glass die Antwort auf Grund der Tatsachen finden will, der sieht sie, kaum gegeben, schon überholt von den Dingen; wer aber in phantastischer Erfindung oder mystischer Weisheit nach dem lösenden Worte sucht, der redet schließlich an der Frage vorbei. Diese Not erkennen heißt aber noch lange nicht an der Möglichkeit ihrer künstlerischen Überwindung zu verzagen. Es gibt Fragen, bei denen es wichtiger ist, daß sie gestellt als wie sie beantwortet werden, und das scheint mir gerade von unserer zu gelten. Zu verschiedenen Zeiten ist der Umfang, in dem die Dinge der Gegenwart in die Dichtung hineinspielten, verschieden gewesen, und schöner war es vielleicht, als die Dichter vor allem „von alten frommen Sagen, von Minne, Wein und Mai" zu künden hatten, jetzt gilt es anderes, und da ziemt es uns, dankbar zu sein, wenn unserem Volke immer wieder die Frage vor Augen gestellt wird: „Was will das werden?"

Albert Ludwig

Digitized by Google

# Kunst, Kritik und Publikum

Kunst und Publikum sind zwei Gegner, die von alters her ihre Muskeln dadurch stärkten, daß sie sich aneinander maßen.

Denn die Kunst ist für das Publikum da und ist nicht bloß für das Publikum da; und das Publikum ist für die Kunst da und ist nicht bloß für die Kunst da.

Aber keines kann ohne das andre sein. Das führte aller Zeit zu Tragödien und Possen.

Schrie, Kunst, schrie und klag dich sehr
Din begert jetz nieman mehr
So o weh 1431

schrieb Lukas Moser schmerzstöhnend auf seinen Magdalenenaltar und um die gleiche Zeit warf Meister Goswin, der Bildhauer und Goldschmied, Meißel und Stift hin und ging, von Welt und Kunst scheidend, ins Kloster, weil der Herzog von Anjou eine goldene Tafel, die er bei ihm bestellt und die sein köstlichstes Werk geworden, eines Tages, da er gerade Gelds bedurfte, einschmelzen ließ. Kranach mußte für seinen Kurfürsten Anstreicher- und Vergolderarbeiten ausführen und Michelangelo für den Mediceer einen Schneemann machen.

Man sprang mit der Kunst und dem Künstler um, wie man es gerade brauchen konnte. Aber das Schlimmste war es noch nicht. Das Schlimmste war es nicht, daß das Publikum die Kunst genoß und vernichtete, wie ein Kind sein Spielzeug empfängt, sich daran freut und es zuletzt zerstört. Schlimm wurde es erst, als die Kritik begann, als das Publikum auf ästhetische Übungen verfiel und anfing, dem Künstler *dreinzureden*. Da begann der heillose Riß, der sich immer mehr erweiterte.

Plötzlich standen sich *Künstler und Publikum als Gegner* gegenüber. Und zwischen ihnen erwuchs trennend, statt bindend, die Kritik. Ästhetisches Gouvernantentum, gequälte Berufskritik, Kunstpolitik, Handelsreklame. Kritik in den verschiedensten Erscheinungen; aber jede am selben Werk tätig: Erweiterung des Risses zwischen Kunst und Publikum.

Es ist eine furchtbare Tatsache: im 19. Jahrhundert verlernte das Publikum den Umgang mit der Kunst. *Es ward des natürlichen Mittels, die Kunst durch die Augen zu empfangen, entwöhnt.* Es mußte über ein Kunstwerk erst etwas *gelesen oder gehört* haben, ehe es wagte, es zu besehen. Die ganze „Kunsterziehung", in der schließlich — mit zweifelhafter Berechtigung — unsere Begriffe von Kultur gipfelten, ging darauf hinaus, das Publikum in ein neues Verhältnis zur Kunst zu setzen. An Stelle des Genießens trat das Kritisieren.

Die Kritik befahl: So und so mußt du dich verhalten, *mußt* dich hier freuen, *mußt* dich dort ärgern. Du mußt; andernfalls blamierst du dich! Du mußt dich auch mit der Technik befassen. Du mußt Stellung nehmen in der Parteipolitik der Techniken!

Schwitzend vor Kenntnissen stand das Publikum vor der Kunst, hielt sich gegenseitig Vorträge über Richtung, Technik, Ästhetik.

Es war gräßlich.

Was blieb der Kunst vor diesem Publikum andres übrig als sich in ein Virtuosentum oder in ein Sonderlingswesen zu verkauzen? Der Expressionismus hat ein sehr Gutes. Er erschwert es dem Publikum ungemein, im Technischen zu schwelgen. Er erschwert auch der Kritik ihr Dasein. Man beobachte das Publikum in den Kunstausstellungen! Es kommt nicht mehr so literarisch gewappnet an, wie vordem. Die Typen der in Ästhetelei Schwelgenden werden seltner. Das Publikum teilt sich in zwei große Gruppen: Verblüffte, die vorläufig leer ausgehen, und Ekstatiker, die von der neuen Kunst — wir meinen natürlich nicht deren Auswüchse! — einfach hingerissen werden. Diese letzteren haben endlich den lange verlorenen Weg unmittelbaren Verkehrs mit der Kunst wiedergefunden.

Digitized by Google

Was nun der Kritik zu tun bleibt? Oh, noch genug.

Es muß nun einmal klar werden, daß Kritik keine Dienstmagd, keine Gouvernante und auch keine Eselsbrücke ist.

Sie ist eine Kunst für sich. Kunst der Interpretation, die zur bildenden Kunst in einem Verhältnis steht, das sich am ehesten dem des Mimen zur dramatischen Dichtung nähert.

Gregor der Große sagte: Bilder sind die Bücher der Armen. Das war zu einer Zeit, wo das Volk noch nicht lesen konnte. Naturgemäß entwickelte sich damals die Augenkultur. Das Bild — Altarbild, Wandbild, Buchschmuck, Fliegendes Blatt — vermittelte Legenden, Historien, Anekdoten, Zeitereignisse. Es stand tatsächlich an Stelle von Buch und Zeitung.

Was man einst schaute, das liest man heute. Man zieht sich die Bilder der Dinge aus dem geschriebenen Wort. Das ist für die bildende Kunst insofern verhängnisvoll, als sich das Publikum daran gewöhnt hat, sich einem Bild nicht anders als mit etwas Geschriebenem zu nähern: Kritik, ästhetischer Abhandlung, Einführung, Katalog. Vor, nach und, ach, selbst während dem Kunstgenuß wird darüber gelesen. Man verschlingt Dutzende von kunsterzieherischen Büchern und Zeitungsartikeln; aber an der Kunst selbst rennt man mit vorgehaltenem Katalog, pro Stunde an etlichen hundert Bildern, vorüber.

Es mehren sich jedoch die Anzeichen, daß es anders wird. Es kommt etwas Besinnliches, eine Lust zum Verweilen in die Menschen. Beweis dafür schon die wachsende Vorliebe für die Graphik, die zum Aufenthaltnehmen zwingt.

Man könnte dagegen sagen: wirkliche Kunst hat doch immer und überall Gewalt genug, den Beschauer zu zwingen.

Ja gewiß, aber im allgemeinen hat doch die eine oder andere Kunstform ein eindringlicheres Wesen. Und wenn wir gerade den Impressionismus und Expressionismus miteinander vergleichen, so ist es augenfällig: der Impressionismus hat etwas Äußerliches, Flüchtiges, aus dem Augenblick Geholtes und darum auf den Augenblick Wirkendes, daher seine erzielten Erregungen meist in Restgefühlen der Unbefriedigtheit enden. Der Expressionismus reißt Tiefen auf, durchleuchtet Abgründe, rüttelt Empfindungen auf, die unmöglich rasch abgetan werden können, er bereitet der willfährigen Empfänglichkeit Hemmnisse.

Und gerade darum schaltet sich bei ihm das krittelnde und ästhetisierende Zwischengerede aus. Er will keine Mittlerschaft. Er bedräut und packt unmittelbar. Er treibt auf das Ereignis hin: Aussöhnung zwischen Kunst und Publikum.

Mela Escherich

# Albert von Keller †

Als Deutschschweizer gehörte Albert von Keller seinem Blute nach zum deutschen Volke, aber erst durch Deutschland durchschritt er gleich seinen Landsleuten Arnold Böcklin, Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer die Pforte zur Unsterblichkeit. Ähnlich wie der Engländer Shakespeare und die Skandinavier Ibsen und Strindberg, die bei uns einen weit stärker mitklingenden Resonanzboden fanden als in ihrer engeren Heimat. Erinnern wir uns, daß erst weit über hundert Jahre nach Shakespeares Tod der große englische Schauspieler Garrick 1741 begann, die inzwischen in England so gut wie vergessenen Werke des großen Dramatikers wieder zu spielen, aber ohne die bald darauf erfolgende Entdeckung Shakespeares durch Lessing für das deutsche Volk, wodurch dieses für den stammverwandten Dichter so sehr entflammte, daß Grabbe einen heute noch lesenswerten Aufsatz über Shakespearomanie zugunsten unseres Schiller schrieb, wäre von Garrick allein sicher nicht

Digitized by Google

Shakespeare für seine Landsleute zu dauerndem Leben wieder erweckt worden. Warum wir diese Reminiszenzen auskramen? Um zu zeigen, welche Kulturarbeit unser jetzt so armes, der Barbarei bezichtigtes Volk von jeher in selbstloser Begeisterung für die europäische Menschheit leistete, allein vergessen wir dabei nicht, daß während des Weltkrieges in unsere furchtbare Not hinein just aus der Schweiz sehr häßliche Stimmen solcher deutschblütiger Künstler klangen, die wie Spitteler und Hodler ebenfalls nur uns ihren Ruf verdanken. Dagegen ist uns kein einziger Fall bekannt, daß umgekehrt erst das Ausland einen Deutschen bei uns berühmt gemacht oder gar in das Pantheon seiner Geistesgrößen aufgenommen hätte. Darüber kommen einem Gedanken, über die wir uns vielleicht später einmal näher aussprechen möchten.

Mit Albert von Keller starb einer unserer bedeutendsten Maler während der letzten fünfzig Jahre, der in der Reife seiner Schaffenskraft unverkennbar die Eigenprägung vollwertigen Künstlertums zeigte. Eine andere Frage ist die, ob wir ihn nach seiner Empfindungs- und Ideenwelt als einen ausgesprochen deutschen Maler wie etwa Böcklin schätzen können. Von diesem Standpunkt aus gewahren wir bei seinen Schöpfungen genau so wie bei denen Makarts, mit dem ihn äußere Ähnlichkeit verbindet, unverkennbar einen gewissen Zug von Ermüdung, Dekadenz, denn er zeigt sich als Künstler zu enge mit jener oberen Gesellschaftsschichte verschwistert, von der aus hauptsächlich die Überkultur und moralische Entartung in die unteren Volksklassen einsickerte, die uns letzten Endes unfähig machte, siegreich das schwere Ringen durchzuhalten. Zwar ist Albert von Keller viel tiefer, und seine künstlerische Entwickelung gestaltete sich anders als die Makarts, allein ähnlich wie dieser der Maler der Wiener Verfallszeit in der Gründerperiode war, begann Keller als der Verherrlicher und virtuose Schilderer des mondainen dekadenten Frauentypus — ein sinngetreues deutsches Wort für mondaine gibt es bezeichnenderweise nicht — seiner Toiletten und luxuriösen Umwelt, und sein Atelier, seine Wohnräume waren mit ihren kostbaren Möbeln, schweren Teppichen und Altertümern genau so eine Sehenswürdigkeit für München wie das berühmte Makartsche Atelier in der Gußhausstraße für Wien. Wie aber kam der Künstler in die Periode seiner mystische n Weltanschauung? Fast möchte man angesichts der mit allem Raffinement moderner Schönheitspflege kultivierten weiblichen Körper, wie sie als „St. Julia“ am Kreuze hängen oder am Pfahle stehen, von den Flammen des Scheiterhaufens umlodert, angesichts seiner „Judith“, „Andromeda“ und seines „Urteil des Paris“ wähnen, es wären ein- und dieselben Frauen, die, ihre eleganten Roben abwerfend, uns zur Abwechselung einmal etwas mystisches Theater vormimen möchten. Dem widerspricht aber wieder, daß Keller sich auch in das Mysterium der Passionsgeschichte versenkte und mit seinem großen Gemälde „Auferweckung von Jairi Töchterlein“ (Neue Staatsgalerie, München) eine der ergreifendsten bildlichen Darstellungen schuf, zu denen das neue Testament vielleicht seit der Renaissance her die Künstler je angeregt hatte. Sein ganzes Wesen mußte also mit der christlichen Mystik doch tiefer verwurzelt gewesen sein, als daß sich der Künstler damit begnügt hätte, seinen Kultus mondainer Frauenschönheit der pikanteren Würze halber in das Sinnlich-Übersinnliche hinüber spielen zu lassen.

Das sagen uns am deutlichsten die „Auferweckung von Jairis Töchterlein“ (1886 entstanden), die „Kreuzigungsphantasie“ und „Kreuzigung“. Die drei Skizzen zu dem erstgenannten Bilde (Neue Pinakothek) lassen uns einen erkennenden Blick in die Gedankenwerkstätte des Malers tun. Wir sehen aus der einen, daß ihm auch eine ganz spukhafte Auffassung des Vorganges vorschwebte. In fahlem Dämmerlichte liegt die weiß gekleidete Leiche des Mädchens auf der Totenbahre, von violetten Glanzlichtern umglitzert. Vor ihr in einiger Entfernung, den Rücken dem Beschauer halb zugewendet, steht Jesus, die Arme ungefähr so ausgestreckt wie der Magnetiseur, wenn er sein Medium in Trance versetzt, während den Hintergrund das verschwommen gehaltene Schattengewimmel des Trauergefolges ausfüllt. Auf dieser Skizze ist das Traumhafte der Welt als Erscheinung von Meisterhand zur Verbildlichung ge-

Digitized by Google

bracht. Desgleichen in der „Kreuzigungsphantasie", wo auf der in fieberhafter Bewegung wogenden Menge zu Füßen Golgathas schauriges Zwielicht ruht, das nach oben zu nur soweit sich erhellt, um die Kreuze schärfer hervortreten zu lassen. Endlich ist in der „Kreuzigung" selbst der Willensakt der Todesüberwindung in der Gestalt des Heilandes mit der zwingenden Gewalt mystischer Ekstase verkörpert.

Noch einige Worte über die „Auferweckung von Jairis Töchterlein" in der endgültigen Gestaltung des Werkes. Der Künstler hat den Augenblick gewählt, als eben das Mädchen aus dem Todesschlaf erwacht ist und aus großen dunklen Augen den ersten Blick voll Grauens wieder in jene Welt des trügerischen Scheines wirft, aus der es bereits in die Ewigkeit entglitten war. Liebevoll, das edel geschnittene Gesicht uns im Profil zugekehrt, hält Jesus, in eine dunkelrote Kutte gehüllt, den aufgerichteten entblößten Oberkörper der Auferweckten unsäglich zart und keusch umfaßt. Aber auch die Eltern und die übrigen Trauergäste schauen, die Augen weit aufgerissen, mit Entsetzen und in furchtbarer Ergriffenheit das durch den Todbesieger bewirkte Wunder der Aufhebung ewiger Naturgesetze, anstatt sich der Wiedererstandenen zu freuen. Wer sich aus der Tiefe metaphysischer Weltanschauung einen solchen Vorgang lebhaft vorstellt, der muß der Auffassung des Künstlers unbedingt beipflichten, denn nicht anders könnte ein solcher Akt, der für einen Augenblick den Schleier der Maja zerreißt, auf uns, Sterbliche, wirken.

Trotzdem dünkt es mich, daß die Mystik Kellers nicht aus jener Welterkenntnis hervorging, die Meister Eckart die schönen Worte entlockte: „Das, was ich zeitlich bin, das soll sterben und zunichte werden, denn es gehört dem Tage, darum muß es mit der Zeit zugrunde gehen. In meiner Geburt wurden alle Dinge geboren, und ich war Ursache von mir selbst und aller Dinge." Also ganz indisch gedacht: In jedem Menschen schlägt neu die Welt ihr Auge auf. Die Mystik Kellers ist dagegen okkultistischer Natur, wenn man so sagen darf, denn Mystik und Okkultismus sind ganz verschiedene Dinge, allein immerhin verschwimmen hier und da die Grenzen ineinander. Vergessen wir nicht, daß Keller in München lebte, der Stadt Du Prels und Schrenck-Notzings, daß seine Zeitgenossen Gabriel Max und Fritz von Uhde waren. Er stand also unzweifelhaft im Banne jenes katholischen Mystizismus, der sich ein Fortleben nach dem Tode in der verklärten Gestalt der Individualität, der Okkultist dagegen im Astralleibe denkt. Dabei kommen ihm aber immer wieder die Freude des farbentrunkenen Malers — „am farb'gen Abglanz haben wir das Leben" — an der Welt der Erscheinung und ein gewisser Rationalismus in die Quere. So weiß er, daß der Hypnotiseur sein Medium vollständig empfindungslos machen kann, und aus diesem Wissen heraus malt er seinen „Hexenschlaf", wie das von dem Feuer des Scheiterhaufens umlohte Weib in magnetischem Schlummer ruht, und der Tod an ihm machtlos wird; ähnlich wie in der grausigen Novelle „Mesmerismus" von Edgar Poe das Ende eines Sterbenden dadurch auf Wochen hinaus verzögert wird, daß man ihn in hypnotischen Schlaf versenkt. Es ist sicher keine bloße künstlerische Laune gewesen, daß Keller auch das Porträt des berühmten Mediums Eusapia Palladino malte.

So war Albert von Keller eine problematische Künstlernatur, deren Schaffen nur aus dem Ringen nach einer festen Weltanschauung erklärt werden kann. In sehr guten bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen, wendete er sich nach einem mehr hin und her irrlichterierenden als systematisch betriebenen Universitätsstudium erst spät der Malerei zu, wurde ursprünglich stark von Böcklin beeinflußt, arbeitete bei Lenbach und dem Deutschösterreicher A. von Ramberg, denen er wohl die Grundlage zu seiner außerordentlich sicheren, alle Hindernisse wie spielend überwindenden Technik verdankte. Bedeutungsvoll sagt Houston Stewart Chamberlain in seinem herrlichen Buche über „Goethe" vom Maler und Bildhauer, daß „das Technische hier alle Kräfte absorbiere und eine nie erlahmende, biegsame Verstandes- und Handgeschicklichkeit, also Bewährung praktischer Anlagen erfordere". Nehmen wir hinzu, daß Albert von Keller in den künstlerisch wohl ausgestatteten Räumen der vornehmen Welt zu Hause und

Digitized by Google

gleich Makart ein feuriger Bewunderer des schöneren Geschlechtes war, so ist es durchaus begreiflich, daß es ihn als Maler zunächst dahin drängte, diese Umwelt, die er so sehr liebte, technisch zu meistern, und so entstand die Masse seiner Bilder, in denen er von künstlerisch fein empfindendem Frauengeschmack ausgeschmückte Interieurs abschilderte samt den holden Insassinnen, wie sie mit einander plaudern, am Stickrahmen arbeiten, baden, Besuche empfangen, Briefe lesen oder schreiben oder Klavier spielen. Wie zart, wie duftig und wie naturalistisch ist das alles gemalt! So in dem Bilde „Chopin" (Neue Pinakothek) das schwarz-weiß gestreifte Kleid der Klavierspielerin und das dunkelgrüne der zuhörenden Frau. Man hört die Seide förmlich leise knistern, man möchte mit der Hand darüber gleiten. Oder der „Saal in Versailles" (Neue Staatsgalerie), wo die brennende Fülle der am Kronleuchter im Kreis gereihten Kerzen sich in dem glatten Parkettboden spiegelt.

Charakteristisch für Kellers Schaffen ist auch sein Unterschied im Kolorit. Während er in seinen Bildern aus dem mondainen Leben in sorgfältigster, saubersten Arbeit die Farben bei aller Vorliebe für eine schummrige Beleuchtung doch stets zu lebensfreundlicher Wirkung auf den Beschauer abzustimmen, uns in seinem technisch besonders brillant gelungenen „Diner" den Genuß vornehmer, geistig anregender Gastlichkeit so recht vor das Auge zu zaubern weiß, sind seine mystischen Gemälde in einer eigentümlich grau-grünen, mitunter ins Gelbliche verschwimmenden Tönung gehalten, aus der sich die Gestalten herauszumaterialisieren scheinen. Sogar in der „Auferweckung von Jairi Töchterlein", wo das rötlich schimmernde Weiß des Marmors zwar das Bild beherrscht, aber dafür die dunkelviolett gekleideten Gestalten der Trauergäste mit ihren blaßgelben Gesichtern um so gespenstischer hervortreten läßt.

Der weibliche Zug, der durch unsere Mystik geht, erklärt sich unschwer als arisches Blutserbe — schrieben doch schon die alten Germanen ihren Frauen mystische Gaben wie die der Weissagung zu —, und so begreift man es auch, daß Kellers Mystik in der Frauenseele wurzeln mußte, in dem Zuge der Zeit, in dem Gedanken der Erlösung des Mannes durch das Weib, welches Motiv Goethe ja bereits in seinem „Faust" und „Wilhelm Meister" anschlug, wenn auch nicht wie Richard Wagner restlos durchführte. Daß aber Albert von Keller in dieser Erlöserin nur das Weib der Gegenwart und seiner Gesellschaftsschichte erkennen konnte, verstand sich von selbst, und man würde ihm das mit demselben Unrechte zum Vorwurf machen, den einer unserer ersten Literarhistoriker Grillparzer zuschleuderte mit der Bemerkung, er hätte in seiner Sappho, Hero und Medea keine Griechinnen, sondern Wienerinnen gezeichnet. So sind auch in Kellers „Urteil des Paris" die Aphrodite, Pallas Athene und Hera, die ihre Schönheit hüllenlos den prüfenden Augen des Helena-Entführers darbieten, keine griechischen Göttinnen, sondern vielleicht schöne Münchnerinnen, die dem Meister gerne Modell standen, aber sein letztes Wort ist doch jener Pessimismus, der in seinem Bilde „Die glückliche Schwester" uns eine weiß gekleidete entschlafene Nonne zeigt, auf deren hingestreckten erkalteten Körper und friedvollen Zügen des erbleichten Antlitzes das Licht der brennenden Wachskerzen in den Händen der sie umdrängenden Schwestern gespenstisch zuckende Lichter wirft:

„Vorüber gehn die Schmerzen und die Wonnen,
Geh' an der Welt vorüber: es ist nichts."

Josef Stolzing

Digitized by Google

# Das Weimarer fünfzigste Tonkünstlerfest des Allgemeinen Deutschen Musikvereins

Nach sechsjähriger zwangsweiser Pause hat der Allgemeine Deutsche Musikverein seine Mitglieder wieder zu einer festlichen Tagung großen Stils zusammenberufen können. Man hatte Sorge wegen der hohen Kosten, die heutzutage das Reisen über Gebühr erschweren und den Aufenthalt in fremden Städten für die Mehrzahl der nicht eben mit Kriegsgewinnen gesegneten deutschen Tonkünstler fast zur Unmöglichkeit machen. Die Anziehungskraft, die vom Namen Weimar ausging und die durch die Jubiläumsziffer 50 gesteigert wurde, erwies sich über alle Erwartungen stark, und so war es denn diesmal fast wie zu alten schönen Friedenszeiten. Die Zahl der auswärtigen Gäste ging an die dreihundert; ein stattliches Ergebnis und ein schlagender Beweis für die unverminderte Lebenskraft des von fürsorglichen Totengräbern nun schon seit einem Jahrzehnt zum Sterben verurteilten Allgemeinen Deutschen Musikvereins.

Weimar war einst die Geburtsstätte des Vereins. Hier kam man 1861 unter Liszts Führung zum ersten Male zusammen. Der vorwärts weisende Genius Liszts hat bis heute dem Verein Richtung und Farbe gegeben. Dem Fortschritt diente die Arbeit der hier vereinten Kunstgenossen. Es gab Zeiten, da man sich die Arbeit bequemer machte und schon behaglich anfing, vom Alterworbenen zu zehren. Dieser Genügsamkeit setzte die auf dem Heidelberger Tonkünstlerfest 1901 durchgefochtene „Revolution", die den damals kampffrischen Richard Strauß und mit ihm die „Neudeutschen" an die Spitze brachte, ein plötzliches Ende. Nach weiteren 20 Jahren steht der Verein nun wieder vor der zwangvollen Notwendigkeit einer Verjüngung; so wenigstens rufen es jene radikal gestimmten Kreise ins Land hinaus, denen die Straußische Richtung mit allem, was darum und daron hängt, heut bereits als Kunst von vorgestern erscheint. Die fanatische Jugend reitet auf schnellen Rossen. Es geht wie in der bildenden Kunst: die Oktobristen von heut werden morgen von den Novembristen als mumienhafte „Akademiker" mit überlegener Handbewegung beiseite geschoben. Wer eine Blau- und Rotschmiererei von kindlicher Fratzenhaftigkeit, der gegenüber die naive Kunst der Fidschiinsulaner eine Offenbarung an Geist und Empfindungstiefe ist, dem verängsteten Kunstsucher in die Augen knallt, wer aus Pappdeckeln, abgelegten Krawatten, leeren Streichholzschachteln, Bindfaden und Mehlkleister ein plastisches „Meisterwerk" von St. Dadas Gnaden zusammenbaut, der gilt dieser verlotterten wie größenwahnsinnigen Revolutions-Kunstjugend als das Genie der Gegenwart, als glorreiche Verkünder dieses herrlichen Zeitgeistes.

Unseren musikalischen Futuristen ist diese, durch keinerlei sachliche noch kritische Erwägungen eingeschränkte Begeisterungstaumelei ebenfalls zu eigen geworden. Aus dem an sich verständigen Drang nach Neuem hat sich eine plan- und uferlose Jagd nach allem, was irgendwie anders ist als das bisher als richtig und wertvoll Erkannte, entwickelt. Nicht mehr die fertige, ausgereifte Leistung gilt, sondern schon die Andeutung, und sei sie noch so schemenhaft und unkontrollierbar, wird als bedeutsame Tat gepriesen, sofern sie nur ein „Problem" bringt. Die Grenzen zwischen künstlerischem Schaffen und dilettantischer Pfuscherei werden geflissentlich verwischt. Es kommt ja nicht mehr auf das Können — welch vorsintflutlicher Begriff! —, sondern unter Umständen nur auf den embryonalen Gefühlskrampf an. Herr Jürgen von der Wense, ein Jüngling, von dem niemand niemals vorher auch das bescheidenste Tönchen vernommen hat, entdeckte sich urplötzlich als Tondichter und dichtete als Opus 1 sieben Klavierstücke in atonaler Manier, von denen ein jedes etwa 7 bis 13 Takte lang ist. Diese gestaltlosen Klanghysterien wurden im letzten Winter hier von dem jungen Eduard Erdmann gespielt und von der futuristischen Gemeinde sofort zu genialen Schöpfungen gestempelt. Wie vieler

Digitized by Google

Werke von Beethoven, Brahms und Strauß hat es bedurft, ehe man bei diesen Geistern wirklich das Zeichen des Genies herausspürte! Sie entwickelten sich folgerichtig und langsam aus dem Schoß ihrer Vorgänger heraus. Herr von der Wense schreibt ein 70 Takte langes Opus 1 und ist sofort „der" Meister, auf den die Welt seit langem gewartet hat. Entwicklung, welch törichter Begriff! Herr Paul Bekker (Frankfurts musikkritische Pythia), der jetzt die ästhetische Karussellfahrt der radikalen Jünglinge mitmacht und dem futuristischen Veitstanz literarische Brücken zusammenleimt, spöttelt über die Entwicklungsphilister, über die „Darwinisten" der Kunst. Vielleicht kann er später auch wieder anders, wenn sich die Albernheiten dieser Übergangszeit im Sande verlaufen haben.

Warum ich über diese Streitfragen unserer Zeit mich ausließ? Weil sie in Weimar eine wichtige Rolle spielten, ja, weil hinter den Kulissen der Kampf vorbereitet wurde, der vielleicht schon im nächsten Jahr zur entscheidenden Auseinandersetzung zwischen der radikalen Jugend und den bisherigen Führern der Fortschrittspolitik des Allgemeinen Deutschen Musikvereins führen wird. Die Extremen wollen ans Ruder, daraus machen sie kein Hehl. In den Musikausschuß, der die aufzuführenden Werke auswählt und dem damit entscheidende Bedeutung für die Kunstpolitik des Vereins zukommt, hatten sie bereits im verflossenen Jahr zwei ihrer Vertreter hineinbugsiert. Man war damals ihren Wünschen entgegengekommen aus dem selbstverständlichen Grunde, auch der linken Seite Gelegenheit zu geben, ihre Absichten durchzusetzen. Gelegentlich der Weimarer Hauptversammlung jetzt versuchten die Radikalen noch einen dritten „Vertrauensmann" für den Musikausschuß zu gewinnen; damit hätten sie dann in diesem Fünferrat das unbedingte Übergewicht gehabt, und man kann sich ausmalen, wie etwa die zukünftigen Programme der Tonkünstlerfeste ausgesehen haben würden. Dieser Vorstoß mißglückte, und es steht mit dem Ausschuß nun so, daß zwischen zwei Fortschrittlern (etwa Straußischer Richtung) und zwei Extremisten ein Mittelsmann eingeschachtelt ist, so daß eigentlich eine gerechte Verteilung der Kräfte von vornherein gewährleistet wird.

Diese Mischung von neu und revolutionär hat auch dem diesjährigen Weimarer Programm das Signum gegeben. Die Extremen können sich darauf berufen, daß die drei Werke, denen sich das stärkste Interesse zuwandte, ihrer Wahl zuzuschreiben waren, nämlich Arnold Schönbergs „Fünf Orchesterstücken", einer einsätzigen Sinfonie von Eduard Erdmann und einem Streichquartett von Hermann Scherchen. Schönbergs Entwicklung ist Wege gegangen, die ihn weitab von den Grundlagen und Voraussetzungen unseres bisherigen abendländischen Tonschaffens geführt haben. Er hat in seinen jüngsten Werken die letzten Brücken zur Vergangenheit und Gegenwart abgebrochen und ist auf spekulativem Wege zu einer Technik gelangt, die alle bisherigen Begriffe über Harmonie, Rhythmus, Form, ja überhaupt über klangliche und architektonische Logik, über Affektenbewegung und ästhetische Auffassung glatt über den Haufen rennt. Man darf dabei der Überzeugung sein, daß es Schönberg mit dieser Art zu schaffen bitter ernst ist, und es entsteht beim kritisch eingestellten Hörer die Frage, ob es sich hier um eine rücksichtslose, ebenso kühne wie kühle Spekulation oder um den zwangsläufigen fanatischen Drang einer pathologisch zu wertenden Persönlichkeit handelt. Ich selber und mit mir wohl die Mehrzahl derjenigen Modernen, die nicht zu den futuristischen Glücksspielern gehören, neigen zu letzterer Auffassung. Tatsache bleibt, daß Schönberg mit seiner Richtung eine ungeheure Verwirrung der unreifen Geister angerichtet hat und daß sich um ihn eine Gemeinde gruppiert, die kritiklos, ja ich behaupte zum großen Teil verständnislos, allen seinen Äußerungen zujubelt. Man stimmt zu aus grundsätzlicher Stellungnahme, ganz gleich, wie es um den wirklichen Wert der Sache steht. Also das gleiche Bild, wie es sich auch im politischen Leben der extremen Parteien zeigt. Die fünf kurzen Orchesterstücke erweckten in Weimar bei der großen Mehrzahl der Hörer Zorn und laute Heiterkeit, das gleiche Schicksal, das ihnen auch vorher schon an anderen Stellen beschieden war. Nur die Gruppe der Unentwegten spendete krampfhaft wütenden Beifall; sie vermochte sich nicht durchzusetzen und die

Digitized by Google

Ablehnung dieser Kunst war eine entschiedene. Dennoch glaube ich persönlich, daß sich manch heimliche Keime auch in diesem brodelnden Chaos befinden, Keime für eine Entwicklung, die erst durch die ordnende Kraft einer wirklich schöpferischen Persönlichkeit in Zukunft einmal für die lebendige Kunst fruchtbar gemacht werden könnten. Das, was sich dem Ohre und Geiste des Hörers jetzt hier bietet, ist ein trauriges Wirrsal, ein Zerrbild wirklichen klanglichen Lebens.

Wesentlich anders geartet ist die Musik des noch jungen Eduard Erdmann, den die Futuristen als einen ihrer Hauptpropagandisten eingespannt haben. Man hatte auch hier einen ungeheuerlichen Exzeß erwartet und war baß erstaunt, in dieser etwa 25 Minuten währenden Sinfonie die Seelensprache eines gesunden, frischen Geistes zu vernehmen, der, unbekümmert um alles Parteiprogrammatische, ehrlich darauflosmusizierte und in keinem Takte die enge Zusammengehörigkeit mit der Vergangenheit und gesunden Gegenwart verleugnet. Erdmann gehört nach dieser starken Talentprobe zu den großen Hoffnungen. Er steht heut folgerichtig auf den Schultern von Strauß, läßt dabei aber viel Eigenes und Neuartiges erkennen. Von Schönberg ist er durch eine jetzt unüberbrückbar scheinende Kluft getrennt.

Noch augenfälliger ist der Bruch zwischen äußerer extremer Gebärde und innerem Schaffen bei Hermann Scherchen. Das Herz redet hier anders als die Zunge. Scherchen, der hingebende Futuristen-Apostel, der für die Verbreitung jener uferlosen Lehren eine eigene Zeitschrift begründet hat, schafft als Tonsetzer wie ein getreuer Schüler früherer Meister. Sein Streichquartett kann man in manchen Teilen nicht einmal als entschieden neuzeitlich bezeichnen, es steht im wesentlichen auf der Linie Bruckner und wirkt wie ein hohes Lied der Tonalität, der Melodik im entwicklungsgerechten Sinne; jener Tonalität, die er selber als Propagandaschreiber der Atonalisten als überwunden ablehnt. Die Ungereimtheit oder sagen wir schon deutlicher, der Humbug, freiwillig oder unfreiwillig, tritt hier klar zutage. Scherchens Quartett fand mit Recht allgemeinen Beifall, weil es streckenweise wirklich schöne und potente Musik bringt, weil es reich an echter Innerlichkeit ist und überhaupt als schöpferisches Dokument von guter Zukunftsbedeutung zu gelten hat, falls Scherchen seinem besseren, inneren Ich treu bleibt und nicht aus grundsätzlicher Opposition die eigene Seele abtötet zu Ehren der futuristischen „Udah".

So wurde denn dieser vermeintliche Erfolg der Linksradikalen in Wirklichkeit zu einem Siege des musikalischen „Darwinismus"; trotz Paul Bekker! Auf die weiteren bemerkenswerteren Schöpfungen ausführlicher einzugehen, muß an dieser Stelle verzichtet werden. Bescheiden war es im Grunde mit der Kammermusik bestellt. Ein Sonderkonzert, das ausschließlich Werke von Franz Liszt brachte (Faustsinfonie, Totentanz-Variationen und zweiter Mephistowalzer), beschloß den Reigen der Veranstaltungen. Damit huldigte man den Manen des Meisters, der von dieser Stelle aus für die Gründung des Vereins wirkte und der ihm seine bis heut geltende ideale Richtung gegeben hat. Es war ein schöner Gedanke, mit diesem Zeichen der Dankbarkeit das 50. Tonkünstlerfest in Weimar zu beschließen. Der Abschluß brachte dem hochverdienstvollen Festdirigenten Dr. Peter Raabe, auf dessen Schultern allein diesmal die ganze ungeheure Last der künstlerischen Leitung lag, wohlverdiente Ehrungen. Am Vorabend des Tonkünstlerfestes bot das Deutsche Nationaltheater, in dessen Räumen übrigens sämtliche Konzerte abgehalten wurden, den Festgästen eine Aufführung der neuen Oper von Paul Gräner „Schirin und Gertraude". Der hier gemachte Versuch, der heiteren Oper einen neuen flüssigen Konversationsstil zu gewinnen, ist nur in bescheidenem Maße geglückt.

Breiten Raum nahm diesmal die Hauptversammlung des „Allgemeinen Deutschen Musikvereins" ein. Es wurde freilich viel Überflüssiges geredet. Immerhin gewann man den Eindruck, daß die weit verzweigten Einzelgruppen des deutschen Musiklebens das Forum des Allgemeinen Deutschen Musikvereins freiwillig immer mehr als eine Art ideellen



Digitized by Google

Mittelpunkt betrachten, an das sie sich wenden, um lebenswichtige Fragen, soweit sie die Allgemeinheit berühren, an dieser Stelle zu erörtern. Auseinandersetzungen darüber, wie dem deutschen Männergesang künstlerische und fruchtbringendere Ziele gestellt werden könnten, wie die materiellen Forderungen des deutschen Orchestermusikers mit den vorhandenen wirtschaftlichen Möglichkeiten einerseits und den Forderungen ernster Kunst andererseits in Einklang zu bringen sind, nahmen breiteren Raum ein. Daneben wurde dann der gesamte Komplex der sozialen Fragen, soweit sie den Musiker und die Kunstpflege angehen, von Dr. Heinz Pringsheim erneut zur Diskussion gestellt. Hier handelt es sich um das Vermächtnis des unvergeßlichen Dr. Karl Storck, dem eigentlich die Bearbeitung dieses weiten und wichtigen Feldes zugefallen war, und dem so unvermutet die Feder zu weiterem Wirken entsank. Überhaupt ward Storcks charaktervolle Persönlichkeit, die auch an dieser Stelle eine der treibenden und fruchtbar schaffenden Kräfte war, schmerzlich vermißt. Der Vorsitzende Dr. Friedrich Rösch gedachte seiner in herzlichen trefflichen Worten. Ein wichtiger, von dem verdienstvollen Reformer Dr. Paul Marsop gestellter und vom Vorstandstisch befürworteter Antrag fordert Neubearbeitung der Satzungen auf Grund der durch die veränderten Aufgaben der neuen Zeit für den Verein geschaffenen Lage. Die Ziele sollen weiter gesteckt, die allgemeinen kulturellen Aufgaben sollen der Sonderpflicht des Vereins, dem fortschrittlichen Schaffen zu dienen, gleichgestellt werden. Den von vielen Seiten an ihn herantretenden Forderungen um Teilnahme an den Interessen der Gesamtheit wird der Verein nachkommen müssen. Eine andere Frage ist es freilich, ob er bei seiner jetzigen Organisation in der Lage sein wird, mehr zu geben, als bestenfalls wertvolle Anregungen. Die gründliche Nachprüfung der Ziele und des zu ermöglichenden Tätigkeitsbereiches erscheint darum notwendig, und sie wird bis zur nächsten Hauptversammlung durch den gewählten Sonderausschuß in Verbindung mit dem Vorstande durchgeführt werden.

Wo die künftige Hauptversammlung und damit das Tonkünstlerfest des nächsten Jahres stattfinden wird, konnte zur Stunde nicht entschieden werden. Dringliche Einladungen liegen aus den Städten Königsberg, Gera und Nürnberg vor. Man sieht, daß dem Deutschen der Mut zu idealem Wirken auch in dieser bitterbösen Zeit nicht genommen werden kann. Wohl ihm!

Paul Schwers

Digitized by Google

# Bürners Tagebuch

## Eine Idiotenanstalt · Die Revolution der Niedrigen
## Der Baalstaumel der breiten Schichten
## Der Großschieber und der Verzweifelte
## Die Verwechslung von Rußland und Bolschewismus, Bela Khun Diktator Deutschlands, Pax britannica

Wie man in den Vereinigten Staaten von Nordamerika über unsere „junge Republik“ urteilt, läßt Karl Grube durch „einen der wackersten Vertreter des Deutschamerikanertums“ aussprechen, den er vor Jahren dort kennen lernte und den ihm nun der Zufall in Harzburg wieder in den Weg führte. Der knorrige Alte, der in St. Louis zu den bekanntesten Gestalten der Geschäftswelt gehört, ist seit 1912 nicht mehr in Europa gewesen; nun kam er über London und Paris, um auch dort die Stimmung zu sondieren. Er meinte:

„Ihr habt früher unser Dollarika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten getauft — wie sollen wir das Deutschland Erzberger-Scheidemanns nennen? Ich habe nur einen Wunsch: Einen neuen Aristophanes her, der diese groteske Posse für die Nachwelt rettet! Wer mir noch 1915 gesagt hätte, daß so ein Unfug einst in meinem alten Vaterlande möglich sein könnte, den hätte ich für pathologisch erklärt ... Heute ist ganz Deutschland vom Belt bis Bodensee politisch einfach irrsinnig; so wirkt es auf uns, die wir das Land Bismarcks kannten, und nun nach Eberts Paradies verschlagen werden ... Es gibt kein milderes Wort: Einfach eine Idiotenanstalt; als ob jeden Deutschen die Trotteloſis ergriffen hätte — harte Worte gewiß, aber wir fühlen alle so, die wir das gesunde Deutschland treu im Gedächtnis halten! Wie ist my old country geistig und wirtschaftlich verpöbelt, verkommen. — Berlin wirkt wie Wild-West ... Diese Schieber und Schufte in Amt und Würden, das geht über ‚Tommany Hall‘ in Neuyork (bekanntlich der politische Sumpf der Beutepolitiker bei uns, diese ehrenwerte Society). Und eine Schwatzbude, die Arena einer Zietz, der Resonanzboden eines Rosenfeld und Ledebour — wie konntet ihr nur geistig so verjuden und verpöbeln, daß ihr euch willenlos so etwas bieten laßt? ... Wie erbärmlich wirkt der ‚Mangel an Zivilcourage‘ beim Bürgertum — denn nur die bürgerliche Feigheit ist das Sprungbrett zum Erfolg der Proleten. Solange die Masse bei euch ohne Gegendruck herrscht, kommt ihr nie wieder hoch! Solche politischen Idioten sieht man gern an der Spree im Glanze der Macht.

Digitized by Google

Das Judengift der Internationale hat euch entmannt, ihr lauft herum wie politische Kastraten, geradezu widerlich für gesund empfindende Nationalgesinnte aller Länder. Es ist mir unfaßbar, wie deutsche Männer diesen Zustand mit ‚Kriegspsychose' entschuldigen wollen — erbärmliche, knieschlotternde Feigheit des Bürger- und Beamtentums hat diese glorreiche Republik so werden lassen — — es gibt für dieses klägliche Versagen der wilhelminischen femininen Geistesrichtung keine Entschuldigung. Bethmann ist nur der Sammelname für alle Wilhelmstraßler vom Geheimrat bis zum jüngsten Streber: Nur immer ‚durchschlängeln', nicht ‚anecken' — Volk eines Bismarck, was hat Neu-Byzanz aus dir gemacht!

Im Ausland heißt es überall: So lange in Deutschland dieser Geist der Internationale regiert — und bei euch regiert nur die Furcht vor der Masse — sind die Deutschen erledigt. Euer Ansehen liegt rettungslos am Boden wie eure Valuta — wer soll denn noch Vertrauen haben? Leibel Schmul Braunstein, der sich Trotzky nennt, ist ja längst geheimer Regent bei euch, ihr habt den Bolschewismus schon lange! ‚Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte ...' Das sage ich offen, und so empfinden alle Auslandsdeutschen, die ich sprach: Die Liebe zu diesem Deutschland haben wir aus unseren Herzen gerissen — erst müßt ihr euch wieder die Achtung der Welt verdienen, ehe man euch wieder lieben kann. Die Hoffnung auf Gesinnungswandel bei der Masse ist auch nur Feigheitsprodukt; man wagt nicht, auszusprechen: Nur mit eiserner Faust kann Deutschland aus dem internationalen Sumpf gerettet werden. Man ‚duckt' sich und duldet — da ist jede Gesundung ausgeschlossen. Die politische Feigheit ist die latente Seuche des deutschen Bürgers; daher die Verachtung der ganzen Welt ...

Es ist grausam, furchtbar, was ich da aussprechen muß; aber ich machte mich selbst der Feigheit schuldig, wenn ich es nicht täte: Ehe nicht die deutschen Bürger durch die Tat beweisen, daß sie die Schmach dieser Zeit nicht länger dulden wollen, eher glaubt niemand mehr an eine deutsche Zukunft. Einst habe ich bereut, ausgewandert zu sein ... heute bin ich glücklich, kein Mitbürger eines Erzberger zu heißen — wenn ihr nur alle wüßtet, was dieser Name an Anklagen in sich birgt, wenn ihr nur noch empfinden könntet, wohin euch Erzbergerei und Scheidemännerei geführt — aber ihr habt schon ganz das Gefühl eurer Schmach verloren, und das erzeugt bei uns den entsetzlichen Ekel!"

* * *

Grausame, furchtbare Worte? Aber ist nicht die Abrechnung, die der Genosse Noske, ehemaliger Reichswehrminister, jetziger Oberpräsident von Hannover, in seinem Buche „Von Kiel bis Kapp" (Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin) mit dem ganzen Revolutions-Rattenkönig soeben vornimmt, nicht viel grausamer, furchtbarer noch? „Der Vorwärts," schreibt die „Deutsche Tageszeitung" mit Recht, würde sicher niemals auf die verlegene Kennzeichnung des Buches als eines „Persönlichkeitsausbruches" gekommen sein, wenn die Noskesche Schilderung nicht so unsagbar peinlich für das ganze Revolutionsheldentum, für das revolutionäre Deutschland in summa summarum und damit auch für die eigene Partei wäre. „Noske hat vom ersten Tage des öffentlichen Wirksam-

Digitized by Google

werbens der englischen und russischen Geld-, Broschüren- und Mundrevolutions-Propaganda mitten in den Wirren drin gestanden, durchweg in der vordersten Reihe. Er hat sie so ziemlich alle kennen gelernt, die Herren Revolutionsidealisten, die ihr Vaterland und ihr Volk verrieten, und die weder national noch international, sondern nur an das liebe Ich zu denken vermochten. Ihm, als dem Genossen, ja, als dem vorläufigen lokalen Führer, haben sie sich in allen Regungen ihrer edlen Seelen enthüllt. Er lernte ihre Motive, die treibenden Kräfte kennen; und was er da sah und erlebte, das schildert er in seinem Buch. Das Ergebnis ist, daß eine Sammlung von Tatsachen und Dokumenten zum Beweise der revolutionären Schandwirtschaft entstand, wie wir sie bisher in dieser Vollständigkeit und in dieser wuchtigen Wirkung überhaupt noch nicht kennen gelernt haben. Wir wissen nicht, ob irgendwo eine Zusammenstellung von Revolutionsverdiensten gedruckt worden ist, die sich dieser inhaltlich an die Seite stellen könnte; wenn es der Fall sein sollte, so fehlt dieser sicher das autorative Schwergewicht der Persönlichkeit, die hier die Feder führte. Was Noske über seine Erlebnisse in Kiel, in den Nordseehäfen, später in Berlin, sagt, das stimmt so vollkommen überein mit dem Bilde, das man sich in den nationalen Kreisen des deutschen Volkes von dem Revolutionsgesindel gemacht hat, daß es kaum begreiflich erscheint, wie die sozialdemokratische Presse Jahr und Tag sich mühen konnte, die wahren Verhältnisse durch Potjemkinsche Dörfer über wer weiß welche Verdienste der Revoluzergesellschaft zu verdecken. Wenn man das Noskesche Buch zu Ende gelesen hat, so legt man es beiseite mit dem Gedanken: Das also sind die Helden der sozialen Revolution, das sind die Motive, aus denen heraus der Umsturz gemacht wurde, das die Grundlagen des neuen Deutschland. Nichts anderes als eine skruppellose Horde auf den allerpersönlichsten Vorteil bedachter Jämmerlinge, nichts anderes als schmutzigste Gesinnungslumperei, Großmäuligkeit und Ichsucht. Kein großer Gedanke, kein idealer Schwung: die ganze soziale Revolution, die ganze Morgenröte der neuen Freiheit verwandelt in eine Katzbalgerei um die fettesten Pfründe, um den größten persönlichen Vorteil. Diese für einen Mann wie Noske sicher bittere Erkenntnis zieht von Anfang bis zu Ende durch das Buch, namentlich auch da, wo er davon berichtet, wie er sich gegen das Revolutionsgeschmeiß wehren mußte, das sich durch sein Eintreten für die Wiederherstellung einer halbwegs gesicherten Gesellschaftsordnung in seinen bequemen Erwerbsmöglichkeiten bedroht sah.

Es ist verständlich, wenn Noske für diese Sorte Revolution, die weiter nichts darstellt als einen übelriechenden Fäulnisherd am lebenden deutschen Volkskörper, die Verantwortung seiner Partei ablehnen möchte. Er tut das, indem er die völlige Überflüssigkeit des ganzen Umsturzes gleich im Eingangskapitel feststellt. Darin liegt freilich unausgesprochen ein vernichtendes Urteil gegen seine eigenen Parteifreunde, die, wenngleich sie seine Überzeugung teilten, trotzdem sofort in den Wettlauf um die Führung der Revolution eintraten. Denn es war doch wohl Herr Scheidemann, der am 9. November vom Reichstagsgebäude aus die deutsche Republik proklamierte. Daß aus solchen Jämmerlichkeiten, wie Noske sie Blatt für Blatt schildert und dokumentarisch belegt, kein stolzer, festgefügter Bau des deutschen Reiches und Volkes erstehen konnte, daß sich daraus der Kampf Aller gegen Alle, Zersplitterung und Zerfleischung bis zur Grenze

Digitized by Google

des anarchistischen Chaos entwickeln mußte, war ganz selbstverständlich. Die Verantwortung dafür tragen aber nicht nur die ganz Radikalen, sondern tragen auch, und vielleicht noch in höherem Maße, die Lauen, die ihrerseits den Parteivorteil nicht glaubten darangeben zu können, und die daher eine Politik der Schlagworte, der inhaltlosen Phrasen und der unerfüllbaren Versprechungen mittrieben, die schließlich mit ihren unausbleiblichen Enttäuschungen immer wieder zu neuer Vermehrung der inneren Unruhe beitragen mußte."

* * *

Die Windmühlenkämpfe gegen den „aussaugerischen Kapitalismus" sollten die Ritter von der antikapitalistischen Psyche so sachte einstellen, das war einmal. Heute droht dem Volke vom deutschen Kapitalismus in seinen alten Formen kaum noch Gefahr, und die Klopffechter gegen ihn sollten sich lieber an die Brust schlagen: „Wie konnt' ich einst so tapfer schmälen und bin nun selbst der Sünde bloß!" — „Es steht", so wird der „Köln. Volksztg." geschrieben, „mit aller Sicherheit fest, daß zurzeit in den Kreisen der Entente genaue Beobachtungen und Erhebungen angestellt werden über die Ausgaben für Luxus und Vergnügungen, die gegenwärtig im deutschen Volke gemacht werden. Die Diplomaten und Agenten der Entente reisen überall im Lande umher, in die Städte und Dörfer, und halten genaue Umschau über die Art und Weise, wie das deutsche Volk lebt. Das für die Eigenart der tatsächlich gegebenen deutschen Verhältnisse ungeschulte Auge der Angehörigen der Entente versteht es naturgemäß nicht, zu unterscheiden bei den Bildern, die sich ihm bieten. Die Beobachter verstehen die Unterschiede nicht, die zwischen den beweglichen Schilderungen unserer finanziellen und wirtschaftlichen Not, unseres Bekleidungs- und Ernährungselendes einerseits und dem Luxus, dem Prassertum, dem blendenden Glanz und alle den bestechenden Äußerlichkeiten anderseits in der auffälligsten Weise ihren forschenden Blicken sich darbieten. So ist es also ganz erklärlich, wenn durchaus falsche und für uns ungemein gefährliche Schlüsse aus diesen Beobachtungen gezogen werden. Die Ententeleute und besonders die chauvinistischen Elemente unter ihnen sagen sich: ‚Die Deutschen übertreiben in der Darstellung und Schilderung ihrer Nöte und ihrer Schwierigkeiten. Das kann doch nicht so schlimm sein, wenn man in Stadt und Dorf Tag für Tag sieht, wie es dort zugeht. Das Geld fliegt aus Türen und Fenstern hinaus, überall Tanz, Musik, überfüllte Kinos, Theater, Konzerte, der Wein fließt in Strömen, laute Kirmessen mit allem Trubel in allen Dörfern, venetianische Nächte mit feenhafter Beleuchtung in den Rheinorten. Überall Betrieb und Jubel und Mandolinenklang in allen Ständen und Schichten der Bevölkerung.' So hörte ich vor einigen Tagen wörtlich aus dem Munde eines Diplomaten der Entente, der die Berichte über die wirtschaftliche Lage in Deutschland an seine Regierung zu verfassen hat. Kann man sich wundern, wenn angesichts des Lebens und Treibens, das in aufdringlichem Glanze den forschenden Blicken der Feinde sich zeigt, deren Begehrlichkeit wächst? Wenn sie sich sagen, dieses Deutschland kann und muß zahlen, bis der letzte Heller unserer Kriegsaufwendungen erstattet ist?

Es sind nicht nur Schieber, Wucherer und Kriegsgewinner, die da zurzeit schwelgen und prassen, und unsere frühere finanzielle Oberschicht ist,

Digitized by Google

wie jeder, der die Personalien in der Rheinprovinz kennt, bestätigen kann, ganz bestimmt am wenigsten an diesem Treiben beteiligt; es sind vielmehr Vertreter der breiten Schichten des werktätigen Volkes, das in Verblendung und im Rausche großen Geldverdienstes sich in jeder Weise auszuleben sucht. Arbeiterfamilien mit drei oder vier erwachsenen Söhnen, die über Wocheneinnahmen von zwei- bis dreitausend Mark verfügen, glauben, daß sie etwas von ihrem Gelde, das ihnen so schnell und unerwartet in den Schoß fliegt, haben müssen, und so wird denn drauflosgelebt ohne Sinn und Verständnis in der Roheit aller denkbaren Genüsse. Daß in diesem letzten Jahre der Not und des Elends das deutsche Volk fast eine Milliarde an Zöllen für Tabake (Zigarren und Zigaretten) gezahlt hat, diese Tatsache spricht allein Bände! — Ist es angesichts dieser Verhältnisse, die von Tag zu Tag sich verschlimmern, zu erhoffen, daß die Feinde einer Milderung des Versailler Friedens geneigter werden könnten? Oder werden sie sich nicht vielmehr sagen, dieses Volk verdient keine Schonung und kein Mitleid und keine Rücksicht! — Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß wir mit Riesenschritten dem völligen Untergang, der Vernichtung des letzten Restes von früherem Wohlstande nicht nur, sondern auch des letzten Restes von Religiosität und christlicher Moral entgegengehen.

Die Verwirrung in der Mentalität unseres werktätigen Volkes wird immer größer. Wohin treiben wir, wenn diese Dinge so weitergehen? Wann endlich werden uns die Männer geschenkt, die den Mut und die Fähigkeit besitzen, einmal wieder die lautere Wahrheit zum Volke zu reden? Wird es überhaupt noch möglich sein? Oder darf wirklich kein Stein auf dem anderen bleiben in unserem deutschen Vaterlande, bis das Volk zu der Einsicht kommt, daß es die Zeit seiner Heimsuchung nicht erkannt hat?

Der geringste Windstoß kann genügen, dies Gebäude unserer Volkswirtschaft, das ja nur noch auf papierenen Fundamenten ruht, über den Haufen zu werfen. — Es gibt nicht viele Leute in Deutschland, die diese Gefahr sich unentwegt vor Augen halten, oder die auch nur einen Begriff davon haben, was ein derartiger Zusammenbruch bedeutet."

* * *

Und nun wieder zum Großbürgertum. Es ist in diesen Zusammenhängen von besonderem Reize, was dem selben Blatte über neue deutsche Menschentypen geschrieben wird:

„In der Zeitschrift ‚Der Spiegel' bricht Walter Rathenau den Stab über das Großbürgertum, das bisher in Deutschland maßgebend gewesen sei. Er schildert seine geistigen Schwächen und sucht klarzulegen, daß es deshalb die Herrschaft verloren habe, weil es zu dumm gewesen sei und sich darauf beschränkt habe, immer mit dem großen Haufen zu gehen und ‚Hurra' zu schreien. Jetzt werde eine neue Plutokratie aufkommen, die der Schieber und anderer Edelmenschen, die gewiß nicht besser, sondern noch schlechter, jedenfalls aber viel gerissener sei.

Herr Rathenau kennt gewiß seine ‚Pappenheimer'. Ist er doch der zweite Träger der von seinem Vater Emil gegründeten Dynastie AEG (zu lesen Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft) und somit einer der Ersten unter den bisherigen Industrie- und Handelsfürsten. Seine Schlußfolgerungen werden wohl nicht allgemeine Zustimmung finden, jedenfalls sind sie aber recht interessant:

Digitized by Google

‚An die Stelle der reichen Dummen treten jetzt die Schlauen, die Gerissenen, die Gehenkten. Die Kriegsgewinner. Sie und ihre Nachkommen, die mangels einer verführerischen Feudalatmosphäre nicht mehr so rasch verdummen können, werden auf Menschenalter die Beherrscher Deutschlands sein, sofern nicht neuer Umsturz sie zurückwirft.

Lebensformen haben sie zum Teil schon angenommen; ein gewisser geschäftlicher Anstand stellt sich in der Regel nach der zwanzigsten Million ein, sobald der kleine Betrug nicht mehr reizt und lohnt, und abgesehen von der Sittlichkeit, die ohnehin nicht mehr zu retten ist, werden die materiellen Interessen des Landes nicht schlechter fahren als zuvor. Das Gewissen des Volkes aber wird gegen die kapitalistische Ordnung geschärft.

Der Schichtwechsel ist kein vollständiger. Auch im alten Großbürgertum gab es schlaue Ausnahmen, und diese haben sich, zumal im Westen, zu den größten Kriegsgewinnern entwickelt. Diese Doppelmächtigen treten an die Stelle der alten doppelmächtigen Magnaten, die gleichzeitig den beiden herrschenden Schichten, Feudalismus und Plutokratie, angehörten.

Die Zahl der neuen Privatvermögen in der Größenordnung von zehn bis einigen hundert Millionen, die, in Erwerbsgesellschaften des In- und Auslandes sorgfältig eingehüllt, jeder Kriegsbesteuerung entschlüpfen, beläuft sich der Schätzung nach auf Tausende. Die neue Kapitalistenschicht wird daher nicht nur reicher, sondern auch breiter und internationaler sein als die alte, und in dem geschwächten Lande ungeheuren Einfluß gewinnen. Schon heute wird die Presse, soweit sie zu haben ist, werden die großen Werke der Eisenindustrie von den Kriegsbereicherten des Westens aufgekauft.

Wir sind eine Republik, wir haben uns überkommener Abhängigkeiten entledigt und geraten in die Bande der neuen inländischen und der alten ausländischen Plutokratie. Der Mittelstand ist ruiniert, der alte Wohlstand zehrt sich auf; die Herrschaft der Weisen ist längst vorüber, die Herrschaft der Klugen war Illusion, und die Herrschaft der Schlauen beginnt.‘

Am bemerkenswertesten in diesen Ausführungen ist die Feststellung, daß es jetzt Tausende von neuen Privatvermögen, ‚in der Größenordnung von zehn bis einigen hundert Millionen‘ gibt, die sich jeder Kriegsbesteuerung entziehen, weil sie es verstanden haben, ihr Geld in Erwerbsgesellschaften des In- und Auslandes einzuhüllen. Dafür muß dann die nach Millionen zählende Masse der kleinen Besitzer und Rentner bluten. Wahrlich ein Zustand, der zum Himmel schreit! Aber sollte sich nichts dagegen machen lassen? Die Zinsen sind gefallen, der Wert des Geldes hat sich um 1000 bis 2000 Prozent verringert und dazu kommt noch die Vermögensabgabe. Mancher, der früher als Rentner leben konnte, ist zum Bettler geworden, während die Kriegsgewinnler und Schieber einen Luxus entfalten können, wie amerikanische Milliardäre. Man kann leicht begreifen, welche Mißstimmung und Verzweiflung diese Zustände bei den betroffenen Personen erregt haben. Ein Sachse sagte mir neulich, er interessiere sich für alle geistigen Fragen, nur nicht für die ‚Bolledig‘. Ich verstand ihn nicht gleich und merkte erst später, daß er die ‚Politik‘ meinte. Und dann fuhr er fort, früher sei er ein leidenschaftlicher Bolledig und sehr national gesinnt

Digitized by Google

gewesen, aber nach allen Richtungen so enttäuscht, daß er sich auch um das Vaterland nicht mehr kümmern könne und wolle, denn sein einziges Bestreben sei heute darauf gerichtet, nicht zu verhungern, und das Hemd sei ihm näher als der Rock. Sein Vertrauen auf die Volledіger habe er schwer büßen müssen, denn Volledig und Lüge seien identische Begriffe.

Mit Menschen, die in einem solchen Geisteszustande sich befinden, kann man nicht reden, und sie lassen sich auch nicht eines ‚Besseren' überzeugen. Ebenfalls liegt es mir natürlich fern, an dieser Stelle gegen sie zu polemisieren; ich wollte nur feststellen, ‚was ist'. Es handelt sich um eine förmliche Zeitkrankheit, denn es gibt viele Leute, die so reden.

Faßt man das Gesagte zusammen, so muß man wirklich sagen, daß es zwei angenehme ‚Spezies' von Menschen sind, die im ‚neuen Deutschland' besonders hervortreten, nämlich die Verzweifelten, wie dieser Sachse, und die Großschieber, wie Rathenau sie schildert."

* * *

Immer wieder stoßen wir auf das letzte scheinbar unüberwindliche Hindernis einer Rettung: auf den Schwachsinn und die Verwahrlosung unserer eigenen politischen und moralischen Geistes- und Gemütsverfassung. Es ist, als hätten wir uns selbst dazu verurteilt, unser schlimmster Feind zu sein. Nicht einmal für unser Verhältnis zum Bolschewismus vermögen wir ein annähernd ausreichendes Verständnis aufzubringen. In diesem Sinne und ohne mich auf einzelne Gedankengänge des Verfassers irgend festlegen zu wollen, lasse ich hier einige sehr nachdenkliche und jedenfalls sehr notwendige Betrachtungen der „Deutschen Zeitung" folgen. Englands Grundgedanken und letzte Triebfedern werden darin im großen richtig erkannt sein, wenn selbstverständlich die Entwicklung — bei den mancherlei gegebenen Möglichkeiten — auch einen Lauf nehmen kann, der jene letzten Gedanken und Ziele der britischen Politik nicht vor den Augen der Welt enthüllt.

Die rote Armee hat Polen niedergeworfen. „Handelte es sich nur um Polen, so hätten wir am allerwenigsten Grund zur Klage. Für uns handelt es sich aber um mehr: wird die rote Woge über die deutschen Dämme schlagen? Diese Frage liegt um so näher und ist um so ernster, als diese Dämme nur noch in der geschichtlichen Rückerinnerung bestehen. Versailles hat sie zerstört, Spa hat sie endgültig abgetragen. England hat uns mit Vorbedacht wehr- und waffenlos gemacht gegen die jüdisch-tartarische Razzia aus dem Osten.

Die Bolschewisten erklären, die deutsche Grenze nicht überschreiten zu wollen. Was von bolschewistischen Erklärungen zu halten ist, wissen wir seit Brest-Litowsk. Bolschewistische Erklärungen haben denselben Wert wie englische; bolschewistische Vertragstreue ist englische Vertragstreue.

Das ist aber immer noch nicht das Schlimmste. Schlimmer ist, daß auch die rote Russenfrage bei uns wieder zur innerpolitischen Frage gemacht wird. Bekanntlich treiben wir seit 1890 keine selbständige, seit 1918 überhaupt keine Auslandspolitik mehr. Jetzt stehen wir auf dem Höhepunkte, oder vielmehr im Tiefstpunkte dieser Entwicklung. Unter Führung der U. S. P. D., dieser Partei des organisierten Landesverrats, oder unter Leitung der Kommunisten, dieser Organisation des religiösen Wahnsinns, hoffen weite Kreise der Deutschen auf

Digitized by Google

den Russeneinfall. Er soll ja ‚erlösen'. Von was, wissen sie selber nicht. Daß Bolschewismus die Erlösung vom letzten Reste des Menschentums, die Vertierung schlechthin bedeutet, glauben sie nicht. Sie glauben an den Bolschewismus, wie sie einst geglaubt haben an die rote englische Flotte, an die völkerversöhnende Wirkung der deutschen Novemberschmach, an Wilson usw. Und der deutsche Außenminister Simons macht ihnen diesen Glauben leicht.

Das Schlimmste aber ist, daß es darüber hinaus weite Kreise gibt, die von der Auslieferung Deutschlands an die Russen die Befreiung von Versailles erwarten. Das sind die innerlich Unselbständigen, die seelisch Kranken. Ihre Logik ruht auf einem Gedankenfehler: sie sehen nicht, daß nicht Rußland, sondern der Bolschewismus an unseren Grenzen steht. Die Verwechslung von Rußland und Bolschewismus ist der folgenschwerste Irrtum der Gegenwart! Es ist eine törichte Unterstellung, zu sagen, daß die Unabhängigen und Kommunisten heute ‚Bismarcksche Politik' machen, weil sie sich ‚Rußland' verschworen haben. Das fällt ihnen gar nicht ein. Sie machen nicht bismarcksche, sondern marxistische, also jüdische Politik. Ein Bündnis mit dem Bolschewismus wäre für uns das, was die Römer eine societas leonina nannten, das ist ein Vertrag, bei dem der eine Vertragschließende den andern verschlingt. Nicht um uns von Versailles zu befreien, wollen uns die Bolschewisten beglücken, sondern weil der jüdische Nomadeninstinkt nach Abgrasung der russischen Weideplätze für seine Razzia nach neuen Gebieten giert: es ist nicht irgendwelche nationale Politik, es ist die Politik des Heuschreckenschwarms, die die roten Heere treibt. Das mag sich vor allem unsere naivste politische Richtung, der sogenannte Nationalkommunismus, gesagt sein lassen, der übrigens ein Widerspruch in sich selbst ist Nur Selbstmörder können auf den Bolschewismus hoffen, nur sie können vergessen, daß Bolschewismus nichts anderes ist, als die Organisation des blutigen jüdischen Rassenhasses. Wenn erst der von der deutschen Regierung freundwillig losgelassene, von Trotzki und Lenin zum ‚Kommissar des Westens', d. h. zum Diktator Deutschlands ernannte Bela Khun über uns waltet, wird auch den nationalkommunistischen Ideologen die Erkenntnis kommen. Dann wird's allerdings zu spät sein.

Auf der andern Seite gibt's bei uns Leute, die hoffen auf die Entente. Das sind die ewig Hoffnungsvollen, die auch durch keinen Schaden klug werden. Diese eigenartige Mischung aus Handlungs- und Verantwortungsscheu, Mangel an Selbstvertrauen, Feigheit und Bequemlichkeit ist das erste Kind der politischen Entwicklung seit 1890. Man hat den Deutschen dazu erzogen, immer nur auf fremden Krücken zu gehen. Ohne irgendeine fremde Krücke, sei sie auch nur in der Einbildung vorhanden, gebärdet sich der Deutsche wie ein hilfloses Kind.

Jene Hoffnung auf die Entente ist Aberwitz. Frankreich zwar hat ein gewisses Eigeninteresse an der Abwehr des Bolschewismus. Von sich selbst, nicht von uns! Uns, insbesondere Preußen, sähe es gern bolschewisiert. Daher die freundlichen Beziehungen zur ehrenwerten U. S. P. D.! Frankreich hat auch ein gewisses Eigeninteresse an Polen — nicht um unsertwillen, sondern mit der Zielrichtung gegen uns, um uns dauernd von Rußland zu trennen und um ein französisches Glacis an unserer Ostgrenze zu erhalten. Frankreich pendelt

Digitized by Google

heute hin und her zwischen zwei Ängsten: der Angst vor dem Bolschewismus und der vor uns und unserer Wirtschaftskraft. Die letztere überwiegt.

Aber ob und was Frankreich gegen den Bolschewismus tun will, darauf kommt's nicht an. Frankreich ist schon heute trotz seiner großen Worte und Gebärden nicht mehr Subjekt, sondern Objekt der Ententepolitik. Der eigentliche Macher ist nach wie vor England. Wer den Schlüssel zu den Ostfragen haben will, muß auf London blicken. Wir sehen gerade jetzt ein Meisterstück englischer Politik vor unsern Augen zur Vollendung reifen. Daß England den Bolschewismus tödlich treffen könnte, wenn es wollte, bedarf keines Beweises. Um die Dummen, insbesondere bei uns zulande, hinzuhalten, hat England auch stets bisher mit diesem Gedanken gespielt. Im Ernst fällt es England gar nicht ein, irgendetwas Ernstliches gegen den Bolschewismus zu unternehmen. Er ist Geist von seinem Geiste, nur die Methoden sind andere. Die Herzensbeziehungen zwischen England und dem Bolschewismus sind längst hergestellt und gehen wohl schon über stillschweigendes Einvernehmen hinaus, wobei zu beachten bleibt, daß auch England ja alles weniger als eine europäische Macht ist. Es gab eine Zeit, da suchte der Bolschewismus seinem bürgerlich verkleideten Bruder in gefährlicher Konkurrenz an den Hals zu springen: als er mit der Front nach dem Südosten, nach Persien und Indien stand. Dieses von der deutschen Regierung selbstverständlich nicht ausgenutzte Gefahrenmoment hat England klug überwunden, indem es jene Front wieder nach Westen abdrehte. Die Verleitung der größenwahnsinnigen Polen zu dem verrückten Angriff auf Moskau war einer der klügsten Schachzüge englischer Politik. Heute weiß auch Polen, was englische Versprechungen bedeuten. An die zugesagte englische Waffenhilfe wagt da niemand mehr zu denken. Im Gegenteil, England geht in der Förderung des Bolschewismus jetzt so weit, daß Lloyd George und Bonar Law in hinterhältiger Weise sogar Friedensverhandlungen zwischen Moskau und Warschau hintertreiben. Churchills Haltung hat lediglich den üblichen englischen Zweck, das Gesicht zu wahren und die Dummen bei uns und anderwärts weiter zu täuschen.

Und da soll England uns helfen wollen? Wenn doch endlich die Deutschen von ihrem Aberglauben lassen wollten, daß England an der Erhaltung unserer Wirtschaft auch nur das Geringste gelegen sei! Wir sind den Engländern völlig gleichgültig; im Gegenteil, die gänzliche Zerstörung der deutschen Wirtschaft bedeutet für England nur ein Plus.

England aber will mit und durch den Bolschewismus heute mehr als unsere Leiche: das eigentliche Ziel seiner bolschewistischen Politik ist Frankreich! Es kommt viel darauf an, daß bei uns diese inneren Zusammenhänge klar erkannt werden. Wenn sich England das lästige Frankreich auf bequeme Weise vom Halse schaffen kann, hat es viel erreicht. Und Frankreich ist durch Versailles und Spa tatsächlich lästig, vielleicht sogar gefährlich geworden. Wir wollen nur daran erinnern, daß Frankreich heute nicht nur als stark gefestigte Kolonialmacht dasteht, sondern daß es vor allem wie ein Vampyr auf den gewaltigen Bodenschätzen Mitteleuropas sitzt. Wenn die Dinge bleiben, wie sie sind, wird Frankreich allein in der Kohlen- und Eisenwirtschaft ein gefährlicherer Konkurrent Englands, als es einst Deutschland war. Der Gedanke liegt

Digitized by Google

nahe, daß England vor seiner Auseinandersetzung mit Amerika oder Japan sich Frankreichs entledigen wird. Ein bequemeres Mittel dazu als den Bolschewismus gibt's nicht. Wenn erst die russischen und deutschen zum Zwangsdienst gepreßten roten Heere Frankreichs Grenzen überfluten, ist Frankreich als Frankreich ebenso schlechthin verloren, wie vorher Deutschland als Deutschland. Wir zweifeln nicht daran, daß Frankreich für den Fall der Bolschewisierung Deutschlands und des Einfalls der roten Heere über den Rhein die wundervollsten englischen Versprechungen bezüglich Waffenhilfe hat und daß gerade hierin die Sorglosigkeit Frankreichs vor einer Bolschewisierung Deutschlands ihren eigentlichen Grund hat. Ebensowenig zweifeln wir daran, daß im gegebenen Fall England unter schönster Wahrung seines Gesichts nicht einen einzigen Mann über den Kanal schicken, sondern mit diebischer Freude der Vernichtung Frankreichs zuschauen würde.

Erst dann wäre England an seinem großen Ziele der echten und rechten pax britannica: Das Ergebnis dieses ‚Unterganges des Abendlandes' und des endgültigen ‚Friedensschlusses' zwischen England und dem bolschewistischen Europa würde sein, daß England die gesamten französischen Kolonien und die französische Flotte schluckt und die ‚Finanzierung' des Wiederaufbaues Europas übernimmt. Ein gutes Geschäft auf Menschenalter hinaus nach dem Motto jenes englischen Geistlichen, der von dem „lukrativen Leichengeruch europäischer Schlachtfelder" sprach. Dann wäre Versailles für uns allerdings erledigt. Nur hätten wir noch etwas viel Elenderes und Niedrigeres dafür eingetauscht: den völligen Untergang, die Verwandlung unseres armen Vaterlandes in einen Schlachthof und Sklavenmarkt für die Kulturträger aus dem Osten und für den großen Shylock, diesen teuflischen Puppenspieler verführter Völker. Daß England sich vor diesem Wege scheuen werde, weil es selber Sorge vor dem Bolschewismus habe, ist ein blöder Irrtum. Demjenigen, der an ihm leidet, fehlt die Kenntnis elementarer politischer und rassischer Zusammenhänge. Um Frankreich wär's uns gewiß nicht leid (es wird auch ohne Bolschewismus ernten, was es gesät), wohl aber um unser deutsches Vaterland.

Der vorbezeichnete Leidensweg ist uns sicher, wenn wir uns, sei es auch in ‚national'-kommunistischer Verirrung, dem Bolschewismus verschreiben. Retten, auch vor Versailles retten kann uns nur die Selbstbesinnung, die Besinnung auf unsere eigene nationale Kraft und ihre zielbewußte Pflege. Was aber das Ostproblem anlangt, so kann unsere Parole nur lauten: Für Rußland, gegen den jüdischen Bolschewismus! Letzteres nicht in dem Sinne der Einmischung in innere russische Verhältnisse. Die lassen uns gleichgültig. Es ist Sache der Russen, ob und wann sie ihre jüdischen Nackenreiter los werden wollen. Vor dem gibt es aber für uns kein bündnisfähiges Rußland. Nationalen Bolschewismus gibt's nur im Sinne des jüdischen Nationalismus. Der Deutsche, der sich ihm verschreibt, wird zum Würger seines Vaterlandes. Auf ihn paßt Shakespeares Wort: O Urteil, du entflohst zum blöden Vieh, der Mensch ward unvernünftig!"

Digitized by Google

# Auf der Warte

## Lache, Bajazzo!

Als Zuschauer des großen Kientopps, der sich neudeutsche Politik nennt, gewinnt man den Eindruck, daß, sobald ein Mensch Abgeordneter geworden ist, sich merkwürdige Hemmungen um seinen vorher so unbefangenen Grips legen.

Es hat zum Beispiel jemand den hagebüchenen wirtschaftlichen Blödsinn riesiger Verkehrssteuern richtig erkannt. Kaum sitzt er im Reichstag, so stimmt er mit dem bekannten „schweren Herzen" einer Paket- oder Fernsprechersteuer zu, die ins Aschgraue geht.

Natürlich weiß ich, daß nun sofort der abgegraste Einwurf folgt: daß man erst über dem lastenden Druck der Verantwortlichkeit die Schwere der Probleme erkenne uff.

Man sollte diese Redensarten auf Abbruch verkaufen.

Der Eiertanz um die Probleme ist ein zum Weinen komisches Spiel. Geht aber leider immer auf Kosten des Volkes.

Platzen etwa nicht jedem die Seiten vor Lachen, wenn er sich die krampfhaft gestützten und verkleisterten Ruinen der „Zwangswirtschaft" ansieht? Wenn er im Berliner Adreßbuch — oder sind sie dort jetzt schon schamhaft gelöscht oder umgetauft — die erhabenen Reihen der Kriegsgesellschaften betrachtet, die noch immer die Reste alles dessen, was Gott einmal in Deutschland hat werden lassen, verwalten, regeln, „verteilen", abbauen und „überführen"? Zum Teil Dinge, die ein gewöhnlicher Sterblicher seit Jahren überhaupt nicht mehr gesehen hat? Gesellschaften mit mehr Beamten und „Sekretärinnen", als in den ernstesten Zeiten des Krieges das „fluchbeladene Regime" für erforderlich hielt?

Und ringsumher weise, ernste Männer in Ministersesseln, die diese Hochburgen vettermichelnder Neuzeitler meist östlichen Gepräges mit Grabesstimme für immer noch unentbehrlich halten.

Lache, Zeitgenosse! Schüttle, krümme dich, winsle, brülle vor Lachen!

Bloß: es hilft nichts.

„Sie aber, sie bleiben an goldenen Tischen."

Da ist die Zuckergesellschaft, die Zucker „verteilt", auf dem Papier und ehe sie ihn hat. Hintenherum aber die Süßigkeit zentnerweise den Schnapsfabriken zuschiebt oder den „Marmelade"-Gewinnlern, die daraus klebriges Scheuerrohr herstellen.

Da ist die „Fleischstelle", die in jedem W-Berliner Schlächterladen, ebenso wie du, wiehernder Zeitgenosse, sieht, wie man das deutsche Rind und Schwein markenfrei über den Ladentisch verschiebt, während „auf Karte" Amerikas ranzigster Speck „verteilt" wird. Von eben dieser Fleischstelle.

Da ist das Öl- und Fettkollegium, das noch niemals eine Tonne Benzin oder ein Pfund Butter hat hindern können, im Schleichhandel zu verschwinden.

Da ist die „Papierstelle", durch deren segensreiche Wirksamkeit sich die Schund- und Schweinereiliteratur kaninchenhaft vermehrt hat, während die anständige Presse ihr jeden Fetzen Holzpapier mit den Zähnen entreißen muß.

Und das Ganze nennt sich „Sozialismus" und „Kontrolle" und „Demokratie" und „Wiederaufbau" und „Gemeinwirtschaft"!

Lache, kreische, wiehere, brülle, Zeitgenosse!

K. E. K.

*

Digitized by Google

# Die Schande

Es tut mir leid, daß ich um den stilistisch-journalistischen Fehler nicht herum komme, hier die gleiche Überschrift zu setzen, die auch in der letzten Nummer des Türmers stand. Wenn aber rings umher im deutschen Land das Gefühl für Würde und Ehre, für die Grenze zwischen kaum noch zu tragender seelischer Last und unerträglicher Befleckung des deutschen Gesamtbewußtseins schwindet, so muß an den wenigen Zufluchtsstätten des nationalen Anstandes das furchtbare Wort Schande zur Rubrik werden.

Die tausend Gründe, aus denen heraus wir den Krieg verloren und in eine im wesentlichen sinnlose Revolution hineinrutschten, lassen sich auf eine einzige tiefste Ursache zurückführen: auf den völligen Mangel an Nationalbewußtsein, auf das schwächliche Versagen der sittlichen Volkskraft, auf die Zertrümmerung des Geistigen durch das Roh-Sinnliche, auf die spurlose Verflüchtigung aller völkischen Ewigkeitswerte.

Die seit langem unter der glänzenden Decke des technisch-materialistischen Jahrhunderts wühlende seelische Kernfäulnis trat in der Kriegs-Ära Bethmann Hollwegs plötzlich zutage. Man wollte einen aufgezwungenen Weltkrieg gewinnen und schlotterte vor der leisesten Beschwörung nationaler Leidenschaft. Die seelische Rückgratsverkrümmung äußerte sich im politischen Gehirn als himmelschreiende Dummheit: keine Ahnung von einem Dämmern, daß gegen die Northcliffesche Weltlügenpropaganda nur eine kühlmacchiavellistisch geführte Gegenpropaganda helfen konnte. Selbst um das doch weiß Gott einwandfreie Kampfmittel, jede nachweisbare Lüge, Gemeinheit, Völkerrechtsverletzung hinauszuschreien, so weit man schreien konnte, ging man wie um einen heißen Brei herum. Hoffnungslose Dummheit als Folge nationaler Knochenerweichung. In der inneren Politik ward genau so verfahren. So kam die Schande des „Schuldbekenntnisses“ zustande, das eine Dummheit und Würdelosigkeit, unmöglich bei jedem anderen Volke, selbst dann blieb, wenn Deutschland wirklich am Kriege schuld gewesen wäre. Folge: die erpreßte Abrechnung über die „deutschen Greuel“, die Auslieferungsschmach, die Entwürdigung des höchsten deutschen Gerichtshofes. Wagte man nach diesem allen wenigstens endlich die Aktenberge, immer noch mit peinlich-deutscher Ordnungsliebe in Archiven gesammelt, der Gegenliste zu veröffentlichen? Man wagt es bis heute nicht. Warum? Die Amtsmiene der neudeutschen Revolutionspolitiker kneift sich bei dieser Frage in genau dieselben Falten geheimtuerischen Sorgenernstes zusammen, die schon Bethmann und seine Nachfolger für diese Dinge auf Lager hielten. Dahinter ist heute und war damals nichts anderes als das erbarmungswürdige Gemisch von gänzlichem Mangel an politischer Psychologie und nationalem Ehrgefühl.

Und so zeugt tiefste Schande immer hündischere Schmach. Wer sich auf den Bauch wirft, wird getreten. Wer grundsätzlich sich bückendes Stiefelablecken für die ihm angemessene Körperhaltung ansieht, kann höchstens durch die Peitsche zu normalem Gebrauch des Rückgrats veranlaßt werden. Nur: bei Deutschland, wie es heute ist, hilft offenbar auch die Peitsche nicht mehr. Seit der Feind seine Stiefel zu dauernden Behufen uns im eignen Lande auf den Nacken setzen darf, fehlt es an der Auffrischung mit der Karbatsche nicht. Im deutschen Osten haben italienische Offiziere deutsches Volk auf der Straße geprügelt. Andere haben deutsche Redakteure mit Reitpeitschen geschlagen. In Berlin werden alle paar Wochen einmal deutsche Bürger von den fremden Vögten, meist sogar den Knechten dieser Vögte, mit Stockhieben auf offener Straße bedacht. Die deutsche Regierung und — man muß das Unerhörte aussprechen — auch der größte Teil der deutschen Presse tut bei diesen Vorfällen kaum die Zähne auseinander.

Aber was ist das alles gegen die Schändungsschmach im Westen? Selbst in Amerika, in England sogar rafft sich einiges anständiges Volk zum Einspruch gegen die tierische Schändung deutscher Frauen, Mädchen und Knaben durch farbige Kerls auf. In Deutschland säuselte lange Zeit darob kaum

Digitized by Google

ein Blättchen. Und doch gibt es nur eine angemessene, eine menschliche Gefühlsäußerung diesen Dingen gegenüber: Haß und Wut! Aber Herr Simons, hundert deutsche Verlagsdirektoren und drei Viertel der 400 deutschen Volksvertreter fallen bei dem Worte Haß stracks auf den hinteren Körperteil. Stünden wir als Sieger und Besetzende in der Champagne, in Belgien, in Oberitalien oder auch nur in Montenegro — zweifelt jemand daran, daß sich im besten Falle nur italienische, französische, belgische Gauner, Huren und Schieber zu einem bezahlten Verkehr mit den deutschen Fremdherren herabließen? Daß aber sonst stumme Hauswände, abgeschlossene Zimmer, unnahbare Menschen, gemiedene Lokale uns das leidenschaftliche, unverrückbare, fanatische Nationalbewußtsein dieser Völker beweisen würden? Das Nationalbewußtsein, durch das allein jene alle gesiegt haben? Im Rheinland aber drängt man sich zu den zweckbewußten Festen der Unterdrücker, öffnen sich selbst Bürgerhäuser den Fremden. In Frankreich würden sich zweifellos sogar die besseren Bordelle, im umgekehrten Falle, verschließen. So wird zu der Schande der Gewalt an deutscher Frauenehre, gegen die nur ein öffentlich und bewußt, mit allen Mitteln entfachter Sturm, ein schriller Aufschrei vielleicht helfen könnte, die Schmach der Selbstbefleckung gefügt.

Und die streikgewohnte Arbeiterschaft dort unten hält die Verkotung deutscher Frauenehre einer Machtübung der nationalen Würde nicht für wert? Nicht? Sind es nicht auch ihre Töchter und Frauen, die dort seit Monaten hinter Schuppen und Gebüschen viehischen Gelüsten Halbwilder zum Opfer fallen, — ohne Sühne, ohne Rache?

Auch am Schluß muß eine Wiederholung stehen: Keine Gesundung, kein Aufrichten, kein „Wiederaufbau" politischer, wirtschaftlicher, geistiger Art kann über dem verwüsteten Deutschland emporddämmern, solange das Gefühl für Schande und Ehre des ganzen Volkes nicht aufersteht. Denn es ist ein abgründiger Irrtum, zu glauben, daß es eine lebensfähige „Realpolitik" gäbe ohne diesen sittlichen Nährboden. K. E. K.

## Prag in Berlin

Im Siechenpalast am Potsdamer Platz hat die „Handelsvereinigung tschechisch-slowakischer Banken" ihren Sitz. Dieses Geschäftsunternehmen besaß die bodenlose Dreistigkeit, mitten in der deutschen Reichshauptstadt über ihrer Betriebsstätte ein riesengroßes Schild anzubringen, das in weithin leuchtenden Buchstaben die Inschrift der Firma in tschechischer Sprache trug! Wenn man bedenkt, daß im jetzt tschechischen Prag, das nicht weniger als 100 000 Einwohner deutschen Stammes aufweist, kein deutsches Firmenschild geduldet wird, so wird man zugeben müssen, daß diese tschechische Herausforderung alles bisher Gebotene übersteigt. Freilich wissen die Herren Tschechen auch ganz genau, wem sie so etwas bieten können. Die Lauheit der Berliner Bevölkerung sowie der Behörden ist so groß, daß man in der Hauptstadt des Deutschen Reiches gewillt scheint, auch diesen Schlag ins Gesicht ruhig hinzunehmen.

*

## Amtliche Schieber

Ein eigenartiges Licht auf die Praktik unseres amtlichen Wirtschaftsapparates warf eine Verhandlung, die kürzlich in der Stadtverordnetenversammlung einer ostdeutschen Stadt stattfand. Es war einem Stadtverordneten bekannt geworden, daß der Magistrat gegen eine Provision von 15 % des Warenwertes vertraglich einen Aufkäufer angestellt hatte, um Waren von einer Provinzialstelle der — Reichsbekleidungsstelle aufzukaufen, die bekanntlich nicht an Private, sondern nur an Kommunen liefern darf. Auf Befragen erklärte der Magistrat, dieser Aufkäufer — seines Zeichens gelernter Tischler — sei solange nötig, als sämtliche Kommunen sich eines solchen Aufkäufers bedienten, der die Waren bei der Reichsbekleidungsstelle in ganz andrer Weise lose zu machen verstehe, als es einem beamteten Beauftragten möglich wäre. Und auf welche Weise die Waren „lose" gemacht werden, darüber gibt in etwa die Spesenrechnung dieses Herrn Auskunft, worin Diners, Soupers, Sektgelage keine

Digitized by Google

ganz untergeordnete Rolle spielen. Also ein ganzes System von Aufkäufern, die sich nun natürlich gegenseitig unter- und überbieten, ist nötig, um die Waren von einer amtlichen Stelle an die andere zu leiten! Und von einem solchen Staat erwartet man die Bekämpfung des Schiebertums! E. K.

*

## Steuerabzug und Arbeiterschaft

Was für jeden Klarsichtigen unschwer vorauszusehen war, ist nun glücklich eingetreten: Allerorts lehnt sich die Arbeiterschaft gegen den Steuerabzug auf. Sie begnügt sich nicht mit Protesten und läßt sich auch an den inzwischen getroffenen, immerhin sehr erheblichen Milderungen nicht genügen, sondern zwingt den Arbeitgeber mit Drohungen und Gewalt zur Sabotierung des Gesetzes. Man mag über den Steuerabzug als finanztechnische Maßnahme denken wie man will, aber aus der Unzufriedenheit mit einer solchen Maßnahme das Recht auf Steuerverweigerung überhaupt herzuleiten, wie es in Fällen wie Schweinfurt, Höchst, Frankfurt a. M. und in den Industriebezirken geschehen ist, grenzt schon beinahe an Hirnverbranntheit. Beanspruchen etwa die Arbeiter, die früher so wacker gegen das Steuerprivileg der Beamten schmälen konnten, nun unter veränderten Verhältnissen ihrerseits Steuerfreiheit im Staate? Wie reimt es sich zusammen, daß heute die Arbeiterschaft sich über ein Gesetz hinwegzusetzen sucht, das unter der Verantwortung der Sozialdemokratie geschaffen, eingebracht und angenommen wurde? Der „Vorwärts“ findet die Mißstimmung der Arbeiter über den Steuerabzug begreiflich und mahnt in ganzen neun Zeilen verlegen um „Einsicht“. Durch ihr Verhalten bestätigt die Arbeiterschaft nur, daß es um ihre Steuerfreudigkeit nie zum besten bestellt gewesen ist. Der vernünftige Staatsbürger schickt sich seufzend ins Unvermeidliche, aber er wird trotz aller Engelsgeduld nicht gewillt sein, allein das Karnickel zu spielen. Wenn die Regierung nicht die Macht hat, auch den Arbeiter zur Erfüllung seiner Steuerpflicht anzuhalten, so besteht für die breite Schicht der Festbesoldeten auch kein Anlaß, sich als einzige bis zum Weißbluten schröpfen zu lassen. Merkwürdigerweise scheinen die Arbeiter ganz vergessen zu haben, daß gerade die Unternehmer es waren, die sich mit Händen und Füßen gegen den Steuerabzug wehrten, weil sie die undankbare Rolle des Steuerbüttels nicht übernehmen wollten. Wie berechtigt ihr Widerstand war, erweist sich nun heute aufs schlagendste.

*

## Aus der Denkmaschine eines Engländers

In meinem Hause wohnt als Quartiergast ein älterer englischer Stabsarzt.

„Deutschland kann zahlen.“

„Aber ich bitte Sie. Der Friedensvertrag von Versailles ist ein Phantasieprodukt, ein Nonsens, das gar keine Aussicht auf Erfüllung hat.“

„Aber Sie haben viel Geld.“

„Gewiß haben wir viel Geld; wenn Ihnen mit unserem Papiergeld gedient ist, können wir Ihnen alles in 14 Tagen bezahlen. Unsere Notenpresse läuft dann mit Überstunden, und dann? — Was wollen Sie denn mit dem Papiergeld? Auch die Aktien unserer großen Industriegesellschaften, Schuldverschreibungen, selbst Häuser und Güter sind gänzlich wertlos, wenn nicht gearbeitet wird. Haben Ihre englischen Zeitungen Ihnen denn nicht berichtet, was endlich einmal unser Finanzminister Wirth so vortrefflich ausgeführt hat, daß allein durch Arbeit und Dienstleistungen die Kriegsschulden bezahlt werden können, aber nicht mit den imaginären Werten unserer papierenen Illusionen aller Art?“

„Oh, Sie haben auch andere Werte in Deutschland. Z. B. wohnt in der Nähe von S. ein Baron, der heute noch von goldenen Platten ißt, wie mir der dort einquartierte Feldgeistliche erzählte.“

„Nun, wenn schon. Die Geschmäcke sind verschieden. Ich ziehe Porzellan vor. Aber bei dem Baron wird es sich bestenfalls um

Digitized by Google

vergoldetes Silber handeln. Und wäre es selbst Gold — gewiß, heute ein unnützer Luxus — glauben Sie, daß all dieses Gold in Deutschland auch nur eine geringe Rolle spielt gegenüber den wahnsinnigen Forderungen Ihrer Minister. Und dann können wir uns in Deutschland nicht ganz von Gold entblößen. Und schließlich machen Sie sich wohl einen ganz falschen Begriff von der Verarmung Deutschlands. Wenn unser Land und unsere Nation auch noch so arm geworden sind, so schließt das natürlich keineswegs aus, daß es in Deutschland noch reiche Leute gibt. Oder wollen Sie den Bolschewismus über unser Land? Und selbst in Bolschewikien gibt es schon wieder viele reiche Leute."

„Ganz recht. Aber Sie haben in Ihren Museen noch sehr viele wertvolle Gemälde und andere Gegenstände."

„—?—" „Gewiß haben wir das. Möchten Sie die etwa auch noch in Ihr britisches Museum nach London, wohin Sie ohnehin die Schätze der halben Welt zusammenge—holt haben? Ist es wirklich Ihre Absicht, uns zu vollkommenen Heloten zu machen? Und hätten Sie selbst auch diese Kunstschätze, nützen Ihnen diese zum Wiederaufbau der Welt?"

Der Engländer hatte sich längst vom Stuhle erhoben.

„Es wäre wirklich an der Zeit, daß Ihre Völker nicht mehr Advokaten und Zeitungsschreiber nach Spa schickten, sondern Kaufleute und Industrielle, die allein — —"

„Good by, Sir."

„Good by, Captain." P. S.

*

## Ein Prophet

In der lustigen Novelle „Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott", die Achim von Arnim, der edle, vaterländische Romantiker, vor etwa hundert Jahren geschrieben hat, findet sich eine heitere und doch sehr nachdenkliche Verwarnung an die Landesversammlung, die auch unsere Gesetzgeber sich zur Weisung dienen lassen sollten.

„Das Volk ist krank durch eure unnütze Weitläufigkeit; ihr kostet dem Menschengeschlechte mehr Zeit auf Erden, als die Ewigkeit einst einbringen kann. Ein Groschen Gewinn ist wenig wert, wenn er mit einem Taler erkauft wird. Ich verbiete euch, im nächsten Jahre bei Lebensstrafe die Feder anzurühren, damit nicht aller euer Witz auf dem Papiere bleibt. Was habt ihr mit euern unzähligen Befehlen angerichtet? Das Papier ist teuer geworden, mein Land eine Wüste, und die Länder meiner Nachbarn sind Gärten. Statt Federn zu schneiden, okuliert Fruchtbäume; ihr habt viele Raupen im Kopfe, nehmt sie einander zur rechten Zeit aus. Lernt erst den Takt, ehe die Menschen nach eurer Pfeife tanzen sollen; tut lieber gar nichts, als etwas Kluges zur Unzeit, und wenn ihr wollt Flaumenfedern durch ein Schlüsselloch blasen, so wartet ab, daß kein Wind gehe als der eure. Hört und sehet! um dies eine bitte ich euch, die Geschichte ist keine Rechenmaschine, und was vorbei ist, läßt sich nicht mehr monieren, noch weniger ausradieren. Hütet euch vor aller Schulphilosophie, die wird nimmermehr schön und nur selten reif; denkt auch nicht, daß eure Gedanken sich mit dem Protokoll schließen müssen. Seht weiter, als eure Nasen reichen, und steckt sie darum nicht in Dinge, die euch nichts angehen. Heimlich ist aller Anfang und unbewußt das Ende; darum stört nichts, wo ihr nicht schaffen könnt, beschließt nichts, wo ihr nicht gewiß seid. Lernt von den tätigen Menschen und denkt nicht, daß ihr sie belehrt, weil ihr besser reden könnt. Kontrolliert nicht ehrliche Leute; die Spitzbuben lassen sich nicht kontrollieren. Nagt niemals aus Müßiggang an wohlerworbenen Rechten und überzeugt euch, daß die Vorzeit verständig war, und daß ihr auch denken müßt. Der Segen des Himmels wird nicht an den Meistbietenden, sondern an den Mindestfordernden überlassen, darum fordert nie zu viel auf einmal von den Leuten, sondern jedesmal das Rechte. Versucht nur vier Wochen die Einrichtungen an euch selbst, die ihr so vielen Tausenden für die Ewigkeit gebt, und ihr werdet erfahren, ob mehr dabei heraus- als hereinkommt."

E. L. Sch.

*



Digitized by Google

## Reinhardt

Das Scheiden Max Reinhardts versetzt einen großen Teil der Berliner Presse in lärmende Trauer. Damit endet ein Tanz ums goldene Kalb, den der Türmer nie mitgemacht hat. Es ist in diesen Blättern Max Reinhardt stets volle Gerechtigkeit widerfahren. Wir haben an ihm gelobt, was wirklich künstlerische Leistung war, aber wir haben uns andererseits entgegen der Zeitkritik nicht gescheut, das Wirken des Mannes da auf das schärfste zu bekämpfen, wo es ins ausgesprochen Artistische sich verirrte und, statt der Dichtkunst selbst zu dienen, die Wunder der eigenen Regie in den Vordergrund rückte. Die Blätter, die um Reinhardts Abschied klagen, haben schon recht: mit ihm ist eine Epoche des deutschen Theaters vorüber. Insofern nämlich, als die künstlerische Entwicklung, die sich in Reinhardt verkörperte, wirklich am Ende und restlos erledigt ist. Das Große Schauspielhaus, das seiner Lieblingsidee vom Theater der Fünftausend die Erfüllung bringen sollte, steht bereits heute nicht nur vor der finanziellen, sondern auch vor der künstlerischen Pleite. Wer als Abonnent schaudernd die letzte Schöpfung, die „Lysistrata" des Aristophanes, hat über sich ergehen lassen müssen, kann nicht länger im Zweifel darüber sein, daß von dieser Zirkusbühne auch nicht das mindeste mehr zu erwarten ist. Selten wohl hat sich auf einer ernstzunehmenden Bühne geistiger Tiefstand so unverhüllt einem viel zu duldsamen Publikum gezeigt, als in diesem Falle. Eine der geistvollsten Komödien der Weltliteratur wurde zu einem Operettenschmarren herabgewürdigt, in dem zappelnde Geilheit die Erotik, Clownsgespaß, das nach der Galerie schielte, anmutigen Witz und beißende Satire ersetzte. Mag sein, daß die Premiere um einige Grade Besseres geboten hat. Aber sollte dieses Theater — so war es uns doch bombastisch angekündigt worden — nicht gerade eines sein, das dem Volk diente, das Abend für Abend vielen Tausenden den Genuß echter Kunst zu gewähren hatte? Oder war doch am Ende das Geschäft die Hauptsache und gehörte nicht Herrn Reinhardts Herz vielleicht weit mehr dem Premierensnob, als der geistig hungernden grauen Masse, der man statt der „großen Kanonen", die jeweils den Erfolg der Premieren und die Reklame der Presse herbeizuführen hatten, Schauspielschüler und billige Kräfte, kurz geistige Talmiware vorsetzte?

Reinhardts große Verdienste um die Neugestaltung der szenischen Kunst, die Meisterung des Chors und der Statisterie werden ihm unvergessen bleiben. Aber wenn er heute den Schauplatz seines Wirkens verläßt, so geht er als ein Erledigter. Das deutsche Kunstleben hat von ihm nichts mehr zu erwarten, als höchstens Bluffs und Sensationen. Die gönnen wir neidlos den Amerikanern. — —

*

## Der gereinigte Shakespeare

In der Hauptstadt der Apachen gilt der Dichter von „Romeo und Julia", wie schon zu Voltaires Zeiten, nicht für anständig, und wenn gelegentlich eins oder das andere seiner Stücke aufgeführt wird, so erfolgt vorher eine reinigende Bearbeitung durch einen Kenner Pariser Sittsamkeit. In einer solchen Bearbeitung von Andree Nivoire wurde in Paris vor einiger Zeit „Romeo und Julia" unter dem Titel „Juliette et Romeo" gegeben. Der Bearbeiter hatte sich bemüht, den Shakespearischen Text zu reinigen, der nach der vornehmsten Monatsschrift Frankreichs, nach der „Revue des deux mondes" vom 1. Juli, „voll von Zoten" und mit bedenklichen Witzen so überfüllt ist, „daß sie auf einer französischen Bühne nicht zugelassen werden können". Auch die Handlung hatte der Bearbeiter gesäubert und den Ausgang soweit möglich gemildert. Julia erwacht aus ihrem Schlaf, um mit Romeo ein rührsames Abschiedsgespräch zu halten! So will es die französische Kültür, die mit den schwarzen Franzosen an der Spitze der Zivilisation marschiert.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

# Liebe Freunde!

Mit dem nächsten (Oktober-) Heft beginnt der Türmer seinen dreiundzwanzigsten Jahrgang. Den Posten, den er in nunmehr zweiundzwanzig Jahren geistigen Ringens erobert und allen Widerständen zum Trotz behauptet hat, wird er auch in Zukunft seinen altbewährten Überlieferungen getreu zu wahren wissen. Bedarf es in einer Zeit, wo unser armes Vaterland zerbrochen und wehrlos am Boden liegt, noch eines besonderen Weckrufes, um alle, die gleiche Ziele und gleiche Gesinnung um die selbe Fahne geschart hält, zu treuem Aushalten zu gemahnen, zu unentwegter Förderung der guten Sache, die im Türmer ihren geistigen Sammelpunkt findet? Daß wir unsererseits alles nur Erdenkliche getan haben, um einer trüben, von zerstörenden Mächten bedrohten Zukunft zum Trotz unter Einsetzung aller Kräfte eine Leistung, wie sie der Türmer nun schon beinahe ein Vierteljahrhundert wohl ohne Beispiel ausgeübt hat, auch weiterhin zu verbürgen, das kann sich unsere Lesergemeinde versichert halten. Eine **bunte Fülle bereits erworbener Arbeiten aus allen Schaffensgebieten unseres Kulturlebens** wird dem Leser vor Augen führen, daß die organisch gegliederte Vielseitigkeit des Inhalts, die unserer Zeitschrift das ganz eigenartige Gepräge aufdrückt, auch im kommenden Erscheinungsjahre, in womöglich noch gesteigertem Maße, zur Geltung gelangen wird. Ein in vielen Jahren des Zusammenwirkens harmonisch eingestimmter Mitarbeiterstab bietet die Gewähr für lebensfrische, aber zugleich auch tiefschürfende Behandlung aller Fragen, die uns auf **politischem, gesellschaftlichem, wirtschaftlichem, religiösem und künstlerischem Gebiete** entgegentreten. Aus den Niederungen und dem Nebel der nur zu oft am Kleinen haftenden Tagesdebatte den Weg zur Wertung der Dinge von höherer Warte zu finden, das Gute, Echte und Tiefe vom Falschen und oft trügerisch Gleißenden zu unterscheiden und da, wo es nottut, durch offene Aussprache von Mensch zu Mensch gemeinsam nach Klärung zu streben, das alles wird, wie bisher, so auch in Zukunft unsere vornehmste Aufgabe sein. Unsere alten Leser wissen es, unsere neu hinzutretenden werden es bald genug erfahren: für die **Sonderinteressen** irgendwelcher Parteien, Kliken und Klüngel ist im Türmer **kein Platz** vorhanden!

Unsere ganz besondere Sorgfalt haben wir diesmal dem **belletristischen, unterhaltenden Teil** gewidmet. Wir müssen es uns versagen, an dieser Stelle die zur Veröffentlichung bestimmten Beiträge aufzuzählen, von denen der größte Teil unserem mit so schönem Erfolge gekrönten **Preisausschreiben für belletristische Kleinkunst** entstammt. Es sei nur darauf hingewiesen, daß gleich im ersten Hefte mit dem Abdruck eines größeren erzählenden Werkes begonnen wird:

## Juliane Karwath: „Die Begegnung".

Digitized by Google

Die höchst eigenartige Arbeit der bekannten Dichterin erschließt **Neuland der Seele,** leuchtet tief hinein in **dämmernde Abgründe menschlichen Erlebens,** eines Erlebens, das unmittelbar an das **Okkulte** streift.

Es hieße Bescheidenheit am unrechten Orte üben, wollten wir verschweigen, daß der Türmer-Verlag nur unter schweren Bedenken davon Abstand genommen hat, eine Erhöhung des bisherigen Bezugspreises eintreten zu lassen, wie sie im Hinblick auf die noch dauernd ins Katastrophale wachsenden Herstellungskosten eigentlich unvermeidlich wäre. Das Verständnis des Verlages für die ideelle Bedeutung der Zeitschrift hat dieses Opfer ermöglicht, und so wird der Türmer **keine erhöhten geldlichen Anforderungen** an die Leser stellen. Wir werden keine Fehlbitte tun, wenn wir in Anbetracht und Würdigung dieses Verzichtes und der ganzen, über die Maßen drückenden wirtschaftlichen Lage, die eine Existenzfrage ist, uns der Erwartung hingeben, daß die Leser Treue mit Treue vergelten, geschlossen bei der Fahne bleiben und darüber hinaus durch reges Werben in gesinnungsverwandten Kreisen die Anhängerschaft des Türmers vermehren helfen werden. Auf die Dauer können wir unser Programm nur einhalten und unser umfassendes Tätigkeitsgebiet nur dann mit Erfolg bearbeiten, wenn unsere Lesergemeinde selbst mit äußerster Energie und bei jedem Anlasse sich auch **für die Weiterverbreitung des Türmers** einsetzt. So helfe denn ein jeder: durch eigene Weiterbestellung **und** durch Weiterverbreitung. Dank und Türmergruß allen Freunden für ihre bisher geleistete treue Hilfe und Arbeit!

Der Türmer

Der Unterzeichnete ersucht, **Probehefte des Türmers** ohne Verbindlichkeit an folgende Anschriften zu senden:

.....

.....

.....

.....

.....

Unterschrift: .....

Es wird gebeten, diesen Zettel in einem Briefumschlag mit der Aufschrift „An den Türmer-Verlag in Stuttgart" zur Post zu geben. Es werden auch unfrankierte Zustellungen angenommen.

Digitized by Google

22. Jahrg. September 1920 Heft 12

# Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber J. E. Freiherr von Grotthuss

## Inhalt

Professor Georg Widenbauer: Ein gefährlicher Nachbar . . . . . 453
Werner Lehmann: Goldene Scherben . . . . 460
Friedrich Lienhard: Heiliger Frühling . . . 468
Fritz Eichberg: Uns' Flock . . . . . 472
Gust. Stutzer: Ist der unorganische Stoff tot? 479
E. L. Schellenberg: Die religiöse Erneuerung 482
Franz Wugk: Ketteler . . . . . 489
Dr. Paul Schuetz: Eine neue Philosophie der „schöpferischen Vernunft" . . . . . 493
Dr. Erich Klein: Die Zwangsvorstellung von der Übervölkerung . . . . . 496
Kurd von Strantz: Nationale volkstümliche Bildung . . . . . 499
Wilhelm Fehse: Wilhelm Raabe und E. T. A. Hoffmann . . . . . 502
Albert Ludwig: Was will das werden? . . 506
Mela Escherich: Kunst, Kritik und Publikum 510
Josef Stolzing: Albert von Keller † . . . . 511
Paul Schwers: Das Weimarer fünfzigste Tonkünstlerfest des Allgemeinen Deutschen Musikvereins . . . . . 515
Türmers Tagebuch . . . . . 519
Auf der Warte . . . . . 529
Kunstbeilage

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Vierteljährlich 12 M. 50 Pf. Einzelhefte 4 Mk. 50 Pf.

# Meine gute Stellung

als fremdsprachlicher Korrespondent in einem hiesigen großen Exporthause verdanke ich lediglich meinem Studium Ihrer Unterrichtsbriefe.— Nebenbei ist die Wirkung Ihres Unterrichts auf die Gedächtnis-Entwicklung und die Erweiterung des Horizonts eine ganz bedeutende. — Wer Ihr Werk durcharbeitet, hat ohne Zweifel einen gewaltigen Schritt in seiner Entwicklung vorwärtsgetan, dabei seine Konsequenz und Ausdauer erprobt und gestählt und sich Kenntnisse erworben, deren Reichhaltigkeit ihm eine Schule oder ein Lehrer nie vermittelt hätte. — Auf Grund meiner Sprachkenntnisse, die ich mir durch Ihre Methode erworben habe, ist mein Monatsgehalt um ein bedeutendes erhöht worden. —

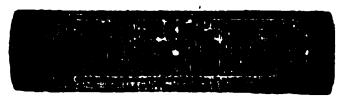
So lauten einige Auszüge aus den vielen tausend Anerkennungsschreiben, die wir im Laufe der Jahrzehnte über unsere Methode Toussaint-Langenscheidt für das Selbststudium fremder Sprachen erhalten haben. Nach dieser Methode können Sie eine fremde Sprache in interessanter und leichter Weise so erlernen, daß Sie sie in kürzester Zeit richtig schreiben, lesen, sprechen und verstehen. Verlangen Sie unsere Einführung S 83 in den Unterricht der Sie interessierenden Sprache. Schreiben Sie heute noch eine Postkarte an die Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg, Bahnstr. 29/30 (Gegr. 1856), den Verlag der Sprachunterrichtswerke nach der

# Methode Toussaint-Langenscheidt

## „Agfa"-Photo-Entwickler

| | |
|---|---|
| „Agfa"-Metol<br>„Agfa"-Glycin<br>„Agfa"-Eikonogen<br>„Agfa"-Hydrochinon | In Substanz<br>„ Glaspatronen<br>„ Lösung conc. |
| „Agfa"-Amidol<br>„Agfa"-Ortol | In Substanz<br>„ Glaspatronen |
| „Agfa"-Metol-Hydrochinon<br>„Agfa"-Pyrosäure | In Glaspatronen<br>„ Lösung conc. |
| „Agfa"-Spezialentwickler | In Substanz |

Ausführliche Gebrauchsanweisung bzw. erprobte Rezepte bei jeder Originalpackung.



**Bezug durch Photohändler**

Näheres im **„Agfa"-Photohandbuch** 201.—220. Tausend. Mk. 1.50.

**„Agfa", Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin SO 36**

Digitized by Google

# Berühmte Zeitgenossen über den Hosenspanner „Ordo-Fix“

5.
Kautsky:
„Mir macht kein Mensch für ein U ein X.
Es funkte in kritischen Tagen
Der Kaiser nach Wien mal das Wort ‚Ordofix‘,
Das heißt: ‚Ich bin fertig zum Schlagen!‘“

Der neue Hosenhalter

## „ORDO-FIX I“

bleibt im Kleiderschrank hängen und besorgt das Einspannen und Abnehmen der Beinkleider in einer Sekunde selbsttätig.

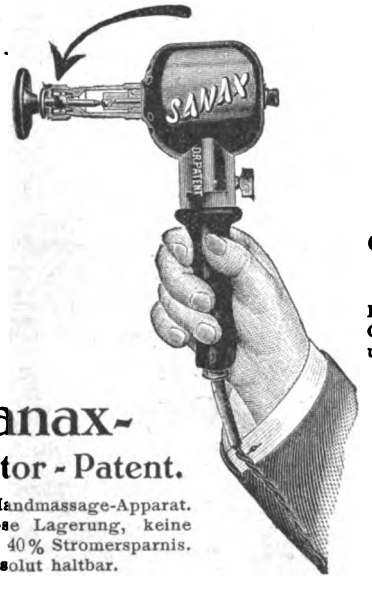
## „ORDO-FIX II“

wird an der Wand befestigt und dient zum täglichen Gebrauch. **Keine Druckstellen!**

**Fort mit den alten Hosenspannern!**

Sie verursachen **Zeitverlust** und **Ärger** und erfüllen ihren Zweck **mangelhaft.**

**Fabrik: Sanitas Berlin N 24.**




## Sanax-
### Vibrator-Patent.

**Der beste Handmassage-Apparat. Reibungslose Lagerung, keine Erhitzung.** 40% Stromersparnis. **Absolut haltbar.**

## Fön
### elektr. Heissluft-dusche.

**Die** Marke **„Fön“** bietet **Gewähr** für sicheren Betrieb **und** ist in jeden Apparat **eingeprägt!**

Man verlange Prospekte durch die Verkaufsstellen, in denen Plakate ausliegen; eventuell zu erfragen durch die Fabrik

**„SANITAS“ BERLIN N 24.**


Digitized by Google

# Briefe

**Cand. M., H. b. Lpzg.** „Lieber Türmer! Ich weiß, daß du auf deiner Warte sehr oft von unten angerufen wirst, und das stört, wenn man zum Schauen bestellt ist — aber ich muß mir mal einiges vom Herzen schreiben, was, wie ich hoffe, dich interessieren und dir einen Einblick in Verhältnisse geben wird, die dir nicht bekannt sein können."

Wir danken dir, lieber Türmerleser, daß du zu uns kommst und uns dein übervolles Herz ausschüttest. Freilich, uns haben deine Mitteilungen nicht so sehr überrascht, wie du glaubst, ja, wir könnten sogar auch unsererseits eine erkleckliche Zahl von Beobachtungen beisteuern von derselben höchst unerfreulichen Art, wie du sie uns auftischst. Zu verbergen gibt's da nichts, und es wäre ganz falsch, solchen allerdings recht trübseligen Erfahrungen gegenüber den Kopf in den Sand zu stecken. Deshalb wollen wir auch aus deiner umfangreichen Zuschrift ein paar besonders charakteristische Fälle herausgreifen: In deinem Wohnsitz, einem großen Vorort Leipzigs, in dem ein alter Stamm Bauern und ein neues Stämmchen von Beamten fast erdrückt wird von der üppig wuchernden sozialdemokratischen Arbeiterschaft, Marke U. S. P. D., kamen vor den Wahlen die Parteiredner. „Der Deutschnationale schlug sämtliche Juden tot. Lautes Bravo der anwesenden ‚Gutsbesitzer'. Heute kann man alle Wochen einige Male schwerbepackte Nachkommen Sems aus den Bauernhöfen kommen sehen, Hühner, Gänse, Enten, Getreide — non olet! Der Einheimische bekommt nichts — weil man sich schämt, ihm diese Preise abzuverlangen. Nun wird mancher sagen: ‚Mein Gott, das sind Einzelerscheinungen.' Nein, das sind keine Einzelerscheinungen — und selbst gesetzt, sie wären es, der gemeine Mann urteilt nach ihnen. Und was soll man dazu sagen, wenn ein Militärverein einen durch Schiebertum zu Reichtum gelangten Herrn zum Ehrenmitglied ernennen will, weil er der Kasse ein paar tausend Mark stiftete? — Und noch eins. Kämpfen ist doch nicht Bekämpfen! Wenigstens nicht immer. Kampf mit geistigen Waffen soll doch nicht Machtprobe, sondern Klärungsmittel sein und zur Verständigung führen. Aber wie sieht es da aus? Bei Abstimmungen in Korporationen (wie Gemeindevertretungen) entscheidet immer noch das kleinliche Geldsackinteresse — aber da man doch auch Verständigung zur Schau tragen möchte, wird sie in äußerlichen Formen erheuchelt. Kürzlich hatten wir Gemeinderat. Der Herr Gutsbesitzer

**Halali** ist das Ideal eines Sport-, Jagd- und Touristenhutes.
**Halali** imponiert d. seine fabelhafte Leichtigkeit als hygienische Kopfbedeckg.
**Halali** ist der eleganteste und vornehmste Promenaden- und Reisehut.

Nächste Bezugsquellen zu erfragen bei **Hermann A. Rothschild,** Moselstr. 4, Frankfurt a. M. 59.
Nachahm. wird gerichtlich verfolgt.

**Bücher**
**von denen man spricht**
Verlangen Sie kostenlose Prospekte.
Verlag Herder / Freiburg i. B.

Marke.
Carl Gottlob Schuster jun., Markneukirchen 291
Altbek. Musikinstr.-Fabrik.
*Man verlange Sonderlisten.*

Das **ergötzlichste Buch,** das **schönste Geschenk** ist
**„Fränzchen"** von Mulli Mulli,
:: **Glänzendste Anerkennungen durch die Presse.** ::
2 Bände, Prosa und Poesie, mit über 100 Bildern.
Preis je Band, einschl. Teuerungszuschlag, portofrei: fein gebunden Mk. 21,60, fein geheftet Mk. 18.— Nachnahmegebühr besonders.
Durch jede gute Buchhandlung, sonst direkt vom
**Mulli-Verlag, F. Görres, Essen,** Eleonorenstr. 37.
Zahlkarte **77537,** Amt Köln.

**W. Witte**
**Fabrikation Nordischer Blockhäuser**
**Osterwieck, Harz.**
Aelteste Spezialfabrik Deutschlands.
Erstklassige Referenzen, Musterbücher bereitwilligst.

**Anzeigen** finden durch diese Zeitschrift die wirksamste Verbreitung.

**Rodenstock's Perpha-Augengläser**
punktuell abbildend mit groß. Blickfelde, wirken wohltuend auf die Augen, schützen vor Übermüdung
**Spezial-Institute für Augengläser**
**Augenuntersuchung** zur Bestimmung der richtigen Gläser durch Fachoptiker von 10-1 u. 4-7 Uhr
Leipzigerstr. 101—102, Ecke Friedrichstr.
Friedrichstr. 59—60, Ecke Leipzigerstr.
**BERLIN**
Rosenthalerstr. 45, Nähe Hack. Markt
Joachimsthalerstr. 44, Bahnhof Zoo
Preislisten sowie Anleitung u. Fragebogen zur schriftl. Bestellg. unserer Augengläser gratis


Digitized by Google

gibt der Reihe nach allen Mitgliedern die Hand, auch den Herrschaften von der U. S. P. D. Dann leise zu mir: ‚Ist es nicht eine Schande, daß man sich mit den Kerlen an einen Tisch setzen und ihnen die Pfote geben muß?‘ (muß?!!).“

Der Vorgang ist ebenso bezeichnend wie beschämend. Aber hat nicht gerade der Türmer immer wieder den Finger auf diese Wunde gelegt, den Mangel an Zivilcourage, der leider in bürgerlichen Kreisen ganz besonders auffällig zutage tritt. Sträfliche Lauheit auf der einen, Argwohn und mißtrauische Zurückhaltung auf der andern Seite, das sind die Widerstände, die sich allen ehrlichen idealistischen Bestrebungen heute entgegenstellen. Dazu zwei Beispiele, die für sich sprechen: „Ich hatte mit vieler Mühe und eignen Kosten ein Kirchenkonzert veranstaltet. Namhafte Künstler — eine Leistung, die sich der Kritik jeder Großstadt stellen konnte. Besuch? Einnahme? Defizit! Wenige Tage darauf eine Überbrettelvorstellung im Gasthof zum brechen voll. Ich hatte mich (und mit mir ein befreundeter Arzt) der Arbeiterschaft angeboten, allgemeinverständliche Vorträge (unentgeltlich) über Musikverständnis zu halten. Abgewiesen! Begründung: Man müsse Genosse sein, da sonst die Gefahr bestände, daß politische Einflüsse geltend gemacht würden.“ Gewiß, dergleichen Erfahrungen sind dazu angetan, daß man die Flinte ins Korn werfen möchte. Aber trotz alledem, lieber Türmerfreund, heißt es bei der Stange bleiben — heute mehr denn je!

**M. F., L.** So sehr wir die Gesinnung achten und schätzen, die aus Ihren Versen spricht, zur Veröffentlichung im „Türmer“ fehlt ihnen doch in Form und Ausdruck die nötige Reife, die wir nun einmal von einem lyrischen Erzeugnis verlangen müssen.

**„Gesundheitlicher Aufbau der Ehe.“** Unter dieser hochtönenden Überschrift windet Prof. J. Schwalbe in der „Voss. Ztg.“ der seligen Nationalversammlung ein verspätetes Lorbeerkränzlein. Er weist mit umständlicher Wichtigkeit auf eine kurz vor der Auflösung angenommene Gesetzesbestimmung hin, „welche zum erstenmal ausdrücklich eine gesundheitliche Begründung der Ehe fördern will“. Der harmlose Durchschnittsleser hält den Atem an. Er erwartet so etwas wie ein großzügiges Aktionsprogramm zur sittlichen Hebung der Heiratsgrundlagen vorgesetzt zu bekom-

Digitized by Google

**SIEGELRINGE**

und alle anderen Schmucksachen in Goldfilled, Silber und Alpacca; Geschenk- und Bedarfs-Artikel.

**Illustr. Preisliste 1920 kostenlos.**

Nr. 441. Glatter, massiv. Siegelring, echt 14 kar. Goldfilled, 5 Jahre Garantie, mit künstlerischem Monogramm von 2 Buchst. in Handgravur

**Reklamepreis M. 15.00**

Porto und Verpackung M. 1.20, bei Nachnahm. M. 1.50 extra. Als Ringgröße genügt ein Papierstreifen.

**Wiederverkäufer erhalten Rabatt!**

**Sims & Mayer, Berlin SW 68**

Oranienstraße 117, Abt. 33.

---

**Browning,** Kal. 7,65 M. 250, Mauser M. 350, Parabell. M. 290, **Jagdwaffen.**

Benekendorff, Berlin-Friedenau, Rheinstr. 47.

---

Der **Weg** zur **Selbsterkenntnis Gesundheit** und zum wahren **Lebensglück**

:: Prospekte gratis

**Wodan-Verlag**

Leipzig-Gohlis 82

**Filiale Berlin W. 50, Nürnbergerstr. 42**

---

**Musikinstrumente**

Preisliste No. 152 umsonst.

**Edmund Paulus**

**Markneukirchen No. 152.**

Welches Instrument interessiert?

---

**HARMONIUM**
die Königin der Hausinstrumente.
**HARMONIUM**
sollte in jedem Hause zu finden sein.
**HARMONIUM**
mit edlem Orgelton von 66—2400 Mark.
**HARMONIUM**
auch v. Jedem. ohne Notenk. 4st. spielbar.
Prachtkatalog umsonst.

**Alois Maier, Hof., Fulda 167.**

---

**Angelapotheke Regensburg**

**Gegr. 1583**

3. Sonntag.

**Homöopath. Medizinal- u. Exportgeschäft**

Sämtliche homöopathische Medikamente
Schüssler's biochem. Präparate.
Felke Mittel. . . Hauptvertretung
der Komplexen Homöopathie.
(Elektrohomöopathie)

**„System Mattei"**

Preislisten, Broschüren 35 Kostenlos.

---

Nachahmungen weise zurück!

**Pallabona** unerreichtes trockenes **Haarentfettungsmittel**

entfettet die Haare rationell auf trockenem Wege, macht sie locker und leicht zu frisieren, verhindert Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt die Kopfhaut. Ges. gesch. Aerztlich empfohlen. Dosen zu M. 2.—, 3.50 und 5.— bei **Damenfriseuren** und in **Parfümerien.**

---

**Karlsruher Lebensversicherung**

**auf Gegenseitigkeit.**

Bisher beantragte Versicherungen 1800 Millionen Mark.
Kriegsversicherungs-Leistungen 36 Millionen Mark.
Dividenden der Versicherten in den Jahren 1914/19: 47 Millionen Mark.

Zweckmäßigste Kapitalanlage.

---

Bei Nervosität, Schlaflosigkeit, nerv. Herz-, Magen-, und anderen Beschwerden verordnet der Arzt

**eine Trinkkur mit Lommersprer von Dr. A. Erlenmeyer**

Dieses hat den Charakter u. den Wert eines **natürlichen** alkalisch-muriatischen **kohlensauren Mineralwassers.** Literatur kostenlos. Gebrauchsanweisung auf jeder Flasche. In den Apotheken und Handlungen nat. Mineralwässer, sonst durch **Dr. Carbach & Cie., Coblenz 11 a. Rh.,** in Kisten zu 10 oder 30 Flaschen.


Digitized by Google

men und schämt sich, derzeit eine so einschneidende Gesetzesmaßnahme übersehen zu haben. Die Musik schweigt. Dann kommt es: „Der Standesbeamte soll den Verlobten und denjenigen, deren Einwilligung nach dem Gesetz erfordertlich ist, vor Anordnung des Aufgebots je ein Merkblatt aushändigen, in welchem auf die Wichtigkeit einer ärztlichen Beratung vor der Eheschließung hingewiesen wird. Den Wortlaut des Merkblatts bestimmt das Reichsgesundheitsamt."

Lohnt es sich wirklich, über dieses bescheidene Ei'chen der Nationalversammlung nachträglich in der Öffentlichkeit ein weithin hörbares Gegacker zu erheben? Ein Merkblatt! Du lieber Himmel, wie viele Merkblätter sind über uns hingegangen, deren Inhalt, so gut und löblich er war, doch nur von ganz untergeordnetem Einfluß geblieben ist auf diejenigen, zu deren Aufklärung er bestimmt war. Es gehört schon ein beneidenswerter Optimismus oder, wenn man will, eine erstaunliche Naivität dazu, von solchen wohlfeilen Mittelchen praktische Ergebnisse zu erwarten. Nicht einmal der Ruhm der deutschen Nationalversammlung wird durch sie gerettet . . .


**Briefmarken**
Kriegsneuheiten
stets sofort nach Erscheinen.
Sammlungen — Versteigerungen.
Marken- u. Ganzsachenhaus G.m.b.H.
Berlin W. 8, Friedrichstr. 162 u. 83.

**Briefmarken**
Unsere fortlaufend erscheinenden Listen, die wir unseren Käufern gratis senden, halten Sie stets auf dem laufenden!
— Verkaufsangebote stets erwünscht —
**Alwin Hamann, G. m. b. H.**
Briefmarken-Grosshandlung
Berlin-Charlottenburg 5
Kuno Fischer-Strasse 13 c.

**Briefmarken**
und ganze Sammlungen kauft
A. W. Drahn, Köln a. Rhein, Am Hof 1, gegenüber dem Heinzelmännchen-Brunnen. Grosse Auswahl in Kriegsmarken u. Raritäten vorhand.

**Lärm ruiniert die Nerven!**
Ohropax-Geräuschschützer, weiche Kügelchen für die Ohren schützen Gesunde und Kranke gegen Geräusche u. Grossstadtlärm, während des Schlafes, bei der Arbeit, auf Reisen, auf dem Krankenlager. Schachtel mit 6 Paar Kügelchen M. 3.00 — Zu haben in Apotheken, Drogerien, Bandagen- und Gummigeschäften oder vom Fabrikanten Apotheker Max Negwer, Berlin 151, Bülowstr. 54.

**August Stösslein,** Werkstätten für Friedhofskunst **Dresden-A. 21**

Nr. 326. Kriegerdenkmal auf d. Friedhof in Bremen. Entwurf gesetzlich geschützt.

Künstlerische **Grabdenkmäler** in einfacher u. reicher Gestaltung.
**Kriegerehrungen Mausoleen usw.**
Lieferung einschl. Aufstellung nach allen Plätzen, auch nach dem Auslande.

**Alte Bücher** einzelne wertvolle Werke und ganze Sammlungen erwirbt stets Karl W. Hiersemann, Antiquar, Leipzig, König-Str. 29.

Sparsame Hausfrauen verwenden nur
**Rauer's Mischungen**
vorzüglich im Geschmack.
**Kaffeerösterei Rauer & Co.,**
Berlin C, nur Neue Schönhauser Strasse 3.
Geschäftszeit: 8-1 u. 4-7 Uhr. Fernspr.: Norden 8519.

**Jeder unterwirft sich Ihrem Willen**
wenn Sie die Macht der Suggestion und Hypnose anzuwenden verstehen. Gründl. Anl. gibt R. Gerling, der bedeutendste Hypnotiseur in seinem Werke
**Hypnotische Unterrichtsbriefe.**
Mit 19 Abbild. u. genauen Angaben. Preis brosch. M. 9.60, geb. M. 13.20 zuzügl. Porto u. Verpackung. Herr A. H. in R. schreibt: „Über das Buch kann ich nur das Beste sagen. Ich konnte nach 2 Stunden schon 3 Personen glänzend hypnotisieren." Stettin. Ztg.: „Gerlings Buch ist als der klarste u. beste Leitfaden längst von Fachmännern anerkannt."
Orania-Verlag, Oranienburg T.

**Friesische Möbel**
Büfette, Anrichten, Glasschränke, Truhen, Stollenschränke, Tische, Stühle usw.
Holland & Co., Berlin SW., Lindenstr. 78a.
*Abbildungen auf Wunsch zur Verfügung.*


Digitized by Google

# Für Kur und Erholung

## Waldsanatorium

**Bredeney-Ruhr bei Essen,**
Waldstr. 40—42, Fernspr. 4502 Essen,
**für Nervenkranke** (nicht Geisteskranke) **u. Erholungsbedürftige.**

**Dr. med. Hackländer,**
Nervenarzt. Fachbeirat im VII. A.-K.

---

---

**Dr. Möller's Sanatorium**
Dresden-Loschwitz
**Diätetische Kuren.**
Gr. Erfolge i. chron. Krankh.
Billige Zweiganst. Prosp. frei

---

Lehrer Obst's **Nerventee**
zum Kurgebrauch bei Nervenkrankheiten, Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, von besterprobter Wirkung, zugleich Arterien-Verkalkung vorbeugend.
Probe (für 1 Woche) Mk. 4.—
Monats-Menge Mk. 15.—
Außerdem best. erprobt:
Lehrer Obst's Asthma-, Blasen-, Blutreinigungs-, Bleichsuchts-, Darm-, Fieber-, Frauen-, Herz-, Hals-, Hämorrho.-, Lungen-, Leber-, Magen-, Nieren-, Rheumatismus-, Wassersuchts-Tee u. a. m.
Genaue Angabe erforderlich.
**R. Obst,**
**Hermannsdorf-L.**
bei Breslau.

---

Wir geben Interessenten gern jede gewünschte Auskunft und senden auch Prospekte über Kur- und Erholungsorte oder Sanatorien und Kuranstalten.
*Gegen Porto-Erstattung (1 M.).*
Bevorzugte Gegend u. besondere Wünsche sind anzugeben.
**Die Anzeigen-Verwaltung des Türmer, Berlin W. 35.**

---

Besonders geeign. für **Nervöse, Blutarme, Magen — Darm — Stoffwechselkranke u. für Erholungsuchende. Sorgfältige, individuelle, ärztliche Behandlung.**
Gute Verpfl., eig. Landwirtsch., günst. Preise.
Besitzer: **H. Kamp.**
Leit. Arzt: **Dr. med. Kapferer.**
*Prospekt frei durch die Verwaltung.*

---

## Schierke im Oberharz

**Vereinigte Hotels Kurhaus u. Fürstenhöh**

Vornehmste Familienhotels I. Ranges / 120 Zimmer und Salons — Große elegante Diele.

**Fürstenhöh-Hotel-Betriebs.-Ges.**
**Telefon 8, 21 und 26.**

---

## Bad Harzburg.

**Central-Hotel**
**Pension 35 Mk., Zimmer 8 Mk.**
Das ganze Jahr geöffnet.

---

## Bad Lauterberg, Harz.

**Hotel Langrehr :: Angenehmes Fremdenheim**
Herbst- und Winterkuren. Pension. Zentralheizung.

---

**Frankfurt a. Main / Kölner Hof**
Bekannter Gasthof guten Ranges am Hauptbahnhof, rechts.
130 Zimmer mit 180 Betten von M. 2.50 bis M. 4.— / Zimmer mit Bad / Dampfheizung / Fahrstuhl / Elektr. Licht.
Besitzer: **Herm. Laaß.**

---

**GOSSMANN'S SANATORIUM WILHELMSHÖHE-CASSEL**
Kuranstalt für natürliche Heilweise.
Nerven-, Herz-, Magen- Darmkranke, Gicht, Rheumat., Blutunters. Erholungsbedürftige.

---

**Ostseebad Misdroy.**
Das **Christl. Hospiz Dünenschloß** ist wie immer zum Empfang bereit. Druckschriften durch die Hausmutter **Eva Quistorp.**

---

**Ostseebad Bansin.** **Hotel Meeresstrand** mit Villa am Meer, **Villa Meeresruh u. Pension Concordia** (direkt am Strande gelegen). Gute vornehme Häuser. Familien-Wohnungen u. einzelne Zimmer in angemessenen Preislagen. Elektr. Licht. Autounterkunft. Weitere Auskunft erteilt gern der Besitzer **Hugo Naumann.**

---

**Solbad Kösen Haus Herta** | **Kindererholungsheim.** Aufnahme erholungsbedürftiger Kinder — Knaben bis zu 12, Mädchen bis zu 14 Jahren. Das ganze Jahr geöffnet. **Dr. Klemm, Kinderarzt.**

---

**Cecilienhaus-Sanatorium, Halle a. S.,** Gütchenstraße 19 Telefon-Nr. 6780, für **Nerven-, Ohren-, Haut-, Magen-, Darm-, Stoffwechsel- und Nierenkrankheiten.** Arzt für die Nervenabteilung: Herr **Dr. Hagemann.**

---

**Oberhof** **Parkhotel Wünscher**
Vornehmes Haus
Großer Park in herrlicher Südlage.
Seit Jahren in Familienbesitz
Tel. 7 u. 70. Telegr.: Wünscher.
Prospekt durch den Besitzer: Erich Wünscher.

---

**Bad Warmbrunn** Seit 1281 bekannt. Fuße des Riesengeb... station. 3 schwefel...
radioaktive Thermalquellen • Angezeigt geg. alle Formen v. Muskelrheumat., Gicht, Zuckerharnruhr, Nieren- u. Blasenl., bei ... u. Hautkrankheit., Kriegsverletz. Konzerte, Gesellschaftsabende, ... plätze usw. • Kurzeit Mai-Okt. • Brunnenversand der „Neuen" u. ... sowie d. Tafelwassers „Ludwigs-Quelle" durch Herm. Kunicke in ...
Auskunftsbücher frei durch die Badeverwaltung.

Digitized by Google

**„Führer durch die deutschen Heilanstalten."** Herausgegeben vom Verband deutscher ärztlicher Heilanstaltsbesitzer und Leiter, mit einem Vorwort von Mirkl. Geh. Ober-Med.-Rat Prof. Dr. Dietrich. Bäder-Verlag, G. m. b. H., Berlin W 57. Der vorliegende Führer lehrt, über welche Fülle von vorzüglich eingerichteten Heilanstalten unser deutsches Vaterland verfügt, so daß die deutschen Ärzte es nicht nötig haben, ihre Kranken, die einer Anstaltsbehandlung bedürfen, ins Ausland zu schicken, was ja auch schon durch den Tiefstand unserer Valuta auf erhebliche Schwierigkeiten stößt. Es ist als ein besonderes Verdienst des Verbandes deutscher ärztlicher Heilanstaltsbesitzer hervorzuheben, daß er sich zur Herausgabe eines rein deutschen Sanatorienführers entschlossen hat, der um so wertvoller ist, als er die Gewähr bietet, daß nur solche Heilanstalten genannt sind, die der ärztlichen Empfehlung würdig sind und eine geordnete ärztliche Leitung besitzen.

**Hch. R., O.** Sie schreiben uns: Gegen den preußischen Militarismus machte einst die nordamerikanische Regierung mobil und heute kommen die in Neuyork im April abgestempelten Briefe mit einem Poststempel an, der lautet: „Learn while you earn, Join U. S. Army", auf deutsch: „Tritt in die Armee der Vereinigten Staaten von Nordamerika ein, du kannst nicht nur (gut) verdienen, sondern kannst auch noch etwas lernen." Unsere einstige deutsche Armee, die mehr Gewicht darauf legte, daß der Soldat neben seiner militärischen Ausbildung auch zu einem gesunden, brauchbaren Mann erzogen wurde, war der Störenfried der ganzen (ihr feindlichen) Welt. Wenn aber die Ver. St. für etwas ähnliches, denn dasselbe können „Mercenaires", Söldnertruppen, nicht sein, heute nach dem Welttrieg, der gegen den Militarismus (so hieß es wenigstens) geführt wurde, sogar mit ihren Poststempeln Stimmung machen, so ist das natürlich ganz was anderes!


**Dr. Lahmanns Sanatorium**

**in Weißer Hirsch bei Dresden**

Chefarzt: Prof. Dr. J. H. Schultz-Jena und 7 Aerzte.

**Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilfaktoren**

einschl. Höhensonne- und Röntgen-Therapie. Thermopenetration, d'Arsonvalisation, Franklinisation, Neuzeitliches Inhalatorium. Luft- und Sonnenbäder.

**Stoffwechselkuren.**

Physiol.-chem. Laboratorium (Vorstand Ragnar Berg).

**Prospekte kostenfrei.**

**Bücher,**
**von denen man spricht.**
Verlangen Sie kostenlose Prospekte von
**Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla.**

**Lagerkatalog**
auf Verlangen gratis.
Interessante Bücher aus allen Literaturgebieten;
besonders zu Geschenkzwecken.
**Antiqu.: Gustav Pietzsch, Dresden-A 1.** Waisenhausstr. 28 I.

**Damenbinden**
beste Qual., Dtzd. 5.—, 7.50 u. 9.— Mk., bei 10 Dtzd. 5%. Gestrickte, waschbare Binden Stück 5.— bis 8.— Mk. Damenbindegürtel Stück 3.50 bis 8.— Mk. Versand per Nachn. od. Voreinsendung d. Betrages exkl. Porto. **Versandhaus Hyweka", Neukölln Z. 5,** Siegfriedstr. 14.

**Kopfschmerz**
geistige **Erschöpfung, Kopfdruck, heisser Kopf, Blutandrang** etc. Die natürlichste Hilfe ist der
**Stirn-Kühler Psygma**
In- und Auslandpat. angemeldet, Lindert sofort den Schmerz und erspart das Einnehmen gesundheitsschädlicher Medikamente. Ueberraschende Erfolge, glänzende Anerkennungen. Prospekte gratis!
**Athos-Laboratorium, G. m. b. H.**
Abt. G.
**Berlin S. 59,** Hasenheide 88 G.

SANABO TEE
ärztlich empfohlen!
Nach Vorschrift von **Sanitätsrat Dr. Paul Wolff.** Bei Erkrankungen der Harnröhre u. Blase, Nieren, Leber, Galle, **Frauenleiden,** Blutstockungen, **Asthma, Verstopfung,** Gicht, rheumatischen und **nervösen** Beschwerden, Schlaflosigkeit, sowie besonders bei **Hämorrhoiden bestens bewährt.** — Paket 7,50 M., 3 Pakete 20,- M. durch „Sanabo"-Versandstelle, Berlin-**Friedenau** 7 Büsingstr. 7

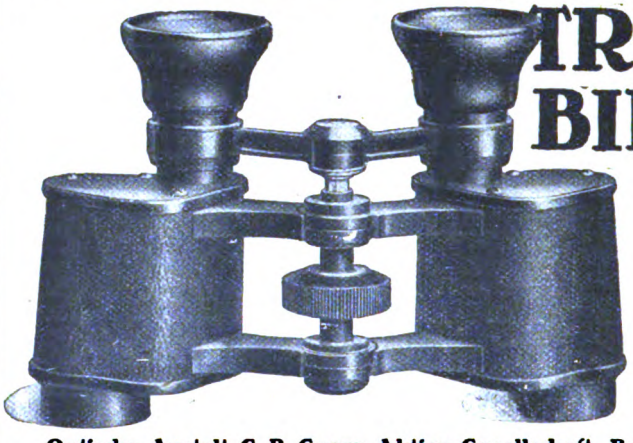
**Berthold Otto,**
**Volksorganische Einrichtungen der Zukunftsschule**
zeigt bis ins Einzelste, wie sich die Schule in den („sozialistischen") Zukunftsstaat organisch einfügt. **Gebd. 6.—.**
**Berlin-Lichterfelde. Verlag der Hauslehrer.**

**Angesehener Verlag** (Pädagogik, Jugendliteratur, Lehrmittel) sucht intell., strebsamen Herrn (a. l. ehem. Lehrer) als
**Reise-Vertreter**
zum Besuch von Schulen u. Behörden. Angenehme Tätigkeit, gutes Einkommen, unabhängige Stellung. Gefl. Angebote an **Schwarzburg-Verlag, Stadtilm i. Thür.**

Die drückendste Hitze, das schlechteste Regenwetter vergessen Sie beim Lesen der immer froh gelaunten
**Meggendorfer-Blätter**
**dem schönsten, farbig illustrierten Familien-Witzblatt.**
Vierteljährlich beim Buchhändler oder direkt vom Verlag Mk. 12.60. Einzelne Nr. Mk. 1.—. Nach dem Ausland Schweizer Frs. 6.20 oder deren Kurswert. Das Abonnement kann jederzeit begonnen werden.
**Verlag der Meggendorfer-Blätter, München**


Digitized by Google

# GOERZ



## TRIËDER BINOCLE

für

**Reise, Sport, Jagd**

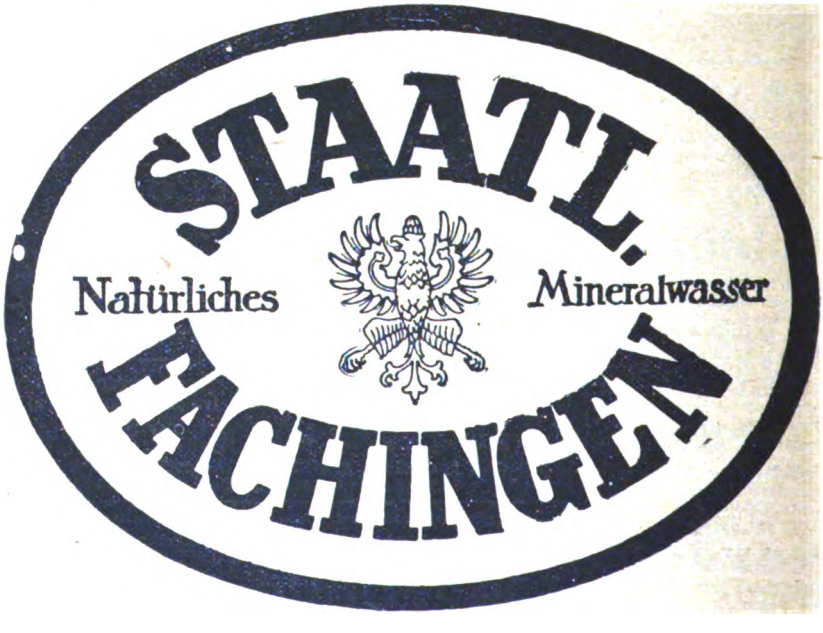
Vergrößerungen 6-, 8-, 12fach

**Theaterglas „Goerz Fago"**

Vergrößerung 3½fach

Zu beziehen durch die optischen Geschäfte. Man verlange Katalog

**Optische Anstalt C. P. Goerz Aktien-Gesellschaft, Berlin-Friedenau 140.**




**Von heilwirkendem Einfluß bei Gicht, Rheumatismus, Diabetes, Nieren-, Blasen- und Harnleiden, Sodbrennen usw.**

**Brunnenschriften durch das Fachinger Zentralbüro, Berlin W 66, Wilhelmstrasse 55.**


Digitized by Google

# Lovan-Creme

## Fetthaltig

### In jede Hausapotheke

gehört dieses hygienische Hautpflegemittel. Bei spröder und rissiger Haut oder wunden Hautstellen bei Erwachsenen und Kindern ist es ein angenehm kühlendes Mittel. Linderung in kürzester Zeit.

## Nicht fettend

### Zarte samtweiche Haut

erhält man durch diese fein duftende, nicht fettende Creme. Sich vollständig verreibend, ist es das beliebteste Mittel zur Schönheitspflege.

**Queisser & Co., G. m. b. H., Hamburg 19**


Digitized by Google

# Reaktion!!

Wissen Sie, was das heisst? Reaktion heisst Gegenwirkung und hat natürlich nicht nur die bekannte politische Bedeutung; wenn Sie z. B. unter den Widrigkeiten des Lebens zu leiden haben, so stemmt sich in Ihnen etwas gegen dies Leiden auf und sucht es zu bekämpfen. Auch das ist eine Reaktion, und zwar eine Reaktion des Willens. Je stärker aber der Wille, um so grösser seine Macht, um so gewisser der Erfolg im Leben. Vermag doch ein entschiedener Wille sogar schon ansteckende Krankheiten von uns abzuwehren, wie Goethe uns aus eigener Erfahrung, wo sein Wille ihn vor dem Faulfieber bewahrte, mitzuteilen weiss. »Es ist unglaublich,« sagt er, »was in solchen Fällen der moralische Wille vermag. Er durchdringt gleichsam den Körper und setzt ihn in einen aktiven Zustand, der alle schädlichen Einflüsse zurückschlägt.« An einem solchen Willen hat es Ihnen bisher gefehlt, und damit natürlich auch an denjenigen geistigen Eigenschaften, durch welche eine wahre Persönlichkeit sich vor dem Durchschnitt auszeichnet — Charakterstärke, überragende Gedächtniskraft, lebhafte aber nicht ausschweifende Phantasie, umfassendes Wissen und starkes Können. Alle diese Eigenschaften erwerben Sie spielend durch Poehlmanns Geistesschulung und Gedächtnislehre, den einzig dastehenden individuellen Fernunterricht mit praktischen Uebungen, die Ihren Willen stärken, Ihr Gedächtnis vervollkommnen, Ihren Wissensschatz erweitern und damit den Weg zum Erfolg vorbereiten. Kostenloser Prospekt steht Interessenten gerne zur Verfügung durch den Leiter des Unterrichts

**Ch. L. Poehlmann, Amalienstr. 3, München A 79.**

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 082988921